zu sagen. In den Kirchen hatten nicht bloß die Altäre ihre Statuen und Oelgemälde, auch die Wölbungen waren mit Malereien gefüllt, die man jetzt durch Entfernung der Tünche wieder bloßlegt. Palladius rieth den Kirchenvorstehern, die Seitenaltäre zu entfernen, den schlimmen und unnützen Kram zu anderem kirchlichen Bedarf zu verwenden, Tafeln und Bilder dagegen an den Wänden aufzuhängen, damit sie guten und einfältigen Leuten zum Spiegel dienten [1]. Volk und Adel liebten eben ihre Heiligen und deren Bilder. Die Wegschaffung der Seitenaltäre aus den Kirchen fand bis gegen Ende des Jahrhunderts vielfachen Widerstand. Der Adel hatte gebeten, neben Mariager möge auch Mariebo bestehen bleiben zur Unterbringung und Versorgung seiner Töchter. Es wurde erst 1620 aufgehoben. Bis dahin aber verstummten die Klagen nicht, die Schwestern hätten nicht bloß auf ihrem Chore Heiligenbilder, sondern schmückten sich sogar mit solchen. Paulus Eliä schreibt an Erasmus, man sehe jeden als Lutheraner an, der unterlasse, beim Vorübergehen an einem Kirchhofskreuz das Haupt zu entblößen. Auf Fünen stand bis vor nicht langer Zeit an einer Wegscheide ein Kreuz [2]. In dem bis 1660 dänisch gebliebenen Malmö war sogar an einem alten Hause noch ein Marienbild, bis vor etwa zehn Jahren ein neuer Bau an die Stelle des alten trat.

In mehreren handschriftlichen dänischen, dem Mittelalter angehörenden Gebetbüchern finden sich Bemerkungen, wie: „Bevor du folgendes Gebet sprichst, sollst du ein Licht anzünden vor dem Bilde dieses Heiligen." Der Schreiber dachte offenbar an Bilder, die man im Hause habe, und nahm an, sie seien nicht selten. Paulus Eliä beklagt, daß Adelige jetzt anfingen, ihre Häuser „mit Bildern der Palladis, Junonis, Veneris" und mit mancherlei Buhlerei und Unzucht zu schmücken, und sagten, der Anblick und das Beispiel, welches das Bild des Gekreuzigten, seiner Mutter Maria und anderer Heiligen in den christlichen Tempeln böten, genüge! [3] So waren also Darstellungen der Pallas und anderer Göttinnen an die Stelle der Heiligenbilder getreten. Derselbe Paulus Eliä redet von Bildern, welche die Dänen bei sich trugen [4], um sich durch deren Anblick zu erbauen.

---

[1] Visitatzb. S. 15. [2] Kofoed-Hansen, Hvor er Menigheden. S. 87.

[3] Ausg. von Secher S. 281. — Noch heute sieht man in vielen dänischen Familien wenigstens die Bilder des Erlösers und seiner gebenedeiten Mutter. Sie sind überall zu haben und werden den Landbewohnern in grellen Farben auf den Jahrmärkten feilgeboten. [4] A. a. O. S. 42.

Digitized by Google

Mit großer Ehrfurcht wurden Reliquien aufbewahrt, zunächst in Altären; denn gemäß den kirchlichen Vorschriften wurde nur über den Gebeinen der Heiligen das Meßopfer dargebracht. Auch im Norden findet man deshalb beim Abbrechen alter Altäre sogen. sepulchra, kleine Vertiefungen im Altarsteine, wohinein Reliquien vermauert wurden. Manche Kirchen besaßen auch noch andere Reliquien in großer Zahl, deren Verzeichnisse erhalten sind, und für die kostbare Reliquienschreine und Reliquiare von frommen Geschenkgebern gestiftet wurden. Daß das Volk dieselben in Ehren hielt, erhellt aus den Wallfahrten, sowie aus den Festlichkeiten, welche bei ihrer Ueberbringung oder Erhebung stattfanden.

Unter allen Heiligen wurde nun Maria die höchste Ehre zu theil. Allen schreibt darum: „Hoch über den anderen Heiligen stand unsere liebe Frau, die heilige Mutter.“ [1] Ihr Lob erscholl aus aller Mund; denn auch von den katholischen Dänen wurde sie nächst Gott „unsere Hoffnung, unser Leben und unsere Süßigkeit“ genannt, welche durch ihre Fürbitte das Leben erwerben könne, welches Gott selber hat [2].

Dem Vaterunser pflegte das Volk damals wie heute die Worte beizufügen, womit der Engel Maria bei der Menschwerdung Christi gegrüßt hat. Weil nur der geringere Bruchtheil zu lesen verstand und wenige im Besitze eines Gebetbuches waren, wurden das Vaterunser und Gegrüßet seist du Maria häufiger gebetet als heutzutage. In den Büchern aber steht oftmals zu Ende eines Gebetes: Füge Vaterunser und Ave Maria hinzu. Man darf annehmen, keiner habe sein Morgen- und Abendgebet verrichtet, ohne dabei das Vaterunser und Gegrüßet seist du Maria zu beten.

Täglich mahnte die Glocke mehrmals von den Kirchthürmen herab, Maria andächtig zu grüßen und für die Menschwerdung des Erlösers zu danken. Birgers Statuten geben betreffs der Art und Weise des Angelusläutens genauere Anordnung [3]. Palladius hielt es für rathsam, weiter läuten zu lassen, und verbot nur, von Marienglocken zu reden. In Zukunft müsse man sie „Friedensglocken“ nennen. Die Pfarrer aber sollten ihren Zuhörern ein Friedensgebet beibringen [4]. Noch heute erschallt daher mehrere Male des Tages das alte Geläute von den protestantischen Kirchthürmen.

[1] Bd. IV, I. 207.
[2] Paulus Eliä, Ausg. von Secher. S. 202.
[3] Statuta Birgeri (edid. Thorkelin) E_2.
[4] Visitatzb. S. 111.

Digitized by Google

In den mittelalterlichen Liedern [1] und Gebeten des dänischen Volkes verräth sich immer wieder die größte Hochachtung und Verehrung gegen die Mutter des Herrn und das Vertrauen, ihre Fürbitte beim göttlichen Sohne sei vielvermögend. Ihr empfehlen diese Gebete alle Anliegen des Leibes und der Seele. Daß sie als Mittlerin beim Sohne aufgefaßt wurde, erhellt schon aus einem Gebete im Buche des Christiern Pedersen, das man vor der heiligen Messe verrichten solle, um die Gnade zu erlangen, dieselbe in der rechten Weise zu hören [2].

Im Mittelalter glaubte man vielfach, der Samstag sei darum Maria in besonderer Weise geweiht, weil an diesem Tage, als der Erlöser im Grabe ruhte und alle an ihm zweifelten, sie allein eine Ausnahme machte. Das wurde dem dänischen Volke schon im Lucidarius gesagt; so wiederholte es ihm, nach Nikolaus von Lyra, Christiern Pedersen kurz vor Schluß des Mittelalters [3].

Die Tageszeiten (Officium) der allerseligsten Jungfrau bildeten den Hauptinhalt der meisten mittelalterlichen Gebetbücher; der Rosenkranz aber war seiner Natur nach das Gebet des Volkes. Wer des Lesens unkundig war, konnte durch denselben am leichtesten und einfachsten seiner Andacht genügen. Daß er viel gebetet wurde, geht aus folgenden Thatsachen hervor. Als Christiern Pedersen protestantisch geworden, erklärte er, der Teufel suche das Volk von Gottes Wort wieder abzubringen durch die Furcht, es möge Leib, Leben und Gut verlieren, weil es nicht mehr so viele Rosenkränze bete [4]. Besonders Peter Palladius eiferte gegen „dieses gottlose" Psalterband, den Rosenkranz, die Himmelsstiege, oder wie man es sonst nennt. Die Reichen und Gebildeten ließen sich kostbare Rosenkränze aus rothen Korallen und Bernstein fertigen, ja sie bedienten sich solcher, die mit Gold und Silber verziert waren. So hinterließ Otto Krumpen, der Eroberer Stockholms, unter anderen Kostbarkeiten zwei Rosenkränze aus Karneolen, an denen Goldkörner die Vaterunser bezeichneten [5]. Nur mit großer Mühe und langsam gelang

[1] Diese Lieder wurden gesammelt und herausgegeben von Brandt und Hellweg.

[2] Bön for jomfru mariess billede i solgislen; Chr. Pedersens danske Skrifter. I, 420. 424.

[3] Dänischer Lucidarius, Ausg. von Brandt. S. 10; Chr. Ped. a. a. O. I, 121.

[4] IV, 435—436.

[5] Allen IV, I. 254—255. Bircherod Janus (Breviarium equestre seu de equestri ordine elephantino. Hafniae 1704 in fol.) läßt darüber keinen Zweifel, daß der hohe dänische Elephantenorden ursprünglich eine Muttergottes-Bruderschaft war. (Ove Bilde wird ausdrücklich widerlegt). Auch der Gesandte

Digitized by Google

es dem Proteſtantismus, das Roſenkranzgebet abzuſchaffen. Die Schwierigkeit war um ſo größer, weil in Dänemark wie anderswo [1] das Volk durch den Roſenkranz gegen die gewaltſame Einführung der Reformation proteſtirte und ſeine Anhänglichkeit an den alten Glauben bezeugte. Zwar rühmte Peter Palladius in ſeinen Viſitationspredigten, die er in Anweſenheit des Amtmannes in allen Pfarrkirchen Seelands hielt (1540—1543), daß er unter ſeinen Zuhörern keinen mehr erblicke, der in den hellen Tagen dieſes klaren Evangelii mit dem gottloſen Roſenkranz weiter Unfug treibe. Da auf dem Landsthing unter dem Schwerte des Königs das Beten des Roſenkranzes verboten worden war, konnte er freilich erwarten, daß niemand wagen würde, unter ſeinen und des Amtmannes Augen den Roſenkranz zu zeigen. Nichtsdeſtoweniger mußte er hinzufügen: „Wäre noch ein Papſtknecht, ein Mönchsbub oder ein Nonnengeck unter dem Haufen, der ſein Pſalterband gebrauchen wollte, Gott und dem Könige, dem Pfarrer und der Gemeinde zum Trotz, dann ſoll er es daheim thun in ſeinem eigenen Hauſe, innerhalb der eigenen Wände, — zu allem Fluch und Verderben. Amen! — damit hier nicht das ganze Volk ein böſes Beiſpiel nehme und einem ſchmierigen Mönchsknecht, Papſtbuben oder Nonnengeck nachahme, der nach Mönchslehre lieber dem Teufel als Gott im Himmel dienen will.“ [2] Solche Worte halfen nicht viel; denn noch 1546 mußte die Nationalſynode von Antvorſkov das Tragen von Roſenkränzen verbieten [3], und im Jahre 1557

Spaniens am däniſchen Hofe, Gſ. Rebolledo, handelt in einem epiſchen Gedicht in ſpaniſcher Sprache über däniſche Verhältniſſe und nennt darin den Elephantenorden: Orden de la Virgen Maria. — Ludovicus Voigtius (De regio ordine Elephantino, Baruthi 1673) berichtet, der Orden ſei von Kanut VI. am Ende des 12. Jahrhunderts geſtiftet worden. P. Anſhelmius aber bezeugt (Palatio honoris), daß er geſtiftet worden: sous l'invocation de la Mère de Dieu. — Nach Olaus Worm waren die Ordensabzeichen: ein Elephant, das Bild der Mutter Gottes und drei Nägel. Irrthümlich wird behauptet, Sixtus IV. habe den Orden auf Betreiben Chriſtians I. in honorem passionis Domini, oder Friedrich II. habe ihn 1559 bei ſeiner Krönung geſtiftet. Friedrich II. entfernte freilich aus den Ordensabzeichen das Bild der Mutter Gottes, behielt nur den Elephanten und den Thurm bei, damit aller papiſtiſche Irrthum von den däniſchen Küſten verdrängt werde. Adelige, die den Ritterſchlag und Elephantenorden empfangen ſollten, entſchuldigten ihre Weigerung damit, daß der Orden urſprünglich römiſch-katholiſch ſei. (Nordisk Kirketidende for katholske Christne, 1879. S. 819 ff.) Bernhardus Justinianus, Historia Chronologica della vera origine di tutti gli Ordini equestri.

[1] Hiſtoriſch-politiſche Blätter. CI, 653 Anm.

[2] Visitatzb. S. 37—40.

[3] Rórdam, H., Danske Kirkelove. S. 251.

Digitized by Google

klagte Nikolaus Palladius, der Bruder des Peter, in einigen Pfarreien seiner Diöceſe (Lund) trügen noch immer alle Männer und Frauen den Roſenkranz [1].

Ueber das Beten des Roſenkranzes handelten verſchiedene in Dänemark eifrig geleſene und zum Theil in der Landesſprache gedruckte Schriften, z. B. das Werk des Dominikaners Alanus über das Roſenkranzgebet. Es liegt dem Dichtwerk zu Grunde, welches der bedeutendſte däniſche Dichter des ſpätern Mittelalters, Herr Michael, Geiſtlicher von Odenſe, 1494 zu Ehren Mariä verfaßte, und hat wohl den Peter Palladius veranlaßt, den ſchwarzen Brüdern (Dominikanern) vorzuwerfen, ſie hätten angefangen, in den Kirchen Roſenkranzaltäre zu erbauen. Im Dome von Aarhus ſieht man noch an einer Säule auf der Epiſtelſeite die deutlichen Spuren eines Roſenkranzaltares. Außerdem hatte dieſer Dom einen Altar von der Verkündigung Mariä [2]. In Odenſe wurde 1496 eine Roſenkranzbruderſchaft errichtet, welcher die angeſehenſten Bürger geiſtlichen und weltlichen Standes beitraten, und bei dieſem Anlaſſe forderte Herr Michael in ſeinem Mariengedichte alle Weltgeiſtlichen Dänemarks auf, dem Beiſpiele der Dominikaner zu folgen und in ihren Gemeinden Roſenkranzbruderſchaften zu errichten [3]. Noch 1512 wurde ein Werk in däniſcher Sprache gedruckt, welches über den Roſenkranz handelt, und deſſen letztes Exemplar im Jahre 1728 verbrannte [4]. In Kopenhagen, Aarhus, Aalborg, Odenſe, Svendborg und Helſingör wird noch heute je ein Gotteshaus Liebfrauenkirche genannt. In Aarhus hieß dieſe Kirche früher St. Nikolauskirche. Ihren jetzigen Namen erhielt ſie erſt, als die alte Carmeliterkirche niedergeriſſen wurde. In Kopenhagen aber trat eine neue Liebfrauenkirche an die Stelle der alten, durch Brand zerſtörten. Beweis genug, wie gerne das Volk auch in proteſtantiſcher Zeit eine Liebfrauenkirche ſah. Schon die erſte Kirche, welche der hl. Ansgar für die Dänen in Hedeby (Schleswig) aufführte, war eine Marienkirche. Später ward ſie freilich zu Ehren des heiligen Erbauers St. Ansgarskirche genannt [5].

---

[1] Commonefactio A_5 verso, 7. Seite.

[2] SS. rer. Dan. V, 420.

[3] Hellweg, Den danske Kirkes Historie. Til Reformationen. II, 442 ff.

[4] Bruun, Meddelelser fra det store kongel. Bibliothek I, 196. — Unter den Büchern, welche Petrus Alberti 1497 der Univerſität vermachte, befand ſich auch eine Corona beate virginis. (SS. rer. danic. VIII, 346.)

[5] Dreves, Lebr., Leben des hl. Ansgar. S. 92 u. Anm. 7.

Digitized by Google

Faſt jede Kirche hatte ihren Muttergottesaltar; viele Wallfahrtsorte waren Maria in beſonderer Weiſe geweiht, viele Stiftungen ihr zu Ehren gemacht; ihre Feſte wurden mit beſonderer Feierlichkeit gefeiert: Lichtmeß, Unſere Liebe Frau in der Faſten (Verkündigung Mariä), Mariä Heimſuchung [1], Himmelfahrt, Geburt, Unbefleckte Empfängniß und Darſtellung im Tempel. Ein Synodalſtatut des Erzbiſchofs Birger beſtimmte, das zuletzt genannte Feſt ſolle in derſelben Weiſe wie die übrigen Marienfeſte gefeiert werden [2]. An mehreren dieſer Marienfeſte wurden beſondere Almoſen geſpendet, Mariebyrdh (Marienbrod) genannt, deren Ertrag in gleichen Theilen zwiſchen den Vikaren und den Armen vertheilt ward [3]. Alle einflußreichen Männerorden Dänemarks ſuchten die Verehrung Maria's zu heben. Die grauen Brüder (Franziskaner) waren die eifrigen Vorkämpfer für den Glauben an die Unbefleckte Empfängniß Mariä; die ſchwarzen (Dominikaner) waren beſonders thätig für die Pflege des Roſenkranzgebetes; die weißen (Carmeliter) aber nannten ſich einfach Marienbrüder. Auch die drei däniſchen Abteien der Brigittinerinnen waren nach Maria benannt: Mariebo, Mariager und Marieſted. Die erſteren haben ihre Namen den anliegenden Städten hinterlaſſen.

Statuen und Bilder der ſeligſten Jungfrau waren nicht bloß zahlreich, ſondern auch mit der größten Kunſt dargeſtellt. Das bezeugen die Marienbilder des altnordiſchen Muſeums. Den koſtbaren Ring, den Chriſtian II. ſeiner Braut Iſabella von Burgund ſchenkte, ließ er mit einem großen Saphir und mit der Inſchrift verzieren: Ave Maria gr. [4] Selbſt in Dorfkirchen waren die Statuen der ſeligſten Jungfrau mit koſtbaren Kronen geſchmückt, welche ſpäter von den proteſtantiſchen Pfarrern gegen Vergütung den Bräuten geliehen wurden, damit ſie ſich am Hochzeitstage damit ſchmückten [5].

---

[1] Die Kirchenordonnanz vom Jahre 1537 ließ die drei erſten Feſte fortbeſtehen, nebſt den Feſten der hll. Johannes des Täufers, Peter und Paul, Michael und Allerheiligen. Sie wurden erſt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Struenſee abgeſchafft. Die Feſte der Apoſtel, der hl. Maria Magdalena und des hl. Laurentius kamen dadurch in Fortfall, daß ſie auf den Sonntag verlegt wurden und man anordnete, es müſſe über das Evangelium des Sonntags geprebigt werden. (Ordinatio ecclesiastica 1537. Ritus feriandi fol. 14 et 15 und Pallad., Visitatzbog S. 100—109.) [2] Statuta etc. Birgeri, edid. Thorkelin fol. E, verso.

[3] SS. rer. danic. VI, 422. Vgl. Hertels Geſchichte des Domes von Aarhus.

[4] Allen II, 112.

[5] Troels Lund X, 336—337. — Ueber die Verehrung der Gottesmutter in England während des Mittelalters vgl. Bridgett, Our Lady's Dowry, or how England gained and lost that title. London, Burns and Oates, 1875.

Digitized by Google

Ist man aber nicht in Dänemark bei der Verehrung der Heiligen zu weit gegangen? Kommen doch in den Briefen Sätze vor, wie: Gott helfe dir und St. Anna (St. Georg, St. Michael)! Offenbar haben die Briefschreiber in dieser häufig vorkommenden Redensart nur sagen wollen: Gott helfe dir durch die Fürbitte der hl. Anna oder der andern Heiligen. Für diese Deutung zeugt die Lehre der katholischen Kirche um so eher, als die Briefschreiber nicht ungebildet, sondern mehr oder weniger gebildete Adelige waren.

Hier ist der Ort, auch die Beschwerden zu erwähnen, welche Paulus Eliä betreffs der Heiligenverehrung erhob. Als nämlich Gustav Wasa an einige hochgestellte Geistliche Schwedens eine Reihe von Fragen gerichtet hatte, um dem Protestantismus die Wege zu bereiten, waren zehn Fragen auch dem Paulus Eliä mitgetheilt worden. Dieser veröffentlichte seine Beantwortung, in welcher er erklärte, nicht alles billigen zu können, was in seiner Zeit zum Lobe Gottes und zu Ehren der Heiligen geschehe, und erhob eine doppelte Beschwerde. Die erste faßt er in die Worte: „Wir sehen leider, daß manche durch die Fürbitte der Heiligen zu erlangen suchen, was Gott erzürnt und zu sündhaftem Handel dienen soll." Er führt aus, Gottes Zorn errege es, wenn jemand bete um großes Glück in der Welt, um Macht und Gewalt, reiche und glänzende Heirat, Gesundheit, irdischen Verstand, der Herren Gunst und Freundschaft, Ansehen und Ehre, Glanz und Ruhm unter den Menschen und zahlreiche andere solcher Dinge, welche viele tausend Menschen der ewigen Verdammniß überantwortet hätten. Gewaltig irre, wer Unchristliches von Gott erflehe oder solches, das den Mitchristen Schaden bringe. Räuber und Landsknechte beteten: „Herr, verleihe uns Glück, weil wir reiche Beute machen, Kirchen und arme Bauern ausplündern wollen." Unchristliche Aerzte begehrten, viele möchten in Siechthum und Krankheit fallen, damit aus dem Schaden anderer ihnen Nutzen erwachse. Ein übelgesinntes Kind flehe um den Tod der Eltern, damit es das erwartete Erbe antreten könne.

Wie man leicht sieht, ist die fast unglaubliche Einwendung nicht gegen die Heiligenverehrung als solche gerichtet, sondern gegen Mißbräuche des Gebetes überhaupt. Zweitens mißbilligt Paulus Eliä, die Heiligen in so grober Weise zu ehren, daß es aussehe, als ob denselben unmittelbar anheimgestellt wäre, dem Bittsteller zu helfen, der sie also beinahe über Gott setze. Uebrigens fügt er bei, dieser Mißbräuche wegen dürfe man nicht aufhören, die Heiligen zu verehren, ebensowenig, wie man unterlassen

Digitized by Google

solle, die Heilige Schrift zu lesen, weil Ketzereien daraus entstanden, indem Gelehrte dieselbe nach ihrem Sinn auslegten und nicht nach der Meinung, welche der Heilige Geist den Worten gab. Soll man nicht mehr Christus und seinen heiligen Namen anrufen, weil dieser Name auch bei Zauberei und Schwarzkunst angerufen wird? Dann führt er aus, die wahre Heiligenverehrung bestehe in der Nachfolge und in dem Anrufen der Heiligen [1].

Derselbe Paulus Eliä schrieb 1532 in seiner Ermahnungsschrift an den Reichsrath [2]: „Ein Stück wühlen sie (die Prädikanten) immer wieder auf und sagen, daß sie allein die neue Lehre hätten, daß die Seligkeit allein von Christus begehrt werden müsse. Gleich als ob wir die Seligkeit von einem Heiligen verlangten, oder von einem Bilde, von Priestern, Mönchen oder irgend einem andern Menschen. Wenn ein Sünder anfängt, seine Sünden zu hassen, aber sich noch nicht gleich von denselben losmachen kann und, in Anbetracht seiner Unwürdigkeit, aus geziemendem und christlichem Schrecken einen frommen Mann um sein Gebet ersucht, damit dieser ihm rechtes Erkennen seiner Sünden erflehe, begehrt er alsdann seine Seligkeit von einem andern als Christus? Mit nichten, er verlangt sie alsdann in Wahrheit nicht von einem andern, sondern vermittelst eines andern. So ist es auch, wenn wir die Heiligen um ihre Fürbitte angehen. Wir begehren alsdann die Seligkeit nicht von ihnen, sondern durch ihre Vermittlung von Christus."

Abgesehen von wenigen Ausschreitungen hat das dänische Volk die Heiligen so verehrt, wie die Kirche vorschrieb. Die Lehre und den wirklichen Gebrauch der Kirche hat Paulus Eliä auch noch an anderen Stellen seiner Schriften richtig entwickelt. So schreibt er: „Wir beten nicht zu den Heiligen mit der Ehrfurcht, welche Gott zukommt, sondern beten Gott selbst an in ihnen . . . Nach dem christlichen Gebrauch der Kirche begehren wir, das Gebet der Heiligen uns zu Nutzen zu machen, damit wir um so eher erhört werden mögen, wenn viele Beter um dasselbe bitten. Alles erwarten wir vom Vater vermittelst seines eingeborenen Sohnes Jesus Christus, welcher der einzige Mittler ist zwischen Gott und den Menschen . . . Wir sehen nicht die Heiligen einzeln und für sich genommen als Fürsprecher an, sondern insofern sie Glieder der Kirche sind und unsere Mitbrüder, die wegen der Gemeinschaft der ganzen Christen-

[1] Ausg. von Secher S. 284 ff.
[2] Thotts Samling Nr. 327 in 4°, Bl. 16.

Digitized by Google

heit uns Liebe der Fürbitte schulden."[1] Selbst Palladius gibt in seiner Schrift über das Schiff Petri, abgesehen von einzelnen Verdrehungen, Uebertreibungen und Kraftausdrücken, eine zutreffende Darstellung der Heiligenverehrung und zeugt dadurch für Glauben und Praxis seiner Landsleute und Zeitgenossen: „Das war auch eines ihrer Kleinode, daß wir die verstorbenen Heiligen anrufen könnten und dies Gott wohlgefällig sein könne; . . . daß wir durch ihre Fürbitte uns die Gnade Gottes erwerben könnten; daß wir darum am Vorabende ihrer Feste fasten, den Tag (selbst) heiligthalten, ihnen Tempel und Kapellen bauen, Messe von ihnen halten und sie zu unseren Patronen erwählen sollten"[2].

Wie das Wort adorare, ist auch das entsprechende dänische und schwedische Wort böswilliger Deutung fähig und war dies noch mehr, als die Sprachen noch weniger an den Gebrauch bestimmter Wortformen und Ausdrucksweisen gebunden waren[3]. Gustav Wasa's Anschuldigung, die Anhänger des alten Glaubens beteten die Heiligen an oder hätten dieselben jemals angebetet, wies Paulus Eliä mit folgenden Worten zurück: „Alle Sprachen haben die Eigenthümlichkeit, daß viele ihrer Wörter in verschiedener Bedeutung genommen, sowohl für Gott wie für den Menschen gebraucht werden . . . Wird darum gefragt, ob wir die Heiligen anbeten, so antworten wir: Dieses Wort muß seine frühere, von alter Zeit hergebrachte Bedeutung behalten. Wir verehren die Heiligen, wie im Alten Testament Könige und Priester verehrt wurden, d. h. wir achten und ehren in ihnen Gottes Macht, seine Gaben und Gnaden . . . Wir christlichen Leute halten nicht die Martyrer für unsere Götter, da sowohl der Gott der Martyrer wie unser Gott ein einziger wahrer Gott ist. Darum ist ihr Gott unser Gott, nicht sie. Wo ist je erhört worden, sagt Augustinus, wenn Messe über ihren Leibern oder über ihren Gebeinen gelesen wurde, daß jemand gesagt: ‚Ich opfere dir Petrus, Paulus oder Cyprian', da wir alle bei ihrem Gedächtnisse dem allmächtigen Gott opfern, nicht ihnen."[4]

---

[1] Om det hemmelige stöcke (Ueber den Canon der Messe) H_2.

[2] St. Peders Skib. Abschnitt über die Anrufung der Heiligen.

[3] Anbeten heißt dänisch (at) tilbede, schwedisch tillbedja; beten zu (einem Heiligen) at bede til.

[4] Ausg. von Secher S. 43. 277—278. — Wie Paulus Eliä, nur volksthümlicher, lehrte etwas vor ihm der „Seelenführer": „Du solt wissen, lieber eben mensche, daß die heylige kirche immer geleret hat, das gebet der heyligen sy fruchtperlich für iglichen, der selig werden will. Du solt sy andächtig anruffen, daß sy durch ir gebet dir helffen in allem, was gut ist und gott will, und sunst nichtis nit. Din engel

Digitized by Google

Als vor einigen Jahren ein Prediger die Vorwürfe des Gustav Wasa gegen den Katholicismus erneuerte, hatte er den kühnen Ausspruch beigefügt, im Mittelalter habe man nur zu den Heiligen, nicht aber zu Christus gebetet. Brandt, der verdiente Herausgeber vieler Schriften des katholischen Mittelalters, erwiederte seinem Collegen: als derselbe diese Worte niedergeschrieben, habe das Papier erröthen müssen.

Das dänische Volk hat immer seinen Erlöser hoch über alle Heiligen gestellt. Der göttliche Erlöser war stets der hauptsächlichste Gegenstand der Verehrung und neben dem Vater und dem heiligen Geiste der einzige der Anbetung. Seine Priester haben in den Homilien und den Gebeten theologisch durchaus correct zwischen der Gottheit Christi und seiner Menschheit unterschieden. Letztere, die als Christi manddom (Mannheit, Männlichkeit) bezeichnet wurde, war wegen der hypostatischen Vereinigung der beiden Naturen ebensowohl Gegenstand der Anbetung, wie seine Gottheit. Sie wurde dieser Vereinigung wegen angebetet in ihrer Gesammtheit und in ihren Theilen. Der Leib Christi im heiligsten Altarssacramente wurde durchgängig als „Leib Gottes" bezeichnet. Das Gebet: Seele Christi heilige mich u. s. w., welchem der hl. Ignatius von Loyola eine so große Ausbreitung verschafft hat, stammt aus dem Mittelalter und findet sich auch in dänischen Schriften jener Zeit. Das Gebetbuch, welches Anna Bradesdatter (Anna Brahe), Aebtissin von Mariebo, 1497 schreiben ließ, enthält unter einer großen Auswahl salbungsvoller Gebete auch eines zur Seele Christi, eines zu seinem heiligsten Herzen, seinem Antlitz, seinen fünf Wunden, der Seitenwunde u. s. w. Das Gebet zum heiligsten Herzen Jesu hat folgenden Wortlaut: „Sei gegrüßt, ehrenvolles Herz Jesu Christi! Ich bitte dich, o du blühendes und liebendes Herz Jesu Christi, aus welchem alles Gute, alle Freude und alle Seligkeit fließt, geflossen ist und in alle Ewigkeit fließen wird. Ich grüße dich,

hilfft dir auch, und die patrone und die gebenedeite gottesmutter insonderheit. Aber sich dich wol für, daß du recht betest und im vertrauwen auf gott allein. Dan ist es wolgetan und gott annehmlich, sunst nit." Dasselbe lehrt der um 1470 geborene „broeder Diederick (Coelde) van Münster in seinem kerstenspieghel": „Der Mensch soll seinen Glauben, seine Hoffnung, seine Liebe in Gott setzen, und anders keine Creatur." „Gegen das erste Gebot sündigen alle diejenigen, die ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihre Liebe mehr setzen in die Heiligen, dann in Gott" (Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters. Bd. I. Erstes Buch. II. Abschn. 4). Wahrscheinlich waren diese und ähnliche Bücher in Dänemark bekannt, vielleicht auch für das Volk ins Dänische übersetzt Bei Diederick van Münster war eine Uebersetzung übrigens kaum nothwendig, da sein Niederdeutsch dem Altdänischen sehr nahe kommt.

Digitized by Google

heiliges Herz Jesu, welches im Stande ist, mein finsteres und eiskaltes Herz zu erleuchten. Stärke und befestige es in deiner Liebe und Furcht, damit ich dich vollkommen lieben, fürchten und würdig preisen möge in Ewigkeit. Amen.“ — Ganz entsprechend dem eigentlichen Zwecke der Marienverehrung wird im Gebete zum „gebenedeiten Herzen Mariä“ darum gefleht, daß in unseren kalten und eisigen Herzen die Glut einer unaussprechlichen Liebe zu Jesus entfacht werden möge [1].

Wilhelm Schmitz S. J.

Das „goldene Buch“ von Freiburg.

Es sind jetzt 44 Jahre, daß die blühende Erziehungsanstalt zu Freiburg in der Schweiz dem Ansturm der Revolution und der Gewalt als erstes Opfer fiel. Nur 20 Jahre hatte sie bestanden. Im October 1818 nahmen die Jesuiten den Unterricht am Freiburger Collegium, der Stiftung des sel. Petrus Canisius, wieder auf; 1827 wurde das Pensionat eröffnet; der erste Zögling desselben kam aus dem Herzen Deutschlands. Als im Juni 1828 durch die königlichen „Ordonnanzen“ die sämmtlichen Jesuitencollegien in Frankreich geschlossen wurden, strömten die Kinder der ersten Familien des Landes zu Hunderten nach Freiburg, vor allem die des alten legitimistischen Adels, die Blacas, de Foresta, die Montbel, Damas und Huet du Pavillon, die später dem Grafen Chambord mit edler Treue zur Seite gestanden haben. Eine ähnliche Wirkung übte die Vertreibung der Jesuiten aus Spanien; es kamen die Söhne der Granden-Familien: die Monistrol, die Sentmenat, vor allem die Fonollar. Es ist diese letztere Familie, welche sich rühmt, daß ihre Vorfahren einst Ignatius von Loyola aus dem Spital von Manresa bei sich aufgenommen haben.

Das Pensionat gewann damals europäischen Ruf, und die Angriffe, welche Thiers in der Kammer gegen dasselbe schleuderte, waren nicht geeignet, diesen zu verringern. Auch Belgien und Holland, Italien und England, Polen und Rußland und selbst überseeische Länder sandten die Sprößlinge der edelsten katholischen Häuser. Einer, Nicolaus de Fischer, war vom russischen Zaren Nicolaus selbst dahin empfohlen. Das friedliche und fröhliche Zusammenleben so vieler, zum Theil hervorragender Individualitäten der ver-

[1] Manuscript der Königl. Bibliothek in Thotts Saml. Nr. 553 in 4°, Bl. 31. 32. 37.

Digitized by Google

schiedensten Nationen und Sprachen, die für jene Zeit großartige Einrichtung der Anstalt, der schöne, lautere Geist der Frömmigkeit und Strebsamkeit, die daselbst herrschten, verbunden mit dem tragischen Ende, das über die Anstalt hereinbrach, haben sie der großen Mehrzahl der einstigen Zöglinge theuer und unvergeßlich gemacht. Ihnen ist das alte Freiburger Pensionat der „König unter den Collegien“. Man kann in fernen Ländern manchem ernsten, im Kampf des Lebens ergrauten Manne begegnen, der die Bewegung nicht verbirgt, wenn die Rede auf Freiburg kommt: „Ja, Freiburg war ein Paradies!“ Schon wenige Jahre nach der Vernichtung des Pensionates bildete sich auf Anregung eines Edelmannes und Officiers, A. de St. Priest, zu Lyon ein Comité zur Veranstaltung einer jährlichen Zusammenkunft alter Freiburger Zöglinge zum Zwecke der Aufrechthaltung der Erinnerung wie der gegenseitigen Freundschaft. Von den beiden gleichgesinnten Männern, die 1852 ihre Bemühungen mit denen St. Priests vereinigten, ist der eine, Noël Le Mire, noch jetzt als Secretär eines der thätigsten Mitglieder des Comités. Denn die Gründung behauptete sich auch, als St. Priest schon am 15. Juni 1855 vor Sebastopol den Heldentod starb. Männer von hervorragender gesellschaftlicher Stellung und ausgezeichnetem Verdienst stehen an der Spitze. Der Präsident des Comités, G. de St. Victor, ein hochangesehener Patriot und einer der Führer der Royalisten, veröffentlicht Jahr für Jahr die geistreich geschriebenen Rechenschaftsberichte. 1889 fand die jährliche Zusammenkunft unter besonderer Feierlichkeit sogar in den Räumen des ehemaligen Pensionates in Freiburg statt. Eine ähnliche Vereinigung entstand auch in Paris, welche außer den jährlichen Zusammenkünften die Unterstützung verarmter oder bedrängter ¡ reiburger Mitschüler sich zum Ziele setzte. Graf Paul O'Mahony war hier die Seele des Ganzen. Nach 1871 bildete sich auch in Marseille eine engere Verbindung der alten Freiburger, die bis zum Tode des Grafen Maxence de Foresta 1888 ihr jährliches Erinnerungsfest hielt. Allein während diese Vereinigungen nur lokale Bedeutung hatten, wurde die von Lyon zum Bande, welches die über alle Welt zerstreuten Freunde von ehedem immer noch einander nahebrachte und zusammenhielt.

Ein Werk von allgemeinerem Interesse und man darf sagen bleibendem Werthe hat das Lyoner Comité durch seine rastlosen Bewühungen zu Stande gebracht in dem „Livre d'or des Élèves du Pensionnat de Fribourg en S. 1827—1847.“ Schon in früheren Jahren war unter diesem Titel ein Verzeichniß der alten Freiburger Zöglinge mit einigen näheren Angaben herausgegeben worden. Dies Verzeichniß ist jetzt, soweit es möglich war, umgestaltet zu einer „Allgemeinen Biographie“ der alten Freiburger. Es ist ein Werk von brillanter Ausstattung und überraschend reichem Inhalte; nicht weniger als 492 kleine photographische Porträts und mehrere andere bildliche Darstellungen sind beigegeben; alles, was den ehemaligen Zögling interessiren kann, bis herab zu der Tagesordnung und den Namen der dienenden Brüder ist aufgenommen. Nachdem der größere Theil 1889 erschienen und vielfach mit Enthusiasmus begrüßt worden war, hat jetzt durch das Supplement mit den nothwendigen Nachträgen und Berichtigungen das Ganze seinen Abschluß gefunden.

Digitized by Google

In der Vorrede zum Hauptheile konnten die Herausgeber versichern, daß es schon bis dahin mehr als 2000 Briefe nach fast allen Ländern der Erde und unglaublicher Mühe bedurft habe, um das Werk zu Stande zu bringen. Um so mehr können sie jetzt mit Freude darauf hinblicken. Das Denkmal, das sie der „Heimat ihrer Jugend" aufgerichtet, ist zugleich eine Arbeit von nicht zu unterschätzendem historischem Werth.

Schon unter dem Personal der Lehrer und Präfecten begegnet man interessanten Gestalten: einem Msgr. Canoz, der nach großen Thaten des Eifers und der Liebe als Bischof von Madura im December 1888 gestorben ist; einem P. Freudenfeld, dem geistvollen, liebenswürdigen Convertiten, einst in den Freiheitskriegen Blüchers Adjutant, dann einer der ersten Professoren an der neu errichteten Universität Bonn, einem Mann von mächtigem Einfluß auf viele seiner Zeitgenossen; einem P. Barelle, der einst in den portugiesischen Wirren als geistlicher Berather Don Miguel zur Seite stand, ähnlich wie P. Galicet, der „große Rector", eine hervorragend begabte und anziehende Persönlichkeit; einem P. Anderledy, der jetzt als Generaloberer der Gesellschaft Jesu vorsteht, und vielen anderen Namen, die theils in Deutschland, theils in Frankreich, Belgien und der neuen Welt weithin bekannt geworden sind. Unter den Gönnern der Anstalt, den Bischöfen von Genf und Lausanne, liest man die ehrwürdigen Namen eines Pierre Tobie Yenni, Etienne Marilley, Gaspard Mermillod, alle drei Schüler des alten Jesuitencollegs St. Michel in Freiburg. Als Bischof Marilley 1848 nach harter Gefangenschaft aus der Schweiz verbannt wurde, war es ein alter Freiburger Zögling, der Graf Divonne, der ihm sein Schloß als Wohnsitz anbot und ihn acht Jahre lang da beherbergte. Als er endlich zurückkehren durfte, reiste eine Deputation der alten Freiburger von Lyon in die Schweiz, um ihn zu beglückwünschen und ihm zum Willkomm eine Ehrengabe darzubringen. Msgr. Mermillod pflegte sich selbst als alten Freiburger zu betrachten, obgleich er nicht Zögling im Pensionat, sondern nur Schüler des Collegs gewesen war. Bei der Zusammenkunft seiner alten Mitschüler in Freiburg 1889 betheiligte er sich in sehr herzlicher Weise an ihren Festlichkeiten. Die Kunde von seiner Erhebung zum Cardinalat wurde vor allem von den Freiburger Veteranen mit Jubel begrüßt. Das Lyoner Comité ließ einen prachtvollen Ring anfertigen, welcher dem Kirchenfürsten im Namen der alten Mitschüler überreicht wurde.

Das höchste Interesse bieten die so verschiedenartigen Lebensbahnen und Geschicke der einstigen Zöglinge. Schon die Zusammenstellung der Namen ist dazu angethan, eigenthümliche Gedanken zu wecken: neben den Häuptern der Legitimisten die beiden Neffen des Grafen Cavour, der eine davon sein Protegé und Erbe; neben den Kindern der urkatholischen Familien der Waldburg, der Schmising-Kerssenbrock, der Spee, ein Sohn des kaum von seinem unheilvollen Schauplatze geschwundenen Ministers Graf Montgelas; neben späteren Mitgliedern des Centrums, einem R. v. Freyberg-Eisenberg, einem Graf Quadt-Wyckradt-Isny die beiden Haßfeld; der eine Fürst und erbliches Mitglied des Herrenhauses, der andere deutscher Botschafter in London; neben schlichten bürgerlichen Namen aus allen Gauen Deutschlands ein Fürst Salm-Reifferscheidt-Dyck, ein Graf Stolberg-Wernigerode, ein Graf Wolkenstein-Trostburg, ein Graf Wolkenstein-Rodenegg, ein Graf Wolkenstein-Wolkenstein, ein Graf Wolkenstein-Gudenhaus, ein Graf Wolkenstein-Rodenegg-Trostburg, ein Graf Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus, ein Graf Wolkenstein-Rodenegg-Trostburg-Gudenhaus, ein Graf Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein, ein Graf Wolkenstein-Rodenegg-Trostburg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg, ein Graf Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg, ein Graf Wolkenstein-Rodenegg-Trostburg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus, ein Graf Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein, ein Graf Wolkenstein-Rodenegg-Trostburg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg, ein Graf Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg, ein Graf Wolkenstein-Rodenegg-Trostburg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus, ein Graf Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein, ein Graf Wolkenstein-Rodenegg-Trostburg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg, ein Graf Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg, ein Graf Wolkenstein-Rodenegg-Trostburg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus, ein Graf Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein, ein Graf Wolkenstein-Rodenegg-Trostburg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodenegg-Gudenhaus-Wolkenstein-Trostburg-Rodeneg

ſcheidt, Graf Leiningen, Boos von Waldeck, nichts zu ſagen von der Auswahl der hohen Ariſtokratie des Auslandes.

Der Eingang des Werkes erinnert an die Worte des einſtigen Freiburger Congregationspräfecten P. Labonde: „Ich will Euch nicht zu Mönchen erziehen, ſondern einfach zu echten Chriſten, feſt und unerſchütterlich, fähig, jede Carrière einzuſchlagen." Der ganze Inhalt zeigt, daß dies keine leeren Worte waren. Wohl ſind bei den 20 Jahren des Beſtandes der Anſtalt drei hochverdiente Biſchöfe, von denen der eine den Tod des Bekenners ſtarb, 50 zum Theil ſehr ausgezeichnete Weltprieſter und 97 Mitglieder verſchiedener Orden aus ihr hervorgegangen. Unter denen, welche ſich der Geſellſchaft Jeſu angeſchloſſen haben, ſind die PP. v. Waldburg-Zeil, v. Mehlem, Pottgeiſſer, v. Lamezan in Deutſchland, P. Ramière u. a. in Frankreich genugſam bekannt geworden. Aber die Zahl der geiſtlichen Berufe wird weit übertroffen durch die zum Militärſtande. Ueber 200 Officiere, darunter 16 Generale, 23 Oberſten und Oberſtlieutenants und außerdem eine Anzahl tüchtiger See-Officiere werden unter den alten Freiburgern verzeichnet. Faſt überall, wo es etwas zu kämpfen gab, haben Freiburger Veteranen mit Auszeichnung gefochten. Mehrere fielen im Kampfe gegen die Araber in Algier, A. de Damas an der Palikaobrücke in China. F. Perrier ſtand als Officier an der Seite Ibrahim Paſcha's, des Vicekönigs von Aegypten, während des Feldzuges in Syrien. Der Marquis von Pimodan kämpfte in öſterreichiſchen Dienſten gegen die Aufſtändiſchen in Ungarn, fiel in die Hände der Rebellen, und zum Tode verurtheilt, harrte er der Hinrichtung, als er durch das ſiegreiche Vordringen des Generals Haynau befreit wurde. In derſelben Armee dienten die beiden von Eſebeck, die ſich gegenſeitig das Wort gegeben, daß, ſollte der eine fallen, der andere aus Rückſicht für die Mutter den Kriegsdienſt verlaſſen würde. Der jüngere fiel, und der ältere nahm als Hauptmann ſeinen Abſchied. Cathelineau, der ſchon am Aufſtand der Vendéer ſich betheiligt hatte, kämpfte mit Auszeichnung in Portugal, um ſpäter zur Zeit der Gefahr beim päpſtlichen Heere einzutreten; andere wie Pina de St. Didier dienten unter Don Carlos. Im Krimkrieg begegnet man allenthalben den Freiburgern. Im franzöſiſchen, im engliſchen, im ſardiniſchen Dienſte, zur See wie zu Land, als Krankenpfleger wie als Kämpfer ſind ſie vertreten. E. Bain erlag den Anſtrengungen der Krankenpflege, P. Gloriot, einſt zu Freiburg angeſehener Präfect, wurde von der Cholera weggerafft. Er war es, dem einige Zeit zuvor die ehrenvolle Aufgabe geworden, den Leichnam des Marſchalls St. Arnaud nach Frankreich zu geleiten. Mehrere fielen vor Sebaſtopol. A. du Peloux blieb in den Laufgräben des Malakoff; noch als Leiche hielt er ſeinen Roſenkranz feſt an die Bruſt gepreßt. Er war nicht der einzige Freiburger, deſſen Leiche man mit dem Roſenkranz gefunden. Er wurde gerühmt als der Friedensſtifter in ſeinem Regimente, der ſtets gewußt hatte, Duelle zu verhindern, ohne dadurch die militäriſche Ehre zu beeinträchtigen.

Verhältnißmäßig am zahlreichſten war Freiburg vertreten im päpſtlichen Heere. Zwei fielen als päpſtliche Officiere bei Vicenza 1848. Bei Caſtelfidardo wurde Graf L. de Limminghe verwundet und gefangen. Der Marquis von

Digitized by Google

Pimodan mußte hier sein edles Leben lassen. Als Generalstabschef Lamoricière's fiel er am 18. September 1860 von vier Kugeln durchbohrt für die Rechte des Heiligen Vaters. Am Tage vor der Schlacht hatte er mit Lamoricière und dem ganzen Stab die heiligen Sacramente empfangen. Hier kämpfte auch ein anderer Freiburger, L. v. Müller aus Rheims, mit großer Auszeichnung. Als gefeierter Held kehrte er heim, nur um seine glänzenden Zukunftsaussichten zu opfern und im demüthigen Gewande der Kapuziner sein Leben Gott zu weihen.

Auch beim Heere von Versailles, das 1871 gesammelt wurde, um die Commune mit bewaffneter Hand niederzuwerfen, traf eine ganze Schaar von Freiburgern unerwartet zusammen, manche von ihnen viel erprobte Kriegshelden, die zur Herstellung der Ordnung sich freiwillig zum Kampfe angeboten hatten.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß es nicht nur tapfere Officiere waren, die aus den Reihen der Freiburger hervorgingen, sondern viele von ihnen auch wissenschaftlich strebsame Officiere. Einer, F. Bernadac, stand lange Zeit als Director der Kriegsschule für Artillerie und Genie zu Fontainebleau vor. Als de La Boussinière als Oberstlieutenant der Artillerie vor Sebastopol fiel, nannte ihn sein Chef im Bericht an den Kaiser die „Perle seiner Artillerie", den „unvergleichlichen", den er durch keinen andern ganz ersetzen könne. Nicht minder hervorragend zeigte sich F. Julien im Seedienst. Der Admiral Bouët-Villaumez machte ihn zu seinem Adjutanten. In der Krim, im italienischen Krieg, vor Tunis, nicht minder aber in den Bureaux der Admiralität zeigte er seine außerordentlichen Eigenschaften. Er war der nahe Freund und College des später als Admiral so gefeierten Courbet. Allein eine allzu freimüthige Publication erregte den Grimm der Napoleonischen Regierung, und der talentvolle Officier wurde 1868 mit dem Kreuz der Ehrenlegion in den Ruhestand versetzt, um von da an einer höchst fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit sich hinzugeben. Erfolgreicher war die Carrière eines anderen fähigen Marine-Officiers aus den Reihen der Freiburger, F. de La Chapelle, der in der Krim, wie im italienischen Krieg drei Admirälen als besonderer Secretär beigegeben war und 1863—1879 die Stellung eines Inspectors der Marine bekleidete. Besondere Erwähnung verdienen unter den Kriegsmännern der Freiburger Schule die beiden Generale, welche das Pensionat der englischen Armee geschenkt hat. Ignaz Mac-Donnel aus einer schottischen Adelsfamilie, als Kind einst Spielgenosse des Grafen Chambord, als ergrauter Kriegsmann der Reisebegleiter des Prinzen von Wales durch Spanien und Portugal (1876), kämpfte in der Krim, in Indien und Afghanistan. Er blieb 43 Jahre lang im activen Dienst, 36 davon stets bei demselben Regiment; 1883 wurde er General. Bedeutender als er war General Clifford. 1845 hatte er das Pensionat verlassen, und schon 1855 kehrte er als Major mit Ehren bedeckt aus dem Krimkrieg zurück. Es war bereits der dritte Kriegsschauplatz, auf dem er sich ausgezeichnet hatte; zwei Feldzüge hatte er schon am Kap mitgemacht. Obgleich er treu an seiner Religion festhielt und bei den Soldaten auch später noch als der „katholische General" bekannt war, wurde er doch der höchsten militärischen Ehren gewürdigt. Im Krieg

Digitized by Google

gegen China 1857 gehörte er dem Generalstab an; längere Zeit war er später der Adjutant des Oberstcommandirenden der englischen Armee, des Herzogs von Cambridge; Lord Wolseley hatte ihn zum Chef des Generalstabs für Aegypten bestimmt. Hohe Orden zierten seine Brust; der Krimkrieg allein brachte ihm das höchst selten verliehene Victoriakreuz und noch eine andere Auszeichnung der englischen und zwei der türkischen Krone und von Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion. Er war es auch, der als Commandirender der Reserven in Afrika der Leiche des Prinzen Napoleon die letzten kirchlichen wie militärischen Ehren erweisen ließ. Die Kaiserin Eugenie machte ihm als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit das Pferd des Prinzen zum Geschenk. Bei der Beerdigung des Generals am 18. April 1883 ließ sie einen Kranz auf seinen Sarg legen; einen andern brachte der Quartiermeister General Sir Arthur Herbert im Namen Lord Wolseley's, um ihn auf seinem Grab niederzulegen. Die Leichenfeier hielt Cliffords Bruder, der Bischof von Clifton, assistirt von einem andern seiner Brüder, P. Walter Clifford S. J.

Unter den Staatsmännern, die Freiburg ihre Jugenderziehung verdanken, müssen die Belgier Malou und de Decker an erster Stelle genannt werden, die den Erziehern ihrer Jugend stets Ehre gemacht haben. Malou hatte schon in mehreren ehrenvollen Stellungen seine Tüchtigkeit bewährt, als er 1845 das Finanzministerium übernahm. Seine Thätigkeit als Minister nach seiner zweiten Berufung 1870—1878 ist noch in aller Erinnerung; 1884 trat er abermals an die Spitze der Regierung. Auch de Decker hat als Beamter und Abgeordneter wie als Minister des Innern um sein Vaterland sich verdient gemacht. Dauernden Ruhm hat er sich erworben durch sein schönes Werk: „L'Église et l'ordre social chrétien.“ Ihnen muß für Frankreich der Straßburger Joseph Picquet-Damasme an die Seite gestellt werden, der nach längerer Lehrthätigkeit an der juristischen Facultät von Grenoble, wo er das Strafrecht vorgetragen, verschiedene einflußreiche Staatsämter, darunter zwei Präfecturen, mit Anerkennung verwaltete. Eine glänzende Laufbahn stand ihm offen, und verlockende Aussichten traten an ihn heran. Aber dieselbe Charakterfestigkeit, mit welcher er bei Proclamirung der Republik sich aus dem Staatsdienst zurückzog, ließ ihn auch später Zukunftsaussichten entsagen, welche ihn mit seinen Ueberzeugungen in Widerspruch gebracht hätten.

Auch die Zahl der Diplomaten ist beträchtlich. Neben Pycke de Peteghem in Belgien, Graf F. v. Quadt und Frhr. v. Ow in Deutschland, die selbständige Gesandtschaftsposten bekleidet haben, steht u. a. Graf Gerebtsoff, Legationsrath bei der russischen Gesandtschaft in Paris unter Orloff, später Staatsrath in Petersburg, E. de Rozière, französischer Gesandtschaftssecretär in Wien und Madrid, vor allem aber die ebenso liebenswürdige als bedeutende Erscheinung des Grafen Reiset. Unter schwierigen Verhältnissen hat er schon 1848 zu Frankfurt a. M., dann während des italienischen Krieges zu Turin, dann bis 1866 in Hannover die französische Regierung mit großem Geschick vertreten. Bei Georg V. von Hannover war er besonders beliebt. Der bekannte Schriftsteller O. Meding schreibt darüber in seinen „Memoiren zur Zeitgeschichte“ (II, 39): „Der Gesandte Napoleons war der Graf

Digitized by Google

v. Reiset, ein Mann mit allen liebenswürdigen Eigenschaften des vornehmen Franzosen, von vieler diplomatischer Feinheit und einer tiefen künstlerischen, namentlich musikalischen Bildung, durch welche er dem Könige ganz besonders sympathisch wurde... Er machte ein angenehmes Haus, das der König besuchte. So erinnere ich mich noch einer Soirée im Winter 1865, bei welcher die königliche Familie und der ganze Hof erschien. Es wurde eine musikalische Composition des Grafen aufgeführt, und während die Gesellschaft versammelt war, traf ein Telegramm des Kaisers ein, in welchem er den König im Hause seines Vertreters begrüßte." Seitdem hat Reiset sich hauptsächlich mit historischen Studien befaßt und mehrere werthvolle Werke herausgegeben. Eines derselben: „Modes et usages au temps de la reine Marie Antoinette" wurde 1886 von der Akademie mit dem Preis gekrönt.

Die verhältnißmäßig größte Zahl der alten Freiburger hat allerdings der Verwaltung ihrer Güter sich gewidmet und gar nicht oder nur vorübergehend in die öffentlichen Ereignisse eingegriffen. Aber es ist erhebend, ihre Reihen zu durchgehen, da weitaus die meisten im echten Geist des Christenthums, treu ihrer Kirche wie ihrem Vaterland und wohlthuend für ihre Umgebung, in der edelsten Weise ihre Kräfte wie ihr zeitliches Besitzthum zum Guten verwerthet haben. Auch der große Kaufmannsstand ist ehrenvoll und ziemlich zahlreich vertreten (160), und 46 Industrielle werden gezählt; 73 alte Freiburger haben sich durch literarische Thätigkeit, 27 durch künstlerische Leistungen besonders bekannt gemacht. Am besten sind unter diesen wohl die Architekten und die Musiker vertreten; doch stellen sie auch eine Anzahl talentvoller Maler und in B. Lhomme de Mercey einen Bildhauer von bedeutendem Ruf. Ausgezeichnet Tüchtiges haben zwei der alten Freiburger als Ingenieure geleistet. Graf H. de Dion, gleich erprobt in der Theorie wie der Praxis, machte sich durch seine gelehrten Arbeiten einen großen Namen, trug 1870 zur Vertheidigung von Paris, 1878 durch Plan und Ausführung der sämmtlichen Metallconstructionen des Ausstellungsgebäudes zum Erfolg der Pariser Weltausstellung ganz wesentlich bei. Seit 1877 war er Präsident der Gesellschaft der Ingenieure. Gleich ihm liebenswürdig als Mensch und hervorragend als Mann vom Fach war E. Carvalhaes van Zeller aus Oporto, der in England, Aegypten, Italien und Portugal bedeutende Brücken- und Eisenbahnbauten ausgeführt hat.

Auch hervorragende Redner sind aus Freiburg hervorgegangen, ganz abgesehen von der Zahl tüchtiger Prediger, die dort die Grundlage zu ihrer Ausbildung gelegt haben. Zu ihnen zählen der verdiente Graf Th. v. Scherer-Boccard, der Begründer des Piusvereins in der Schweiz, einer der unermüdlichsten Bekämpfer der Revolution, und zwei ausgezeichnete Lyoner Advokaten, St. Genton und Lucian Brun. Der letztere, zugleich Mitglied des Senates, gehört zu den geachtetsten Persönlichkeiten unter den Freiburger Veteranen. Seine ganz außergewöhnliche Beredtsamkeit, die er stets im Dienste der guten Sache verwerthete, feierte ihre größten Triumphe inmitten der Anarchie und Pöbelwirthschaft, die 1848 ganz Lyon zittern machten. Sein Wort allein war es, das die wilden Massen zu bändigen vermochte.

Digitized by Google

Einen vorzüglichen Ruhm Freiburgs bildet die große Zahl derer, die als Mitglieder gelehrter Gesellschaften um die Verbreitung des Wissens und wahrer Civilisation sich hohes Verdienst erworben haben. Unter den vielen glänzenden Namen, die hier zu verzeichnen wären, stehen oben an: Gabriel de St. Victor, bekannt durch seine großen Reisen, seine zahlreichen gehaltvollen Schriften und seine Verdienste um Hebung und Förderung des Ackerbaus, und L. Pouget, Generalinspector des französischen Post- und Telegraphenwesens, Erfinder mehrerer physikalischer Apparate, verdient um die Wissenschaft und Cultur wie um sein Vaterland, dem er namentlich 1870 in kritischen Tagen werthvolle Dienste geleistet hat.

Dabei ist das alte Freiburg nicht nur mit begeisterten Liebhabern der Wissenschaft, sondern auch mit Fachmännern recht vielseitig vertreten. Neben mehreren fleißigen Historikern und angesehenen Professoren der Medicin stellt es in F. Ancey einen sehr bedeutenden Entomologen, in A. Franzoni einen Botaniker von Ruf, in F. Sabatier einen gefeierten Linguisten.

Wie zu den Mittelpunkten der Wissenschaft hat das alte Freiburg seine Zöglinge auch entsandt zu den Höfen der Fürsten. Berlin und Wien, München, Stuttgart und Karlsruhe, Madrid, Turin und Athen und auch Paris in den glänzendsten Tagen Napoleons III. sahen alte Freiburger in angesehenen Hofchargen. Einer aus ihren Reihen, Graf G. de Chabanne, verhalf Don Carlos zur Flucht aus Bourges, wo die französische Regierung jenen in Haft hielt. Chabanne selbst saß auf dem Bock der Kutsche, die den Prinzen davontrug. In der nächsten Umgebung des Grafen Chambord weilten beständig mehrere derselben, fünf umstanden am 24. August 1883 das Todesbett des hohen Sterbenden, sieben geleiteten seinen Sarg von Frohsdorf nach Görz, und 41 waren theils in Person, theils durch ihre Erben und Söhne beim Begräbniß vertreten.

Zur französischen Nationalversammlung 1871 kamen neun alte Freiburger, fast alle sehr bedeutende Persönlichkeiten, unter ihnen auch der nachherige Unterstaatssecretär des Finanzministeriums, L. Lefébure. Als Mitglieder des deutschen Reichstages werden drei genannt.

Auch in den christlich socialen Bestrebungen stehen die alten Freiburger nicht zurück. Die einen wirkten im engern Kreise ihrer Heimath, an der Spitze der Wohlthätigkeitsvereine und als Förderer aller Werke der Volkswohlfahrt; andere haben direct um die Hebung des Arbeiterstandes sich verdient gemacht. Noël Le Mire, bekannt wegen seines künstlerischen Talentes wie seiner schriftstellerischen Leistungen, einst erfolgreich als Großindustrieller, jetzt nur noch für die Sache der Kirche und des Volkes thätig, ist auch in dem unruhigen Lyon anerkannt als der ehrliche Freund der Arbeiterklasse. Graf C. de Thiollière ist einer der hervorragendsten unter jenen Männern, die an der Seite des Grafen de Mun für die Rettung und Erneuerung der christlichen Gesellschaft ihre Kraft einsetzen. An der Spitze bedeutender Hüttenwerke, sucht er durch christliche und weise Behandlung seiner Arbeiter für die sociale Frage die praktische Lösung zu finden. Im gleichen Sinne wirkt G. Vicomte du Peloux, dem jener Arbeiterverein von Bourg, der durch seine

Digitized by Google

glänzende Generalversammlung von 1887 unter dem Vorsitze des Grafen de Mun sich einen Namen gemacht hat, zum großen Theile sein Bestehen und seine Lebensfähigkeit verdankt.

Viele verdiente Männer ließen sich diesen noch anreihen. Andere aus ihren Mitschülern wirkten wieder auf andere Weise zum gleichen Ziele. F. Bernard, Großindustrieller in Lille, schien ganz aufzugehen in zwei großen Werken der Wohlthätigkeit, der Sorge für das Asyl der Unheilbaren und für die Anstalt der „kleinen Schwestern der Armen“. In der Kapelle der Unheilbaren in der Nähe des Altares wurde auf seinen ausdrücklichen Wunsch sein Herz beigesetzt. J. Cournand hingegen lebte ganz für die Rettung der Jugend. Er war 23 Jahre lang der unermüdliche Helfer, die rechte Hand des edlen Joseph Allemand in Marseille, des Stifters der Jugendvereine in Frankreich. A. Colon, erst Advokat, dann Priester, ward zum Begründer des Instituts St. Romain zu Chateau-Chinon für die christliche Erziehung der Kinder des Morvan und die Gewinnung priesterlicher Berufe.

Auch die öffentlichen Werke der Frömmigkeit und Gottesverehrung fanden an den alten Freiburgern die eifrigsten Förderer, wie das Werk der Glaubensverbreitung oder der Bau der Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmartre. Ein Freiburger war es auch (C. Combier), der M. de Belcastel zuerst den Gedanken nahelegte, Frankreich in besonderer Weise dem göttlichen Herzen zu weihen.

Es ist kein Erdtheil, wo nicht einer der Freiburger in Krieg oder Frieden Außergewöhnliches geleistet hätte, und kaum eine Nation, in welcher nicht das alte Pensionat auf bedeutende Männer als seine Zöglinge hinweisen könnte. Da ist in Spanien die schöne, imposante Gestalt des Marquis Joseph von Monistrol, eine der hervorragendsten und vielseitigsten Persönlichkeiten der hohen spanischen Aristokratie, von dem bei seinem Tode (5. Mai 1890) ein öffentliches Blatt schreiben konnte: „Nichts ist ihm fremd geblieben, was edel und werth ist, auserwählte Geister zu beschäftigen, sei es in Literatur, sei es in Kunst, sei es in Werken der christlichen Nächstenliebe.“ Ihm steht in Frankreich der ritterliche Freund des Grafen Chambord, Maxence Marquis von Foresta, würdig zur Seite, neben Stanislaus de Blacas, einem andern Freiburger, das Haupt der alten französischen Royalisten, aber gleichmäßig verehrt von allen Parteien. Die beiden edlen Männer hat die Erinnerung an Freiburg bis aufs Todbett begleitet. Monistrols letzte irdische Beschäftigung war das Durchblättern des „Livre d'or“; Foresta ließ sich von einem alten Freiburger die Sterbsacramente reichen.

Von einer Reihe bedeutender Männer der Schweiz, die sich in vieler Beziehung um ihr Vaterland verdient gemacht haben, seien nur genannt Louis de Weck, 20 Jahre lang Staatsrath und Präsident des Kantons Freiburg, bei seinem Tode (Nov. 1880) betrauert von der ganzen Schweiz, und J. v. Gendre, für die gesammte Schweiz Präsident des Piusvereins und des Vereins vom hl. Vincenz von Paul.

England ist vertreten durch die beiden Weld, von denen der eine als Gouverneur in Australien und auf den Malayischen Inseln seiner Regierung die wichtigsten Dienste geleistet und sich dabei als Christ, Held und Staats-

Digitized by Google

mann stets gleichmäßig bewährt, der andere als kühner und tüchtiger See-Officier fast in allen Welttheilen sich ausgezeichnet hat; ebenso durch die beiden Day, von denen der eine als Beamter in Australien dient, der andere eine der Zierden des hohen englischen Richterstandes ist.

Aber auch trübe Seiten hat der „Livre d'or“ zu verzeichnen, nicht nur manches verfehlte Leben, dem nur ein christlicher Tod noch einen tröstlichen Abschluß gab, sondern auch manches jähe und unglückliche Ende. L. de Ronchaud, eine sinnige Dichternatur, für alles Reine und Edle begeistert, hatte fromm und brav das Pensionat verlassen. Er träumte davon, im Noviziat eines Ordens seine Unschuld sicher zu stellen. Sein Unglück war die Bekanntschaft mit Daniel Stern und die Freundschaft mit George Sand. Daniel Stern, — das Pseudonym, unter welchem die Comtesse d'Agoult sich verbarg, — hat mit Vorliebe die deutsche Dichtung studirt. Sie war eine Bewundererin Heinrich Heine's; ihr literarischer Name ist gebrandmarkt vor allem durch die Schamlosigkeit, mit der sie in ihrer Nérida den Ehebruch verherrlicht hat. Ronchaud wurde Freimaurer; an Ehren und Würden fehlte es ihm dafür nicht. Er war der Begründer und Director der École nationale du Louvre, der Director der Nationalmuseen und geziert mit dem Kreuz der Ehrenlegion. Er bekleidete die angesehene Stellung des Directeur des beaux arts. Aber er starb verlassen während eines Erholungsaufenthaltes zu St. Germain-en-Laye; fünf Stunden vor seinem Ende wurde er aus seinem Hotel weggeschickt, weil er nicht genug zu verdienen gäbe. Auch sein Leichnam fand noch nicht Ruhe. Nach Paris gebracht, mußte er außerhalb des Thores der eigenen Wohnung niedergestellt werden, da es verboten war, eine Leiche in die Räume des Louvre zu bringen. Nur durch einen Zufall mißlang der Plan, sein Begräbniß zu einer großen freimaurerischen Demonstration zu benützen (Juli 1887).

Man wird jedoch nicht sagen können, daß im ganzen die Früchte der Freiburger Erziehung sich ungünstig ausweisen, oder auch nur jene Mängel zeigen, welche so oft als mit jedem Pensionatsleben verbunden dargestellt werden. Die Frömmigkeit, die dort gepflegt wurde, hat sich widerstandsfähig und lebenskräftig gezeigt. Man kann auch nicht behaupten, daß Einseitigkeit oder Kopfhängerei sich an den Freiburger Veteranen bemerklich gemacht habe. Im Gegentheil, wenn es ein gemeinsames Merkmal, ein eigenthümliches Gepräge für die alten Freiburger gibt, so ist dies der Geist des Unternehmens, des Lebensmuthes, der frischen Initiative auf allen Gebieten.

Nichts ist bezeichnender für den Inhalt des „goldenen Buches“ als aufs Gerathewohl aus seinen bunten Bildern einige herauszugreifen. Da sieht man den gelehrten deutschen Arzt C. v. Ellenrieder erst als Freiwilligen unter Radetzky, dann als Officier in holländischen Diensten auf Batavia kämpfen, und in Schriften die Erfahrungen seiner weiten Reisen und vielen Kämpfe niederlegen, dort die Brüder Castella in Australien mit großartigen Weinpflanzungen ungeahnte Erfolge erzielen und auf der Ausstellung von Melbourne 1881 mit dem vielbegehrten Kaiser-Wilhelm-Preis belohnt.

Viele der alten Freiburger haben mehrere Welttheile gesehen; wenigstens vier derselben haben die ganze Welt umsegelt: C. de Laubépin als Secretär

Digitized by Google

des Admirals Dumont d'Urville auf dessen berühmter Expedition, O. Ferreri aus Turin, den die eigene Wanderlust überall umhergetrieben, C. d'Abbadie de Barrau, der jetzt als Großindustrieller auf der Insel Mauritius lebt. Fünf Jahre nach seiner Heimkehr von der großen Weltreise hat ein niedlicher Familienroman ihn zurückgeführt in die Heimat von „Paul und Virginie“. Alle diese übertrifft noch Marquis G. de Nicolay, den man mit Recht einen der unermüdlichsten und kühnsten Reisenden seiner Zeit genannt hat. Nicht allein zu Land und See, sondern auch zu Luftballon hat er die alte und neue Welt, Himmel und Erde durchforscht.

Im Juni 1848 steht O. Graf Bussenl als Rittmeister in österreichischem Dienst bei dem Angriffscorps gegen Vicenza. Bei den päpstlichen Truppen, die gezwungen sind, gegen Oesterreich zu kämpfen, dienen mehrere seiner alten Mitschüler und Freunde. Einer davon, A. de Reynold aus Freiburg, fiel unter den österreichischen Kugeln, ein anderer, der junge F. Caumont, Bussenls Landsmann und Freund, wurde tödtlich verwundet.

Im Jahre 1862 kreuzen zwei französische Schiffe an den Küsten der Romagna. Sie machen Jagd auf Garibaldi und schützen die Küste. Die Befehlshaber der beiden Schiffe werden vom Papste mit dem Kreuze des Piusordens geziert. Beide waren Freiburger Zöglinge: F. Julien und V. Aguillon. Im italienisch-österreichischen Krieg unter Karl Albert kommt der junge F. Franchet d'Espérey, Ordonnanzofficier im Dienste des Königs, als Parlamentär zu Radetzky's Lager gesprengt. Er war kein Neuling mehr im Krieg; er hatte als sardinischer See-Officier bereits Schiffe commandirt und seine Tüchtigkeit bewiesen. Radetzky's Adjutant naht sich, mit ihm zu verhandeln. Es war sein Bekannter von Freiburg, der Marquis von Pimodan, der sich gleichfalls schon auf anderm Schauplatze ruhmreich hervorgethan hatte. Auch gegen Italien hatte er schon wichtige Dienste geleistet, und zweimal hatte er sich nur mit knapper Noth aus den Händen italienischer Aufrührerbanden befreit. Dies war nicht das einzige merkwürdige Wiedersehen in Franchet d'Espérey's Leben. Einige Jahre vorher war er als Commandant eines sardinischen Schiffes bei St. Franzisko vor Anker gegangen. Es war die heißeste Zeit des Goldfiebers; ein Fremder kam an Bord und bearbeitete die Matrosen, mit ihm zu den Goldfeldern zu ziehen. Der Capitän ließ ihn festnehmen und in seine Kajüte vor sich kommen. Ein geladener Revolver lag auf dem Tische. Aber er hatte den Abenteurer wohl erkannt. Es war eine der ritterlichsten und selbst großartigsten Erscheinungen unter denen, die einst dem Freiburger Pensionat angehört hatten, nur daß unbändiger Abenteuerdurst all seine großen Gaben überwucherte. „Mein Herr“, sagte der Capitän ernst, „Sie haben sich vermessen, meine Mannschaft zur Desertion verleiten zu wollen. Ich habe das Recht, Ihnen eine Kugel vor den Kopf zu schießen — aber — Du bist ja Graf Gaston de Raousset Boulbon und ich Capitän Franchet d'Espérey, drum komm an mein Herz! Aber nur kein Wort mehr zu meiner Mannschaft!“ Wenige Jahre später fiel Raousset Boulbon, der „Held der Sonora“, nachdem er seine Abenteuer in Frankreich und Algier durch glänzende Waffenthaten in Mexico überboten, in die Hände der Feinde. Vom französischen

Digitized by Google

Consul im Stiche gelassen, wurde er am 12. August 1854 erschossen. Die Gelegenheit zur Flucht war ihm geboten worden durch den Vetter eines seiner Freiburger Kameraden; aber Boulbon hatte sein Wort gegeben, nicht zu fliehen. Er starb ritterlich und fromm; sein Abschied von der Welt war ein Brief an seine alten Lehrer. Sein Freiburger Mitschüler de la Madelène hat ein Lebensbild von ihm herausgegeben.

Unterdessen hatte sich Franchet d'Espérey aus dem Dienste Sardiniens nach Frankreich zurückgezogen. 1871 stellte er sich an die Spitze des einzigen freiwilligen Bataillons, das sich zur Niederwerfung der Commune gebildet hatte. Seine Unerschrockenheit, sein militärischer Blick und sein Erfolg erwarben ihm dabei den Dank des Vaterlandes und das Kreuz der Ehrenlegion. In Versailles wurden ihm die Insignien der neuen Würde überreicht von einem andern alten Freiburger, dem Marquis Octavian de Quinsonas, demselben, der sich im Kampfe gegen die Commune solche Auszeichnung erwarb, daß der Oberstcommandirende, General de Cissey, um ihn besonders zu ehren, ihn an der Spitze der Truppen in Paris einreiten ließ. Unter der Armee, die bei dieser Gelegenheit Quinsonas folgte, war auch eine Schwadron, geführt von einem andern Freiburger Veteranen, Baron L. von Müllenheim-Rechberg, der 1870 in vielen Schlachten mit Auszeichnung gefochten und sich, kaum von seinen Wunden genesen, freiwillig zum Kampfe gegen die Commune gemeldet hatte.

Aus so manchen Heldenthaten der alten Freiburger sind dies nur vereinzelte Züge. Aber nicht sie, sondern die weit zahlreicheren Beispiele wahrhaft christlicher Gesinnung, heroischer Nächstenliebe, hochherziger Hingabe für die Kirche, für das Recht und die Freiheit sind es, die das Buch mit dem Verzeichniß der Freiburger Zöglinge wahrhaft zu dem machen, was der Titel besagt, einem „goldenen Buch“.

O. P.

Digitized by Google

Recensionen.

Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung, dargestellt von **Otto Willmann.** Braunschweig, Vieweg. I. Bd.: Einleitung. Die geschichtlichen Typen des Bildungswesens. 1882. XV u. 241 S. gr. 8°. Preis *M.* 8. II. Bd.: Die Bildungszwecke. Der Bildungsinhalt. Die Bildungsarbeit. Das Bildungswesen. 1889. XVIII u. 544 S. gr. 8°. Preis *M.* 6.

Das vorliegende Werk richtet sich vor allem an den gediegenern Theil der deutschen Gymnasiallehrer, welcher Interesse für die wissenschaftliche Gestaltung der Pädagogik und für einen wahrhaft rationellen Unterrichtsbetrieb besitzt. Der Punkt, an dem bisher solche Bestrebungen vielfach ansetzten, war die Pädagogik Herbarts, welche, mag sie auch im einzelnen manches Gute enthalten, doch sicher auf grundfalscher Metaphysik und Ethik fußt. Die Absicht des Verfassers ging nun einerseits dahin, jene Grundlagen zu verbessern, ohne jedoch das Brauchbare und Berechtigte aus Herbarts Pädagogik verwerfen zu wollen, andererseits alle bisherigen Leistungen der Unterrichtslehre, die Ergebnisse der Arbeiten zur Erziehungs- und Bildungsgeschichte, sowie die Anfänge zu einer Lehre vom Bildungswesen, auf welche die neuere Socialforschung geführt hat, in Contact und Wechselwirkung zu setzen. So bietet Willmanns „Didaktik" auch für den Sociologen vielfache Anregung und reiche Ausbeute. Die von Lorenz von Stein in seiner Lehre von der Bewegung geistiger Güter eröffneten Gesichtspunkte werden wesentlich erweitert. Gerade die socialen Gesichtspunkte sollen auch bei unserer Besprechung hauptsächlich berücksichtigt werden, wie wir uns überhaupt darauf beschränken, den principiellen Fragen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Niemand dürfte Professor O. Willmann das ehrende Zeugniß versagen können, daß er aufrichtig und ernst, einzig und allein im Dienste der Wahrheit, dabei ausgerüstet mit einem staunenerregenden Reichthum an Wissen und Erfahrung, sein großes Werk vollendet hat.

Dasselbe zerfällt in zwei Theile. Der erste Band bringt neben methodologischen Erörterungen die historische Grundlegung durch eingehende Behand-

Digitized by Google

lung der geschichtlichen Typen des Bildungswesens, während der zweite Band die Analyse der Bildungsarbeit nach ihren Zwecken, Inhalt, Formen, Veranstaltungen und Beziehungen enthält.

Die grundlegende Anschauung, welche dem ganzen Werke sein charakteristisches Gepräge aufdrückt und zugleich den wesentlichen Fortschritt bezeichnet gegenüber früherer Behandlung desselben Stoffes, die Auffassung des Bildungs- und Erziehungswerkes als eines Theils der socialen Lebenserneuerung, lehnt sich an die dem Alterthum schon bekannte, im Christenthum vertiefte, von der neuern Socialforschung wieder mit Erfolg verwerthete Analogie zwischen der menschlichen Gesellschaft und dem lebenden Körper an. Indessen hütet sich Willmann, im Gegensatze zu Paul von Lilienfeld („Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft." 4 Bde. Mitau 1873) und Albert Schäffle („Bau und Leben des socialen Körpers." 4 Bde. Tübingen 1875), dem Gleichnisse die Bildlichkeit abzustreifen und die Analogie von Gesellschaft und lebendem Körper zur realen Conformität zu erweitern, so zwar, daß beide lediglich als Kräftecomplexe gefaßt werden: dieser als Complex physischer, jener als ein solcher ideeller. „Jene Theorien haben für das Problem der Wechselwirkung von Individuen und socialem Collectivwesen keine Handhabe und können sie nicht haben, weil sie Begriffe der natürlichen (körperlichen) Welt auf die geistige übertragen, ungesehen der generischen Verschiedenheiten beider Gebiete" (I, S. 51). Der Gesellschaft wird überdies nicht genug gethan, wenn man sie als einen Complex ideeller Kräfte bezeichnet: sie ist vielmehr zugleich ein ideeller Complex von Kräften, die erst vollends durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Ueber- und Unterordnung zur Einheit des socialen Organismus sich verbinden. Schließlich erscheint auch die Stellung des Individuums in der Gesellschaft als eine andere denn die der Zelle im Verhältniß zum lebenden Körper. „Die Zelle ist gegenüber dem Organismus eine Einheit niederer Ordnung, oder teleologisch ausgedrückt: sie ist für denselben da, auf ihn als Zweck bezogen; das Verhältniß von Individuum und Gemeinschaft dagegen ist durch eine analoge Unterordnung nicht zu bestimmen: beide sind für einander da, keines ein bloßes Mittel für das andere; die moralische Welt läuft in zwei Spitzen zugleich aus: in der individuellen Persönlichkeit und in der geistig-sittlichen Gemeinschaft; der Stufenbau der physischen Welt macht hier einem neuen architektonischen Principe Platz" (I, S. 52). — In der tiefen und zugleich anspruchslosen Weisheit der christlichen Weltanschauung findet Willmann die richtige Erfassung des Verhältnisses zwischen Gesellschaft und Individuum. „Das Gleichniß vom lebendigen Leibe hat für die christliche Ansicht eine fundamentale Bedeutung, und keine mechanistische oder individualistische Zeitströmung hat die Kirche an ihrem organischen Charakter irre gemacht; aber die Eingliederung in den mystischen Leib bedeutet nicht die Aufhebung des absoluten Werthes des individuellen Geistes, vielmehr ist die Obsorge, daß jeder einzelne das Leben habe und keiner Schaden leide an seiner Seele, welchen Schaden alle Güter der Welt nicht aufwögen, die höchste Function der christlichen Gemeinschaft" (I, S. 53).

Digitized by Google

Wie sehr nun auch Willmann die naturalistische Auffassung von einer eigentlichen Conformität zwischen menschlicher Gesellschaft und thierischem Organismus bekämpft, wie wenig er geneigt ist, in jenem Gleichniß geradezu ein sociologisches Erkenntnißprincip anzuerkennen, so verschmäht er es doch andererseits nicht, die fruchtbare und lehrreiche Analogie von Gesellschaft und lebendem Körper für seine organische, das individuale und sociale Element verbindende Auffassung der Bildungs- und Erziehungslehre in ausgedehnter Weise zu verwerthen. Die Aufhellung der biologischen Processe durch die spätere Naturforschung bietet ihm hierfür neue Analogien, neue Vergleichungspunkte. Der Organismus scheidet Stoffe aus, die er durch andere ersetzt, und erneuert sich durch stetigen Aufbau und Abbau ohne Unterlaß; bei der menschlichen Gesellschaft sind es Geburt und Tod, welche einen analogen Zu- und Abfluß darstellen und die continuirliche Erneuerung derselben mit sich bringen. Beide, Organismus und Gesellschaft, bewahren bei diesem fortwährenden Erneuerungsproceß gleichwohl ihre Identität, und für beide ist es eine Lebensfunction, sich den jedesmaligen Zuwachs zu assimiliren und dadurch die Continuität ihrer Bethätigungen zu sichern. „Fortpflanzung und Vererbung, die Pflege der Nachkommenschaft, die ungewollten Assimilationen der Jungen an die Alten, die erbliche Uebertragung der Güter, die bewußten, mehr oder weniger planmäßigen Einwirkungen durch Lehre und Zucht: dies sind die wesentlichen Vorgänge und Acte, in welchen sich die sociale Lebenserneuerung vollzieht" (I, S. 13). Das Bildungs- und Erziehungswesen fügt sich somit als organisches Element dem Verjüngungsproceß der Gesellschaft ein.

Bringt schon diese sociale Auffassung der Jugendbildung, derzufolge keineswegs bloß das binäre Verhältniß von Erzieher und Zögling, sondern die weitergehende Beziehung von Generation zu Generation der Bildung und Erziehung zu Grunde liegt und diese geradezu als Vehikel für die Vererbung und Erhaltung aller geistigen und sittlichen Güter der Gesammtheit sich darstellt, die Willmann'sche Didaktik in schroffen Gegensatz zur einseitig individualistischen und darum revolutionären Weltanschauung der Aufklärungsepoche, wie sie lediglich auf das Individuum als solches, unangesehen seiner Beziehungen zur Gesammtheit und Vergangenheit reflectirte: so verschärft sich dieser Gegensatz wo möglich noch mehr bei der Frage, wessen Aufgabe es sei, als Träger der geistigen Güterbewegung, als Vermittler der Schätze des geistigen und sittlichen Lebens an das nachwachsende Geschlecht zu fungiren. Wiederum ist es hier die Analogie zwischen Socialkörper und Organismus, an welche Willmanns Auffassung sich anlehnt. „Wie der Organismus nicht bloß ein System darstellt, sondern auf einem Ineinander mehrerer Systeme — der Knochen, Muskeln, Blutgefäße, Nerven — beruht, so ist es auch nicht ein Verband, der die Menschen an gegebenem Ort, zu gegebener Zeit zu einem Collectivwesen vereinigt, sondern ein Ineinander von Verbänden, ein complexes sociales Gewebe, welches den nationalen Verband, das politische Gemeinwesen, das Gefüge der Stände und Berufsarten, die Religionsgemeinschaft und die ungezählten Aggregationen, welche

Digitized by Google

durch wirthschaftliche, geistige, gesellige und andere Interessen, durch Zusammenleben, Verkehr und Sitte gestiftet werden, insgesammt in sich begreift" (I, S. 4).

Gänzlich verfehlt wäre es demnach, wollte man Willmanns sociale Auffassung der Jugendbildung mit jener heute noch herrschenden politischen verwechseln, die hierfür keine andere Collectivthätigkeit kennt als die des Staates. „Der politische Gesichtspunkt ist für sich allein nicht geeignet, das Verständniß des socialen Charakters der Erziehung und Bildung zu erschließen. Kann man es den Griechen billigerweise nicht zum Vorwurfe machen, daß sie die sociale und politische Ansicht der Jugendbildung nicht trennten, da ihnen ihr öffentliches Leben Gesellschaftsverbände, nationale und Stammeseigenthümlichkeiten und religiöse Institutionen mit dem politischen Gemeinwesen auf das engste verwachsen zeigte, so muß dagegen die Staatspädagogik des vorigen und jetzigen Jahrhunderts der Vorwurf der Einseitigkeit treffen, wenn sie das Bildungs- oder gar das Erziehungswesen als eine Veranstaltung des Staates ansah und die anderen socialen und historischen Factoren, welche es ins Leben gerufen: die Kirche, die Gesellschaft, die Sitte, ignorirte. So gewiß der Staat nur einer der Verbände ist, die in ihrer Gesammtheit den socialen Organismus ausmachen, so gewiß ist die Lebenserneuerung des letztern nicht zu verstehen, wenn sie vom Standpunkte des Staates allein angesehen wird. Erziehungsideale und Bildungsbestrebungen fußen auf den Gütern der Gesittung und des Geisteslebens, welche der Staat nicht schafft, sondern nur schützt, bestenfalls regelt und fixirt. Seiner organisirenden Thätigkeit muß der Inhalt von anderer Seite her zuwachsen aus schöpferischen Tiefen, in welche kein Herrschergebot und keine Regierungsverordnung hinabreicht" (I, S. 31. 32).

Mit der socialen Betrachtungsweise der Erziehungs- und Bildungslehre enge verwandt, ja recht eigentlich demselben Princip entsprungen, ist die historische. Erziehung und Bildung im Ganzen des socialen Erneuerungsprocesses aufsuchen, heißt eben nichts anderes, als ihre Stellung in der geschichtlichen Lebensbewegung, ihre Mitwirkung zur historischen Continuität der menschlichen Dinge zu erkennen streben; sie als ein Verhältniß der Generationen, als Ueberlieferung und Assimilation auffassen, bedeutet, sie unter den historischen Gesichtspunkt stellen (I, S. 53).

Nach dieser allgemeinen Kennzeichnung des principiellen Standpunktes, von dem aus Willmann eine Verbindung der socialen und der individualen Auffassung der Erziehung und Bildung erstrebt, versteht sich erst recht der Plan, nach welchem das Werk aufgebaut ist. — Willmann unterscheidet schärfer als bisher zwischen Pädagogik, welche die werdende sittliche Persönlichkeit nach allen ihren Beziehungen zu verfolgen habe, und Didaktik, deren Aufgabe die Vermittlung der Bildung, der geistigen Strebungen sei. Hier beschäftigt er sich ausschließlich mit der Didaktik, während er die Pädagogik einer spätern Behandlung vorbehält (I, S. 75).

Gegenstand der Didaktik nun ist die Bildungsarbeit, wie sie sowohl in ihrer collectiven Gestaltung: dem Bildungswesen, als in ihren

individuellen Erscheinungen: dem Bildungserwerbe, der durch den einzelnen zu geschehen hat, sich darstellt. Das Bildungswesen aber erscheint zugleich als ein Organismus und als ein Organ: ersteres, insofern es ein relativ abgeschlossenes Ganze von Anstalten und Veranstaltungen zur Vermittlung der Bildung ausmacht, letzteres mit Rücksicht auf den Socialkörper, dessen Gesammtfunction es sich einordnet. Die Lehre vom Bildungswesen wird darum in Willmanns „Didaktik" unter jener doppelten Rücksicht behandelt, so zwar, daß die historische Behandlung des Bildungswesens an die Spitze tritt (I, S. 101—421), hieran die Lehre vom Bildungserwerbe sich anreiht (II, S. 3—423), während das Gesammtbild des Bildungswesens und der Nachweis seiner Verzweigung in das Ganze der socialen Verzweigung den Schluß des Werkes bildet (II, S. 423—544).

Es ist nicht thunlich, hier, auch nur im Auszuge, die gelehrte und interessante Behandlung der mannigfach wechselnden Gestaltungen, welche das Bildungswesen im Laufe der Zeit angenommen hat, wiederzugeben, im einzelnen zu zeigen, wie die Bildungsarbeit im Verhältniß zur Cultur, Civilisation und Gesittung verschiedene Formen angenommen hat, in der morgenländischen, griechischen und römischen Bildung, in der christlichen Bildung auf römischem Boden, der Bildung des Mittelalters, der Renaissance und der Aufklärung, schließlich in der modernen Bildung, — aber man kann Herrn Dr. Otto Frick nur beistimmen, wenn er in der überaus anerkennenden Besprechung der Willmann'schen „Didaktik" sagt: „Die Darstellung ist ein Muster einer überall in die Tiefe gehenden und weite Ausblicke aufdeckenden Behandlung; sie bezeichnet auch in ihrer Knappheit durch die Weite des Blickes einen erheblichen Fortschritt gegen die früheren Darstellungen der Geschichte der Pädagogik" („Lehrproben und Lehrgänge", 23. Heft. Halle 1890. S. 35). Wunderschön ist unter anderem manches in der Darstellung des Einflusses, welchen das Christenthum auf die Bildung geübt. „Jedes Zeitalter hat die schöpferischen Antriebe desselben empfunden, keines seine Segensgaben erschöpft" (I, S. 209). „Man hat es beklagt, daß das Mittelalter den Geist, indem es ihn auf das Jenseitige fixirte, von der menschlich-schönen und harmonischen Gestaltung des Diesseitigen abhielt, und daß sein einseitiger (?) Spiritualismus das Verständniß der Alten, den Verkehr mit der Natur, die unbefangene Schätzung der menschlichen Kräfte nicht aufkommen ließ (?); man sollte aber auch in Anschlag bringen, was es an jenem tiefen und ernsten Zug nach der andern Welt und an seiner Richtung auf das Spirituelle und Innerliche besessen hat" (I, S. 291).

Bei aller Anerkennung, die Willmann dem modernen Bildungswesen und seinen wahren Fortschritten zollt, verkennt er dessen Einseitigkeit im Verhältniß zu den Bildungsveranstaltungen früherer Zeiten keineswegs. „In jedem Betracht ist das moderne Bildungswesen mehr angelegt auf Angleichung der Köpfe und Verwerthung der Anlagen, als auf Hervorbringung der eigenartigen, ausgestalteten Persönlichkeit; sein reicher Lehrstoff befriedigt die intellectuellen Bedürfnisse, ehe sich diese zu individuellem Interesse, zu persönlicher Wißbegierde steigern können; die von ihm auf-

Digitized by Google

erlegte Pflichtarbeit gestattet dem Lernenden erst *spät* nach *eigenem* Sinn und Geschmack sein Studium zu gestalten, falls überhaupt die Regungen solchen Sinnes und Geschmackes nicht im *Entstehen niedergehalten* worden; seine Organisation bringt ein allgemeines Lernen und Arbeiten in Gang, aber begünstigt es, daß zu herrschenden Motiven dafür Gewöhnung, Aussicht auf künftige Verwerthung, bestenfalls Pflichtgefühl werden, *gegen welche die spontanen und individuellen Bildungstriebe zurücktreten*; sein System ist umfassend und sinnvoll angelegt, aber es umspannt doch nicht alle Factoren des geistigen Wachsens und Werdens, sondern schädigt die einen, wenn es den anderen genugthun will" (I, S. 420 f.).

Wie wir vernehmen, hat Willmanns „Didaktik" bei der Berliner Schulconferenz aufgelegen, und dringend wäre es zu wünschen, daß die, namentlich im *zweiten* Bande enthaltenen Grundsätze und praktischen Forderungen bei der bevorstehenden Reform des preußischen Schulwesens eingehende Berücksichtigung fänden.

Der *zweite Band* beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Bildungs*erwerbe*. Er behandelt zuerst die Bildungs*zwecke*, dann den *materialen* Bildungs*inhalt*, schließlich die *formende* Bildungs*arbeit*.

Die *Bildungszwecke* werden der Reihe nach aufgeführt und gegenseitig gewerthet, von den bewußten und unbewußten triebartigen Motiven zum Lernen und Lehren, den mitwirkenden praktischen Interessen des Erwerbs- und Ehrtriebes, dem eigentlichen Bildungsinteresse bis hinauf zu den ethischen Motiven und zu dem transcendenten Zug der Bildungsarbeit, der wahren Quelle aller Idealität (II, S. 3—38). — Wie bei der Behandlung der Teleologie der Bildungsarbeit, so offenbart sich auch in dem anziehenden Entwurfe eines *Bildungsideals* die ganze Tiefe der durch und durch christlichen Weltanschauung, die Willmann beseelt. „*Lebendiges Wissen* und *durchgeistigtes Können* sind Erscheinungsformen gebildeten Wesens; aber die Erscheinung bleibt bloßer Schein, wenn sich jene nicht in *geläutertem Wollen zusammenfinden*" (II, S. 50). Ja, die sittlich-religiöse Gesinnung bezeichnet nicht nur die Höhe der Bildung, sondern gehört nach Willmanns Auffassung zu deren *innerstem Wesen*. „Indem wir die Grundzüge des gebildeten Wesens aufsuchten, sind wir über dieses selbst hinausgewiesen worden vermöge der innern Verknüpfung, welche zwischen allen Richtungen der auf das Ideale gerichteten Bethätigung besteht. Durch die Propyläen veredelten Geisteslebens führte uns der Weg zur Akropolis der sittlich-religiösen Gesinnung; oben angelangt aber sehen wir, daß der zurückgelegte Weg *nicht der einzige* ist; außer ihm klimmt ein anderer schmuckloser Pfad zur nämlichen Höhe hinauf ... Der einfachste Christ, in welchem das Evangelium den Egoismus und Materialismus überwunden hat, ist in der That ein gebildeter Mann, weil das Christenthum seinem Denken, Reden und Thun ein Ebenmaß verleiht, alles Rohe und Gemeine ihm abthut und so auch sein Leben schön macht" (II, S. 51 f.).

Sehr sympathisch berührt es uns, wenn Willmann dort, wo er die Beziehungspunkte der Bildungsarbeit im Subjecte aufsucht, mit aller Entschieden-

Digitized by Google

heit die harmonische Ausbildung des ganzen Menschen fordert. „Die Bildung gehört zu den theoretischen Functionen, sie bewegt sich im Geistigen, ihre Stätte ist der Gedankenkreis. Allein die letzten Zwecke der Bildung sind sittliche, und darum muß sie ihre Einwirkungen auf das Gemüth und den Interessenkreis ausdehnen; sie faßt den Menschen von der intellectuellen Seite, aber sie soll sich von da aus des ganzen Menschen bemächtigen" (II, S. 62).

Der dritte Abschnitt des zweiten Bandes behandelt den Bildungsinhalt. Er beginnt mit einer Analyse des Bildungsinhaltes, indem er grundlegende und accessorische Bildungsstoffe unterscheidet. Zu den ersteren gehören die eigentlichen Schulwissenschaften: Sprachunterricht, Mathematik, Philosophie, Religionslehre. Die accessorischen Elemente der Bildung umfassen die Geschichte, Weltkunde, Naturkunde (Polymathie, d. h. was sonst noch das Bildungsbedürfniß von nützlichen und unterhaltenden Kenntnissen erfordert). Hieran schließt sich die Gruppe der Fertigkeiten: Musik, Graphik, Technik, Gymnastik.

Im vierten Abschnitte wird die Organisation des Bildungsinhaltes, die didaktische Formgebung und die didaktische Technik behandelt. Eine ausführlichere Besprechung dieser beiden Abschnitte, welche den größten Theil des zweiten Bandes einnehmen, sowie der Fragen, welche mehr praktischer Natur sind, z. B. über Einrichtung des Gymnasiums, Auswahl der Autoren, Stellung der Nebenfächer und Hauptfächer, über Lehrerbildung u. s. w., müssen wir der fachwissenschaftlichen Literatur überlassen. Wenn man aber Willmann etwa den Vorwurf machen sollte, daß seine Vorschläge zum Theil auf eine Wiederherstellung früherer Formen des Bildungswesens hinauslaufen, so wird er dem gegenüber mit Recht geltend machen können, daß, „was sich in der Vergangenheit bewährt hat, auch einen festen Grund für die Zukunft zu geben verspreche, und was die Last der Geschichte getragen hat, in der Natur und Bestimmung des Menschen gegründet sein müsse" (Vorrede zum II. Bande).

Den Schluß des ganzen Werkes bildet die Darstellung der Bildungsarbeit im Ganzen der menschlichen Lebensaufgaben. Durch die Beziehung der Bildungsarbeit auf die menschlichen Lebensaufgaben überhaupt wird sie ihrer Isolirung entrissen, dem höchsten Zusammenhange, dem sie angehört, wiedergegeben und in ein inniges Verhältniß zur Ethik gebracht. Aber es ist die christliche, nicht die moderne Ethik mit ihrer Scheu vor allem Transcendenten, an welcher Willmanns „Didaktik" Stütze und Ergänzung sucht. „Die Bildungsarbeit hat die Aufgabe, die Werke der (wahren) Cultur in der rechten Weise zusammenzuführen, sie zu frei verfügbaren Elementen des individuellen Geisteslebens zu machen und damit die Fortpflanzung der Cultur zu sichern. Die übertreibende Auffassung der Cultur muß nothwendig auch den Begriff der Bildung ungehörig überspannen; die Culturfanatiker erwarten von Schule und Unterricht alles Heil und Heilung aller Schäden; ihre Schlagwörter: ‚Bildung macht frei', ‚Unterrichten ist versittlichen', ‚Wer lesen kann, ist ein Erlöster' u. a., repristiniren die Irrthümer des vorigen Jahrhunderts über den Werth der Aufklärung, welche über dem Wissen das

Digitized by Google

Gewissen und das Können zugleich vergessen hatte; sie wollen die Natur entbinden und zur Cultur steigern durch Bildung, welche zugleich die Gesittung vertreten soll, die keines höheren Beziehungspunktes mehr bedürfe. Es ist die volle Umkehrung des innern und wahren Verhältnisses dieser Bethätigungen, welche damit proclamirt wird, das Widerspiel jeder besonnenen und unbeirrten Ethik und Pädagogik. Der höhere Beziehungspunkt ist das erste, was festgestellt werden muß: in der Heiligung muß die Gesittung bewurzelt sein, auf ihr die Bildung und Cultur sich erheben, die nun wieder für die Behandlung des Natürlichen das Maß hergibt; denn das Niedere soll sich nach dem Höhern, das Vergängliche nach dem Unvergänglichen richten, und das Mittel nach dem Zwecke bestimmt werden, nicht umgekehrt" (II, S. 542 f.).

Mit steigendem Interesse haben wir das Werk Professor O. Willmanns gelesen. Möchten sich recht viele das überaus reiche Material, welches hier geboten ist, zu nutze machen, an der schönen, gründlich durchdachten Ordnung, der durchweg gefälligen, anziehend geistreichen Darstellung sich bilden und erfreuen. Die Stellung des Werkes gegenüber den bisherigen Bearbeitungen desselben Gebietes, die souveräne Benutzung der gesammten, auch der protestantischen Literatur, die Erfahrung und Einsicht des Verfassers[1], die Bezüge auf Religion, Geschichte und sociales Leben, die Verwerthung aller neuen Errungenschaften für Didaktik, das Endziel einer echt christlichen Geistesbildung, verbunden mit der wahren Humanität, die auf eine wirklich harmonische und natürliche Ausbildung der sämmtlichen Fähigkeiten des Menschen gegründet ist, das sind die unverkennbaren Vorzüge, welche die Willmann'sche „Didaktik" an die Spitze der neuern pädagogischen Literatur stellen. Die edle Gesinnung aber, die den Verfasser leitete, und den idealen Zweck, den er im Auge hatte, deuten die erhebenden Schlußworte des ganzen Werkes an: Wiederanknüpfung an die ältere christliche Anschauung und Sitte, welche am weisesten das Verhältniß der Bildungsarbeit zu den höheren Ordnungen bestimmte. „Wenn unsere Altvorderen dabei nur mit einem beschränkten Kreise von Culturwerthen gearbeitet haben, so ist nach dieser Richtung ein Hinausgehen über sie nothwendig, aber es ist nicht gerechtfertigt, die festen Grundlagen zu verlassen, welche ihre Weisheit gelegt hat. Da dies aber geschehen, so ist die Rückkehr dazu geboten, nicht vermöge einer starrsinnigen Reaction oder kurzsichtigen Restauration, sondern geleitet von dem Geiste, welchen das Pfingstlied anruft, das Unlautere zu reinigen, das Verdorrte zu feuchten, das Wunde zu heilen, das Harte zu beugen, das Starre zu erweichen, und was vom Pfade wich, zurückzuführen" (II, S. 544).

[1] Derselbe war früher in Leipzig thätig, wo er als ehemaliger Schüler Herbarts an dem Pädagogium wirkte. Dort trat er vor etwa 20 Jahren zur katholischen Kirche über. Sein Berufsgenosse und Prinzipal in jener Zeit war Ziller. Seit mehr als 12 Jahren wirkt er in Prag als Professor der Philologie und Pädagogik und hat vielfach bei den Prüfungen der Abiturienten als Commissar den Vorsitz geführt.

Heinrich Pesch S. J.

Digitized by Google

Das Problem der Materie in der griechischen Philosophie. Eine historisch-kritische Untersuchung von **Clemens Bäumker.** XV u. 436 S. gr. 8°. Münster, Aschendorff, 1890. Preis *M.* 12.

Als Problem der Materie bezeichnet der Verfasser die Summe aller derjenigen Fragen, welche sich auf das Vorhandensein und die Natur des von unserm Bewußtsein verschiedenen Grundes der in der sinnlichen Wahrnehmung gegebenen und unter dem Namen Körperwelt zusammengefaßten Phänomene beziehen. Es kann in dieser Erklärung mit dem Worte „Grund" nur der in den Dingen selbst liegende, also innere Grund gemeint sein, nicht irgend eine äußere, sei es ordnende, sei es schaffende Ursache. Die rein physikalische Betrachtung der Materie faßt dieselbe als den allgemeinen Grund der differenzirten körperlichen Dinge, ohne sie zur immateriellen Substanz in Gegensatz zu bringen. Den allgemeinen Grund kann man nun wieder auffassen als das „Woraus" und „Worin" des mannigfaltigen körperlichen Werdens und Vergehens, und diese genetische Betrachtung der Materie ist die im Alterthum vorherrschende, während die moderne Physik in der allgemeinen Natur der Materie den Erklärungsgrund für die allen Körpern gemeinsamen Verhaltungsweisen sucht.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, so viel als möglich aus den unmittelbaren Quellen selbst zu erforschen und klarzulegen, welche Versuche die antike griechische Philosophie zur Lösung des Problems der Materie gemacht, zu welchen Resultaten die hervorragenden Denker und Schulen gelangt sind, den innern Zusammenhang und die logische Gliederung der einzelnen Theorien scharf herauszuarbeiten, endlich die historischen Bedingungen, von welchen die einzelnen Systeme in ihrem Entstehen abhingen, sowie die gegenseitigen Beziehungen derselben zu einander zur Kenntniß zu bringen. Eine sachliche Kritik hat der Verfasser nur den beiden Hauptsystemen angedeihen lassen, welche auch für die Gegenwart ihre Bedeutung ungeschwächt bewahrt haben, dem atomistischen nämlich und dem aristotelischen. Und das mit Recht; denn die anderen Systeme haben zwar auch ihre Bedeutung für die Philosophie, aber nur indirect und zumal als historische Beleuchtung des Entwicklungsganges zu dem Bleibenden. Ja, es will uns sogar scheinen, es hätte, zumal in Bezug auf Aristoteles, die sachliche Kritik noch mehr eingeschränkt werden können. Zwar bringt auch da der Verfasser nur recht Lesenswerthes vor; aber es läßt sich die schwierige Frage eben doch nicht zur vollen Befriedigung behandeln, wenn sie in einer bloß nebensächlichen Stellung zur Sprache kommt. Jedenfalls liegt der Werth des Buches in der historischen Untersuchung und Darlegung. Mit Fleiß und Scharfsinn forscht der Verfasser nach den Auffassungen der verschiedenen Schulen in den Werken und Resten von Werken ihrer Hauptvertreter. Ohne daß dadurch der Fluß der Darstellung ins Stauen geriethe, bietet das Werk doch die reichste Fülle kritischen Materials und ermöglicht es so dem Leser, durch eigene Prüfung sich ein selbständiges Urtheil zu bilden. Gelegentliche Blicke auf die neueren Schulen und kurze Vergleiche alter Auffassungen mit modernen Ideen erhöhen das Anziehende der Darstellung.

Digitized by Google

Die Realität der Körperwelt ist dem Alterthum, einzelne vorübergehende Ansätze abgerechnet, noch nicht zum Problem geworden. Was ist das allgemeine Substrat des Wechsels in der Körperwelt? Das ist die Frage.

Wenn auch die ersten Antworten gar verschieden ausfallen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß einige Grundgedanken sich immer wieder geltend machen. Tritt bald das Wasser auf, bald die Luft, dann das Feuer, endlich irgend ein unbestimmtes Ausgedehntes, immer bleibt das Bestreben, für alles körperliche Werden, wenigstens für alle Wandlungen der sublunarischen sichtbaren Welt einen einheitlichen Urstoff zu finden. Daß alle körperlichen Dinge gewisse Eigenschaften gemeinschaftlich haben und dementsprechend in einen Gattungsbegriff zusammengefaßt werden können, ist klar und darum auch, daß diese gemeinschaftlichen Eigenschaften dem einen Urstoff zugeschrieben werden können, falls es überhaupt einen einzigen gibt. Es ist aber auch die stete Gefahr vorhanden, den Gattungsbegriff geradezu mit dem Begriff des allgemeinen Substrates zu verwechseln oder zu vermengen.

Wie aber diesem Streben nach einem Urstoffe ein berechtigter Gedanke zu Grunde liegt, so ist es auch ein anderer wirklich gesund realistischer Zug, daß man für die Veränderungen der Körperwelt zunächst die Erklärung in den Körpern selbst sucht. Freilich findet sich da ein fortwährendes Schwanken zwischen den verschiedensten Arten von Kräften und Bewegungen, von einfacher Ortsbewegung, Hin- und Herwogen, Verdichtung und Verdünnung bis zur Annahme von eigentlichen Lebenskräften selbst höherer Art, die sich im Urstoffe finden sollen. Es wird eben über dem Streben, dem gemeinsamen Urstoff, dem gemeinsamen Substrat aller Veränderungen in der Körperwelt, auf die Spur zu kommen, dann nur zu leicht vergessen, daß dieser gemeinsame Urstoff durchaus nicht aus sich allein schon die volle Erklärung alles dessen zu enthalten braucht, was aus ihm werden kann. Die einzig gerechte Forderung an ein allgemeines Substrat als solches besteht ja gerade darin, daß es den Veränderungen nicht entgegenstehe, sondern eine gegen alle die verschiedenen Seinsweisen gleichgiltige Natur besitze. Aber darum können auch alle die Seinsweisen in diesem Substrat allein nicht ihren adäquaten Grund haben; es würde ja eben dadurch die nöthige Veränderlichkeit desselben aufgehoben. Es bietet großes Interesse, den mannigfaltigen Versuchen zu folgen, die gemacht worden sind, der unbestimmten Materie ein ihr doch nicht ganz fremdes Bestimmendes entgegenzustellen und es mit ihr zu verbinden. Das Auffallendste und gewissermaßen Unbegreiflichste ist wohl die Zahlenwelt der Pythagoräer. Und doch, ist sie im Grunde genommen etwas anderes, als ein recht augenfälliges Unterliegen bei der noch immer nicht überwundenen und gerade jetzt wieder sehr stark auftretenden Versuchung, die Qualität in der Quantität gänzlich aufgehen zu lassen?

Mehr und mehr treten in den folgenden Abschnitten die Schwierigkeiten in den Vordergrund, welche in dem Begriff des Werdens und Vergehens liegen, oder mit diesen Uebergängen vom Nichtsein ins Sein und zurück in das Nichtsein zusammenhängen. Die Eleaten schaffen sich die Schwierigkeit aus dem Wege mittelst einer Lösung, welche nur die Verzweiflung dem Denker

Digitized by Google

eingeben kann. Alles Sein ist eins und unveränderlich, unbeweglich. Neben dem Sein kann es kein Nichtseiendes geben. Die Naturerscheinungen sind also als Wirklichkeiten unerklärlich, unmöglich; sie sind Täuschungen der Sinne. Um nun doch wieder irgend eine Wirklichkeit dieser Erscheinungen zu retten, ohne sich in die Schwierigkeit eines eigentlichen Werdens zu verwickeln, reißen die jüngeren Naturphilosophen (Empedokles, Leucipp, Demokrit, Anaxagoras) das Eins der Eleaten in eine Vielheit (Vierheit) verschieden gearteter Dinge auseinander, welche unentstanden, unveränderlich, unvergänglich in ihrem Sein sind. Durch ihre Mischung und Entmischung entsteht der Schein, den die gemeine Vorstellung als Werden und Vergehen eines Seienden deutet. Den Grund dieser Mischung suchen sie nicht im Stoffe, sondern in Kräften, die einen in Liebe und Haß, die anderen in einem ordnenden νοῦς.

Noch mehr reißen die Atomiker das Eins der Eleaten in Stücke. Die Materie besteht aus einer Anzahl unentstandener, discontinuirlich durch den leeren Raum geschiedener Theilchen, qualitativ gleich, an Größe und Gestalt verschieden. Ein absolutes Entstehen und Vergehen halten auch die Atomiker für widersprechend. Die Qualitäten sind nur Affectionen der Sinne, hervorgebracht durch die Einwirkung der verschiedenen Atome auf unsere Organe.

Der Verfasser betont hier einen Unterschied zwischen dem antiken und dem modernen Atomismus, der, soweit er zutrifft, jedenfalls zum Vortheile des letztern ausfällt. Während der Atomismus der Alten sich eine abschließende Erklärung der letzten Gründe der Dinge zumuthe, begnüge sich der moderne Atomismus mit der bescheidenern Rolle einer naturwissenschaftlichen Hypothese, welche nur insoweit eine Erklärung bieten wolle, als die Erscheinungen diese zunächst fordern und zugleich an die Hand geben; die abschließenden Fragen über das objective Correlat unserer Vorstellung von einer materiellen Substanz überlasse er aber der Erkenntnißtheorie (sollte heißen Philosophie) zur weitern Bearbeitung.

In seiner weitern Besprechung meint dann der Verfasser, daß das Denken, welches überall nach möglichster Einheit der Erklärung strebt, an das Atom, wenn es das letzte Element der Körperconstitution vorstellen soll, zwei Hauptforderungen stelle: nämlich Einfachheit und Gleichartigkeit, und diese Forderungen würden consequent dazu führen müssen, daß nur durch verschiedene räumliche Gruppirung und ihre Bewegungsformen die qualitativen Verschiedenheiten derjenigen Bedingungen begründet würden, die wir jetzt Elemente nennen.

Gewiß, wenn es einen Urstoff gibt, aus dem alle Körper werden, dann verlangt das Denken, daß ihm nur die allgemeinsten generischen Eigenschaften der Körper zukommen und er somit gleichartig sei. Doch, wie der Verfasser mit Recht betont, legen zwar mancherlei Erscheinungen den Gedanken nahe, daß in den chemischen Atomen noch nicht die letzten Einheiten der Materie vorliegen, daß vielmehr diese letzten Einheiten absolut gleichartig zu denken seien, — es wird jedoch Derartiges nur als Vermuthung gelegentlich ausgesprochen, und man legt keinen Werth darauf, da noch alle Mittel der Verification fehlen. Das Denken strebt allerdings nach Einheit, aber zunächst nur nach der begrifflichen Einheit. Die reelle Einheitlichkeit, mit anderen

Digitized by Google

Worten, ein einziger realer, gleichartiger Urstoff wird nur unter der Voraussetzung allgemeiner substantialer Veränderlichkeit der Dinge zur Forderung des Denkens. Abgesehen von dieser Voraussetzung, kann sich unser Denken ganz gut mit der Annahme mehrerer, ja noch so vieler qualitativ und wesentlich verschiedener Elemente, die nur begrifflich in einer Gattung zusammenkommen, abfinden. Für die allgemeine und zwar auch substantiale Veränderlichkeit aller körperlichen Dinge spricht allerdings vieles, zumal die wohl kaum auf bestimmte Elemente beschränkte Möglichkeit, von lebendigen Körperwesen aufgenommen zu werden zur wirklichen Theilnahme am Leben.

Angenommen nun, es müsse wirklich einen realen Urstoff geben, dann stellt das Denken allerdings an ihn die Forderung der Gleichartigkeit und auch einer gewissen Einfachheit, — es ist aber diese Einfachheit schließlich nur ein anderer Ausdruck für die absolute Gleichartigkeit und durchaus nicht eine Einfachheit im Sinne, den das gewöhnliche Leben mit diesem Worte verbindet, d. h. es kann durchaus nicht eine Einfachheit im Sinne des Ausschlusses jeder Theilbarkeit und Zusammensetzung gefordert werden. Sonst hätten wir die Einfachheit der Geister oder die Einfachheit des mathematischen Punktes. Ist aber das sogen. Atom weder einfach wie der Geist noch wie der mathematische Punkt, so ist und bleibt es irgendwie continuirlich ausgedehnt, trägt also auch in sich die allgemeinste Eigenschaft aller Körper. Dann braucht aber von dieser Seite her die aristotelische Auffassung gewiß nicht mehr beanstandet zu werden. Denn die Frage, ob die ganze Urmaterie für sich ein großes Continuum oder eine Summe von kleinen Continuen wäre, ist für die peripatetische Auffassung nicht von wesentlichem Belang.

Nehmen wir also an, es liege auch den jetzigen chemischen Elementen ein einheitliches Urelement zu Grunde, dann bestehen die jetzigen chemischen Elemente allerdings aus einer Zusammensetzung, in dem dieser Urstoff enthalten ist. Daß es aber dann so aufzufassen wäre, wie der Verfasser sich ausdrückt, nämlich daß die letzten Einheiten erst durch ihre räumliche Gruppirung und ihre Bewegungsformen die qualitativen Verschiedenheiten derjenigen Verbindungen begründen, die wir jetzt Elemente nennen — wird nicht leicht allgemeine Anerkennung finden. Denn soll das die ganze Erklärung sein, so ist wieder alle objective Qualität in Quantität aufgelöst, und es bleibt dann schließlich nichts übrig, als für die Qualitätsunterschiede als solche den Grund im erkennenden Subject zu suchen, mit anderen Worten: aus unzulänglicher Erkenntniß der Natur der Dinge alles aus den gemachten Voraussetzungen nicht völlig Erklärbare der Erkenntnißtheorie zuzuschieben. Man verlegt die Schwierigkeit nur in ein anderes Gebiet — auf dem jedoch eine den Geist befriedigende Lösung nicht zu erwarten ist.

Eingehend und gründlich sind besonders auch die Erörterungen über Plato's Auffassung. Nur die Ideenwelt ist das wahrhaft Seiende, Unveränderliche, Ewige. Das Sinnliche besitzt die ihm zustehenden Bestimmungen nur durch die Theilnahme an den Ideen; es ist nur eine vorübergehende Erscheinung, ein Widerschein des wahrhaft Seienden. Die Materie ist das objective „Worin" dieses Widerscheins. Bäumker vertritt und begründet die Ansicht, daß Plato die

Digitized by Google

(primäre) Materie weder als qualitätlosen Stoff noch als dessen Möglichkeit, sondern als leeren Raum, bloße Ausdehnung aufgefaßt habe. Dabei wird besonderes Gewicht darauf gelegt, daß Plato, wo er von der Materie redet, sie consequent das, worin (ἐν ᾧ) die Dinge, die Nachbilder des Seienden, entstehen, nennt, niemals das, woraus (ἐξ οὗ); wo er dagegen einen wirklichen körperlichen Stoff meint, sich zwar auch gelegentlich des erstern Ausdruckes bedient, aber dann stets den zweiten hinzufügt. Des Weitern wird dann unter Widerlegung verschiedener Einwände und entgegenstehender Auffassungen die Ansicht des Verfassers als die begründet, welche sich allein mit der Lehre Plato's von der einzig wahren Realität der Ideen in Einklang bringen lasse.

Ebenso ausführlich ist die Lehre des Aristoteles behandelt. Er ist es, welcher das Wort ὕλη als technische Bezeichnung eingeführt hat. Materie ist auch bei Aristoteles nicht der allgemeinste Gattungsbegriff alles Sinnenfälligen, sondern das Substrat des Werdens. Das Werden ist weder aus einem schlechthin Seienden noch aus einem schlechthin Nichtseienden, sondern die Materie ist ein Seiendes, welches beziehungsweise ein Nichtseiendes ist. Sie ist das, woraus (ἐξ οὗ) etwas wird, das jedem unmittelbar zu Grunde Liegende, woraus etwas wird, als aus einem das Werdende innerlich constituirenden Princip. Sie ist die physische (nicht rein logische) Möglichkeit, und zwar die passive.

Daß es nicht bloß accidentale, sondern auch substantiale Veränderungen in den Dingen gibt, war für Aristoteles klar. Die Materie ist daher, soweit sie substantialen Veränderungen zu Grunde liegt, nicht Substanz, zu der die Veränderungen sich wie Accidentien verhalten; sie ist nicht Substanz, sondern aus ihr wird die Substanz. „Ich nenne Materie, was an sich weder als Etwas noch als Quantum noch als sonst eine der Gattungen des Seienden zu bezeichnen ist."

Wenn der Verfasser S. 233 nun sagt: „Für die Möglichkeit eines Dinges zu sein oder nicht zu sein, würde eine weniger begriffsrealistische Zeit den Grund vermuthlich eben in dem beschränkten Sein des Dinges sehen und jene Möglichkeit nur dem Begriffe, nicht auch der Sache nach von dem Sein des Dinges unterscheiden," so ist das wohl richtig vom Sein und Nichtsein im Sinne von einfachhin Existiren und einfachhin Nichtexistiren. Daß aber Aristoteles unter der Materie die Möglichkeit, einfachhin zu existiren oder nicht zu existiren versteht, wie man nach den Ausführungen des Verfassers meinen sollte, ist kaum zu glauben. Und gerade daß er von der Materie sagt, sie sei nicht Etwas, noch Quantum, noch irgend eine andere Gattung des Seienden, scheint uns klar zu zeigen, daß er nur sagen wolle, sie sei eben für sich kein vollständiges Ding irgend welcher Art und darum unter keine der Gattungen der Dinge unmittelbar einzureihen. Die Materie ist nicht bloß eine Potentialität in dem Sinne nie geschaffener, aber doch schaffbarer Dinge, sondern sie ist etwas wirklich Existirendes, Ausgedehntes (warum nicht „Körper", ist vom Verfasser richtig angegeben), das an sich indifferent ist gegen die verschiedenen Seinsformen. Sie ist also auch an sich nicht Baum oder Wasser; das ist sie bloß der Möglichkeit nach. Und wenn sie jetzt Baum oder Wasser

Digitized by Google

ist, so ist sie es durch die betreffende substantiale Form. Was sie durch Beraubung der jetzt sie bestimmenden Form und Ersetzung derselben durch eine andere werden kann, das ist sie jetzt nicht schlechthin; sie ist es aber auch nicht schlechthin nicht, da sie sich in der Möglichkeit (physischen, passiven, subjectiven, nicht rein objectiven und logischen Möglichkeit) dazu befindet.

Der Vorwurf, daß diese aristotelische Materie als Möglichkeit ein widerspruchsvolles Mittelding zwischen Sein und Nichtsein bilde, dürfte nur dann berechtigt sein, wenn der große Denker die gar nicht existirende, rein objective Möglichkeit als Hilfsmittel gebraucht hätte, um die Schwierigkeit des Begriffes vom Werden zu lösen, ohne dabei auf den Schöpfungsbegriff zu kommen. Faßte er wirklich die Möglichkeit als rein objective Möglichkeit des gar nicht Existirenden, dann stand er unmittelbar vor der Alternative, alles substantiale Werden als Schöpfung zu erklären oder es gänzlich zu läugnen. Da er keines von beiden gethan, müßte man also sagen, er habe klar und offen für seinen Begriff der Materie das Contradictionsprincip umgekehrt. So freilich würde auch die Bemerkung, daß ja die Materie nie ohne Form sei, zum unnützen Wort. Keineswegs aber wird sie es, wenn die Materie als reale Möglichkeit entweder dieses oder jenes zu sein aufgefaßt wird.

Daß die aristotelische Kosmologie auch ihre Schwierigkeit hat, ist gewiß wahr; man kann sich zudem nicht wundern, wenn die Straßen nicht ausgebaut sind und man sich auf einmal am abbrechenden Ende derselben findet. Auch die Bedenken gegen die Materie als Individuationsprincip sind vom Verfasser mit vollem Recht betont worden. Ebenso ist es wahr, daß die Erklärung alles ohne Schöpfung vor sich gehenden substantialen Werdens durch die Theilung in substantiale Materie und Form noch nicht zur vollen Lösung geführt ist. Wenn man nun auch einsieht, daß in gewissem Sinne richtig gesagt werden muß, weder die Materie noch die Form, sondern das Ganze werde, so ist doch nicht alles Werden, Entstehen und Vergehen erklärt; die Schwierigkeit muß sich wieder bei der Form melden. Da Aristoteles die platonischen Universalformen glücklich überwunden hat, und da nach ihm die gleiche Form in den verschiedenen Individuen derselben Art real vervielfältigt ist; da ferner die Form nach ihm nicht vor, sondern gleichzeitig mit dem Einzelding ist und sie mit Ausnahme der vernünftigen Seele nicht länger besteht, als das ganze Einzelding dauert: so kehrt eben die alte Schwierigkeit des Werdens wieder. Zu sagen, nicht die Form entstehe, sondern das Ganze, wird uns da nicht mehr neues Licht bringen. Indes möchten wir hierin nicht einen Widerspruch der aristotelischen Lehre, sondern etwas Unfertiges erblicken.

Es folgen noch die Abschnitte über die Epikuräer und die Stoiker und über den Neuplatonismus. Auch in diesen Abschnitten bietet der Verfasser ein klares Bild der Entwicklung der betreffenden Ansichten.

Den Zweck, einen historisch-kritischen, genauen Einblick in die Entwicklung des schwierigen Problems zu bieten, erfüllt das Werk vortrefflich, und es werden alle, die mit der Naturphilosophie sich beschäftigen, dem Verfasser dankbar sein für den Fleiß und die Mühe, die er sich gegeben, um ihnen ihre Arbeit durch eine so treffliche Schrift zu erleichtern. **Karl Frick** S. J.

Digitized by Google

Lehrbuch der katholischen Religion auf Grundlage des in den Diöcesen Breslau, Köln, Münster und Trier eingeführten Katechismus, zum Gebrauche an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren und anderen höheren Lehranstalten, sowie zur Selbstbelehrung. Von **M. Waldeck**, geistlichem Seminarlehrer. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. VI u. 448 S. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis *M.* 4.

Nachdem in den auf dem Titel genannten Diöcesen, welchen unlängst auch Limburg beigetreten, ein einheitlicher Katechismus für die Elementarschulen eingeführt ist, war es ein glücklicher Gedanke des hochw. Herrn Verfassers, ein entsprechendes „Lehrbuch der katholischen Religion" herauszugeben, welches „zunächst für Zöglinge an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren und anderen ähnlichen Unterrichtsanstalten bestimmt ist" (Vorwort S. III); er ist dadurch sicherlich einem vielfach gehegten Wunsche entgegengekommen. Es freut uns, daß das Lehrbuch sich möglichst enge an den Katechismus anschließt. Durch diese concentrische Erweiterung und inhaltliche Vertiefung des früher schon Gelernten wird das Verständniß der Religionslehre sehr erleichtert, „abgesehen davon, daß diejenigen Schüler und Schülerinnen, welche sich dem Lehrberufe widmen, in ihrer spätern Wirksamkeit die Katechismuslehren nicht nur dem Inhalte, sondern auch der Form nach stets im Geiste gegenwärtig haben müssen" (S. III). In dieser Beziehung bemerkt treffend Schöberl („Lehrbuch der katholischen Katechetik" S. 469): „Es gibt allerdings solche, die für den Volksschullehrer eine Gymnasial-, ja sogar Universitätsbildung verlangen, deswegen auch den Katechismus perhorresciren und schon für die Schulamtszöglinge ein wissenschaftliches Religionshandbuch fordern. Ist aber diese ganze Geistesrichtung eine ungesunde, überspannte, dann müßte zumeist die Einführung eines wissenschaftlichen Religionshandbuches an Lehrerbildungsanstalten als pädagogischer Mißgriff bedauert werden." Ganz gewiß; das früher Gelernte würde vergessen, die neue Form selten geistiges Eigenthum, und so träte bei den Lehrern an Stelle der einheitlich und klar ausgebauten positiven Kenntnisse nur Halbheit, Verwirrung, wenn nicht gar Schlimmeres.

Inhaltlich zeichnet sich das vorliegende Lehrbuch durch Mannigfaltigkeit und große Reichhaltigkeit des Stoffes aus. Geradezu charakteristisch ist ihm die häufige Bezugnahme auf Kirchenfeste, Kirchenlieder und die ganze herrliche Liturgie der Kirche, welche ja „der concrete Ausdruck und die anschauliche Darstellung der religiösen Wahrheiten ist" (S. IV). Stellen aus Kirchenliedern sind sehr zahlreich eingestreut, und man ist oft überrascht, wie einfach und zugleich tief das Lied die soeben theoretisch vorgetragene Wahrheit zum Ausdruck bringt. Doch ist an einigen Stellen des Guten wirklich etwas zu viel geschehen; auch mußten stilistisch uncorrecte Strophen, wenn sie nicht sehr gebräuchlichen Liedern angehören, jedenfalls ausfallen.

Der Inhalt des Lehrbuches ist durchschnittlich recht klar zergliedert; die einzelnen Theile oder Gedanken sind durch Nummern, Buchstaben, neue Zeilen recht durchsichtig und faßlich herausgehoben (vgl. z. B. S. 97. 98. 106). Wie-

Digitized by Google

viel durch diese Anordnung der Text an Uebersichtlichkeit gewinnt, zeigt ein Vergleich mit dem großen Katechismus von Deharbe, worin manchmal dieselben Stellen, aber ohne solche Gliederung, stehen. Dringend zu empfehlen wäre indes eine größere Druckverschiedenheit, damit die einzelnen Absätze klarer in die Augen springen und die sogen. Stichwörter besser hervortreten (vgl. z. B. S. 132. 246. 419).

„Der Religionsunterricht soll nicht nur belehren, er soll auch erbauen; die religiösen Wahrheiten sollen nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit Herz und Willen erfaßt werden" (S. IV). Diesem Zwecke hat der Verfasser in edelster Weise gedient. Das Buch ist mit wohlthuender Wärme geschrieben, und aus jedem Abschnitte heraus muß der Schüler fühlen, daß die Religion nicht bloß ein „Fach" ist, welches man wissen muß, sondern daß sie als eigenste, persönliche Pflicht, als unabweisbare Lebensnorm an sein Innerstes herantritt.

Zum Zwecke der Vervollkommnung des Buches möge uns der hochwürdige Verfasser noch ein paar einzelne Bemerkungen gestatten. Ein solches „Lehrbuch", wie das vorliegende, sollte thunlichst so abgefaßt sein, daß es von allen nicht bloß richtig verstanden werden kann, sondern auch muß. Dies ist nicht überall der Fall. S. 7, Fr. 7, n. 1: Was bedeutet das „sowie"? — S. 12, n. 3 ist die Definition von „Kirchenlehrer" nicht correct; die sub n. 2 aufgezählten Kirchenväter sind ja auch Kirchenlehrer. — S. 87: Wurde Christus gegeißelt und mit Dornen gekrönt nach der Verurtheilung zum Kreuzestode durch Pilatus? — S. 102, Fr. 162, n. 1 muß es heißen Ps. 67 statt 47; überhaupt dürfte eine sorgfältige Revision der Schriftterte, etwa nach Allioli, sehr zu empfehlen sein (vgl. S. 169: Röm. 13, 5; S. 224: Job 31, 1 nicht genau citirt). — S. 182: Ist die Lesung aller im Index aufgeführten Bücher unter schweren kirchlichen Strafen verboten? — Das auf S. 189 über die Canonisation Gesagte könnte genauer dargestellt werden; ebenso S. 200, n. 2 die Feierlichkeit der Gelübde. — Da der Name „Jesus" den Gottmenschen bezeichnet, wird er S. 195 unten nicht gut im Gegensatze zum „Namen Gottes" mit „anderen verehrungswürdigen Namen" zusammengestellt (ebenso S. 201 und 303 oben). — S. 196 oben: Das unehrerbietige Aussprechen heiliger Namen „in großem Zorne" ist wohl an sich noch nicht immer Todsünde gegen das 2. Gebot Gottes (vgl. Lehmkuhl, I, 371). — Ueber „die Tödtung eines Menschen" bei Raub u. s. w. auf S. 216 siehe Gury-Ball. I, n. 397. — Die Lesung „schlechter Romane" ist S. 222 wohl ein etwas zu starker Ausdruck. — Zu S. 232, Fr. 120: Die Absicht, den Nächsten in Irrthum zu führen, gehört nicht zum Wesen der Lüge; die Antwort wurde im Katechismus eigens geändert (vgl. Lehmkuhl, I, 771). — S. 251: Warum nicht auch ein Fruſtulum? Das angefangene 60. Lebensjahr genügt (vgl. Lehmkuhl, I, 1211. 1216, n. 7). — Nach S. 273 u. 276 könnte es den Anschein gewinnen, daß die sittlichen Tugenden (als übernatürliche Fähigkeiten) nicht eingegossen seien, was doch die wohlbegründete Meinung der Gottesgelehrten annimmt (vgl. S. Thom. 1. 2. qu. 63. a. 3). — S. 285 scheint die Pflicht, dem Berufe zum Ordensstande zu folgen, nicht ganz richtig dargestellt und begründet. — S. 376 unten: Das mißverständliche „nachlässig erforschte" sollte klarer bestimmt werden (vgl. Fr. 171 im Katechismus). — S. 440: Ueber die Berührung der heiligen Gefäße vgl. Lehmkuhl, II, 237.

Ferd. Wittendrink S. J.

Digitized by Google

Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Première Partie: Bibliographie par les Pères **Augustin et Aloys de Backer.** Seconde Partie: Histoire par le Père **Auguste Carayon.** Nouvelle Édition par **Carlos Sommervogel** S. J. Strasbourgeois, publiée par la Province de Belgique. Bibliographie Tome I (Abad—Boujart). XVIII, 964 et XII p. 4°. Bruxelles, O. Schepens; Paris, A. Picard, 1890. Preis *Fr.* 40, für Subscribenten jeder Band *Fr.* 30.

Dieser erste Band eröffnet ein ebenso wichtiges als umfassendes bibliographisches Unternehmen, das schon jetzt auf 9—10 Quartbände von je etwa 1000 Seiten (2000 Colonnen) veranschlagt ist. Es handelt sich um die bedeutend vermehrte und nach jeder Richtung hin vervollkommnete Neuauflage und zugleich Verschmelzung zweier großer, anerkannt werthvoller Bibliographien. Die wichtigere der beiden ist die von den Brüdern de Backer ausgearbeitete Bibliothèque des Écrivains de la Compagnie de Jésus, die 1869—1876 in 2. Auflage in drei Foliobänden erschien. Sie enthält das nach Möglichkeit vollständige Verzeichniß der von Jesuiten seit Gründung ihres Ordens verfaßten Schriften, mit Einschluß der sämmtlichen Auflagen, Uebersetzungen und Auszüge, unter Angabe von Zeit und Ort der Drucke und mit den nothwendigsten Daten über die Person der Schriftsteller.

Von jeher hat jener schöne und berechtigte Geist der Pietät, welcher in den Orden sowohl für die Ordensanstalt selbst, wie für die dort vereinigten Genossen gehegt und genährt wird, der Geschichtswissenschaft werthvolle Dienste geleistet. Auf die Todtenverzeichnisse der ältesten abendländischen Klöster (die Emortuarien) wird die Entstehung der „Annalen" zurückgeführt; die Geschichtschreiber der mittelalterlichen Klöster wie die Chronisten der Bettelorden haben uns die werthvollsten, oft die einzigen Quellen hinterlassen zur Erkenntniß wichtiger Ereignisse und großer geistiger Bewegungen.

Dieser selbe Geist der Pietät war es denn auch, welcher schon 60 Jahre nach Gründung der Gesellschaft Jesu P. P. Ribadeneira ein Verzeichniß der hauptsächlichsten Schriftsteller und ihrer Werke anfertigen ließ, welche der Orden bis dahin hervorgebracht hatte. Was Hieronymus für die ganze Kirche gethan, das wollte er für seinen Orden thun, dem er fast von der ersten Zeit seines Bestehens angehört hatte. Fra Antonio de Siena war ihm mit der Bibliotheca Ordinis fratrum Praedicatorum 1585 als Beispiel vorausgegangen. Mit diesem eröffnet Ribadeneira die jetzt ins Endlose angewachsene Reihe der Bibliographen. Sein Illustrium vivorum religionis Societatis Jesu catalogus, der 1608 zum zweitenmal gedruckt wurde, besprach bereits das Leben und die Schriften von 250 Ordensmitgliedern. Bald erschien das Werk nicht nur in neuen Auflagen, sondern auch durch andere Ordensgenossen mit Notizen bedeutend bereichert und weitergeführt. Am bekanntesten ist die Fortsetzung von Ribadeneira's Werk durch P. Philipp Alegambe (bis 1642) und P. Nathanael Southwell (bis 1675). Die hübsch geschriebenen kleinen Biographien der einzelnen Schriftsteller, welche sie ein-

Digitized by Google

fügten, gaben ihrer Arbeit einen besondern Werth in einer Zeit, wo noch nicht, wie heutzutage, durch biographische Sammelwerke, Encyklopädien und Gelehrten-Lexica alles Wünschenswerthe geboten war.

Die später versuchten Fortsetzungen und Ergänzungen zu Alegambe-Southwell waren wenig vom Glück begünstigt. Mühsam und nur stückweise kamen sie zu Stande, und fast keine derselben gelangte je an die Oeffentlichkeit. Die Schwierigkeiten waren so groß, die Masse des Materials so angewachsen, daß trotz des Bemühens der Ordensgeneräle Gonzalez, Tamburini und Retz 1687—1750 und der zweckentsprechenden Anordnungen der XVI. General-Congregation des Ordens 1730 das so sehr gewünschte Unternehmen nicht gelingen wollte.

Was schon damals sich fast als unerreichbar erwiesen, als noch die Collegien der Gesellschaft Jesu mit ihren wohlversehenen und geordneten Bibliotheken überall in Blüte standen, schien zur Unmöglichkeit geworden, nachdem durch die Aufhebung und Beraubung des Ordens die literarischen Schätze der alten Häuser in alle Winde zerstreut waren. Den rastlosen Bemühungen des Ex-Jesuiten R. D. Caballero gelang es zwar mit Ueberwindung unglaublicher Schwierigkeiten, 1816 zwei Supplementbände zu Southwell erscheinen zu lassen. Allein auch diese waren nur in wenigen Exemplaren gedruckt, und mit Caballero's Tod ruhte wieder das Unternehmen. Der neuen Anregung, welche 1829 durch die XXII. General-Congregation und in ihrem Sinne durch den Ordensgeneral P. Roothaan gegeben wurde, standen die stets wachsenden Schwierigkeiten gegenüber.

Da schenkte das kleine Belgien, dem die Gesellschaft Jesu ihren Alegambe, die Kirche ihre Bollandisten verdankt, dem Orden die Brüder Augustin und Aloys de Backer, welche das Riesenwerk auf ihre Schultern nahmen. In Augustin, dem ältern der Brüder, war der Gedanke erwacht, da er als Studirender der Theologie in Löwen mit Southwells Buch bekannt wurde. Er brachte jene eigenthümliche Gabe mit, welche man nur als das bibliographische Genie bezeichnen kann. Vergebens hat man versucht, dieses Genie zu definiren. Man hat es geschildert als eine Verbindung von Feuereifer, Spürnase und Lammesgeduld; man hat es dargestellt als beherrscht vom Streben nach Genauigkeit, gleichsam wie von der Stimme des Gewissens. „Es bedarf dazu", schreibt der bekannte Bollandist P. V. de Buck (Études religieuses 1870, V, 290), „einer Art Feinschmeckerei, eines Feingefühles, eines gewissen Blickes, einer Inductionsgabe, einer Pfiffigkeit, Neugierde und Geduld, kurz einer ganz besondern Anlage, die auch der beste Wille nicht ersetzen kann."

P. de Backer fand an seinem jüngern Bruder bald einen befähigten Helfer, an seinem Provinzial P. Karl de Frankeville einen weitblickenden und hochherzigen Obern, der auf seine Pläne einging und das Unternehmen in großmüthigster Weise förderte. Die rastlosen Mühen, denen sich nun die beiden Brüder unterzogen, die Forschungsreisen, welche sie durch fast alle Länder Europa's unternahmen, hat P. Augustin de Backers Lebensbeschreiber, P. V. van Tricht (Brüssel 1876), in beredter Weise geschildert. Als Frucht unbeschreiblicher Mühen trat 1853 eine erste „Bibliothèque des Écrivains ..."

Digitized by Google

ans Licht. Da aber eine solche Riesenarbeit unmöglich auf einen Wurf gelingen konnte, so folgten von da bis 1861 noch sechs starke Supplementbände, welche alle, gleich dem ersten, das ganze Alphabet durchliefen. In früheren Zeiten hatte das Werk Alegambe's der Gesellschaft Jesu heftige Anfeindungen und den stets erneuerten Vorwurf der „librorum edendorum intemperantia" zugezogen, so daß der Ordensgeneral P. Oliva selbst dem Fortsetzer dieses Werkes, P. Southwell, große Einschränkungen auferlegen zu müssen glaubte. Das de Backer'sche Werk dagegen wurde ebenso wegen seiner bibliographischen Genauigkeit wie wegen seines ungemeinen Nutzens gleich anfangs von allen Seiten mit Lob und Freude begrüßt. Bald hatte sich indessen unter den Händen der emsigen Sammler eine solche Menge von Ergänzungen und Berichtigungen gehäuft, daß die Brüder de Backer sich entschlossen, statt weiterer Supplementbände eine vollständig neue, mehr übersichtliche Ausgabe des gesammten Werkes vorzubereiten. Von 1869—1876 erschien dasselbe in drei Foliobänden. Der Inhalt der frühern Auflage war um ein Drittel des Ganzen vermehrt, die Zahl der verzeichneten Schriftsteller von 6300 auf über 8000 gestiegen. Es war ein bibliographisches Werk, dem an Großartigkeit der Dimension wie an technischer Vollendung kein anderes sich an die Seite stellen konnte.

Noch bevor der zweite Band im Druck vollendet war, wurde P. Augustin de Backer am 1. December 1873 durch den Tod abgerufen. Sein Bruder folgte ihm im April 1883. In der richtigen Erkenntniß, wie manche Frage noch zu lösen, wie manche Lücke auszufüllen sei, hatten sie dieser zweiten Auflage die Erklärung vorausgeschickt: „Wir maßen uns nicht an, damit das letzte Wort gesprochen zu haben." Nur in 200 Exemplaren wurde diese zweite Auflage gedruckt, und sie war bald eine gesuchte Seltenheit auf dem Büchermarkt.

Mit dem Verzeichniß der Schriftsteller hatten die PP. de Backer zugleich auch ein Verzeichniß jener Schriften verbunden, welche sich auf das Institut und die Geschichte der Gesellschaft Jesu bezogen, die, sei es im allgemeinen, sei es in Betreff einzelner Ordenshäuser, Ordensprovinzen oder Ordenspersonen, für oder gegen die Gesellschaft Stellung nahmen. Solche Schriften waren unter dem Namen der betreffenden Länder, Collegien oder Personen in die alphabetische Ordnung der Schriftsteller einfach eingereiht. Was hier von de Backer nur nebenbei und in Unterordnung unter den Hauptzweck des Werkes angestrebt wurde, suchte P. Aug. Carayon S. J. in einem eigenen Werke mit mehr Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit zu leisten. 1864 erschien seine Bibliographie historique de la Compagnie de Jésus (VIII u. 612 S. 4°), welche alle auf die Gesellschaft Jesu bezüglichen Schriften umfassen sollte.

Indem nun P. Sommervogel auch dieses zweite Werk in neuer, vervollkommneter Auflage erscheinen läßt und mit de Backers „Bibliothèque des Écrivains" zu einem Gesammtwerke verbindet unter dem veränderten Titel „Bibliothèque de la Compagnie de Jésus", gewinnen beide sowohl an verhältnißmäßiger Kürze wie an Uebersichtlichkeit. Das Verzeichniß der Schriftsteller wird jetzt nicht mehr, wie bei de Backer, durch fremdartige Ein-

Digitized by Google

schiebsel unterbrochen; andererseits braucht jetzt für die von Jesuiten selbst verfaßten Vertheidigungsschriften, Erläuterungsschriften und Biographien, welche in Carayons Werk eine bedeutende Stelle einnehmen, nur auf das im Schriftstellerverzeichniß bereits Gesagte hingewiesen zu werden.

Schon diese Verschmelzung der beiden wichtigen Werke verräth den glücklichen Griff und den richtigen Blick dessen, der die Arbeit der Brüder de Backer fortzuführen unternommen hat. Um die Zeit, da die erste Auflage des de Backer'schen Werkes mit dem siebenten Quartbande zur Vollendung kam, war P. Carlos Sommervogel mit P. Augustin de Backer in Verbindung getreten, mit dem er bis zu dessen Tod in den freundlichsten Beziehungen blieb. Sieben Jahre lang benutzte er noch als junger Präfect in verschiedenen Collegien Frankreichs seine freien Augenblicke, um die Bibliotheken zu durchstöbern und für P. de Backer nützliche Ergänzungen und Berichtigungen zu sammeln. In der zweiten Auflage, 1869, wird P. Sommervogel bereits neben P. Aloys de Backer als Mitarbeiter genannt. Er selbst feiert in der Vorrede zu einem spätern Werke in gerührten Worten die Verdienste der beiden de Backer und nennt besonders den einen derselben seinen „Meister und Führer auf dem Gebiete der Bibliographie".

Schon hatte sich P. Sommervogel durch verschiedene selbständige Arbeiten wie durch seine zahlreichen und fleißigen Artikel in den „Études religieuses" mehr bekannt gemacht, als er 1884 mit einem größern bibliographischen Werke, dem „Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes publiés par des religieux de la Compagnie de Jésus", hervortrat. Dasselbe erwarb sich große Anerkennung und war schon deshalb von Bedeutung, weil darin zahlreiche Irrthümer und Mängel anderer sehr angesehener bibliographischer Werke, auch der „Bibliothèque" de Backers, nachgewiesen und berichtigt werden konnten. Schon im Jahre 1885 ließ dann P. Sommervogel seine schöne „Bibliotheca Mariana de la Compagnie de Jésus" folgen, in welcher er nicht weniger als 2207 Schriften von Jesuiten nachwies, welche auf die Verehrung Maria's Bezug hatten. Es waren dies nur Vorarbeiten für die neue Herausgabe der großen de Backer'schen „Bibliothèque". Die Seltenheit und Kostbarkeit des Werkes wie die Masse neuer Nachrichten, welche durch die bibliographischen Specialarbeiten der einzelnen Länder inzwischen zu Tage gefördert waren, machten eine solche Neubearbeitung dringend wünschenswerth.

Dieselbe ist denn auch, soweit sie im ersten Bande vorliegt, trefflich ausgefallen und bezeichnet nach allen Richtungen hin einen bedeutenden Fortschritt auch im Vergleich zu der zweiten Auflage de Backers. Schon die bei einem Nachschlagewerk so überaus wichtige äußere Anlage und Ausstattung ist vorzüglich. Statt der unhandlichen Foliobände mit den drei eng und klein gedruckten Colonnen erhält man jetzt mäßige Quartbände mit nur zwei, tadellos schön und übersichtlich gedruckten Reihen, welche die Benutzung zu einem wahren Vergnügen machen. Kaum minder bedeutend sind die Verbesserungen und Ergänzungen am Inhalt des Werkes. Man mag die Reihen der Schriftsteller oder die Nummern ihrer Werke vergleichen, überall gewahrt man reichen Zu-

Digitized by Google

wachs und gar oft auch die Spuren einer sorglichen, gewissenhaften Revision. Kleine, sachgemäße Aenderungen, welche das Auffinden der Autoren erleichtern, finden sich wiederholt. Nur der, welcher den einzelnen Aenderungen und Zusätzen nachgeht und beobachtet, wie sie aus tausenden von zerstreuten Schriften und Notizen mühsam zusammengeklaubt sind, erhält eine Ahnung von der gigantischen Arbeit, die in dieser Neugestaltung des de Backer'schen Werkes aufgegangen ist. Die Arbeit war indes keine unfruchtbare. Diejenigen, welche sich mit der Geschichte der Kirche in den letzten 300 Jahren, mit der Culturgeschichte, mit der Geschichte der Völker, der verschiedenen Wissenschaften, der Missionen, der philosophischen und theologischen Controversen, wie der naturwissenschaftlichen Entdeckungen zu befassen haben, werden Ursache haben, dem fleißigen Arbeiter dankbar zu sein. Und so ganz ohne Interesse und Werth ist das einladend ausgestattete Werk selbst für den Laien in der Wissenschaft nicht. „Wenn man ein Fremdling ist in bibliographischen Werken," schreibt darüber P. de Buck, „erscheint nichts langweiliger, als lange Verzeichnisse von Büchern oder Bibliothekskataloge zu durchmustern. Und wirklich, wenn man ohne jede Kenntniß ist, lernt man daraus auch nur wenig. Aber ist der Geist nur etwas höher gebildet, und ist man im Stande, die ersten Anwandlungen des Ueberdrusses zu überwinden, so gibt es wenige Werke, die lehrreicher wären als die Bibliographien. Man bildet sich da an der Erkenntniß der Fragen, welche den Menschengeist beschäftigten, der Ideen, welche sich geltend machten, erörtert wurden, sich auslebten oder Bürgerrecht errangen. Die ganze intellectuelle und moralische Welt der Vergangenheit und Gegenwart zieht an unserem Auge vorüber. Man tritt ein in die Hochschulen, die Klöster, die Seminarien, die Cabinete der Staatsmänner wie der Literaten, in die Hütten der Armen und in die Paläste der Reichen. Man durcheilt die Städte und Provinzen. Jetzt segelt man hinaus mit dem Entdecker ferner Länder, dann lauscht man den Predigten und Trauerreden. Fortwährend geht es von einem Gegenstand zum andern. Es ist wahr, in nichts dringt man tiefer ein, aber das Verständniß öffnet sich, breitet sich aus, der geistige Gesichtskreis wird weiter, vorgefaßte Ideen schwinden, und erwirbt man auch nicht gerade einen Reichthum an eigentlichem Wissen, so sammeln sich doch im Gedächtniß Anknüpfungspunkte und Fingerzeige in Masse, welche dann dazu anleiten, solches zu erwerben. Kurz, was man je gesagt hat über den Nutzen des Reisens in der Fremde, das läßt sich anwenden auf den Nutzen der Bibliographien, insbesondere derer der Gesellschaft Jesu, da es schwer ist, irgend einen Zweig des menschlichen Wissens zu bezeichnen, den nicht auch Jesuiten gepflegt und in dem sich nicht einzelne hervorgethan hätten."

Es genügt zu sagen, daß in diesem Bande etwa 760 Namen unter A, 960 unter B behandelt sind, von denen 4 auf ganze Länder, etwa 35 auf Collegien, die übrigen fast 1700 auf Schriftsteller fallen. Reichlich der zehnte Theil derselben gehört Deutschland einschließlich Deutsch-Oesterreich an. Die Collegien von Augsburg (mit 128 Nummern) und Bamberg (mit 173 Nummern) mit ihren zahllosen Comödien, Disputationen und anderen Schulfeierlichkeiten bieten ein Interesse eigener Art, in welchem sie vielleicht nur von

Digitized by Google

Antwerpen (222 Nummern) überboten werden. Einzelne Riesenartikel, wie Bellarmin (104 Col.), Bollandus (50 Col.), Emmanuel Alvarez, der Verfasser der Schulgrammatik (26 Col.), bilden interessante Bibliographien für sich, ebenso bedeutend als lehrreich und interessant.

Auch Plan und Einrichtung des Werkes im ganzen sind vorzüglich. Wo etwa Wünsche laut werden könnten, liegt dies in der Schwierigkeit der Sache. Eine dieser Schwierigkeiten ist die Behandlung der noch lebenden Autoren. P. Sommervogel hat sich entschlossen, dieselben nicht aufzunehmen, sondern nur in einem Nachtrag diejenigen zu verzeichnen, die während der Vollendung und Drucklegung des Werkes verstorben sind. In der Voraussetzung, daß von da an wenigstens alle 10 Jahre ein Supplementband mit den Werken der inzwischen Abgeschiedenen folgen würde, und daß dafür schon jetzt genügende Vorsorge getroffen wäre, könnte man sich mit diesem Verfahren vielleicht einigermaßen aussöhnen. Jedenfalls berührt es eigenthümlich, daß eine Anzahl noch lebender Autoren thatsächlich mit aufgenommen sind, weil sie die Gesellschaft Jesu verlassen haben, wogegen weit ältere, bedeutendere Autoren unerwähnt bleiben, weil sie dem Orden noch angehören. Dann aber — und dies ist die Hauptsache — sind es oft gerade die Autoren der Gegenwart, über die man am schwersten sich Auskunft verschaffen kann und über die man am liebsten die „Bibliothèque de la Compagnie" befragen möchte. Es ist kein Zweifel, daß gerade die Aufnahme der noch lebenden Autoren in de Backers Werk ungemein nützlich und angenehm war, und daß P. Sommervogel sich den Dank vieler verdienen würde, wenn er gleichfalls auch diese in seinen Nachtrag aufnehmen wollte.

Um nach Kritiker-Art wenigstens das Interesse und die Genauigkeit zu bekunden, mit welcher das schöne Werk durchforscht wurde, wollen wir hier noch einige Kleinigkeiten anmerken.

Der einfache Vergleich von H. Bonninghausen (Col. 1748) mit H. Bönninghausen (Col. 1571 n. 4) scheint zu ergeben, daß Bonninghausen zu streichen sei. Die deutschen Ortsnamen sind im allgemeinen mit einer für ein solches Werk ganz außerordentlichen Genauigkeit besorgt, und die wenigen Irrthümer (gegenseitige Verwechslungen von gratz und grätz, o und ö, u und ü, n und n) beruhen auf Druckversehen. Allein weshalb Neisse consequent als „Neyss" bezeichnet wird und das wichtige Jesuitencollegium von Görz stets mit „Goritz", ist doch nicht ersichtlich, zumal im letztern Falle die Verwechslung mit der preußischen Stadt Göritz sich nahe legt. Ebenso consequent schreibt P. Sommervogel Straubingen, Altöttingen, wogegen Wormatingen unglücklich abgekürzt wird in Wormenting. Es sei noch aufmerksam gemacht auf Telgero (Col. 599 statt Telgte?), Geschitz (Col. 1569 statt Gescher?) in Westfalen und Kambach in Schwaben (Col. 1697, vielleicht Krumbach oder auch Karbach in Unterfranken?) — gewiß verschwindend wenig Versehen unter vielen Hunderten deutscher Namen, die meist aus lateinischen Angaben zu enträthseln waren.

Bei dem Abschnitt, der im Artikel über Bollandus dem „Bollandisme" gewidmet wird, hat P. Sommervogel mit Recht aus de Backer den Hinweis aufgenommen, daß noch kein Gelehrter das Bollandistenwerk nach der biblio-

Digitized by Google

graphischen Seite hin so eingehend und ernst studirt und so gerecht gewürdigt habe als A. Potthast in seiner ausgezeichneten „Bibliotheca historica medii aevi". Nur ist es irreführend für den, welcher mit Potthasts Werk und den darin aufgespeicherten Reichthümern nicht näher vertraut ist, wenn dabei ausschließlich auf den einen Abschnitt hingewiesen wird, den Potthast mit „Vita" ꝛc. überschrieben hat. Mit den Bollandisten als solchen und dem „Bollandisme" befaßt sich dieser Gelehrte eingehend zum Titel „Acta sanctorum" S. 23—25 und im Supplement S. 8, wo eine reiche Literatur zusammengestellt ist, während der gründlich gelehrte Mann sein von de Backer angeführtes herrliches Gesammturtheil in der Vorrede p. VII niedergelegt hat.

Diese Bemerkungen sind natürlich weit entfernt, ein Tadel sein zu sollen. Naturgemäß wird ein derartiges Riesenwerk stets einer noch größeren Vervollkommnung fähig bleiben. Thatsächlich verdient P. Sommervogels ganz unschätzbare Arbeit die höchste Anerkennung und kann — von den Mitgliedern des Ordens ganz zu schweigen — bei jedem Freunde der Wissenschaft und Literatur nur ungetheilte Freude hervorrufen. Es ist eine wahre Musterleistung, ein „opus consule dignum".

Otto Pfülf S. J.

Die beiden Tilly. Historisches Drama in fünf Acten von **Adolf von Berlichingen.** VIII u. 252 S. 8°. Regensburg, Verlagsanstalt, 1891. Preis *M.* 2.

Es geht ein großer patriotischer Zug durch diese neue dramatische Schöpfung des Dichters von „Ozanam", „Garcia Moreno" ꝛc., und besonders muß jedes Bayerherz sich durch die Lesung dieses Gedichtes auf das wohlthuendste berührt und auf das freudigste bewegt fühlen. Was den guten Eindruck verstärkt, ist der Umstand, daß der Dichter es verstanden hat, ohne dem Charakter der Helden oder demjenigen der Zeit auch nur im mindesten Abbruch zu thun, dennoch die religiöse Frage oder vielmehr die aus ihr entstehenden, Deutschland zerreißenden Zwistigkeiten möglichst zu vermeiden. Auch der heißblütigste „Bundesbruder" wird keinen Anlaß, geschweige denn einen Grund haben, sich durch dieses Drama gereizt zu finden. Wir danken dem Verfasser desselben besonders, daß er sich durch die in letzter Zeit so gehäuften Gustav-Adolf-Dramen, die von Ausfällen gegen katholische Lehrer, Priester und besonders Ordensleute strotzen, nicht seinerseits zu ähnlichen Feindseligkeiten hinreißen ließ. Wir sehen freilich voraus, daß darum das Erscheinen der Dichtung in gewissen Kreisen doch nicht Gnade finden wird, eben weil sie dem Helden der katholischen Liga, dem vielbeschrieenen Wauwau aller in der historischen Entwicklung zurückgebliebenen großen Kinder, endlich auch einmal poetische Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Charakteristik des großen Tilly scheint denn in der That die eigentlichste Herzenssache für den Dichter gewesen zu sein, und wir freuen uns, mit den meisten unbefangenen Lesern die Ansicht aussprechen zu dürfen, daß ihm diese Charakteristik trefflich gelungen ist. Wir sehen den Helden freilich nur während seiner letzten Tage, die er, krank von schwerer Wunde, in dem belagerten Ingolstadt zubringt. Das Drama ist indessen so angelegt,

Digitized by Google

daß wir durch mancherlei Rückblicke die ganze Laufbahn des großen Feldherrn und besonders die Gemüthsseite desselben kennen lernen. Da Tilly selbst keine Schwächen zeigt und als schattenloses Idealbild vor uns steht, sah sich der Verfasser gezwungen, im Neffen des Generalissimus denjenigen vorzuführen, der durch sein Schwanken und seine Fehler die nöthige dramatische Verschuldung und Verwicklung tragen könnte. Auch er, der junge Graf Werner Tilly, ist ein überaus edel angelegter Mensch, ein würdiger Liebling seines Fürsten und Oheims; aber er ist noch jung und hat noch die liebenswürdige Schwäche blinden Vertrauens, nicht in die Menschheit, wie Tilly, sondern in die ihm angenehmen Menschen. Er will von diesem Vertrauen nur lassen, wenn er die Beweise der Unwürdigkeit mit Händen greifen kann. Keine Warnung, kein Rath vermag ihn zur Vorsicht zu bewegen; ja dem ausdrücklichen Befehl entgegen, zeigt sich der junge Commandant schwach genug, dem vermeintlich ungerecht Gekränkten einen Vertrauensposten zu übertragen, wodurch er in Wirklichkeit den Verrath begünstigt. Diese bis zur schweren Pflichtverletzung getriebene Schwäche wird freilich später von dem jungen Manne wieder wett gemacht durch eine seltene Tapferkeit und Treue, so daß auch dieser Charakter geläutert aus dem Spiele hervorgeht. Das Mündel Tilly's, Elisabeth von Lichtenstein, tritt uns als eine energische junge Dame entgegen, bei welcher der Widerstreit zwischen der Liebe und dem Abscheu vor der vermeintlichen Felonie des Bräutigams uns recht dramatisch anmuthet. Sehr sympathisch wirken außer der Fürstengestalt des Kurfürsten Maximilian noch die Generale Aldringer und Ruepp, während das schlechte Princip in der abschreckenden Gestalt des Verräthers Fahrensbach verkörpert ist. Bei diesem letztern dürfte es manchem Leser wohl scheinen, außer der Habsucht wäre besser noch ein anderes Motiv als treibende Kraft verwendet worden, das dem Gemüthe mehr zusetzt. Ein Ansatz dazu liegt in der rasch entflammten Leidenschaft für Elisabeth, aber es ist auch nur ein Ansatz, der ganz wie zufällig heraustritt. Sehr gut wirken auch die Gestalten der Studenten; besondere Anerkennung verdient die Gegenüberstellung der beiden Brüder.

Mit großem Geschick hat der Verfasser die reiche Handlung in einen einzigen Tag zusammengepreßt, der mit dem Einzug Tilly's in Ingolstadt anhebt und mit dem siegreichen Zurückwerfen der Schweden endet. Auch die Einheit des Ortes ist ziemlich streng gewahrt, ohne dem Gang der Handlung Zwang anzuthun. Die Sprache ist im allgemeinen zu loben. Es fehlt jedoch auch nicht an ziemlich harten und steifen Versen. Indes wichtiger ist der Umstand der Weitschweifigkeit der Redeweise, die sich oft ganz ins Epische verliert. Manchmal hätte im Interesse der Kürze und Kraft statt des Verses die ungebundene Rede einsetzen können. An eine Aufführung des ungekürzten Stückes ist nicht zu denken. Ob es aber rathsam war, diese Kürzung fremden Händen zu überlassen, möchten wir dem Dichter zu bedenken anheimgeben. Als Lesedrama können wir das Büchlein der reifern vaterländischen Jugend nur aufs wärmste empfehlen.

W. Kreiten S. J.

Digitized by Google

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Theologiae Dogmaticae Compendium. Edidit H. Hurter S. J. Tomi tres. Editio septima, aucta et emendata. Oeniponte, Libraria academica Wagneriana, 1891. Preis *M.* 17.90.

Appendix ad T. II et III. Ed. 3—6. Compendii Theologiae Dogmaticae, complectens concionum argumenta. Auctore H. Hurter S. J. Oeniponte, Libraria academica Wagneriana, 1891. Preis 25 *kr.*

In den Jahren 1876—1878 in erster Auflage erschienen, verläßt das dreibändige Handbuch der Dogmatik jetzt schon zum siebenten Male die Presse. Einer weitern Empfehlung bedarf das Werk nicht. Mit dem Inhalte und der Anlage desselben wurden die Leser dieser Blätter in früheren Besprechungen bekannt gemacht. Als wichtige Erweiterungen der siebenten Auflage müssen wir aber die vielen ganz neuen sogen. scholia practica des zweiten und dritten Bandes hervorheben, in welchen nach der dogmatischen Behandlung der Glaubensgeheimnisse reichhaltige Analysen für Predigten über eben diese Glaubensgeheimnisse geboten werden. Schon vorher wegen seiner vortrefflichen Auswahl herrlicher Väterstellen für den Prediger von hohem Werthe, erleichtert das Handbuch demselben jetzt durch die neuen Zusätze in vorzüglicher Weise die schwierige Aufgabe, die tiefsten Geheimnisse des Christenthums in leichtfaßlicher und mannigfacher wie gründlicher Weise dem christlichen Volke darzulegen. Trotz des Zuwachses von beinahe neunzig Seiten ist der Preis des Werkes nicht erhöht. — Die Besitzer früherer Auflagen können die Predigtskizzen (an 58) in Separatabzug unter dem oben angezeigten Titel erhalten.

Geschichte der heiligen katholischen Kirche. Dem katholischen Volke erzählt von Franz Sales Beutter, Dompräbendar in Freiburg i. Br. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit Titelbild und vielen in den Text gedruckten Abbildungen. VIII u. 356 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis geb. *M.* 3.60.

Die treffliche Schrift wird bald Eingang in die weitesten Kreise des katholischen Volkes finden, dank ihrem echt katholischen Geiste, ihrem reichen Inhalt und ihrer würdigen Ausstattung mit willkommenen Illustrationen, darunter sprechend ähnlichen Portraits bekannter Männer. Der hochw. Herr Verfasser hat den glücklichen Gedanken realisirt, auf der sicheren Grundlage des Alzog'schen Lehrbuches die Leiden und Freuden unserer heiligen Kirche den Kindern dieser Mutter zur Belehrung, Ermunterung und Erbauung zu erzählen. Bezüglich der Behandlung ist der richtige Grundsatz befolgt: je näher dem Leser in Zeit und Raum, desto ausführlicher. — Ueber die Frage der Auswahl des Stoffes, was alles mitzunehmen,

Digitized by Google

was auszuscheiden sei, werden die Ansichten freilich auseinandergehen. Vielleicht aber gibt uns der Herr Verfasser nicht ganz Unrecht, wenn wir meinen, Ausdrücke wie „pseudo-isidorische Decretalen, pragmatische Sanction von Bourges, Frankfurter Fürstenconcordate, Magdeburger Centuriatoren, Schriftcanon, Ambon, Horoskop" und ähnliche machten in einem Volksbuch einen erklärenden Zusatz wünschenswerth. Vielleicht haben wir auch die Freude, in der zweiten Auflage ausgezeichnete katholische Persönlichkeiten und Leistungen nicht aus übel angebrachter Bescheidenheit übergangen, sondern verdientermaßen ins Licht gestellt zu sehen. Ein unliebsames Anschwellen des Buches ist nicht zu befürchten; an anderen Stellen sind Streichungen zulässig, um nicht zu sagen wünschenswerth, so S. 98, 142, 164, 170—172, 262, 308. Die Sprache ist correct, edel, schlicht. Gleichwohl ist das Volksbuch auch nach dieser Richtung hin vervollkommnungsfähig. Bei einer Neuauflage werden sich gleichfalls verschiedene Versehen, Ungenauigkeiten und Schiefheiten leicht ausmerzen lassen.

Kirchengeschichtliche Studien. Herausgegeben von Dr. Knöpfler, Dr. Schrörs, Dr. Sdralek, o. ö. Professoren der Kirchengeschichte in München, Bonn und Münster i. W. I. Bd., 1. Heft: **Papst Benedikt XI.** Eine Monographie von Paul Funke. VIII u. 152 S. 8°. Münster i. W., H. Schöningh, 1891. Preis *M.* 2.60.

Das Unternehmen, das mit dieser Schrift ins Leben zu treten begonnen hat, kann nur mit aufrichtiger Freude begrüßt werden. Ein erfreuliches Zeichen für die Regsamkeit, die in katholischen Gelehrtenkreisen auf dem so überaus wichtigen Gebiete der Kirchengeschichte sich geltend macht, bietet es die beste Hoffnung für weitere wirksame Förderung der kirchlichen Wissenschaft in der Zukunft. Wenn etwas geeignet war, diese Hoffnung zu bestärken, so ist es die Gediegenheit, das Wissen und der vortreffliche Geist, welche die Schrift auszeichnen, der die Ehre zu theil geworden ist, ein so wichtiges Unternehmen zu eröffnen. Es ist eine Arbeit, in der wirklich etwas geleistet, die Erkenntniß gefördert wird, und in der es geschieht in einer durchweg tadellosen und anerkennenswerthen Weise. Auch da, wo der Verfasser nicht zu überzeugen vermag, folgt man gern seinen klaren, stets maßvollen Auseinandersetzungen. Denn so wohlbegründet z. B. seine subjective Ueberzeugung von der Unechtheit der Briefe Benedikts XI. vom 25. März und 2. April 1304 vielleicht sein mag, so dürften seine Darlegungen schwerlich allgemein hinreichen, auch andere zu überzeugen. Niemand kann tadeln, daß auch die Momente geltend gemacht werden, die zur theilweisen Entschuldigung Philipps IV. sprechen. Allein daß der König im Ernst schon in der ersten Zeit Bonifaz für einen unrechtmäßigen Papst gehalten, oder an der Giltigkeit seiner Wahl gezweifelt habe (S. 60), hat stichhaltige Belege nicht für sich. So viel Kindeseinfalt besaß Philipp nicht, um seine Erkenntniß der Dinge aus den verspäteten Behauptungen und kecken Protestschriften der Colonnas zu schöpfen. Dagegen mag es wahr sein, daß der Papst, dessen rücksichtslose Energie die Mönchsorden zu seinen Gegnern gemacht hatte, schon zu Anfang seines Pontificates in den Ruf mangelnder Frömmigkeit kam, daß dies hier und dort auch leidenschaftlichen Ausdruck fand, und daß dieser Umstand neben der Opposition innerhalb des Cardinalcollegiums dazu beitrug, Philipp in seinem Vorangehen kühner und rücksichtsloser zu machen. Uebrigens hat die Schrift Philipp IV. ganz richtig beurtheilt. Möge ihr Verfasser und mögen die „Kirchengeschichtlichen Studien" auch ferner mit solch werthvollen Arbeiten unsere Literatur bereichern zum Besten der echten Wissenschaft und zum Wohl und zur Ehre der Kirche.

Digitized by Google

Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. Von Dr. Fr. Kaulen, Professor der Theologie zu Bonn. Vierte Auflage. Mit Titelbild, 87 in den Text gedruckten Holzschnitten, 7 Tonbildern, einer Inschriftentafel und zwei Karten. XII u. 286 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 4; geb. *M.* 6.

Das Werk, welches nunmehr in vierter Auflage vorliegt, hat in diesen Blättern bereits wiederholt (zuletzt Bd. XXIX. S. 576 f.) die ihm gebührende hohe Anerkennung gefunden. Auch sonst ist dem schönen Buche überall reiches Lob gespendet worden. Wenn auch die neue Auflage von der vorhergehenden sich nicht stark unterscheidet, so fehlen doch nicht kleine Verbesserungen und einige nöthig gewordene Ergänzungen. Selbstverständlich hat der hochw. Herr Verfasser die seit 1885 auf diesem Gebiete gemachten Fortschritte mit Umsicht verwerthet und einzelne Partien entsprechend erweitert. So z. B. nimmt die babylonisch-assyrische Literatur gegen früher sieben Seiten mehr in Anspruch; auch die Illustrationen sind um zehn vermehrt. Vielleicht hätte die Astronomie der Babylonier infolge der neuesten Entdeckungen etwas eingehender berücksichtigt werden können; in der Literaturangabe vermissen wir die „Kosmologie" von P. Jensen (1890).

Lehrbuch der Philosophie von Dr. Constantin Gutberlet. II. Bd.: Die Metaphysik. Zweite Auflage. XIV u. 256 S. 8°. Preis *M.* 2.40. III. Bd.: Die Psychologie. Zweite Auflage. XII u. 328 S. 8°. Preis *M.* 3.60. Münster, Theissing, 1890.

Die erste Auflage des Gutberlet'schen Lehrbuches der Philosophie ist Bd. XXX. S. 320 dieser Zeitschrift eingehend besprochen worden. Es wurde ihr dabei der Wunsch mit auf den Weg gegeben, es möge das Werk „berufen sein, in die weitesten Kreise dringend einer gesunden Philosophie überall die Wege zu bahnen und so erfrischend und erneuernd auf die gesammte deutsche Wissenschaft einzuwirken". Schon im letzten Jahrgang (Bd. XXXIX. S. 317) konnte die wenigstens theilweise Erfüllung dieses Wunsches durch die Empfehlung der zweiten Auflage der „Theodicee" mitgetheilt werden. Nun liegt auch die allgemeine Metaphysik und die Psychologie in neuer Bearbeitung vor. Die erstere ist um einen einleitenden Paragraphen über die Möglichkeit der Metaphysik und einen Paragraphen über die Zahl bereichert worden. Auch außerdem findet man manche vortheilhafte kleinere Veränderungen und Zusätze; so ist z. B. dem Abschnitte über den Begriff der Substanz eine gute Widerlegung des Wundt'schen Angriffes auf die Substanz beigefügt. In der Psychologie ist der letzte Abschnitt der ersten Auflage, der über die Gerechtigkeit der ewigen Strafen handelte, weggeblieben, und hier mit Recht; denn die Schwierigkeiten sind, soweit dieselben die psychologischen Beweise für die ewige Fortdauer der Seele berühren, in dem auch jetzt Gebliebenen hinreichend gelöst. Der äußern Form nach hat die allseitige Brauchbarkeit des Buches auch dadurch gewonnen, daß die einzelnen Absätze innerhalb der Paragraphen numerirt worden sind. Auch in der theilweise veränderten Eintheilung und Folge der Abschnitte zeigt sich das höchst anerkennenswerthe Streben nach allseitiger Vervollkommnung. Doch möchten wir im Interesse des leichteren Gebrauches bei Vorlesungen, wofür das Lehrbuch unstreitig sich sehr empfiehlt, den hochw. Herrn Verfasser bitten, die jetzt gewählte Eintheilung soviel möglich in den folgenden Auflagen beizubehalten. Aufrichtig wünschen wir der zweiten Auflage rasche Vollendung und die wohlverdiente recht allgemeine Verbreitung.

Digitized by Google

Sankt Aloysius wacht! Schauspiel in drei Aufzügen von Alexander Halka. 84 S. kl. 8°. Wien, Verlag des kath. Waisen-Hilfsvereins, 1891. Preis *M.* 1.

Das vorliegende Heft ging uns leider zu spät zu, um es noch für das Aloysiusfest zu besprechen. Es enthält indes eine dramatisirte Legende, welche, auch zu anderen Zeiten aufgeführt, gewiß ein dankbares Publikum bei der Jugend und einfachen Volkskreisen finden wird. Zu einem armen Handwerker kommt ein Stadtherr, Inhaber eines Schulkosthauses, und beredet die Eltern, ihm den Sohn anzuvertrauen, den er auf diese Weise dem Liberalismus und der Loge zu gewinnen hofft. Der zweite Act führt uns in die Kostschule selbst und zeigt uns den armen Knaben vom Lande vor der Entscheidung, seinem Glauben durch ein Sacrileg abtrünnig zu werden. Wie endlich eine Erscheinung des hl. Aloysius den Aermsten zur Besinnung und in die Arme der Eltern zurückbringt, zeigt der Schlußact. Der Bau des Stückes ist ebenso einfach wie die Sprache, die in ihrer ungebundenen Rede nur selten jenen unnatürlich emphatischen Ton anschlägt, der uns sonst so oft die „poetische Prosa" unausstehlich macht. Die verwendeten Motive sind — dem Charakter des Stückes als eines Volks- und Jugendspieles entsprechend — sehr drastischer und starker Art; alles geht mit Siebenmeilenstiefeln, Gutes wie Schlimmes. Was wir bedauern, ist der Umstand, daß Männer- und Frauenrollen verwendet wurden, was an manchen Stellen die Aufführung verhindern wird. Das Gleiche ist der Fall bei einer ältern dramatisirten Legende desselben Verfassers: „Die heilige Odilia", welche außerdem an dem oben berührten Fehler einer etwas unnatürlichen Prosa leidet, im übrigen aber sehr geschickt angelegt und als Volksspiel sehr zu empfehlen ist.

Leben des heiligen Thomas von Aquin, Patrons der katholischen Schulen. Der Jugend gewidmet von P. Fr. Karl Anatol Joyau O. Pr. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. VI u. 384 S. 8°. Paderborn, Bonifaciusdruckerei, 1891. Preis *M.* 2.

Es ist in Deutschland kein Ueberfluß an Lebensbeschreibungen der Heiligen, welche geeignet wären, die studirende Jugend und überhaupt den etwas anspruchsvolleren Theil des katholischen Lesepublikums zu fesseln und in ihren berechtigten Anforderungen zu befriedigen. Dazu bedürfte es, abgesehen von den Vorzügen der Form, daß nicht der Ton der Lobrede, sondern der Erzählung oder historischen Darstellung vorherrsche; daß in den Berichten nicht durch das Wunderbare und Außerordentliche fast alles andere, mehr Lehrreiche und Nachahmenswerthe verdrängt werde; daß dem erbaulichen Elemente auch das bildende zur Seite gehe; daß die Einheit der Erzählung belebt werde durch Reichthum an Gedanken und Gesichtspunkten; daß die Darstellung der Zeitverhältnisse, Ereignisse und Personen, zu welchen der Heilige in Beziehung tritt, in historisch treuer und selbst kritischer Weise behandelt sei, so daß der junge Leser sich unbedingt auf die Richtigkeit verlassen kann. Es gibt wenige Heiligenleben, die bei solchem Verfahren so überwältigend und begeisternd zu den Herzen der Jugend sprechen würden, wie das des hl. Thomas von Aquin. Da aber leider ein solches Werk für Deutschland noch nicht geschrieben ist, so war es ein dankenswerthes Unternehmen, das von P. Joyau für Frankreich verfaßte ins Deutsche zu übertragen. Entspricht dasselbe auch nicht völlig allen aufgestellten Forderungen, so ist es doch eine der besseren Erscheinungen in diesem Zweige der Literatur. Es ist reichhaltig an schönen und fruchtbaren Gedanken und Tugendbeispielen und mit jenem Schwunge geschrieben, der die Jugend anzieht. Es kann für jugend-

Digitized by Google

liche Leser sehr empfohlen werden. Die Kapitel sind kurz, die Uebersetzung recht gut und fließend, die Ausstattung hübsch. Der das Tugendleben des Heiligen behandelnde zweite Theil ist so eingerichtet, daß er bei dreitägigen oder neuntägigen Andachten u. dgl. zugleich zur Betrachtung oder geistlichen Lesung im engsten Sinne verwendet werden kann. Einige Ungenauigkeiten in den historischen Angaben hätte man gern durch den Uebersetzer ergänzt und verbessert gesehen, ebenso die auf die Judenfrage bezügliche Stelle S. 71, welche nur deshalb so schroff lautet, weil der Sinn des hl. Thomas sehr unvollständig wiedergegeben ist. Es wären da mit opusc. 21 auch die betreffenden Stellen der Quodlibeta und der Summa II. II. qu. 10. a. 10—12 zu vergleichen.

Katholische Männer der Gegenwart in Wort und Bild. Von Johann Menzenbach, Pfarrer der Diöcese Trier. I. Lieferung. 40 S. 12°. Trier, Paulinusdruckerei, 1891. Preis 20 *Pf.*

Es sind nicht allein die hübsche Ausstattung und der äußerst billige Preis, welche das Unternehmen empfehlen, das mit dieser Lieferung seinen Anfang genommen hat. Gerade über die Männer der Gegenwart, die so oft in den öffentlichen Blättern genannt werden und bei den für die Kirche Deutschlands wichtigsten Ereignissen in den Vordergrund treten, ist es oft am schwersten, sich Auskunft zu verschaffen. Es mangeln die Hilfsmittel und Nachschlagewerke, die für alle wichtigeren Erscheinungen der Vergangenheit so reichlich vorhanden sind. Diese Lieferung enthält 10 Nummern. Beginnend mit Leo XIII., bringt sie das Bild und auf je zwei Seiten die äußeren Lebensumrisse von neun deutschen Kirchenfürsten, abschließend mit „dem geistlichen Feldmarschall an der Spitze der deutschen Armee", dem seeleneifrigen, unermüdlichen Feldpropst, Bischof Dr. Aßmann. Wie es bei „Männern der Gegenwart" nicht anders sein kann, muß leider das Beste ungesagt bleiben. Die Tugenden, Arbeiten und Verdienste der einzelnen können höchstens von weitem angedeutet werden. Man darf auf die weitere Fortsetzung des Unternehmens gespannt sein.

Die Herz-Jesu-Kirche in Graz. Von Johann Graus, Ritter des Kaiser-Franz-Joseph-Ordens, fürstbischöfl. geistl. Rath, k. k. Conservator und Obmann des christlichen Kunstvereins der Diöcese Seckau. Mit acht Tafeln und mit Illustrationen. 64 S. 8°. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria, 1891. Preis *M.* 1.40.

Im Jahre 1868 empfahl der hochwürdigste Fürstbischof von Seckau seinen Diöcesanen das Gebetsapostolat; im folgenden Jahre ermahnte er sie, sich den heiligsten Herzen Jesu und Mariä zu weihen; 1875 erbat er deren Hilfe, um in seiner Stadt eine Herz-Jesu-Kirche zu erbauen. Reiche Gaben ermöglichten 1881 den Beginn des Baues und dann dessen stetigen Fortschritt. Jetzt ist dessen Inneres wie das Aeußere fast vollendet. Der Ausschuß des christlichen Kunstvereins der Diöcese stand an der Spitze der ganzen Angelegenheit. Sein Leiter, der Verfasser vorliegender Schrift, war wie kein zweiter befähigt und berufen, die Baugeschichte und die bei der Anlage, Aufführung und Ausstattung befolgten Grundsätze darzulegen. Die Kirche bildet eine einschiffige, von Kapellen begleitete, in edlem, frühgotischem Stil hoch aufsteigende Halle. Ihr dem Herzen Jesu geweihter Hochaltar ist von einem schlanken Baldachin überragt, die Nebenaltäre sind dem Herzen Mariä und dem hl. Joseph gewidmet. In geistreichen und stilvollen Bildern veranschaulicht jedes der drei Chorfenster die Liebe einer der göttlichen Personen. Druck, Ausstattung und Bilderschmuck der Schrift

Digitized by Google

sind schön, der Text ist klar und mit ansprechender Wärme geschrieben. Kirchenvorstände und Pfarrer, welche den Neubau einer Kirche unternehmen oder leiten müssen, werden aus der Schrift nützliche Winke und Rathschläge schöpfen; den Diöcesanen von Seckau aber beweist sie, daß ihre Beiträge in der besten Art und Weise verwendet wurden zur Herstellung eines Denkmals, dessen Größe, Würde und Schönheit die heiligsten Herzen in geziemender Weise ehrt und verherrlicht.

Die Geschichte des Stiftes Münstereifel, sowie der übrigen Kirchen und Klöster der Stadt. In Beiträgen dargestellt von Ad. Plönnis, Pfarrer. Aus der rheinischen Geschichte. XIII u. 100 S. 8°. Bonn, Hanstein, 1891. Preis *M.* 1.50.

Um das Jahr 835 erbaute Abt Marquard von Prüm das Kloster Münstereifel, dem er 844 aus Rom die Reliquien der hl. Chrysanthus und Daria brachte. Der Verfasser theilt die alten lateinischen Berichte über das Leben, das Leiden und die Wunder dieser Blutzeugen in deutscher Uebersetzung mit und führt die Erzählung über die Schicksale ihrer Reliquien bis in unsere Zeit herab. Im zweiten Abschnitt beschreibt er die aus dem 11. Jahrhundert stammende Anlage der Stiftskirche, deren Umbau, Schätze und Altäre. Der dritte Abschnitt bietet die bis jetzt ungedruckten Statuten des Stiftes in lateinischer Sprache, jedoch leider fast ohne Unterscheidungszeichen und in der alten Orthographie. Zuletzt gibt der Verfasser Nachrichten über Kirchen und Klöster der Jesuiten, der Salvatorschwestern, der Kapuziner, der Karmeliteſſen und des Marienhospitals zu Münstereifel. Seine „Beiträge" sind aus Vereinsvorträgen entstanden, für seine Mitbürger bestimmt und dem Pfarrer der Stadt gewidmet. Aber auch Auswärtige werden dadurch über eine alte, denkwürdige Stiftung sich mit Nutzen unterrichten können.

Heinrich VIII. und die englischen Klöster. Zur Beleuchtung der Geschichte ihrer Aufhebung. Von Franz Aidan Gasquet O. S. B. Aus dem Englischen von P. Thomas Elsässer aus der Beuroner Benediktinercongregation. Zweiter Band. 410 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1891. Preis *M.* 8.

Die Uebersetzung von Gasquets interessantem Werk ist mit diesem Bande vollendet. Sie ist so gewissenhaft besorgt, daß sie das Original vollständig ersetzt. Eine Reihe von Anmerkungen, durch welche der Uebersetzer manche dem deutschen Leser ferner liegende Begriffe, Redensarten und Wortspiele zu erläutern sucht, gibt ihr selbst für den des Englischen kundigen Leser vor dem Original noch einen gewissen Vorzug. Dagegen steht allerdings an formeller Schönheit die Uebersetzung hinter dem Original weit zurück, da der Verfasser sich allzu eng an den Satzbau und die Ausdrucksweise seiner fremden Vorlage angeschlossen hat. Das macht die Lesung nicht immer angenehm, bietet aber dafür die Sicherheit, daß der Inhalt auch voll und ganz wiedergegeben werde.

Leben der Heiligen für das katholische Volk. Mit kirchlicher Druckerlaubniß. Aachen, Rudolf Barth, 1891. Preis geb. *M.* 1.50.

Der in der Ueberschrift wörtlich gegebene Titel mit der Preisangabe und ohne Name des Verfassers beweist schon, daß es sich hier um ein für den Massenvertrieb hergestelltes Buch handelt. Es ist in der That so billig, daß es keine Concurrenz zu scheuen hat. In einem befriedigenden Einbande nicht weniger als VIII und 504 Seiten in 8° für anderthalb Mark! Der Inhalt ist gut, denn er ist ein Auszug

Digitized by Google

aus dem bei J. Mathes in Stolberg erschienenen Werke: „Kurzer Lebensabriß der Heiligen auf jeden Tag des Jahres nebst Erwägungen und Gebeten von A. Höhne, Pfarrer in Düsseldorf." Hier sind die Erwägungen und Gebete weggelassen. Der Leser erhält darum für jeden Tag des Jahres die etwa eine Seite lange, leicht verständliche und nützliche Lebensbeschreibung eines Heiligen. Neben der warmen Empfehlung dieses Buches geben wir gern unserer Freude darüber Ausdruck, daß die katholischen Verleger sich mehr und mehr bemühen, unserem Volke zu möglichst billigem Preise gute Bücher zu liefern.

Lebensbilder katholischer Erzieher. Herausgegeben von Dr. W. E. Hubert. III. **Die heilige Angela Merici,** Stifterin der Ursulinerinnen. VIII u. 163 S. kl. 8°. Mainz, Kirchheim, 1891. Preis *M.* 1.50.

Es ist allerdings nicht so sehr das Lebensbild der Erzieherin, als der an Wundern und Gnaden überreiche Pilgerlauf einer auserwählten Heiligen. Indessen wird das vierte Buch auch christlichen Erzieherinnen manche fruchtbare Anregung bieten, die ganze Schrift aber allen Christen einen Spiegel jeglicher Tugend vor Augen halten. Das Leben der hl. Angela ist schon deshalb von Interesse, weil es eine Reihe von Heiligengestalten, wie Hosanna Andreassi, Stephanie Quinzani und Angela selbst in ihrem gottbegeisterten Wirken zeigt zu einer Zeit, die von den Geschichtsentstellern als die Periode tiefster Versunkenheit der ganzen Kirche dargestellt zu werden pflegt. Im ganzen ist die Erzählung gefällig, die Darstellung übersichtlich. Nur zuweilen verräth die Sprache den engen Anschluß an ein ausländisches Muster (z. B. S. 31: die „Passionspunkte"). Daß die hl. Ursula „Aebtissin eines Klosters in England und Lehrmeisterin von Jungfrauen" war, entspricht wohl nicht der überlieferten Legende.

1. **Ludwig Windthorst.** Zur Erinnerung an sein Leben und Wirken. Verlag und Druck von J. P. Bachem in Köln. 46 S. 12°. Preis 20 *Pf.*
2. **Ludwig Windthorst** in seinem Leben und Wirken von Johann Menzenbach, Pfarrer der Diöcese Trier. 128 S. kl. 8°. Trier, Paulinusdruckerei, 1891. Preis 50 *Pf.*
3. **Ludwig Windthorst.** Ein Lebensbild von Paul Majunke. 51 S. 8°. Frankfurt a. M., Fösser, 1891. Preis 50 *Pf.*, 12 Exemplare *M.* 1.80, 100 Exemplare *M.* 10.

1. Eine Gelegenheits-, aber keineswegs eine Alltagsschrift, sondern über Erwarten gehaltvoll und lehrreich, zeigt das kleine Büchlein überall den erfahrenen Kampfgenossen des dahingeschiedenen Centrumsführers, der das, was er selbst durchgelebt und im Herzen empfunden hat, auch gut zu erzählen weiß. Bei einem solchen Gewährsmann will man gern noch einmal der Ueberzeugung sich bewußt werden, daß in Windthorst „nicht nur ein großer, sondern auch ein guter Mann gestorben ist". Der einzige Vorwurf, den man dem Schriftchen machen möchte, ist, daß es allzu kurz, daß der Verfasser, der so viel und so schön zu erzählen weiß, so karg ist in der Mittheilung. Das Schriftchen ist vortrefflich.

2. Eine fleißige und pietätsvolle Zusammenstellung alles dessen, was über den großen Centrumsführer Bemerkenswerthes in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Dem katholischen Volke, wie dem späteren Geschichtschreiber ist damit ein angenehmer Dienst erwiesen worden. Drei hübsche Abbildungen und ebenso viele Nachbildungen von Windthorsts Unterschrift zieren die billige Volksschrift.

Digitized by Google

3. Skizzen und Streiflichter aus Windthorsts Parlamentsleben sind es hauptsächlich, die ein ehemaliges Centrumsmitglied, der frühere hochverdiente Redacteur der „Germania", Dr. Majunke, dem alten Führer als Scheidegruß auf die Bahre legt. Er schöpft dabei aus dem Schatze seiner persönlichen Erinnerungen, wie seiner reichen publicistischen und parlamentarischen Erfahrungen und bietet daher manches Neue und Interessante. Die eine oder andere Bemerkung (wie S. 197) hätte man vielleicht lieber unterdrückt, auch einige Druckfehler (wie Kaldenkirchen als Windthorsts Geburtsstadt) gern vermieden gesehen. Der wiederholt stark hervorgehobene Gedanke (S. 196. 223) von politischen „Gegenschlägen" und den „zwei Hieben zurück" für jeden Schlag auf kirchlichem Gebiet hätte wohl einer Einschränkung bedurft. Besonders dankenswerth ist, was Dr. Majunke gegenüber den in außerkirchlichen Kreisen herrschenden Vorurtheilen über die Lauterkeit von Windthorsts Gesinnung ausgeführt hat. Wer das Schriftchen liest, wird gern das Schlußwort unterschreiben: „Daß es einer ist, unter dessen Büste der Bildhauer schreiben muß: Er war — katholisch!"

Erzählungen für das Volk. (Empfohlen vom Verband „Arbeiterwohl.") M.-Gladbach, A. Riffarth, 1891.

Nr. 1. **Opfer der Verführung.** Erzählung von Wilhelm Koch. 76 S. 12°. Preis 20 *Pf.*

Nr. 2. **Von Stufe zu Stufe.** Erzählung von Heinrich Keiter. **Am Mutterherzen.** Von Leonz Niderberger. 80 S. 12°. Preis 20 *Pf.*

Wie die Socialdemokratie durch alle Mittel der Agitation und der Presse ihre verderblichen Lehren unter das Volk zu bringen sucht, so ist es Pflicht der Gutgesinnten, durch Wort und Schrift gegen dieselben Stellung zu nehmen und die arbeitende Klasse über die Fallstricke, die man ihr legt, aufzuklären. Ganz besonders eignen sich dazu kurze, populäre und wohlfeile Erzählungen, wie sie in den vorliegenden Heftchen die thätige Riffarth'sche Verlagshandlung verbreitet. Dieselben sind deshalb mit Recht von dem Verband „Arbeiterwohl" empfohlen, und wir möchten ihre Verbreitung, wenn sich, woran wir nicht zweifeln, die nachfolgenden Heftchen den beiden ersten würdig anschließen, unter der arbeitenden Bevölkerung warm befürworten. Die erste Erzählung: „Opfer der Verführung" ist in jeder Beziehung mustergiltig. Da wird vor unseren Augen ein braver Arbeiter von einem nichtswürdigen socialdemokratischen Agenten umgarnt und Schritt für Schritt ins äußerste Elend gebracht, bis ihm endlich die Augen aufgehen und er erkennt, auf welcher Seite die wahren Freunde, auf welcher die schlimmsten Feinde der Arbeiter stehen. Ganz besonders zu loben sind die in den Gesprächen geschickt eingestreuten und glänzend widerlegten Schlagworte und Irrthümer der Socialdemokraten. — Auch die Erzählung Heinrich Keiters: „Von Stufe zu Stufe" ist recht gut und ganz geeignet, ein abschreckendes Beispiel gegen die traurige Leidenschaft des Schnapstrinkens, welche unter den Arbeitern so viele Opfer fordert, zu bieten. Es ist ein düsteres und unerquickliches Gemälde, in welchem ein Fabrikarbeiter mit seiner Familie „von Stufe zu Stufe" bis ins Gefängniß hinabsinkt, weil er sich der Schnapsflasche überläßt. Die kurze Skizze von Leonz Niderberger (7 Seiten): „Am Mutterherzen", die dem zweiten Heftchen beigegeben ist, hätten wir gerne weiter ausgeführt gesehen; das schöne Motiv wäre dann mehr zur Wirkung gelangt. Aber auch in dieser knappen Form weist sie darauf hin, daß das Gebet einer Mutter schon manchen verlorenen Sohn auf bessere Wege zurückgeführt hat.

Digitized by Google

Prinz und Page. Eine Erzählung aus dem letzten Kreuzzuge für die reifere Jugend. Aus dem Englischen des Verfassers von „The Heir of Radcliffe". Uebersetzt von G. L. 295 S. 8°. Köln, J. P. Bachem, 1891. Preis *M.* 3.

Eine recht gute historische Erzählung, sittlich rein und reich an farbenprächtigen Schilderungen aus der Zeit des schwachen Heinrich III. von England und dessen Sohn Eduard I. Der „Page" ist ein Sohn Simon von Montforts, jenes Grafen von Leicester, der an der Spitze der Barone den König gefangen nahm, später aber von Kronprinz Eduard, dem „Prinzen" unserer Erzählung, besiegt wurde. Durch die Treue des „Pagen", eines durchaus edlen Charakters, wird der Verrath seiner Brüder glänzend gesühnt. Besser würde wohl die Erzählung mit dem Opfertode Richard von Montforts schließen, der doch der eigentliche Held ist. Ueberhaupt tritt das Erzählungstalent etwas hinter das Talent des Beschreibens und Schilderns zurück, das in manchen glänzenden Auftritten des damaligen Ritterthums einen reichen Stoff findet.

Zeitbilder in Erzählungen aus der Geschichte der christlichen Kirche. II. Sabinianus und die ersten Apostel Galliens. Von C. Guenot. Dritte, neubearbeitete Auflage. 246 S. 8°. Köln, J. P. Bachem, 1891. Preis *M.* 2.

„Das Werden und Wachsthum, das Leiden und Streiten der Kirche in Erzählungen darzustellen, ist keine neue Idee. Sie ist, wie aus der Vorrede zur ‚Fabiola' zu ersehen, von Cardinal Wiseman angeregt worden, als man den nunmehr Verewigten von der beabsichtigten Herausgabe einer ‚Katholischen Volksbibliothek' in Kenntniß setzte. . . Der Plan blieb leider unausgeführt. Jetzt ist er von einem Kreise französischer Schriftsteller wieder aufgegriffen worden." So lesen wir in der Vorrede. Daß dieser Plan auch in Deutschland begeisterte Aufnahme gefunden, geht nicht nur aus der erfreulichen Thatsache hervor, daß die 12 Bändchen der deutschen Uebersetzung oder Bearbeitung alle schon in zweiter oder dritter Auflage erschienen, sondern auch daraus, daß außerdem eine bedeutende Anzahl ähnlicher Erzählungen mit größerem oder geringerem Geschicke verfaßt wurden. Allerdings muß man eingestehen, daß, so schön der Plan, ebenso schwierig auch dessen Ausführung ist, und daß die Höhe der „Fabiola" nie mehr erreicht wurde. Auch von „Sabinianus" wird das niemand behaupten wollen; trotzdem enthält die Erzählung schöne Züge und viel Belehrendes.

Es sei hier noch bemerkt, daß die deutsche Uebersetzung von Wisemans „Fabiola" soeben in 19. und diejenige von Newmans „Kallista" in 6. Auflage erschienen ist. Beide gehören dem Verlage von J. P. Bachem in Köln an.

Notice sur M. Hippolyte Carnot par M. Lefèvre-Pontalis, Membre de l'Institut de France. Académie des sciences morales et politiques. 48 p. 8°. Paris 1891.

Dieser kurzgedrängte, aber geschmackvoll verfaßte Ueberblick über Leben und Werke Hippolyte Carnots, des Vaters des jetzigen Präsidenten der französischen Republik, bietet immerhin mancherlei Reiz. H. Carnot, merkwürdig mehr durch seinen Vater und seinen Sohn, als durch die eigene politische Laufbahn, ist bekannt als

Digitized by Google

der „Archivist der französischen Revolution" und der Biograph mehrerer ihrer Helden. Von dem berüchtigten Abbé Gregoire, von dem er selbst gesteht, daß seine revolutionäre Ueberspanntheit manchmal bis zur Raserei sich steigerte, hat er nahezu ein Heiligenleben geschrieben, das in dem Satze gipfelt: „Wäre die Kirche ihren Traditionen treu geblieben, so müßte sie ihn als Heiligen verehren." Und doch hat das Bild Carnots selbst etwas Wohlthuendes auch für den Katholiken, nicht nur wegen des patriarchalisch schönen Familienlebens und der edlen Philanthropie, die in der Familie Carnot erblich, sondern mehr wegen eines Zuges echten und wahren Freisinnes, wie er heutzutage so selten ist. Obgleich nicht bekenntnißgläubig, ist er kein Feind der Religion oder Confession, er beschäftigt sich gern mit religiösen Gedanken. Als Minister will er weder Verfolgung noch Chikane oder Knechtung der Geistlichkeit. Er will die öffentlichen Processionen nicht verhindert, die katholischen Privatschulen nicht unterdrückt haben. Als es sich um Gehaltssperre gegen „renitente" Geistliche handelt, bezeichnet er solche Maßnahmen als „der Regierung unwürdig". In der Biographie seines Vaters, die er seinen Söhnen gewidmet hat, um sie für ihr ganzes Leben auf das Beispiel des Großvaters hinzuweisen, legt er noch Nachdruck darauf, sie zu warnen vor „hochfahrender Glaubenslosigkeit und schwarzgalliger Intoleranz".

Leitfaden bei dem Unterrichte in der vergleichenden Erdbeschreibung für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Von Professor Wilhelm Pütz. Zweiundzwanzigste, verbesserte Auflage, bearbeitet von F. Behr, Professor a. D. XVI u. 235 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis *M.* 1.20; geb. *M.* 1.55.

Dieser Titel ist die beste Empfehlung des Buches. Der verdiente Herausgeber, welcher die sechs letzten Auflagen besorgt hat, ist unermüdlich im Vervollkommnen und Berichtigen. In dieser neuesten Ausgabe ist die Behandlung der politischen Verhältnisse beschränkt, die der natürlichen erweitert. Ein Anhang von Tabellen gibt eine Uebersicht über Größe und Bevölkerung der (wichtigsten) Staaten oder Länder der fünf Welttheile, Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, über Einwohnerzahl der größeren Städte, Länge der Flüsse und Höhe der Berge. Für richtige Aussprache fremder geographischer Namen werden schätzenswerthe Winke gegeben. Hier sei aber bemerkt, daß der im Dänischen durch aa bezeichnete Laut sich durch deutsche Lautzeichen gar nicht wiedergeben läßt; das S. 176 gewählte ô entspricht nicht. Röskilde (ebenda) ist unrichtig; der Däne schreibt Roeskilde, spricht Roskilde. Mit welchem Recht Odense noch als „zweite Stadt des Reiches" bezeichnet werden kann, seitdem Aarhus, wie richtig bemerkt wird, sich zur „zweitgrößten Stadt des Reiches" emporgeschwungen hat, ist unerfindlich.

Digitized by Google

Miscellen.

Die Britische Bibelgesellschaft an der Arbeit. Die Thatsache, daß von der genannten Gesellschaft in dem einen Jahre 1889/90 nahezu 4 Millionen Bibeln (ganz oder in einzelnen Partien) zur Vertheilung kamen, und daß die wohlorganisirte Thätigkeit der Gesellschaft fast über alle Länder der Erde sich erstreckt, genügt, um ihr als einer beachtenswerthen Culturerscheinung einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ausgesprochener Zweck der Gesellschaft ist, „die weitere Verbreitung der Heiligen Schrift ohne Anmerkung und Commentar zu fördern" (natürlich in specifisch protestantischer Uebersetzung). Der Wahrnehmung, daß viele dieser Bibeln sehr überflüssiger- und vergeblicherweise vertheilt werden, vermag man sich nicht zu entziehen; aber man tröstet sich: „Wenn man sagen wollte, ganze Massen dieser Geistesboten würden vernachlässigt oder zerstört, sie verlören sich, ohne Spur zurückzulassen, gleich dem Blatt im Herbste, und gleich dem verlorenen Samen im Frühling gehörten sie der Verwesung an, so möge man eingedenk bleiben, daß es selbst in der stofflichen Natur ein weiter reichendes Gesetz gebe als das der Vernichtung und ein tiefer greifendes als das des Zerfalles. Es ist die Erhaltung aller Kraft, es ist das Fortbestehen alles Stoffes. Das Blatt wird übergehen in andere Gestalt, der Same wird den von Gott ihm bestimmten Platz zu finden wissen — selbst im Vergehen werden sie Ihn loben, dem alles dient, was da ist."

Man kann nicht behaupten, daß dieser schöne Trost wohlfeil erkauft wäre. Die Gesellschaft verausgabte für solche „Herbstblätter" und „Frühlingssamen" im Verlaufe dieses einen Jahres 227 566 Pfd. Sterl. 8 d (4 541 321 M.), wovon nur 98 198 Pfd. 19 Sh. 10 d (1 963 979 M. 50 Pf.) durch den Verkauf von Bibeln gedeckt, alles übrige durch freiwillige Beiträge aufgebracht wurde, oder als Deficit für später zu decken bleibt. Das Deficit, welches 1888 nur 260 179 M. betrug, ist 1889 auf 309 770 M. 50 Pf. gestiegen.

Dieser Ausfall ist jedoch keineswegs der Abnahme des Interesses und dem Geringerwerden der Unterstützung zuzuschreiben. Gab es auch an Vermächtnissen um etwa 100 000 Mark weniger als im Vorjahre, und ist der Verschleiß an Bibeln für Großbritannien selbst im Rückgang begriffen, so nimmt doch die Zahl der freiwilligen Beiträge fortwährend zu (im letzten

Digitized by Google

Jahre um 20 000 M.), und der Verschleiß im Auslande ist im Steigen. Indes die Verwaltung der Gesellschaft, weit entfernt, mit ihrer enormen Einnahme zufrieden zu sein, erklärt, daß es noch an Großmuth des Herzens fehle, und daß die „Freunde der Bibel" nicht ruhen dürften, bis die Einnahmen mit den großartigen Aussichten und Leistungen der Gesellschaft in Uebereinstimmung gebracht wären. Und in der That, die „Leistungen" der Gesellschaft sind stark in der Zunahme: 1880 wurden nur 2 780 362 Bibeln in Umlauf gesetzt, 1888 bereits 3 677 204 und 1889 endlich 3 792 263, mithin ein Mehrabsatz von 115 059 Exemplaren in einem einzigen Jahre. Der Absatz für 1889 vertheilt sich, wie folgt:

	Ganze Bibeln.	Ganze Testamente oder Neues Testam. u. Psalmen.	Einzelne Theile.
London (für In- und Ausland)	660 528	798 770	254 022
Auswärtige Depots . . .	175 677	588 448	1 314 818

Es ist von Interesse, dem Schicksal dieser Bibeln genauer nachzugehen. Ihre Vertheilung läßt sich, soweit die Ziffern für Uneingeweihte zugänglich sind, in folgender Weise darstellen:

	Gesammtvertrieb 1889.	Gesammtvertrieb 1888.	Verkauf durch Colportage 1889.	Verkauf durch Colportage 1888.
Frankreich	419 009	123 806	55 512	58 927
Spanien	51 906	47 413	30 938	27 317
Italien	—	—	95 328	—
Deutschland	—	—	55 000	—
Belgien	—	—	11 646	10 570
Oesterreich-Ungarn . . .	—	—	91 151	90 887
Türkei	38 092	37 256	—	—
Aegypten ꝛc.	19 203	18 790	—	—
Rußland (nur das Centrum — Petersburg) .	311 264	290 257		
China (in drei Agenturen) ungefähr	226 000	—	—	—
Japan	23 852	37 703	—	—

In Frankreich scheint also die Gesammtverbreitung ungeheuer zugenommen zu haben, obgleich die Colportage um 3415 Exemplare weniger betrug als im Vorjahre. Dafür aber wurde über eine Viertelmillion von Exemplaren an die Besucher der Weltausstellung gratis vertheilt. Dieser Massenverbreitung von Bibeln schreibt der Hauptagent M. Monod es zu, daß „die Richtung im Denken und Leben des Volkes ganz augenscheinlich weniger irreligiös sei, als noch vor wenigen Jahren".

Ueber Spanien weiß der Agent Mr. Jameson zu berichten: „Die Macht der Priesterschaft ist in rapidem Niedergang; der nackte Rationalismus ist in Ausbreitung; die Bibel kommt allmählich, aber stets mehr in die Hand des Volkes und gewinnt Einfluß auf sein Leben." Die Britische Bibelgesell-

Digitized by Google

schaft ist der einzige Hebel zur Ausbreitung der evangelischen Wahrheit, und „wenn je die Halbinsel evangelisch wird, gebühren Dank und Ehre dafür zum großen Theil der Bibelgesellschaft".

In Italien hat der Vertrieb der Bibel dieses Jahr die höchste bisher dagewesene Ausdehnung erlangt. Die Gesammtzahl der in Umlauf gesetzten Bibeln wird jedoch nicht angegeben. Die Aussichten sind gut: „Der Zwiespalt zwischen Regierung und Vatican ist schroffer denn je." „Die Herstellung der politischen Einheit ist nicht ein letzter, sondern ein erster Schritt" (!). „Wir haben Italien gemacht," sagte Massimo d'Azeglio, „wir müssen jetzt auch die Italiener bilden." Die Bibelgesellschaft glaubt sich dazu auf dem besten Wege; denn ihre Anstrengungen, „die Schrift zu einem Haushaltbuch zu machen von den Alpen bis nach Sicilien, sind mit jedem Jahre mehr mit Erfolg gekrönt".

Ueber Deutschland berichtet der Agent Mr. Watt in triumphirendem Tone: Es ist „das Jahr, in welchem die Verbreitung des Wortes Gottes als gedrucktes Buch zum höchsten Grade stieg, der je in Deutschland erreicht wurde". Der Absatz aller Bibelgesellschaften zusammen, deutscher wie auswärtiger, betrug in dem einen Jahre über 600 000 Exemplare (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXIX. S. 106). Merkwürdig ist, daß trotz des stark vermehrten Absatzes der deutschen Bibelgesellschaften jener der Britischen keineswegs zurückgegangen ist. Mit nur 27 Colporteuren hat dieselbe um 25 000 Exemplare mehr abgesetzt als 1881, wo sie noch 58 Colporteure im Dienste hatte. Dabei ist ihre Sorgfalt hauptsächlich den Katholiken zugewendet. Denn da die deutschen Bibelgesellschaften nach ihren Statuten nur die deutschen Protestanten mit Bibeln versehen wollen, so blieben die 17 Millionen Katholiken und die nicht deutsch sprechenden Preußen ohne die Hilfe der Britischen Bibelgesellschaft des Wortes Gottes beraubt. „Allüberall — von Posen an der östlichen Grenze, wo man die polnische Zunge hört und die slavischen Gesichtszüge erkennt, angefangen, in Schlesien, Bayern, Ost- und Westpreußen, bis nach Baden und an den Rhein vollbringen unsere Leute ihr begeisterndes, aber oft schwieriges Werk." Die Gesellschaft hat hier nicht bloß zu kämpfen mit der „katholischen Intoleranz", sondern auch mit einer weit schlimmern Macht, der Freigeisterei. Ein Trost bleibt bei all diesen Schwierigkeiten für sie der gute Fortschritt der Britischen Gesellschaft bei der deutschen Armee. Hier allein hat sie in dem einen Jahre 1889 etwa 35 000 Exemplare abgesetzt. (Die etwas unklare Aushebung aus dem amtlichen Bericht des Mr. Watt legt wenigstens die Auffassung nahe, als seien 35 000 Bibeln von der Britischen Gesellschaft allein ausgetheilt worden und noch sehr viele andere von anderen Gesellschaften. In dem officiellen, für Deutschland ausgegebenen Bericht hingegen werden nur 7580 als von der Britischen Gesellschaft an die Armee vertheilt angegeben. Es könnte sein, daß man in Deutschland gerade diese Rubrik nicht nach ihrer ganzen Ausdehnung bekannt machen wollte. Andernfalls läge ein Mißverstehen des Berichtes vor.) Dabei werden zwei Umstände besonders hervorgehoben: „die Theilnahme an dieser Arbeit (Versorgung der Armee mit Bibeln) durch eine stets wachsende Zahl

Digitized by Google

von (verschiedenen, auch deutschen) Bibelgesellschaften" und „die warme Unterstützung durch viele der commandirenden Officiere, von denen manche sogar den Preis erlegen für die Exemplare, die ihrer Mannschaft ausgetheilt werden sollen".

In Oesterreich-Ungarn scheint, dem Berichte zufolge, die Armee weniger „fromm" zu sein. Dagegen wird das Entgegenkommen der Civilbehörden gegen die Bibelcolporteure merklich betont. Große Erfolge sollen in der habsburgischen Monarchie erzielt sein: „Man hat Belege, daß der Geist ernster Forschung an vielen Orten erwacht. . . . Die Beispiele kommen von allen Theilen des Reiches, und der Agent Mr. Millard hebt hervor, daß dies auch an Orten der Fall sei, wo bis jetzt nur wenige solche glückliche Erfolge beobachtet werden konnten."

Der bedeutendsten Fortschritte rühmt man sich in Rußland. Sowohl das russische Volk im großen, wie namentlich die russischen Soldaten, sollen überall mit wahrer Begier die Bibel annehmen und die Colporteure begünstigen. In der einzigen Centralagentur von Petersburg wurden hoch über 300 000 Exemplare verbreitet, in einer neu errichteten Unteragentur innerhalb sechs Monaten 18 000, namentlich infolge der Bemühungen Dr. Bäddekers unter den Verbannten und Gefangenen Sibiriens. Innerhalb sechs Jahren hat man bereits das siebente Hunderttausend von russischen „Volks-Testamenten" an den Mann gebracht. Auch der Süden des russischen Reiches geht nicht leer aus. Oestlich vom Schwarzen Meere verbreiten sieben Colporteure jährlich ungefähr 14 000 Exemplare. Dank ihren guten Beziehungen zu den russischen Truppen vermögen die Boten der Bibelgesellschaft vorzudringen bis zu den Grenzen von Afghanistan. Im Jahre 1889 wurden verbreitet:

In Tschardjui am Oxus .	830 Bibeln	In Kerki an der Afghan-Grenze	316 Bibeln
„ Askabet	560 „	„ Samarkand	218 „
„ Merw	470 „	„ Buchara	145 „

Von dem Gang der Geschäfte in China ist dagegen die Verwaltung weniger befriedigt. Im ganzen himmlischen Reiche wurden kaum so viele Bibeln verbreitet, als bei der Pariser Ausstellung an die Besucher gratis vertheilt wurden, etwa eine Viertelmillion. Der Geschäftsführer der Gesellschaft (Editorial Superintendent), Dr. Wright, ist daher für Mai 1891 nach China beordert worden, um bei der Versammlung der Missionäre weitere Maßnahmen zu berathen.

In Japan ist gleichfalls Rückgang des Geschäftes.

Um so enthusiastischer lauten die Nachrichten aus Indien. Im Penschab allein sind um 15 000 Exemplare, d. h. doppelt so viele Bibeln abgesetzt worden als im Vorjahre. „Aber bedeutungsvoller als dies dürfte der stille Einfluß von 266 Bibelweibern sich erweisen, welche in Indien und Ceylon von der Gesellschaft besoldet werden, und durch deren Vermittlung unter den Zenanas und ihren eingeborenen Schwestern die Verbreitung von 7000 Bibeln

Digitized by Google

des Vorjahres für 1889 auf 10 000 gestiegen ist. Denn jetzt, wie in frühen Jahrhunderten, — im Osten, wie dereinst im Westen, kann es nicht anders sein, als daß die christliche Frau, die ihre alte Stellung süßer Oberherrschaft (!) wieder gewonnen hat, ihren unvergleichlichen Einfluß übe und die Kindheit der Kirche ihres Volkes pflege, wie sie allein zu pflegen versteht, während diese langsam zur Blüte erstarkt."

Für schlechte Erfolge in Canada und Südamerika bot Australien, Neuseeland, Oceanien, namentlich der Malayische Archipel reichen Ersatz. Die Verausgabung malayischer Bibeln hat sich in einem Jahre verdoppelt. In Singapore allein wurden statt der 33 000 des Vorjahres über 48 000 Exemplare losgeschlagen.

Also jährlich Tausende von Menschen fast ausschließlich damit beschäftigt und Millionen europäischen Geldes dafür verausgabt, meist recht schlecht gelungene Uebersetzungen eines Buches über die ganze Welt hin zu verschleudern, zu dessen Verständniß vielerorts jegliche Grundlage fehlt! Die Naivetät, mit der man sich von solcher Massenverbreitung unfehlbare Erfolge verspricht und der demnächstigen Protestantisirung der ganzen Welt zuversichtlich entgegenblickt, erinnert an gewisse pathologische Erscheinungen. Ist es wirklich ein gedrucktes Buch, dessen unsere kranke Welt bedarf? Werden dadurch die Massen gehoben, ihr Loos verbessert, ihr sittliches Denken geläutert, daß man ein Buch unter sie wirft — ein Buch mit sieben Siegeln, ein Buch, das der Gefahr des Mißbrauchs weit mehr ausgesetzt ist als fast jedes andere? Die Apostelgeschichte (c. VIII) erzählt, wie die Jünger des Weltheilandes „durch das Land zogen, das Wort Gottes predigend", und wie die Schaaren „aufmerkten und einmüthig zuhorchten", wie sie dann getauft wurden, und die Apostelfürsten kamen, ihnen die Hände aufzulegen unter Anrufung des Heiligen Geistes.

Das hat auch der gelehrte Göttinger Professor Lagarde eingesehen, dem man in protestantischen und insbesondere in bibelfreundlichen Kreisen Verständniß und Autorität doch nicht vollständig wird absprechen wollen. Er schreibt: „Immer soll der Theologe wissen, daß es die Sache ist, worauf es ankommt, nicht der Bericht über die Sache, nicht ein Buch, welches nur da Werth hat, weil es nur da wirklich verstanden wird, wo gegenwärtiges Leben hell genug brennt, um des Buches verblichene Schrift durch sein Licht lesbar zu machen. . . . Mit einem Satze: Kirche brauchen wir und Theologie, nicht Bibel" (Die revidirte Lutherbibel des Halle'schen Waisenhauses, Göttingen 1885, S. 38).

Ein österreichischer Anti-Habsburger als Historiker. Die berühmte „objective Geschichtschreibung" unserer Tage hat schon manches eigenthümliche Phänomen zu Tage gefördert. Im vorigen Jahre haben die wackeren „gelben Hefte" wieder auf ein solches hingewiesen, indem sie auf das neue Geschichtswerk eines k. k. Professors einer österreichischen Universität aufmerksam machten, der sein Bestes thut, die großen Gestalten des österreichischen Kaiserhauses herabzusetzen und unter der Flagge des Deutschthums einige der

Digitized by Google

pflichttreuesten und fleckenlosesten Herrscher, die je eine deutsche Krone getragen, zu verkleinern. Es scheint fast, als ob es erst noch der Geschichtskünste bedürfte, um das Ansehen der Dynastien bei den Völkern zu schwächen. Die Leistung des österreichischen Professors war so stark, daß nun sogar v. Sybels „Historische Zeitschrift" Bd. LXVI, S. 559 dagegen Stellung nehmen zu sollen glaubt. In der Besprechung der „Deutschen Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königthums" I. von Hans v. Zwiedineck-Südenhorst heißt es dort unter anderem:

„Was wir dem Verfasser als Vorwurf anrechnen müssen, ist, daß er auch dort, wo er klar sehen konnte, wo ihm eine entsprechende Anzahl von Mittheilungen vorlag, zu falschen Urtheilen gelangt ist, daß er an die Beurtheilung der Ereignisse und Personen manchmal voreingenommen herantrat, daß er nicht immer davon ausging, sich aus den Documenten eine Ansicht zu bilden, sondern in den Documenten die Beweise für seine von allem Anfange an feststehende Ansicht zu suchen... Der härteste Vorwurf aber, der das Werk Zwiedinecks trifft, ist, daß in demselben ein ungerechtes Urtheil über die Politik des Wiener Hofes und über den Kaiser gefällt wird. Wir sagen ausdrücklich: ein ungerechtes Urtheil. Eine gerechte, wenn auch noch so strenge Beurtheilung hätte Referent gewiß gebilligt. Es gibt nur eine Wahrheit, und das Ziel der historischen Wissenschaft muß, wie das jeder andern, die Aufsuchung der Wahrheit sein. Was Verderbliches, Falsches, Unrichtiges an der Politik des Wiener Hofes war — und es war sehr viel von alledem vorhanden —, möge offen an den Tag gelegt werden, aber eben nur die Wahrheit. Wir fragen, welche Belege hat Zwiedineck für seine, die Wiener Regierung vernichtende Behauptung, ‚daß der Kaiser und die edlen Mitstände des Heiligen Römischen Reiches es gerne gesehen hätten, wenn der Friede von St. Germain nicht geschlossen worden und der Marschall Crequi nach Berlin marschirt wäre'? Daß der Wiener Hof das Aufkommen des Berliner Hofes mit scheelen Augen ansah, ist richtig; daß man dem Stande des Reiches, der einem über den Kopf zu wachsen drohte, die Demüthigung gönnte, ist gewiß; daß man aber den Vormarsch der Franzosen nach Berlin gern gesehen hätte, ist eine Behauptung, für die uns Zwiedineck den Beleg gewiß nicht wird bieten können. Und wie will Zwiedineck es mit seinem historischen Gewissen vereinbaren, wenn er im Anschluß an die oben angeführte Bemerkung die folgende niederschreibt: ‚Von allen Fürstenhäuptern, mit denen Friedrich Wilhelm (der große Kurfürst) zu verkehren gehabt hatte, war König Ludwig (XIV.) der anständigste; treulos und hinterlistig hat er nie an ihm gehandelt'? Und ebenso unrichtig und unbegründet wie diese Behauptungen sind viele andere, welche Zwiedineck über (Kaiser) Leopold (I.) und seine Regierung vorbringt. Der Persönlichkeit Leopolds ist Zwiedineck in keiner Weise gerecht geworden. Sein Urtheil über Leopold ist — soweit er nicht die Zeitgenossen des Kaisers es sprechen läßt, sondern selbst abgibt — keineswegs zutreffend. Man mag über die geistige Capacität, sowie über den Grad der Anerkennung, der dem Wirken dieses Herrschers zu zollen ist, noch so verschiedener Ansicht sein, so, wie Zwiedineck über ihn urtheilt, wird man,

Digitized by Google

auch auf Grundlage des gedruckten Materials, nicht mehr urtheilen dürfen. Und ebenso verhält es sich mit der Charakteristik Auerspergs und anderer österreichischer Staatsmänner. Auch über die Charakteristik der außerösterreichischen Staatsmänner ließe sich so manches bemerken, ebenso über die Darstellung gewisser Ereignisse... Was wir von dem Verfasser fordern, ist ausschließlich, daß er bei der Fortsetzung seines Werkes ... vorurtheilsfrei an die Betrachtung der Personen und Dinge herantrete und Lob und Tadel nicht nach vorgefaßter Meinung vertheile."

Digitized by Google

Die Philosophie des „wissenschaftlichen" Socialismus.

1. „Die sociale Frage ist die Frage des Jahrhunderts, und das letzte Jahrzehnt desselben ist allem Anschein nach berufen, es zu wichtigen Entscheidungen zu bringen. Diese zu verhindern, liegt in keines einzelnen Macht noch in der Macht einer Klasse, wie umgekehrt kein einzelner noch eine Klasse sie willkürlich herbeizuführen vermag. Was wird, ist das geschichtliche Muß, das in der Entwicklung liegt und durch die Macht der Thatsachen den Menschen die Wege zeigt, die zu wandeln das Culturinteresse der Gesellschaft gebietet. Es wird noch heiße Tage geben, aber der Socialismus kommt trotz alledem und alledem ans Ziel." [1]

Mit diesen Worten begrüßte Bebel den 1. October 1890, den Tag, an welchem das Socialistengesetz fallen und „damit eine der traurigsten und schmachvollsten Episoden der deutschen Geschichte" ihr Ende erreichen sollte.

Unwillkürlich fühlt man sich einer solchen fatalistischen Zuversicht gegenüber zu der Frage gedrängt: Warum dann aber jene gewaltige socialistische Agitation, wozu die vielen Reden in und außerhalb des Parlamentes, die Zeitungen und Broschüren, mit denen ihr die Welt überflutet, wenn ihr wirklich euer Heil erwartet von dem „geschichtlichen Muß", vom siegreichen Durchbruch der socialistischen Idee, von der unvermeidlichen Umgestaltung der Gesellschaft auf communistischer Grundlage, als dem natürlichen Zielpunkte einer mit elementarer Nothwendigkeit sich vollziehenden historischen Entwicklung? Indessen man läßt uns nicht lange auf Antwort warten. „Die Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung ist zwar durch die materiellen Verhältnisse unverrückbar gegeben. Aber die Art und Weise, wie sie vor sich geht, und die Schnelligkeit ihres Fortschrittes ist bis zu einem gewissen Grade von der Thätigkeit der einzelnen abhängig." [2]

[1] „Die Neue Zeit." IX. Jahrg. I. Bd. 1. Heft. S. 10.
[2] Ebendas. 8. Heft. S. 226.

Digitized by Google

Also die Richtung der gesellschaftlichen, mit elementarer Macht sich Bahn brechenden Entwicklung ist durch die materiellen Verhältnisse unabänderlich gegeben, und jede sogen. Reformbestrebung, mag sie auch von dem besten Willen beseelt, mit den reichsten Hilfsmitteln ausgestattet sein, — bleibt ohnmächtig gegenüber jener unheimlichen absoluten Nothwendigkeit der unaufhaltsam fortschreitenden Entwicklung.

2. Alles ist in der Entwicklung begriffen, im wirthschaftlichen wie im geistigen Leben der Menschen. Auch die heutigen Verhältnisse und Anschauungen unterliegen dem allgemeinen Gesetze der Vergänglichkeit. Kein Recht, kein Sittengebot, keine Wahrheit, keine Religion kann den Untergang der auf dem Privateigenthum an den Productionsmitteln gegründeten Gesellschaft verhindern. Denn die wechselnde ökonomische Structur der Gesellschaft ist die reale Grundlage, aus welcher der gesammte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweisen eines jeden geschichtlichen Abschnittes in letzter Instanz sich erklärt. Die heutige Religion, das heutige Recht, die heutige Moral stehen und fallen mit der Epoche der Waarenproduction. Der gesellschaftlichen Entwicklung gegenüber bleiben sie ohnmächtig. Mit der zukünftigen ökonomischen Structur der Gesellschaft wird eine neue Wahrheit, ein neues Recht, eine neue Moral und, wenn man den Atheismus „Religion" nennen will, eine neue Religion erstehen. — Darum ist es denn auch eine Thorheit, mit religiösen oder sittlichen Motiven die socialistische Weltanschauung bekämpfen zu wollen, da die Religion und Sittlichkeit denselben Gesetzen nothwendiger Entwicklung unterliegen, wie die ökonomischen Verhältnisse. Sogar die Logik und der „gesunde Menschenverstand" bleiben machtlos gegenüber dem „wissenschaftlichen" Socialismus. Wie Paul Fischer (London) und vor ihm Engels uns belehren, sind nämlich „die Gesetze der Logik die in das menschliche Bewußtsein übersetzten Gesetze der Bewegung der wirklichen Welt. Die logische Weiterentwicklung der aus den ökonomischen Vorgängen abstrahirten Grundbegriffe muß daher der thatsächlichen ökonomischen Entwicklung der Gesellschaft entsprechen. Ist dies der Fall, decken sich die logische und historische Entwicklung (wie z. B. in Marx' „Kapital"), so wird die Richtigkeit der Darstellung unumstößlich. Daher die Unangreifbarkeit des Marx'schen Systems"[1]. Also vergebens und aussichtslos ist jede Bekämpfung des Socialismus. Beruft man sich den socialistischen

[1] Die Marx'sche Werththeorie. Berlin, Verlag der „Volkstribüne", 1889. S. 8.

Digitized by Google

Forderungen gegenüber auf die Religion, das Gewissen, das Recht, die Vernunft, so wird stets mit Hohn und Spott geantwortet, daß eine solche Berufung der „Wissenschaft" widerspreche, da nichts beständig, alles, alles, Wahrheit und Recht, Religion und Sittlichkeit, in stetem Fluß begriffen sei.

3. Man mag mit Recht in der „materialistischen Geschichtsauffassung" eher eine Krankheit als eine wissenschaftliche Verirrung erblicken und darum von der Heilung des Herzens mehr erwarten als von einer Widerlegung durch Vernunftgründe. Indessen läßt es sich nicht läugnen, daß eine solche fatalistische Lehre sehr geeignet ist, die Massen mit einer Art fanatischer Begeisterung zu erfüllen, sobald einmal statt der Vernunft und der Gottesfurcht die Leidenschaften zur ungezügelten Herrschaft gelangt sind. Darum ist denn auch die Popularisirung jener Theorien in der That zu einem der beliebtesten Agitationsmittel des heutigen Socialismus geworden.

Allein wer mit Aufmerksamkeit die Schriften von Marx und Engels, in welchen vorzugsweise der ökonomische Materialismus gelehrt wird, gelesen hat, so namentlich die „Misère de la Philosophie", „Das communistische Manifest", „Das Kapital", „Herrn Eugen Dührings Umwälzung in der Wissenschaft", „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der classischen deutschen Philosophie", „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates" u. s. w., — der wird unseres Erachtens keinen Augenblick darüber im Zweifel sein können, daß die „materialistische Geschichtsauffassung", der Kernpunkt in der socialistischen Weltanschauung, keineswegs als bloßes Agitationsmittel, sondern überdies und vor allem als theoretische Grundlage des „wissenschaftlichen" Socialismus gelten soll.

Man hat bisher vielfach als ökonomische Grundlage des Socialismus die Ricardo-Marx'sche Werththeorie und als philosophischen Ausgangspunkt die auf der natürlichen Gleichheit beruhende Gleichberechtigung aller Menschen betrachtet. Und in der That sucht und findet thatsächlich die socialistische Kritik der bestehenden Gesellschaftsverhältnisse auch heute noch in diesem doppelten Irrthum eine Stütze. Indessen formell und ausdrücklich wird von den Vertretern des „wissenschaftlichen" Socialismus seine innere Abhängigkeit von jenen Lehren geläugnet. So erklärt z. B. Engels mit großem Nachdruck, Marx habe niemals seine communistischen Forderungen auf irgendwelche Nutzanwendung der Ricardoschen Werththeorie gegründet, sondern allein auf den nothwendigen, sich vor unseren Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zusammenbruch

Digitized by Google

der kapitalistischen Productionsweise[1]. Ebensowenig wird die Gleichberechtigung aller Menschen, welche für frühere Formen des Communismus und Socialismus den philosophischen Stützpunkt bildete, im „wissenschaftlichen" Socialismus der Neuzeit als theoretische Unterlage der praktischen Forderungen anerkannt. Die Marx-Engels'sche Theorie kennt ja überhaupt keine absolute Wahrheit; ein philosophisches Axiom hat nur zeitweilige Bedeutung, und lebhaft protestirt sie wiederholt gegen die Anwendung abstracter allgemeiner Moralprincipien auf die Verhältnisse des in stetem Fluß begriffenen wirthschaftlichen Lebens. Wir werden später Gelegenheit haben, aus den Schriften hervorragender Vertreter des „wissenschaftlichen" Socialismus nachzuweisen, wie nach ihrer Auffassung jene Gleichheitsvorstellungen aus den ökonomischen Bedingungen der bürgerlichen Gesellschaft historisch sich ableiten[2].

4. Wir wollen nun die socialistische Weltanschauung I. in ihrem Entstehen, II. ihrem Inhalte nach dem Leser vorführen und schließlich III. einer eingehenden Kritik unterziehen.

I.

Wie entstand die Philosophie des Socialismus?

Auf diese Frage antwortet uns Friedrich Engels selbst in seinem Buche „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der classischen deutschen Philosophie"[3]. — Der Hegel'sche Panlogismus und der Feuerbach'sche Materialismus lieferten die Elemente dazu.

Höchst interessant sind die Auseinandersetzungen über den revolutionären Charakter des Hegelianismus, mit denen Engels seine Schrift beginnt. „Wie in Frankreich im 18., so leitete auch in Deutschland im 19. Jahrhundert die philosophische Revolution den politischen Zusammenbruch (1848) ein. Aber wie verschieden sahen die beiden aus! Die Franzosen in offenem Kampf mit der ganzen officiellen Wissenschaft, mit der Kirche, oft auch mit dem Staat; ihre Schriften jenseits der Grenze, in Holland oder England gedruckt, und sie selbst oft genug drauf und dran, in die Bastille zu wandern. Dagegen die Deutschen — Professoren, vom Staat eingesetzte Lehrer der Jugend, ihre Schriften anerkannte Lehrbücher, und das abschließende System der ganzen Entwicklung, das

[1] In der Vorrede zu Marx, „Elend der Philosophie". Stuttgart, Dietz, 1885. S. X.

[2] Man vergleiche z. B. „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft". S. 91—95.

[3] Stuttgart, Dietz, 1888.

Digitized by Google

Hegel'sche, sogar gewissermaßen zum Rang einer königlich preußischen Staatsphilosophie erhoben! Und hinter diesen Professoren, hinter ihren pedantisch-dunklen Worten, in ihren schwerfälligen, langweiligen Perioden sollte sich die Revolution verstecken?" [1]

Allerdings, wer nach dem Scheine zu urtheilen gewohnt war, konnte im Hegelianismus sogar ein durch und durch conservatives System erblicken. Oder welche Lehre kann conservativer sein als der berühmte Satz Hegels: „Alles, was wirklich ist, ist vernünftig, und alles, was vernünftig ist, ist wirklich"? Dennoch birgt gerade dieses Axiom, im Hegel'schen Sinne verstanden, die Rechtfertigung der Revolution. „Die Wirklichkeit" nämlich „erweist sich Hegel zufolge in ihrer Entfaltung als die Nothwendigkeit". Wirklich ist nur, was nothwendig ist. Der existirende Staat, die thatsächlich vorhandene Gesellschaftsordnung sind nur in dem Grade wirklich und vernünftig, als sie nothwendig sind. Weit gefehlt wäre es darum, die Wirklichkeit im Sinne Hegels als dauerndes Attribut gegebener politischer oder gesellschaftlicher Verhältnisse aufzufassen. „Die römische Republik war wirklich, aber das sie verdrängende römische Kaiserreich auch. Die französische Monarchie war 1789 so unwirklich geworden, d. h. so aller Nothwendigkeit beraubt, so unvernünftig, daß sie vernichtet werden mußte durch die große Revolution, von der Hegel stets mit der höchsten Begeisterung spricht. Hier war also die Monarchie das Unwirkliche, die Revolution das Wirkliche. Und so wird im Laufe der Entwicklung alles früher Wirkliche unwirklich, verliert seine Nothwendigkeit, sein Existenzrecht, seine Vernünftigkeit; an die Stelle des absterbenden Wirklichen tritt eine neue, lebensfähige Wirklichkeit — friedlich, wenn das Alte verständig genug ist, ohne Sträuben mit Tod abzuziehen; gewaltsam, wenn es sich gegen diese Nothwendigkeit sperrt." [2]

Betrachtet man den Satz von der Vernünftigkeit alles Wirklichen im Lichte der Hegel'schen Dialektik, vergegenwärtigt man sich, daß die Hegel'sche Philosophie, consequent durchgeführt, überhaupt eine Endgiltigkeit in den Ergebnissen des menschlichen Denkens und Handelns in keiner Weise anerkennen darf, daß sie an Stelle jeder feststehenden Wahrheit den Entwicklungsproceß des fortschreitenden Erkennens setzt, in allen aufeinander folgenden geschichtlichen Zuständen nur die vergänglichen Stufen im endlosen Entwicklungsgang der menschlichen Gesellschaft vom Niedern zum Höhern erblicken kann, dann wird man Engels beistimmen müssen, wenn

[1] Fr. Engels, „Ludwig Feuerbach". S. 1 f. [2] A. a. O. S. 3.

Digitized by Google

er sagt: „Der Satz von der Vernünftigkeit alles Wirklichen löst sich nach allen Regeln der Hegel'schen Denkmethode auf in den andern: Alles, was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht." [1] Hiermit soll übrigens die relative Berechtigung der einzelnen Entwicklungsstufen durchaus nicht bestritten werden. Im Gegentheil, „jede Stufe ist nothwendig, also berechtigt für die Zeit und die Bedingungen, denen sie ihren Ursprung verdankt; aber sie wird hinfällig und unberechtigt gegenüber neuen, höheren Bedingungen, die sich allmählich in ihrem eigenen Schoß entwickeln; sie muß einer höhern Stufe Platz machen, die ihrerseits wieder an die Reihe des Verfalls und des Untergangs kommt. Wie die Bourgeoisie durch die große Industrie, die Concurrenz und den Weltmarkt alle stabilen, altehrwürdigen Institutionen praktisch auflöst, so löste diese dialektische Philosophie (Hegels) alle Vorstellungen von endgiltiger, absoluter Wahrheit und ihr entsprechenden Menschheitszuständen auf. Vor ihr besteht nichts Endgiltiges, Absolutes, Heiliges; sie weist von allem und an allem die Vergänglichkeit auf, und nichts besteht vor ihr als der ununterbrochene Proceß des Werdens und Vergehens, des Aufsteigens ohne Ende vom Niedern zum Höhern, dessen bloße Wiederspiegelung im denkenden Hirn sie selbst ist. Sie hat allerdings auch eine conservative Seite: sie erkennt die Berechtigung bestimmter Erkenntniß- und Gesellschaftsstufen für deren Zeit und Umstände an; aber nur so weit. Der Conservatismus dieser Anschauungsweise ist relativ, ihr revolutionärer Charakter ist absolut — das einzig Absolute, das sie gelten läßt." [2]

5. Man muß bei der Hegel'schen Philosophie zweierlei wohl unterscheiden: das *System* und die *Methode*. Nur die letztere, die *dialektische Methode*, bildet einen der Stützpunkte des wissenschaftlichen Socialismus. Das *System* widerspricht der Methode. Hatte Hegel, namentlich in der Logik, betont, daß die ewige, absolute Wahrheit nichts anderes sei als der logische bezw. geschichtliche Entwicklungsproceß, hatte er sich sogar bemüht, für verschiedene Gebiete, für Recht, Religion, Aesthetik u. s. w. den durchgehenden Faden der Entwicklung nachzuweisen, so suchte er am Ende dennoch wiederum selbst nach einem Abschluß dieser Entwicklung, „weil er eben genöthigt war, ein ‚*System*' zu machen, und ein System der Philosophie muß nach den hergebrachten Anforderungen mit irgend einer Art von absoluter Wahrheit abschließen" [3]. Darum ließ Hegel seine „absolute Idee", nachdem sie sich in die Natur

[1] Engels a. a. O. S. 4. [2] A. a. O. S. 5. [3] A. a. O. S. 6.

Digitized by Google

„entäußert", d. h. verwandelt hat, schließlich im Geiste wieder zu sich selbst kommen. Die Menschheit gelangt zur Erkenntniß der absoluten Idee, und diese Erkenntniß der absoluten Idee ist endgiltig erreicht in der Hegel'schen Philosophie, deren Lehrgehalt demnach die absolute Wahrheit darstellt. Die weitere Verwirklichung der absoluten Idee vollzieht sich von da an im Staate, „in derjenigen ständischen Monarchie, die Friedrich Wilhelm III. seinen Unterthanen so hartnäckig vergebens versprach, also in einer den deutschen kleinbürgerlichen Verhältnissen von damals angemessenen beschränkten und gemäßigten, indirecten Herrschaft der besitzenden Klassen; wobei uns noch die Nothwendigkeit des Adels auf speculativem Wege demonstrirt wird." [1]

Der Gegensatz zwischen System und Methode [2] der Hegel'schen Philosophie führte allmählich zu einer Spaltung unter ihren Anhängern. „Wer das Hauptgewicht auf das System Hegels legte, konnte auf beiden Gebieten (der Religion und der Politik) ziemlich conservativ sein; wer in der dialektischen Methode die Hauptsache sah, konnte religiös wie politisch zur äußersten Opposition gehören." [3] Die junghegel'sche Schule folgte der letztern Richtung. Sie wurde in Deutschland und Italien [4] zur Trägerin der revolutionären Bestrebungen. Ihr Angriff galt zunächst und vor allem der positiven Religion, und hier fand sie eine Stütze in den Bestrebungen des englisch-französischen Materialismus. Aber welch ein Gegensatz bestand zwischen diesen Kampfgenossen! Während der Materialismus die Natur als das einzig Wirkliche auffaßt, erscheint diese in der Hegel'schen Philosophie als eine „Entäußerung", gewissermaßen als eine Degradation der absoluten Idee. Die Idee war hier das Ursprüngliche, die Natur dagegen das Abgeleitete, welches nur durch die Herablassung der Idee existirt.

6. „Da kam Feuerbachs ‚Wesen des Christenthums'. Mit einem Schlag zerstäubte es den Widerspruch, indem es den Materialismus ohne Umschweife wieder auf den Thron erhob. Die Natur existirt unabhängig von aller Philosophie; sie ist die Grundlage, auf der wir Menschen, selbst Naturproducte, erwachsen sind; außer der Natur und den Menschen existirt nichts, und die höheren Wesen, die unsere religiöse

[1] Engels a. a. O. S. 7.

[2] Vgl. auch S. 23 f. über den Widerspruch zwischen System und Methode in der Hegel'schen Philosophie.

[3] Engels a. a. O. S. 10.

[4] Vgl. „Katholik". 48. Jahrgang 1868. I. Hälfte. S. 129 ff.

Digitized by Google

Phantasie erschuf, sind nur die phantastische Rückspiegelung unseres eigenen Wesens... Man muß die befreiende Wirkung dieses Buches selbst erlebt haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen. Die Begeisterung war allgemein; wir waren alle momentan Feuerbachianer. Wie enthusiastisch Marx die neue Auffassung begrüßte und wie sehr er — trotz aller kritischen Vorbehalte — von ihr beeinflußt wurde, kann man in der ‚Heiligen Familie' lesen." [1]

Feuerbach hatte einen ähnlichen Entwicklungsgang durchlaufen wie Marx und Engels, die Umwandlung „eines — freilich nie ganz orthodoxen — Hegelianers zum Materialisten, eine Entwicklung, die auf einer bestimmten Stufe einen totalen Bruch mit dem idealistischen System seines Vorgängers bedingt. Mit unwiderstehlicher Gewalt drängte sich ihm schließlich die Einsicht auf, daß die Hegel'sche vorweltliche Existenz der ‚absoluten Idee', die ‚Präexistenz der logischen Kategorien', ehe denn die Welt war, weiter nichts sei als ein phantastischer Ueberrest des Glaubens an einen außerweltlichen Schöpfer; daß die stoffliche, sinnlich wahrnehmbare Welt, zu der wir selbst gehören, das einzig Wirkliche, und daß unser Bewußtsein und Denken, so übersinnlich es scheine, das Erzeugniß eines stofflichen, körperlichen Organs, des Gehirns, sei. Die Materie ist nicht ein Erzeugniß des Geistes, sondern der Geist selbst ist nur das höchste Product der Materie." [2] — Damit war die große Frage nach dem Verhältnisse des Denkens zum Sein, des Geistes zur Natur, die höchste Frage der gesammten Philosophie, endgiltig entschieden. Auch die Vorstellung einer Weltschöpfung durch Gott, wie sie der europäischen Menschheit in „dem langen Winterschlaf des christlichen Mittelalters" [3] vorgeschwebt, war definitiv überwunden, ebenso wie die noch „verzwicktere" Schöpfung im Hegel'schen Sinne, als Entäußerung der absoluten Idee an die Natur. An Stelle des Idealismus, welcher die Ursprünglichkeit des Geistes vor der Natur behauptet hatte, war der Materialismus, der die Natur als das Ursprüngliche ansieht, als einzig richtige Weltanschauung getreten.

7. Indessen nicht jede Form des Materialismus, nicht einmal die so freudig begrüßte Lehre Feuerbachs, entsprach vollständig der revolutionären Geistesrichtung der Herren Marx und Engels.

Der classische französische Materialismus war vorwiegend mechanisch. Wie für Descartes das Thier, so war für die Materialisten des 18. Jahr-

[1] Engels a. a. O. S. 12 f. [2] A. a. O. S. 21. [3] A. a. O. S. 16.

Digitized by Google

hunderts der Mensch nur eine Maschine. Die Einseitigkeit dieser Auffassung, das Verkennen höherer Gesetze (der Chemie und der Biologie), soll seine Erklärung und Entschuldigung in dem Umstande finden, daß „von allen Naturwissenschaften damals nur die Mechanik, und zwar auch nur die der festen Körper, kurz die Mechanik der Schwere, zu einem gewissen Abschluß gekommen war" [1].

Bedeutender als dieser Mangel wiegt aber in den Augen Engels' eine andere „specifische Beschränktheit" des classischen französischen Materialismus, nämlich seine Unfähigkeit, „die Welt als einen Proceß, als einen in der geschichtlichen Fortbildung begriffenen Stoff aufzufassen" [2]. Allein auch dieser Mangel erklärt sich einigermaßen aus dem damaligen Stande der Naturwissenschaften. Zwar wußte man die Natur in ewiger Bewegung begriffen; aber die Bewegung drehte sich im Kreise, erzeugte immer wieder dieselben Ergebnisse. Die Vorstellung einer allgemeinen fortschreitenden Entwicklung war zu fremdartig in einer Zeit, wo die eben aufgestellte Kant-Laplace'sche Theorie von der Entstehung des Sonnensystems noch als bloßes Curiosum galt, die Geologie aber, die Entwicklungsgeschichte der Erde, völlig unbekannt, und die Lehre, daß die heutigen belebten Naturwesen das Ergebniß einer langen Entwicklungsreihe vom Einfachen zum Complicirten sind, nicht einmal „in den genialen Vorahnungen" einzelner hervorragender Männer vorhanden war. Die „unhistorische Auffassung" der Natur im Materialismus des 18. Jahrhunderts mochte sich auf diese Weise entschuldigen lassen. Anders verhält es sich mit der Behandlung, welche der damalige Materialismus der Geschichte zu theil werden ließ. Hier waren es keine äußeren Gründe, sondern die selbstgewählten Ziele, — vor allem der mit Vorurtheil und Leidenschaft geführte Kampf gegen die Reste des Mittelalters —, was den Blick befangen hielt: „Das Mittelalter galt als einfache Unterbrechung der Geschichte durch tausendjährige allgemeine Barbarei; die großen Fortschritte des Mittelalters — die Erweiterung des europäischen Culturgebietes, die lebensfähigen großen Nationen, die sich dort nebeneinander gebildet, endlich die enormen technischen Fortschritte des 14. und 15. Jahrhunderts — alles das sah man nicht. Damit war aber eine rationelle Einsicht in den großen geschichtlichen Zusammenhang unmöglich gemacht, und die Geschichte diente höchstens als eine Sammlung von Beispielen und Illustrationen zum Gebrauch der Philosophen." [3]

---

[1] Engels a. a. O. S. 22. [2] A. a. O. S. 22 f. [3] A. a. O. S. 24.

Digitized by Google

Ebensowenig wie in Frankreich fand die materialistische Weltanschauung wesentliche Förderung in Deutschland. Auch hier bildete die einseitige Sucht, jeden Fortschritt der Naturwissenschaft als neuen Beweisgrund gegen die Existenz des Weltschöpfers zu verwerthen, ein Hemmniß des Fortschreitens in der wissenschaftlichen Erkenntniß. Ja, es war sogar jene ganze Auffassung durch „die vulgarisirenden Hausirer, die in den fünfziger Jahren in Materialismus machten" [1], Büchner, Vogt und Moleschott, mehr oder minder in Mißcredit gekommen.

8. So erklärt es sich, wenn Feuerbach über seine Erkenntniß, daß außer der Materie nichts existire, gewissermaßen erschrak, und daß er, anstatt den wiederaufgefundenen Materialismus fortzubilden, ihn eher durch eine idealistisch angehauchte Religionsphilosophie und Ethik zu mildern sich bestrebte. Sehr idealistisch darf man sich freilich Feuerbachs Religion und Sittenlehre nicht vorstellen. „Religion" heißt sie in demselben Sinne, wie die Pariser Reformisten der Louis Blanc'schen Richtung den Atheismus eine „Religion" nannten, — eine Religion ohne Gott, eine Religion, als deren Wesen das Herz, das Gefühlsverhältniß zwischen Mensch und Mensch gilt, und deren Ausübung in der Geschlechtsliebe ihre höchste Form finden sollte. Engels verwirft eine solche Religion, nicht als ob er an ihre Stelle etwas Besseres setzen wollte, sondern weil er es verschmäht, den bloßen Namen „Religion" beizubehalten, wo ihr Inhalt sich verflüchtigt hat.

Der seichten Religionsphilosophie entspricht Feuerbachs „Ethik". — Als Grundlage aller Moral gilt ihm der dem Menschen eingeborene Glückseligkeitstrieb. Allein einer doppelten Correctur bedarf dieser Trieb: „Erstens durch die natürlichen Folgen unserer Handlungen: auf den Rausch folgt der Katzenjammer, auf den gewohnheitsmäßigen Exceß die Krankheit. Zweitens durch ihre gesellschaftlichen Folgen: respectiren wir nicht den gleichen Glückseligkeitstrieb der anderen, so wehren sie sich und stören unsern eigenen Glückseligkeitstrieb." [2] Berechnung der Folgen unserer Handlungen, „rationelle Selbstbeschränkung in Beziehung auf uns selbst und Liebe im Verkehr mit anderen sind also die Grundregeln der Feuerbachschen Moral, aus denen alle anderen sich ableiten" [3].

Engels verwirft auch diese materialistische Ethik, da sie für Leute, denen alle Mittel zur Befriedigung des Glückseligkeitstriebes fehlen, ohne

---

[1] Engels a. a. O. S. 24.
[2] A. a. O. S. 37. [3] Ebendas.

Digitized by Google

Bedeutung sei. Feuerbach habe dieses selbst anerkannt, wenn er sage: „Wo du vor Hunger, vor Elend keinen Stoff im Leibe hast, da hast du auch in deinem Kopfe, in deinem Sinn und Herzen keinen Stoff zur Moral." Ebenso illusorisch sei es, wenn Feuerbach fordere, daß die Anerkennung der Gleichberechtigung des Glückseligkeitstriebes anderer für alle Zeiten gelte. Wann und wo ist denn im Laufe der Geschichte diese Gleichberechtigung anerkannt worden? Im Alterthum mit seinen Sklaven, im Mittelalter mit seiner Leibeigenschaft? Und erst heute! — Gewiß! man hat die ständischen Privilegien abgeschafft, die privatrechtliche und dann auch die staatsrechtliche, juristische Gleichberechtigung der Person eingeführt. „Aber der Glückseligkeitstrieb lebt nur zum geringsten Theil von ideellen Rechten und zum allergrößten von materiellen Mitteln" [1], welche der Arbeiterklasse unter der Herrschaft der kapitalistischen Production nur äußerst knapp zugemessen werden.

Nicht genug. „Nach der Feuerbach'schen Moraltheorie ist die Fondsbörse der höchste Tempel der Sittlichkeit — vorausgesetzt nur, daß man stets richtig speculirt. Wenn mein Glückseligkeitstrieb mich auf die Börse führt und ich dort die Folgen meiner Handlungen so richtig erwäge, daß sie mir nur Annehmlichkeit und keinen Nachtheil bringen, d. h. daß ich stets gewinne, so ist Feuerbachs Vorschrift erfüllt. Auch greife ich dadurch nicht in den gleichen Glückseligkeitstrieb eines andern ein; denn der andere ist ebenso freiwillig an die Börse gegangen wie ich, ist beim Abschluß des Speculationsgeschäftes mit mir ebenso gut seinem Glückseligkeitstrieb gefolgt wie ich dem meinigen. Und verliert er sein Geld, so beweist sich eben dadurch seine Handlung, weil schlecht berechnet, als unsittlich, und indem ich an ihm die verdiente Strafe vollstrecke, kann ich mich sogar als moderner Rhadamanthus stolz in die Brust werfen. Auch die Liebe herrscht an der Börse, insoweit sie nicht bloß sentimentale Phrase ist; denn jeder findet im andern die Befriedigung seines Glückseligkeitstriebes, und das ist ja, was die Liebe leisten soll und worin sie praktisch sich bethätigt. Und wenn ich da in richtiger Voraussicht der Folgen meiner Operationen, also mit Erfolg spiele, so erfülle ich alle die strengsten Forderungen der Feuerbach'schen Moral und werde ein reicher Mann obendrein." [2] Kurz, das soll der Fehler der Feuerbach'schen Theorie gewesen sein, daß sie eine Religion, eine Moral, und zwar für alle Zeiten, alle Völker, alle Zustände aufstellen wollte. Sie hätte

[1] Engels a. a. O. S. 38. [2] A. a. O. S. 39.

Digitized by Google

sich dadurch wiederum schließlich in das Reich der Abstractionen verloren, ohne den Weg zur lebendigen Wirklichkeit vollends zu finden.

9. Fehlte es dem Feuerbach'schen Materialismus einerseits an der richtigen Erfassung der in allen Verhältnissen sich vollziehenden fortschreitenden Entwicklung, und stellte sie andererseits den Cultus des abstracten Menschen an Stelle der wirklichen Menschen, so erschien eben vermöge dieses doppelten Mangels eine Weiterbildung der Feuerbach'schen Theorie dringend geboten. „Diese Fortentwicklung des Feuerbach'schen Standpunktes über Feuerbach hinaus wurde eröffnet 1845 durch Marx in der ‚Heiligen Familie'." [1]

Feuerbach hatte vom bloß naturwissenschaftlichen Materialismus gesagt, er sei zwar „die Grundlage des Gebäudes des menschlichen Wissens, aber nicht das Gebäude selbst". Und warum? „Denn wir leben nicht nur in der Natur, sondern auch in der menschlichen Gesellschaft, und auch diese hat ihre Entwicklungsgeschichte und ihre Wissenschaft nicht minder als die Natur. Es handelte sich also darum, die Wissenschaft von der Gesellschaft, d. h. den Inbegriff der sogen. historischen und philosophischen Wissenschaften mit der materialistischen Grundlage in Einklang zu bringen und auf ihr zu reconstruiren." [2]

Der „wissenschaftliche" Socialismus, welcher sich dieser Aufgabe unterzog, glaubt darum mit demselben Rechte den Namen einer „Wissenschaft" beanspruchen zu dürfen, wie die materialistische Naturwissenschaft. Er führt den Materialismus ein auf ein höheres Wissensgebiet, auf das Gebiet der Gesellschaftslehre, und indem er an Stelle der frühern „metaphysischen Denkweise" [3] — welche die Dinge dieser Welt als stabile, aus sich selbst zu erklärende, unabhängige Erscheinungen auffaßt und demgemäß in der Untersuchung des Einzelnen, in der Aufspeicherung und Klassificirung des Materials ihre Hauptaufgabe erblickt —, indem er statt dieser „metaphysischen" die „dialektische Methode" anwendete, alle Erscheinungen des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens in ihrem wirklichen Zusammenhang, ihrer historischen Entwicklung, in den Gesetzen der Entfaltung und des Unterganges ergründete, vollzog er die ersehnte Vermählung zwischen der pantheistischen und der materialistischen Weltanschauung, der Hegel'schen und der Feuerbach'schen Philosophie.

---

[1] Engels a. a. O. S. 41.
[2] A. a. O. S. 26. [3] A. a. O. S. 23.

Digitized by Google

II.

Die socialistische Weltanschauung.

10. Nicht so sehr Gründe theoretischer Art waren es, welche Marx und Engels bestimmten, vom Hegel'schen „System" sich loszusagen. Der Panlogismus hatte die Idee für das Höchste erklärt, den Staat als Organisation der höchsten Sittlichkeit, als präsenten Gott proclamirt, schließlich sogar eine „absolute" Wahrheit anerkannt. Vor allem „die Erzeugung der sehr zahmen politischen Schlußfolgerung vermittelst einer durch und durch revolutionären Denkmethode" [1] erregte Anstoß. Der Lehrgehalt der Hegel'schen Philosophie bildete scheinbar ein Hinderniß für den heiß ersehnten und leidenschaftlich erstrebten Umsturz aller bestehenden Verhältnisse. — Lassalle blickte tiefer. Er erkannte auch in den Lehrsätzen des Pantheismus den revolutionären Geist unter conservativer Hülle. Gerade in dem absoluten, pantheistischen Staatsbegriffe suchte und fand er eine theoretische Stütze für das socialistische System. Wenn der Staat alles ist, wenn alles nur durch ihn und für ihn existirt, dann gibt es keinen Unterschied zwischen Staat und Gesellschaft, dann hat der Staat allein die Gesammtheit des wirthschaftlichen Lebens zu regeln. Und wenn dann noch eben dieser Staat der gegenwärtige Gott, die absolute Wahrheit, das absolute Recht ist, dann gilt nur das als wahr und recht, was der Staat will und solange er es will. Damit aber verflüchtigte sich jede „absolute" Wahrheit, jedes „absolute" Recht, das System Hegels war in vollen Einklang mit der Methode gebracht, alles gerieth wieder in Fluß, die Bahn war frei für den Socialismus. Eines erübrigte: die Staatsgewalt mußte mittelst des allgemeinen Stimmrechts in die Hand der Besitzlosen gespielt werden. Was ist der Staat? ruft Lassalle den Arbeitern zu. Und er antwortet: „Ihre, der ärmeren Klassen, große Association — das ist der Staat!" Den nothleidenden Klassen gehört der Staat, sie bilden die ungeheuere Mehrzahl der Bevölkerung; aus ihnen besteht der Staat, nicht aus den höheren Ständen.

Indessen Marx und Engels glaubten ihre revolutionären Tendenzen wirksamer gefördert durch Feuerbachs Lehre. Da sie das ganze menschliche Leben auf Arbeit und Genuß zurückführen, in der sinnlichen Existenz alles Denken und Streben, alles Leiden und Handeln der ganzen Menschheit aufgehen lassen wollten, so schien es ein besserer Weg, nicht mehr mit Hegel die Idee, sondern mit Feuerbach die sinnliche Realität als das Eine und Höchste anzuerkennen.

[1] Engels a. a. O. S. 7.

Digitized by Google

a. Der Materialismus als Grundlage der socialdemokratischen Weltanschauung.

11. „Wir müssen unser Fundament bloßlegen, damit der Anblick des granitnen Felsens dem Unbefangenen um so frappanter darthue, wie windig der Sand ist, auf den die Maulhelden der ‚bestehenden Ordnung' ihre Widersprüche bauen." [1] Der „granitne Felsen" aber ist weiter nichts als die materialistische Weltanschauung, die gleichzeitig mit dem religiösen Unglauben in längst vergangenen Tagen entstanden, erst in unserem erleuchteten Jahrhundert sich aus dem Rohen heraus zu wissenschaftlicher Prägnanz durchgearbeitet hat [2]. Der Boden für die Revolution ist damit geschaffen, und es fordert daher „die Emancipation der Arbeiterklasse, daß letztere der Wissenschaft unseres Jahrhunderts sich ganz bemächtige" [3]. — Feuerbach hat einmal gesagt: „Es ist das charakteristische Zeichen eines Professors der Philosophie, kein Philosoph, und umgekehrt, das charakteristische Zeichen eines Philosophen, kein Professor der Philosophie zu sein." Das Proletariat verfügt über keine akademischen Lehrstühle. Dennoch „besteht nur bei der Arbeiterklasse der deutsche theoretische Sinn unverkümmert fort. Hier ist er nicht auszurotten, hier finden keine Rücksichten statt auf Carrière, auf Profitmacherei, auf gnädige Protection von oben; im Gegentheil, je rücksichtsloser und unbefangener die Wissenschaft vorgeht, desto mehr befindet sie sich im Einklang mit den Interessen und Strebungen der Arbeiter. Die neue Richtung, die in der Entwicklungsgeschichte der Arbeit den Schlüssel erkannte zum Verständniß der gesammten Geschichte der Gesellschaft, wandte sich von vornherein vorzugsweise an die Arbeiterklasse und fand hier die Empfänglichkeit, die sie bei der officiellen Wissenschaft weder suchte noch erwartete. Die deutsche Arbeiterbewegung ist die Erbin der deutschen classischen Philosophie" [4]. Wir wollen die übernommenen Erbstücke im einzelnen etwas näher in Augenschein nehmen.

12. Nicht in dem Sein darf die Einheit der Welt gesucht werden, wie der Pantheismus es wollte; „die wirkliche Einheit der Welt besteht in ihrer Materialität" [5]. Dieser Satz, welcher die vollständigste Einerlei-

[1] Joseph Dietzgen, Die Religion der Socialdemokratie. 3. Aufl. Leipzig 1875. S. 40. Dietzgen ist jener deutsche Arbeiter, von dem Engels („Feuerbach" S. 45) sagt, er habe merkwürdigerweise unabhängig von Marx und selbst von Hegel die „materialistische Dialektik" wieder entdeckt.

[2] Dietzgen a. a. O. S. 31. [3] Ebendas. S. 32. [4] Engels a. a. O. S. 68.

[5] Engels, Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. Zürich 1886. S. 28.

Digitized by Google

heit des Seins ausspricht, nur die Materie und außer der ewigen Materie nichts anerkennt, beseitigt mit einem Schlag alle „Prätensionen des Geistes". Die Erkenntniß, „wie und woher die Weisheit kommt und entsteht . . ., wie Gedankenspähne fabricirt werden, stellt uns theoretisch auf einen Standpunkt, der von Göttern, Büchern und Menschen unabhängig ist. Indem die Wissenschaft den Dualismus zwischen Geist und Materie auflöst, nimmt sie der bisherigen Zweitheilung in Herrscher und Beherrschte, in Unterdrücker und Unterdrückte die letzte theoretische Stütze" [1]. Und gründlich hat die materielle und socialistische „Wissenschaft" mit jenem Dualismus aufgeräumt. Für sie gibt es keinen Gott [2], keine geistige, unsterbliche Seele [3], kein die Materie überragendes, sie beherrschendes und bestimmendes Lebensprincip. Leben ist „die Daseinsweise der Eiweißkörper", „der Chemismus des Eiweißes" [4], der Mensch ein bloßes Product der materiellen Natur, der „Geist" nur ein Sammelwort für die aufeinanderfolgenden Gedanken, ein anderer Ausdruck für unsere Denkthätigkeit [5], diese lediglich eine Function des Gehirns, wie auch die letzten das Wollen bewegenden Mächte ausschließlich der materiellen Ordnung angehören [6].

13. Mit derselben Begeisterung, wie einst Feuerbach, wurden Darwin und Häckel von Marx und Engels begrüßt. Siebenmal mindestens versichert uns Engels [7] allein in der Schrift über Dühring, daß der Mensch aus dem Thierreiche stamme. Als Schwelle der Menschheitsgeschichte gilt ihm jener Augenblick, da „die ersten vom Thierreiche sich sondernden Menschen" das Reibfeuer erzeugten. „Das Reibfeuer gab dem Menschen zum erstenmal die Herrschaft über eine Naturkraft (die „Freiheit") und trennte ihn damit endgiltig vom Thierreiche. . . . Wie jung noch die ganze Menschengeschichte, und wie lächerlich es wäre, unseren jetzigen Anschauungen irgendwelche absolute Giltigkeit zuschreiben zu wollen, geht aus der einfachen Thatsache hervor, daß die ganze bisherige Geschichte sich bezeichnen läßt als Geschichte des Zeitraums von der praktischen Entdeckung der Verwandlung von mechanischer Bewegung in Wärme (Erzeugung des Reibfeuers) bis zu derjenigen der Verwandlung von Wärme in mechanische Bewegung (Erfindung der Dampfmaschinen)." [8]

---

[1] Dietzgen a. a. O. S. 33. [2] Engels, „Feuerbach". S. 16 f. u. a.
[3] Ebendas. S. 21; „Dühring" S. 130.
[4] Engels, „Dühring". S. 68 f. [5] Dietzgen a. a. O. S. 33.
[6] Engels, „Feuerbach". S. 53 ff.
[7] Engels, „Dühring". S. 89. 104. 105. 130. 171. 174. 188.
[8] Engels a. a. O. S. 104.

Digitized by Google

14. Man sieht aus dem Gesagten bereits zur Genüge, wie die „materialistische Schrulle" der liberalen Wissenschaft den Socialismus vollständig beherrscht, und es war im Grunde genommen überflüssig, wenn Friedrich Engels noch ausdrücklich jene herkömmlichen Redensarten wiederholt von der „Unerschaffbarkeit und Unzerstörbarkeit der Materie als alter, weltbekannter Thatsache" [1], von der Unmöglichkeit der Schöpfung [2], von einer „unendlichen Reihe anderer Formen", welche die Materie vor dem „Urnebel" des Kant-Laplace'schen Systems durchgemacht [3] u. s. w. Eine Begründung für die materialistische Weltanschauung wird ja doch niemand in derartigen Phrasen erblicken können, ebensowenig wie in der Gotteslästerung, mit der Marx zum Schöpfungsbericht der Genesis höhnisch bemerkt, derselbe führe uns Gott „als den ersten Industriellen der Welt vor" [4].

15. Alles Sein ist Materie, „die Daseinsweise der Materie" aber ist die Bewegung [5]. Es gibt kein ruhendes Sein, kein „Ansichsein" alles ist Nichtsein und Sein zugleich, alles ist „Werden". Jeder Augenblick bezeichnet nur eine flüchtige Phase in der ewigen Wandlung des von Ewigkeit her durch sich selbst bewegten Stoffes, in dem stets wechselnden Proceß des allgemeinen Werdens und Vergehens [6]. Hier ist der Punkt, wo der ökonomische Materialismus in Gegensatz tritt zu den verschiedenen Formen des ältern Materialismus, indem er die revolutionäre „dialektische Methode" des Hegel'schen Panlogismus mit dem Feuerbach'schen Materialismus verquickt. Allein Hegel muß vorerst „auf den Kopf gestellt" werden, ehe Marx ihm als Bundesgenossen den Arm reicht. Während Hegel die Welt a priori construirt mit Hilfe der absoluten Idee, ist für Marx die Idee nur der Reflex der wirklichen Bewegung der Welt. „Meine dialektische Methode ist der Grundlage nach von der Hegel'schen nicht nur verschieden, sondern ihr directes Gegentheil. Für Hegel ist der Denkproceß, den er sogar unter dem Namen Idee in ein selbständiges Subject verwandelt, der Demiurg des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts anderes als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle." [7]

Bei der Bedeutung, welche die „dialektische Methode" im ökonomischen Materialismus einnimmt, haben wir sie etwas genauer zu betrachten, um

---

[1] Engels, „Dühring". S. 51.
[2] Engels, „Feuerbach". S. 17. [3] Engels, „Dühring". S. 43.
[4] Karl Marx, Das Elend der Philosophie. Stuttgart 1885. S. 39.
[5] Engels, „Dühring". S. 45. [6] Ebendas. S. 29. 43. 51. 111.
[7] Marx, „Kapital", Nachwort S. 821 f.

Digitized by Google

so mehr, als Marx und Engels ausdrücklich bekennen, daß „die materialistische Dialektik seit Jahren ihr bestes Arbeitsmittel und ihre schärfste Waffe"[1] gewesen sei.

b. Die materialistische Dialektik.

16. Die unerschütterliche Grundlage aller Wissenschaft, welche nur auf Thatsachen baut, ist die inductive Methode. „Anwendung dieser Methode auf alle Probleme vom Anfang (?) bis zum Ende der Welt, also die systematische Anwendung der Induction macht die socialdemokratische Weltanschauung zu einem System."[2] Sie steht im schroffsten Gegensatze zur alten metaphysischen Denkweise, welche transcendente Wahrheiten aus dem Geiste deducirte, an Stelle der Thatsachen Gedankenbilder, an Stelle der unbekannten wirklichen Zusammenhänge in Natur und Geschichte ideelle, phantastische gesetzt hatte[3]. Allein weit gefehlt wäre es, wenn man in der Denkweise des „wissenschaftlichen" Socialismus nichts anderes erblicken wollte als den längst bekannten Empirismus, der sich damit begnügt, auf inductivem Wege Thatsachen zu suchen und die gefundenen zu ordnen. Die socialistische Denkweise ist wesentlich „dialektisch"; sie will den wirklichen wechselvollen Proceß des ewigen Werdens, wie er in der Welt thatsächlich sich vollzieht und alles in Zusammenhang bringt, widerspiegeln in der Idee. Seit Darwin ist dieses Werden, sind jene wirklichen Zusammenhänge für die organische Welt, seit Marx für die sociale Welt und die Geschichte gefunden worden. Alle Wissenschaft wurde damit zur Entwicklungslehre und in sofern Dialektik. Diese, die „Dialektik", ist nämlich „weiter nichts als die Wissenschaft von den allgemeinen Bewegungs- und Entwicklungsgesetzen der Natur, der Menschengesellschaft und des Denkens"[4]. Sie allein ist von der ganzen bisherigen Philosophie übrig geblieben[5].

Selbstverständlich bedienen sich von nun an die positiven Wissenschaften der Natur und Geschichte ausschließlich der „dialektischen Methode", d. h. sie beschäftigen sich nur mit den Gesetzen der alles umfassenden Entwicklung, die Naturwissenschaft (Darwinismus) mit den besonderen Bewegungsgesetzen der Natur, der „wissenschaftliche" Socialismus, als „historische Wissenschaft", mit den besonderen Bewegungsgesetzen der menschlichen Gesellschaft. Alle besonderen Entwicklungsprocesse aber lassen sich zurückführen auf ein allgemeines dialektisches Bewegungs-

[1] Engels, „Feuerbach". S. 45. [2] Dietzgen a. a. O. S. 38.
[3] Engels, „Feuerbach". S. 48 f. [4] Engels, „Dühring". S. 133.
[5] Engels, „Dühring". S. 10; „Feuerbach". S. 47. 49.

Digitized by Google

gesetz, die Hegel'sche „Negation der Negation". „Es ist ein äußerst allgemeines und eben deswegen äußerst weit wirkendes und wichtiges Entwicklungsgesetz der Natur, der Geschichte und des Denkens, ein Gesetz, das in der Thier- und Pflanzenwelt, in der Geologie, in der Mathematik, in der Geschichte, in der Philosophie zur Geltung kommt." [1] Negiren in der Dialektik bedeutet freilich etwas anderes als bloßes Neinsagen, oder ein Ding für nicht bestehend erklären, oder es in beliebiger Weise zerstören. Ich negire ein Gerstenkorn auch, wenn ich es zertrete. Allein die Negation im Sinne der Dialektik muß so eingerichtet sein, daß sie durch eine zweite Negation wieder aufgehoben werden, z. B. daß das Gerstenkorn keimen, blühen, in der Frucht sich vervielfältigen kann. Sonst wäre keine Bewegung vorhanden, keine Entwicklung möglich, sondern nur Untergang [2]. Was die dialektische Bewegung ausmacht, „die dialektische Zeugung" ermöglicht, ist ja „gerade das Nebeneinanderbestehen der beiden entgegengesetzten Seiten" [3]. Die niedere Entwicklungsstufe muß schon die Keime der höheren in sich tragen, muß von innen heraus, nach immanenten Gesetzen zur höhern Phase sich entfalten. — Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir den Nachweis dieses dialektischen Processes für den Bereich der Natur und Gedankenwelt wiedergeben wollten, wie er von Engels versucht wird [4]. Wir beschränken uns vielmehr auf das Gebiet der Geschichte und der gesellschaftlichen Entwicklung.

17. Die Oekonomen der alten liberalen Richtung verkannten die Natur ökonomischer Gesetze, als sie dieselben mit den unveränderlichen Gesetzen der Physik und Chemie verglichen. Allgemeine Gesetze des ökonomischen Lebens gibt es nicht außer dem einzigen Gesetz „der Negation der Negation", dem Gesetze der beständigen und allseitigen Veränderlichkeit. Jede historische Periode hat vielmehr ihre eigenen Gesetze, die ihre Geltung verlieren, sobald die Epoche einer höhern Entwicklungsstufe weichen muß. Kurz, das gesellschaftliche Leben bietet uns nach socialistischer Lehre eine der biologischen Entwicklungsgeschichte durchaus analoge Erscheinung. Eine tiefere Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse soll beweisen, daß sociale Organismen, welche in der geschichtlichen Entwicklung sich folgen, voneinander ebenso gründlich verschieden sind als Pflanzen- und Thierorganismen [5]. —

[1] Engels, „Dühring". S. 132. [2] Ebendas. S. 133.
[3] Marx, „Elend". S. 104 f. [4] Engels, „Dühring". S. 126 ff.
[5] Marx, „Kapital", Nachwort S. 819 ff. Hier wird Bezug genommen auf eine Recension des „Kapital" im Petersburger „Europäischen Boten" (Mai-Nummer 1872, S. 427—436). — Marx gibt zu, daß der Recensent seine Methode „treffend" geschildert habe.

Digitized by Google

Der Socialismus als „Wissenschaft" ist somit nur eine Fortsetzung des Darwinismus, Entwicklungsgeschichte der socialen Organismen.

18. Hiernach bemißt sich die Stellung, welche Marx' Hauptwerk „Das Kapital" im wissenschaftlichen Socialismus einnimmt. Marx verfolgt nur den einen Zweck im „Kapital": er will das Gesetz der Phänomene finden, mit deren Untersuchung er sich beschäftigt. Hierbei ist ihm aber nicht nur das Gesetz von Bedeutung, das sie beherrscht, soweit sie eine fertige Form haben, sondern vor allem sucht er nach dem Gesetze ihrer Veränderung, ihrer Entwicklung. Es handelte sich für ihn einerseits darum, den wahren innern Charakter der kapitalistischen Epoche zu enthüllen, andererseits namentlich darum, die kapitalistische Productionsweise in ihrem geschichtlichen Zusammenhange und ihrer relativen Nothwendigkeit, d. h. ihrer Nothwendigkeit für einen bestimmten geschichtlichen Zeitabschnitt, also auch die Nothwendigkeit ihres Untergangs darzustellen. In unserm frühern Aufsatze über „die ökonomischen Lehren des Marx'schen Socialismus" [1] haben wir hauptsächlich den Grundcharakter der kapitalistischen Epoche nach Marx'scher Auffassung zu zeichnen versucht. Es wurde ausgeführt, wie hiernach die Aneignung unbezahlter Arbeit die Grundform der kapitalistischen Productionsweise und der durch sie vollzogenen Ausbeutung des Arbeiters sei, daß der Kapitalist, selbst wenn er die Arbeitskraft seines Arbeiters zum vollen Werthe kauft, den sie als Waare auf dem Waarenmarkt hat, dennoch mehr Werth aus ihr herausschlägt, als er für sie bezahlt hat, und daß dieser Mehrwerth in letzter Instanz die Werthsumme bildet, aus der sich die stets wachsende Kapitalmasse in den Händen der besitzenden Klasse aufhäuft. Der Hergang sowohl der kapitalistischen Production wie der Production von Kapital war damit erklärt [2]. Hier sei insbesondere darauf hingewiesen, wie die historisch-ökonomische Specialuntersuchung des „Kapital" die inneren dialektischen Bewegungsgesetze bloßlegt, nach denen die heutige kapitalistische Gesellschaft, wie jede andere, frühere geschichtliche Erscheinung, an den Consequenzen ihrer eigenen Entwicklung zu Grunde gehen wird [3]. „Processe, die ihrer Natur nach antagonistisch sind, einen Widerspruch in sich enthalten, Umschlagen eines Extrems in sein Gegentheil, endlich als Kern des Ganzen die Negation der Negation", das sind die „dialektischen Wendungen" [4], deren Marx sich vorzugsweise bedient, wo er den innern Auflösungsproceß auch der kapitalistischen Gesellschaft historisch nachzuweisen sich bestrebt.

[1] Bd. XLI. S. 23—58. [2] Engels, „Dühring". S. 11 f.
[3] Ebendas. S. 166. [4] Ebendas. S. 131.

Digitized by Google

19. Vor der kapitalistischen Aera herrschte bei den Culturvölkern zumeist der Kleinbetrieb auf Grundlage des Privateigenthums des Arbeiters an seinen Productionsmitteln. Die sogen. ursprüngliche Accumulation des Kapitals vollzog sich nun durch Expropriation dieser unmittelbaren Producenten, d. h. durch Auflösung des auf eigener Arbeit beruhenden Privateigenthums. Nur mit engen, naturwüchsigen Schranken der Production verträglich, mußte der Kleinbetrieb zu Grunde gehen, als die Entwicklung zur freien und erweiterten Production drängte. „Auf einem gewissen Höhegrad bringt diese Productionsweise (Kleinbetrieb) die materiellen Mittel ihrer eigenen Vernichtung zur Welt. . . Sie muß vernichtet werden, sie wird vernichtet." [1] Die Verwandlung der individuellen und zersplitterten Productionsmittel in gesellschaftlich concentrirte bildet die Vorgeschichte des Kapitals. Aber die Entwicklung drängte weiter. Sobald die Arbeiter in Proletarier, ihre Arbeitsbedingungen in Kapital, das zwerghafte Eigenthum wieder in das massenhafte Eigenthum weniger verwandelt worden, gewinnt die weitere Vergesellschaftung der Arbeit und die weitere Verwandlung der Erde und der anderen Productionsmittel, daher die weitere Expropriation der Privateigenthümer eine neue Form. „Was jetzt zu expropriiren, ist nicht länger der selbstwirthschaftende Arbeiter, sondern der viele Arbeiter exploitirende Kapitalist. Diese Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Production selbst, durch die Concentration der Kapitalien. Ja ein Kapitalist schlägt viele todt. Hand in Hand mit dieser Concentration oder der Expropriation vieler Kapitalisten durch wenige entwickelt sich die corporative Form des Arbeitsprocesses auf stets wachsender Stufenleiter, die bewußte technologische Anwendung der Wissenschaft, die planmäßig gemeinsame Ausbeutung der Erde, die Verwandlung der Arbeitsmittel in nur gemeinsam verwendbare Arbeitsmittel, und die Oekonomisirung aller Productionsmittel durch ihren Gebrauch als gemeinsame Productionsmittel combinirter, gesellschaftlicher Arbeit. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprocesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elendes, des Drucks, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Productionsprocesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Productionsweise, die

[1] Marx, „Kapital". 2. Aufl. S. 791.

Digitized by Google

mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Concentration der Productionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt." [1] Wie ehedem der Kleinbetrieb durch seine eigene Entwicklung die Bedingungen seiner Vernichtung, d. h. der Enteignung der kleinen Eigenthümer mit Nothwendigkeit erzeugte, so hat also auch die kapitalistische Productionsweise im Laufe der Zeit die materiellen Bedingungen selbst erzeugt, an denen sie zu Grunde gehen, in die communistische Productionsweise überleiten muß. „Die kapitalistische Productions- und Aneignungsweise, daher das kapitalistische Privateigenthum ist die erste Negation des individuellen, auf eigene Arbeit gegründeten Privateigenthums. Die Negation der kapitalistischen Production wird durch sie selbst, mit der Nothwendigkeit eines Naturprocesses, producirt. Es ist Negation der Negation. Diese stellt das individuelle Eigenthum [an den Verbrauchsgegenständen] wieder her, aber auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Aera, der Cooperation freier Arbeiter und ihrem Gemeineigenthum an der Erde und den durch die Arbeit selbst producirten Productionsmitteln." [2]

20. Genau dieselben Gedanken finden sich ebensowohl in dem Programm der französischen Collectivisten (Marxisten), das von Marx, Engels, Lafargue, Guerde in London verfaßt wurde, wieder, wie in dem neuesten Programmentwurf der deutschen Socialisten: „Die socialdemokratische Partei Deutschlands erstrebt die Umwandlung der Arbeitsmittel — Grund und Boden, Bergwerke, Gruben, Maschinen und Werkzeuge, Verkehrsmittel — in Gemeineigenthum der Gesellschaft, und die Umwandlung der kapitalistischen Production in die socialistische Production; eine Umwandlung, für welche die kapitalistische Gesellschaft selbst die materiellen und geistigen Bedingungen geschaffen hat und weiter schafft" u. s. w. Die Weiterentwicklung der Gesellschaft im angegebenen Sinne wird dem „Vorwärts" (7. Juli d. J.) zufolge sich schnell vollziehen: „Die bürgerliche Gesellschaft hat den Todeskeim im Leibe — und die Todten reiten schnell." [3]

[1] Marx, „Kapital". 2. Aufl. S. 792 f.
[2] Ebendas. S. 793; Engels, „Dühring". S. 125.
[3] Genau so wie Marx, „Kapital". S. 793.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Kaftans neues Dogma.

(Schluß.)

Ein Hauptgrund für die Abschaffung des alten Dogmas ist für Kaftan, wie wir gesehen, der Widerspruch, in welchem es zum Materialprincip des Protestantismus, zur Lehre vom alleinseligmachenden Glauben steht; nach dieser muß der Glaube nicht nur als Verstandesact, als ein Fürwahrhalten, sondern auch, und zwar vornehmlich, als Willensact, als Vertrauen gelten, während der dem alten Dogma entsprechende Glaube nur Fürwahrhalten ist. Einen zweiten, ebenso wichtigen Grund findet er in der Disharmonie, die zwischen dem alten Dogma und dem Formalprincip des Protestantismus besteht, der Lehre von der Heiligen Schrift als einziger Glaubensquelle. Seine diesbezügliche Erörterung wollen wir uns genauer vorführen, nachdem wir zuerst kurz einen dritten Grund Kaftans berührt, der minder wichtig ist.

Er bemerkt, daß die Reformation einen gründlichen Bruch mit der Vergangenheit in den wichtigsten Beziehungen des Lebens bedeute. Vor allem weist er hin auf die Abschaffung der Hierarchie und des alten öffentlichen Gottesdienstes und auf die Aenderungen in der kirchlichen Erziehung und Leitung des einzelnen Christen: alles dies beruhe auf der „Verbesserung" der Lehre. Es sei nun unbegreiflich, daß die Reformation bei den durchgreifenden Umwälzungen auf jenen anderen Gebieten gerade auf dem Gebiete der Lehre sich damit begnügen könne, an dem fertigen Ganzen nur hier und da einige „Verbesserungen" vorzunehmen, wie die Strenggläubigen wollten. Auf die Dauer habe ein so entstandenes Lehrgebäude keinen Bestand[1]. Die Reformation müsse auf dem Gebiete der Lehre weiter geführt werden. „Der Respekt vor dem geschichtlich Gewordenen und der Glaube an das Walten des göttlichen Geistes in der Kirche", worauf die Orthodoxen hinwiesen, könne kein Grund sein, für das alte Dogma einzutreten. „Respekt vor der Geschichte" sei ihm (Kaftan) im höchsten Maße eigen; aber aus Respekt vor der Geschichte das der Hauptsache nach aus der katholischen Kirche herübergenommene Dogma in Schutz zu nehmen, sei unvernünftig bei solchen, welche auf dem Gebiete der socialen Ordnung und der kirchlichen Lebensformen über

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 41 ff.

Digitized by Google

den vollständigen Bruch mit der Vergangenheit triumphirten[1]. „Noch seltsamer erscheint es“ Kaftan, wenn man sich zur Vertheidigung der alten Lehre auf „das Walten des Geistes Gottes in seiner Kirche auf Erden“ beruft. „Oder meint ihr wirklich, daß diese göttliche Leitung sich nur auf die Lehre beschränkt und diese wenigstens nicht ernstlich beschädigen läßt, im übrigen aber der menschlichen Sünde und dem Irrthum freien Spielraum läßt?“ „Was wollt ihr denn den Katholiken antworten,“ so ruft er den Strenggläubigen zu, „wenn sie euch den Bruch mit der Vergangenheit vorhalten, der in der Reformation geschah, und wenn sie euch sagen, ihr hättet dem zustimmend mit jedem Glauben an die göttliche Regierung in der Kirche gebrochen? Ich weiß es: ihr so wenig wie ich kennt ein Paktiren mit Rom ... so bleibt doch nicht ... mit dem einen Fuß in der katholischen Geschichtsbetrachtung stecken.“[2] Der Bruch mit der Vergangenheit, aus dem das evangelische Christenthum erwachsen ist, zieht nothwendig seine Consequenzen auf dem Gebiete der Lehre. Also: „Wir brauchen in der Kirche der Reformation ein neues Dogma.“[3]

„Auch die Geschichte unserer Kirche und des Dogmas in ihr predigt dasselbe.“ Die Probe, die man gemacht hat, mit dem alten Dogma auszukommen, ist gescheitert. Das alte Dogma wurde abgestoßen, und nur wenige Fundamentalsätze des christlichen Glaubens blieben im Rationalismus als „vernünftiges Christenthum“ in Ansehen. Dann kam die Gegenwirkung der Romantik. Aber das erneuerte alte Dogma hat nicht Stich gehalten. Strauß, „dessen Name noch heute in aller Munde ist“, hat die Katastrophe bald herbeigeführt. „Es ist darin unzweideutig klar geworden, daß wir das Schicksal des reinen evangelischen Glaubens, den uns Luther erneuerte, von dem des alten trennen müssen. Dazu aber brauchen wir ein ‚neues Dogma‘, sonst zerfließt der Glaube und verliert sich in jenem unklaren Idealismus, der sich undogmatisches Christenthum nennt.“[4]

In dieser ganzen Ausführung Kaftans ist kein Beweismoment enthalten — auch nicht vom protestantischen Standpunkte aus — für die Abschaffung des alten Dogmas. Wohl aber offenbart sich in derselben die ihm und so vielen Protestanten inwohnende Neuerungssucht und der Trieb, den unseligen Spalt zwischen den christlichen Confessionen zu erweitern. Es ist derselbe eine traurige, von demjenigen, der den Keil in

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 45 f.
[2] A. a. O. S. 46 f. [3] A. a. O. S. 47 f. [4] A. a. O. S. 48 f.

Digitized by Google

die Christenheit zuerst eingetrieben, überkommene Erbschaft. Wenn sein Werk ein so glorreiches war, warum sollte die Fortsetzung desselben nicht ehrenvoll sein?!

Die Vollständigkeit der Revolution auf dem Gebiete der kirchlichen Organisation und des öffentlichen Gottesdienstes ist noch kein Beweis dafür, daß sie auch auf dem Gebiete der Lehre eine vollständigere sein müsse, falls nicht nachgewiesen wird, inwiefern die beibehaltene Lehre zu den Neuerungen auf jenen Gebieten nicht stimme. Wollte Kaftan einen aprioristischen Beweis für die Nothwendigkeit weiterer Neuerungen in der Lehre bringen, so hätte er auf dem Gebiete der Lehre bleiben sollen. Hier bot sich ihm wirklich der Beweis leicht dar. Das ist ja klar, daß sich aus dem festen Gefüge des katholischen Lehrgebäudes nicht ein paar Fundamentblöcke herausreißen lassen, ohne daß andere Steine nachstürzen und, wenn nicht sofort, so doch allmählich das ganze Gebäude zusammenbricht. Kracht nicht wirklich das ganze „verbesserte" Lehrgebäude? Wie viele Tausende Anhänger von Strauß und andere wären bereit, nachzuhelfen oder würden doch den Augenblick des Einsturzes herbeisehnen, wenn sie eine befriedigende Antwort fänden auf die sich allen aufdrängende Frage: Was dann?

Darin hat Kaftan Recht, daß die Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen und der Glaube an das Walten des Geistes Gottes in der Kirche kein Grund für Protestanten sein kann, vor Neuerungen in der Lehre zurückzuschrecken. Die bei ihnen geltende Kirchengeschichte, nach welcher „die Kirche wenigstens seit dem achten Jahrhundert ein Schauplatz von Unwissenheit und Bosheit", „alle ihre Vorsteher greuliche Irrlehrer und sie selbst ein vollkommenes Narrenhaus war", vernichtet den Glauben an eine göttliche Leitung der Kirche, ja an ihren göttlichen Ursprung; war sie ja auch einer der Hauptgründe für die so schnelle Verbreitung des Nationalismus im vorigen Jahrhundert, sobald der orthodoxen Lehre der staatliche Schutz entzogen war. „Die übertriebene Sorgfalt," so bemerkt einer der scharfsinnigsten protestantischen Theologen jener Zeit, „mit welcher bisher protestantischerseits alles gesammelt worden, was nur zu einigem Zeugnisse für den ehemals herrschend gewordenen Verfall in der Kirche brauchbar ist, die Ungerechtigkeit, mit welcher diesseits alle ehemaligen Vorsteher und Häupter der Kirche als Tyrannen und alle Glieder derselben als Heiden vorgestellt werden, und die Nachlässigkeit, mit welcher diesseits das neben allem eingerissenen Verderben in der Kirche zu aller Zeit vorhanden gewesene Gute über-

Digitized by Google

ſehen wird, dieſe Mängel in der Kirchengeſchichte unter den Proteſtanten werden von den Widerſachern des Chriſtenthums begierig zu ihrem Endzweck benützt.“ [1] Er führt dann eine Schrift Friedrichs II. an [2], worin dieſer Monarch die herkömmliche proteſtantiſche Vorſtellung von der Kirchengeſchichte, daß ſie ein großes von Schurken und Heuchlern auf Koſten der betrogenen Maſſen aufgeführtes Drama ſei, als die eigentliche Urſache ſeiner Verachtung des Chriſtenthums enthüllt [3].

Doch dies nebenbei. Wenden wir uns nun zu einem Hauptbeweiſe Kaftans für die Nothwendigkeit eines neuen Dogmas. Er ſtützt ſich auf das Formalprincip des Proteſtantismus, jenes Princip, welches die Heilige Schrift als einzige Glaubensquelle und Glaubensregel bezeichnet.

Die chriſtliche Wahrheit iſt uns in der Heiligen Schrift gegeben, ſagt Kaftan. Nur ſie iſt die Quelle, aus der wir die Wahrheit ſchöpfen dürfen. „So iſt es die Meinung der Väter geweſen von Luthers Tagen an.“ Das Schriftprincip iſt die feſte Grundlage aller evangeliſchen Lehrbildung geweſen und wird bis auf dieſen Tag als ſolche anerkannt [4]. — Hierin hat Kaftan die lutheriſchen Bekenntnißſchriften gewiß auf ſeiner Seite. Die Concordienformel z. B. bezeichnet die Heilige Schrift als die „einzige Regel und Richtſchnur, nach welcher alle Dogmen und alle Lehrer geprüft und beurtheilt werden müſſen [5].

---

[1] Töllners kurze vermiſchte Aufſätze. Frankfurt a. d. O. 1769. II. S. 87 ff.; vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen. S. 393 ff.

[2] Die Vorrede zu dem Buche: Abrégé de l'histoire ecclésiastique de Fleury-Berne (Berlin) 1767.

[3] In derſelben Weiſe, wie man den Abfall von der alten Kirche vertheidigt und den „Segen der Reformation“ gefeiert hat, führt man vielfach auch jetzt in proteſtantiſchen Streitſchriften und Zeitungen den Kampf mit der katholiſchen Kirche. Erdichtete oder aus allen Ländern und Zeiten zuſammengeſuchte und aufgebauſchte Skandalgeſchichten, unrichtige Darſtellungen von Lehren, Einrichtungen und Gebräuchen der katholiſchen Kirche, Schlagwörter, wie hierarchiſche Herrſchergelüſte, Gewiſſenszwang, Geiſtestyrannei u. dgl., nehmen die Stelle der Beweisführung ein. Einer principiellen Erörterung der Frage, welche der beiden Confeſſionen die wahre Kirche Chriſti, und welche eine abgefallene Secte iſt, geht man aus dem Wege. Eine ſolche Polemik iſt wohl im Stande, in proteſtantiſchen Kreiſen Vorurtheile über die katholiſche Kirche und Abneigung gegen ſie zu erzeugen, nicht aber Licht zu verbreiten über die wichtigſte Frage, welche den Chriſten beſchäftigen kann.

[4] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 30.

[5] Form. Conc. p. 570: „Credimus unicam regulam et normam, secundum quam omnia dogmata omnesque doctores aestimari et iudicari oporteat, nullam omnino esse, quam prophetica et apostolica scripta cum veteris tum novi testamenti.“

Digitized by Google

„Aber die Erkenntniß der Schrift", so fährt Kaftan fort, „ist eine fortschreitende, eine wechselnde." Das Schriftprincip ist deshalb ein Princip der Entwicklung und Beweglichkeit. Die heutige Erkenntniß der Schrift ist vielfach eine genauere und bessere geworden. Früher glaubten die protestantischen Theologen, daß alle Dogmen, alle kirchlichen Lehrsätze, wie sie lauteten, in der Schrift, im Alten wie im Neuen Testament, enthalten seien und aus derselben ihrem Wortlaut nach entnommen werden könnten. Heute ist diese Ansicht allgemein aufgegeben. Sie ist ja auch offenbar falsch. Von der Lehre der heiligen Dreifaltigkeit z. B. sind im Alten Testamente höchstens Andeutungen enthalten, und selbst im Neuen Testamente darf man nicht die bestimmten Formeln der Kirchenlehre suchen. So lehren jetzt alle, auch die strenggläubigen Theologen, während im 17. Jahrhundert der Helmstädter Theologe Georg Calixt bei den Strenggläubigen großes Aergerniß und gewaltigen Widerstand hervorrief durch die Behauptung, die Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit sei nicht so klar im Alten Testamente enthalten, daß man aus demselben die Gegner dieser Lehre, die Juden, von ihrer Wahrheit überzeugen könne. Wenn nun die orthodoxen Theologen des 17. Jahrhunderts unter uns erschienen und vernähmen, daß nach Lehre der jetzigen Theologen die Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit nur den Grundzügen nach in der Heiligen Schrift enthalten sei, würden sie diesen nicht sagen: „Ihr wollt Lehrer der evangelischen Kirche sein, ihr bekennt euch zu der Heiligen Schrift als der Richtschnur aller Lehre, als der alleinigen Quelle aller heilsamen Wahrheit, und dann sagt ihr, was ihr lehrt, sei doch nicht eigentlich aus der Heiligen Schrift entnommen, sondern ein Erzeugniß der kirchlichen Lehrthätigkeit, nur den maßgebenden Grundzügen nach in der Schrift enthalten? . . . Wißt ihr nicht, daß auch die Papisten dergleichen von der Heiligen Schrift lehren und auf diesem Weg ihre seelenverderblichen Irrthümer rechtfertigen? . . . Dann ist sie nicht mehr und nicht weniger als der Anfang der kirchlichen Tradition . . . Das verläugnet auch die römische Kirche nicht. Das war die Meinung des gottgesegneten Doctor Martin Luther nicht, als er die Bibel im Arm dem Papst und der ganzen Welt absagte, um sich in allen Sachen des Glaubens und der Lehre auf Gottes Wort und dieses allein zu stellen." So würden sie sprechen, und mit Recht. Wenn man eine Lehre als Dogma aufstellt und dann sagt, daß sie nur den maßgebenden Grundzügen und Anfängen nach in der Heiligen Schrift enthalten sei, so gibt man das Schriftprincip im Sinne der Reformation auf, und die Schrift wird dann als nichts

Digitized by Google

anderes betrachtet, denn als das erste und wichtigste Glied in der kirchlichen Tradition[1].

So Kaftan, und in der Hauptsache hat er den Protestanten gegenüber Recht. Daß im Alten Testamente noch nicht deutlich und klar die ganze Lehre von der heiligsten Dreifaltigkeit enthalten ist, sagen auch die katholischen Theologen. In den Schriften des Neuen Testamentes ist sie vollständig und klar ausgesprochen. Doch auch in diesen steht das Dogma nicht nach seinem Wortlaute, und es bedarf des Studiums und theologischer Forschung, um es aus verschiedenen sich gegenseitig ergänzenden Stellen ans Licht zu bringen. Indessen kommt es in unserer Untersuchung nicht darauf an, was katholische, sondern was protestantische Theologen über das Verhältniß der Heiligen Schrift zum Trinitätsdogma sagen. Wenn nach diesen das Dogma nur „den maßgebenden Grundzügen nach" in der Schrift enthalten ist und sie dennoch das Dogma als allgemein geltende Kirchenlehre hinstellen, so geben sie das Formalprincip des Protestantismus auf. „Tradition" und „Menschensatzung" muß dann die „einzige" Quelle und Richtschnur der Wahrheit ergänzen.

Was vom Trinitätsdogma gesagt ist, gilt nach Kaftan auch von anderen Dogmen. Er führt dieses Dogma und die Lehre von der Person Christi nur als Beispiele solcher Dogmen an, für welche die Heilige Schrift nach den heutigen Theologen nur Anknüpfungspunkte biete[2]. So sieht er sich denn auch hier bei Betrachtung des Verhältnisses des alten Dogmas zum Formalprincip des Protestantismus, wie vorher bei Betrachtung des Verhältnisses des erstern zum Materialprincip, vor eine verhängnißvolle Wahl gestellt: er muß entweder das alte Dogma oder das Formalprincip des Protestantismus preisgeben. Das letztere geht nicht an. Also muß das alte Dogma weichen. Gerade den Strenggläubigen gegenüber, welche so zäh an demselben festhalten wollen, betont er die Nothwendigkeit, dasselbe dem Formalprincip zu opfern. Ihnen, „die sich nichts davon abmarkten lassen wollen, daß die Schrift gilt, daß Gottes Wort allein die Leuchte wie die Richtschnur unseres Glaubens und unserer Lehre ist", zieht er aus diesem ihrem Schriftprincip die Folgerung, welche ihnen feststehen müsse, wie ihr Glaube selbst: „Es hilft nichts, wir müssen uns mit unserer Lehre, mit unserem Dogma nach Gottes Wort richten, wir können keine Lehre führen, die nur Anknüpfungspunkte und Ansätze in der Schrift hat, oder denn, wir können solche Lehrsätze nur

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 30 ff. [2] A. a. O. S. 33.

Digitized by Google

nebenbei führen als Folgesätze etwa oder theologische Speculationen, wie sie jedem der gütige Gott schenkt, aber wir können sie nicht führen als Dogma, als verbindliche, als alle verpflichtende Lehre. Was dafür gelten soll, das muß und darf nichts anderes sein, als was aus der reichen, lebendigen Fülle der Schrift, gerade aus ihrer Mitte herausgeschöpft werden kann. Vollends, wo es sich um das Grunddogma handelt, um die Lehre von Christo, möge uns Gott doch vor anderer als solcher Lehre behüten." [1] Also, so schließt er, „wir brauchen ein ‚neues Dogma'. Nicht als Neuerer, sondern als Hüter des alten Glaubens stellen wir diese Forderung auf" [2].

Was er verlange, sagt Kaftan, sei schon in gewissem Sinne eine Thatsache. Da die Kirche jeden, besonders ihren Diener, an die Schrift weise, so könne dieser, ohne sich um das Dogma zu kümmern, das Wort nach der Schrift verkündigen. Die bessere Erkenntniß der Heiligen Schrift habe denn auch, ganz unabhängig vom Dogma, „ihre großen und heilsamen Folgen längst entwickelt." Aber daß die Predigt sich nicht um das Dogma kümmere, sei nicht in der Ordnung. So werde „das Dogma, statt zu einem Hilfsmittel, zu einem Hindernisse der Kirche und ihrer Predigt".

Nun hören wir aber, wie Kaftan fortfahrend die Nothwendigkeit eines neuen Dogmas beweist: „Wir wissen es ja wohl alle, was auch bei den Besten und Tüchtigsten aus der Predigt wird, wenn sie einmal darauf verfallen, das alte Dogma zum besten zu geben. Und bilden diese, die in der Regel selbständig aus der Schrift zu schöpfen wissen, bilden sie die Mehrzahl? Gibt es nicht auch schwache und unselbständige Geister, die der Handreichung dringend bedürfen? Sollte nicht das Dogma ihnen diese bieten, indem es den reichen, lebendigen Inhalt des Wortes Gottes in solche Formen fassen lehrte, in denen es vor allem Glauben weckend zu wirken vermag? Und sollte eben dies nicht auch den andern dienen, den selbständigen Geistern, als heilsame Zucht zur Bewahrung vor allerlei Abwegen? Fürwahr, hier liegt ein wirklicher Mangel unserer gegenwärtigen Verhältnisse am Tage, hier erwächst eine dringende Aufgabe: wir brauchen ein ‚neues Dogma'. Die alleinige Autorität der Heiligen Schrift in Sachen des Glaubens, die das Lehrprincip unserer Kirche ist, fordert, daß die Lehrbildung die bessere Erkenntniß der Schrift und ihres Inhaltes, die wir heute haben, nicht verläugne." [3]

---

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 34 f. 56 ff.
[2] A. a. O. S. 35. [3] A. a. O. S. 35 f.

Digitized by Google

Hier drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Sieht Kaftan wirklich nicht, in welchen Widerspruch er sich verwickelt? Das alte Dogma muß aufgegeben werden, weil der Prediger es nicht in der Heiligen Schrift findet und ihm doch nach protestantischem Formalprincip die Heilige Schrift die einzige Quelle und Richtschnur für seine Predigt sein soll. Ein neues Dogma muß kommen, weil die Mehrzahl der Prediger, die schwachen und unselbständigen Geister, ferner aber auch die übrigen, die Besten und Tüchtigsten, „welche in der Regel selbständig aus der Schrift zu schöpfen wissen", der Zucht und Bewahrung vor allerlei Abwegen beim Studium der Heiligen Schrift durch ein Dogma bedürfen. Wir sagen: Entweder ist das neue Dogma Kaftans klar und deutlich und dem Wortlaute nach in der Heiligen Schrift enthalten, oder nicht. Wenn jenes, wozu dann ein neues Dogma? Dann hat Dreyer Recht, wenn er sagt, die Schrift reiche aus, und außer ihr sei eine allgemein geltende Kirchenlehre nicht nothwendig. Ist aber Kaftans neues Dogma nicht klar und deutlich und dem Wortlaute nach in der Heiligen Schrift enthalten, nun dann leidet es eben an demselben Fehler, an welchem das alte leidet, an jenem Fehler, dessentwegen Kaftan die Verwerfung des alten fordert.

Was Kaftan zur Begründung dieser seiner Forderung beibringt, ist folgerichtig aus protestantischen Principien hergeleitet, und unzählige Male ist von katholischer Seite auf die Inconsequenz des Protestantismus gerade mit Hervorhebung seines Formalprincips hingewiesen worden. Bei Erörterung der Frage, inwieweit die beiden Dogmen von der heiligsten Dreifaltigkeit und der Person Christi in der Heiligen Schrift enthalten sind, geht er in der Verneinung zu weit. Aber richtig ist, daß es Dogmen gibt, die nicht klar oder auch gar nicht in der Schrift enthalten sind. Dies kann der katholische Theologe zugeben, ohne einem Widerspruche zu verfallen, weil er nicht die Heilige Schrift für die einzige Quelle der Glaubenslehre hält und er in der Kirche, die ihm das Dogma gegeben, eine authentische Erklärerin der Heiligen Schrift sieht. Aber der protestantische Theologe darf, will er nicht mit einem Fundamentalsatze des Protestantismus brechen, keine Dogmen dulden, die nicht klar und deutlich in der Heiligen Schrift enthalten sind; hierin hat Kaftan Recht. Aber auch in dem Dogma, welches er nun empfiehlt, gibt es evident Lehren, die ganz und gar nicht in der Heiligen Schrift enthalten sind. Wir wollen nicht weit greifen. Eben jenes Schriftprincip, das Grunddogma, dem er alle anderen Dogmen opfern will, jenes Princip, mit dem es absolut unverträglich ist, daß es ein Dogma gebe, welches nicht klar und deutlich

Digitized by Google

in der Heiligen Schrift enthalten sei, eben dieses Formalprincip des Protestantismus ist nicht in klaren Worten — nein, es ist überhaupt gar nicht in der Heiligen Schrift enthalten. Oder wo ist denn in der Heiligen Schrift ausgesprochen, daß sie die einzige Quelle und Richtschnur der Glaubenslehre sei? Die Concordienformel beruft sich auf die Worte des Psalmisten[1]: „Dein Wort ist eine Leuchte meinen Füßen und ein Licht auf meinen Wegen." Eine solche Berufung ist allenfalls begreiflich für jene Zeit, als „der gottgesegnete Doctor Martin Luther die Bibel im Arm dem Papst und der ganzen Welt absagte, um sich in allen Sachen des Glaubens und der Lehre auf Gottes Wort und dieses allein zu stellen". Aber nach der „bessern Erkenntniß der Heiligen Schrift", welche Kaftan unserer Zeit zuspricht, wird er sagen, daß hier „Wort" nicht „Heilige Schrift" bedeutet, daß zur Zeit, wo der Vers geschrieben wurde, überhaupt von der Heiligen Schrift außer dem Pentateuch und den sich anschließenden geschichtlichen Büchern kaum etwas vorhanden war, und sie demjenigen, welcher jenen Vers schrieb, unter der Hand wuchs, daß er auch gar nicht sagt, nur Gottes Wort sei eine Leuchte für seine Füße[2]. Wo verkündigt also die Heilige Schrift das Grunddogma, welches für die Bildung aller anderen Dogmen von so entscheidender Bedeutung ist? Vielleicht in den Worten des hl. Paulus im Briefe an die Galater[3], welche die Concordienformel als zweite Belegstelle aufführt: „Auch wenn ein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium predigt, so sei er verflucht"? Ist denn hier unter dem Worte „Evangelium" das geschriebene Evangelium oder gar die ganze Heilige Schrift zu verstehen?

Was vom Formalprincip gilt, das gilt auch vom Materialprincip des Protestantismus. Es ist gar nicht in der Heiligen Schrift enthalten,

---

[1] Ps. 118, 105. Vgl. Formula Concordiae. De compendiaria regula I.

[2] Es mag auffallend klingen, ist aber doch wahr, daß es für Kaftan wie für die weitaus größte Mehrzahl der protestantischen Theologen eine Heilige Schrift im Sinne derjenigen, welche sie als die einzige Quelle der Glaubenslehre erklärten, überhaupt nicht mehr gibt. Sie ist ja nach den meisten, ja fast allen modernen protestantischen Theologen gar nicht inspirirt, ist also auch nicht das Wort Gottes. Enthalten mag sie das Wort Gottes, wie auch die Werke der Väter und Theologen oder die Bekenntnißschriften; aber wenn Gott sie nicht geschrieben hat, sei es unmittelbar, sei es durch menschliche von ihm inspirirte Schriftsteller, so ist sie nicht Gottes Wort. Von anderen geschrieben, ist sie das erste Glied unter den Monumenten der Ueberlieferung, werthvoller als die übrigen, weil geschrieben von unmittelbaren Zeugen des Lebens und der Werke Christi, aber wesentlich von ihnen nicht verschieden; der bezeichnete Vorrang bezieht sich zudem nur auf die Schriften des Neuen Testamentes, und nicht einmal auf alle. [3] 1, 8.

daß der Vertrauensglaube allein rechtfertige, sondern das Gegentheil, daß der Glaube allein nicht genüge. Doch wollen wir dies nicht hervorheben. Kaftan wird uns gewiß wenigstens dies zugeben müssen, daß diese Lehre nicht so klar und deutlich in der Heiligen Schrift enthalten ist, wie er es für ein Dogma verlangt. Denn nach ihm ist ja der jenem Princip zu Grunde liegende Begriff des Glaubens seit dem zweiten Jahrhundert, also bald nach Abschluß der Heiligen Schrift, bis zum 16. Jahrhundert verloren gegangen[1] und wird auch heutzutage von der ganzen katholischen Kirche nicht in der Heiligen Schrift gefunden. Nun wird doch Kaftan nicht behaupten, daß dies möglich wäre, wenn jene so wichtige Lehre sich so überaus klar in der Heiligen Schrift aufdrängte.

Kaftan gibt uns keinen ins einzelne eingehenden Ueberblick über die von ihm in Aussicht genommenen neuen Dogmen. Aber aus seinen Bemerkungen über die Dogmen überhaupt und über ihre Nothwendigkeit in der christlichen Kirche erhellt zur Genüge, daß es viele unter ihnen geben wird, die nicht so klar und ausdrücklich in der Heiligen Schrift enthalten sind, daß sich über dieselben nicht verschiedene Meinungen behaupten werden, falls kein autoritatives Lehramt entscheidet. Soll sich ja das Dogma nicht „auf die großen Grundzüge, auf das Allgemeinste" beschränken, sondern im Gegentheile gerade so weit reichen, „als die Kirche eine Wahrheit zu verkündigen hat". „Das Nothwendige ist hier das Ganze."[2] Also wird das Dogma so ziemlich das ganze Gebiet der Predigt beherrschen. Wird es auf diesem nicht viele, sehr viele Punkte geben, über deren Schriftbelege verschiedene Erklärungen nicht vermieden werden können? Wenn sich nun die Prediger für einen dem Dogma entgegengesetzten Sinn der Schriftstellen, aus denen man es entnommen hat, entscheiden, müssen sie dann ihre eigene Ueberzeugung verläugnen und dem Dogma zum Opfer bringen? Wo bleibt aber dann das Formalprincip von der Heiligen Schrift als der einzigen Quelle und Richtschnur des Glaubens?

Es ist endlich auch ganz unmöglich, daß das neue Dogma zu Stande komme. Oder wie soll es entstehen? Soll diese Lehrnorm von einem geistlichen Obern oder einem Lehrcollegium oder gar von einem weltlichen Fürsten der Gesammtheit aufgenöthigt werden? Das stieße das Princip von der Gleichheit aller in der Kirche um. Damit dies gerettet werde, muß das neue Dogma aus dem Schoße der Gläubigen hervorgehen. So will es auch Kaftan. „Es muß in geschichtlichen Wandlungen sich auf-

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 38.
[2] Glaube und Dogma. S. 27.

Digitized by Google

drängen, als etwas, das der Augenblick fordert und das nun nicht wieder vergessen werden kann." [1]

Damit nun so das Dogma entstehe, ist erforderlich, daß die Gesammtheit einig sei in ihrem Glauben. Denn wird hier dies, dort jenes geglaubt, kann weder das eine noch das andere als Dogma gelten. Ist es aber ohne Wunder möglich, daß die Gesammtheit wie von selbst einig werde, und zwar einig nicht nur in den großen Grundzügen der Glaubenslehre, sondern „so weit, als die Kirche eine Wahrheit zu verkündigen hat"? Man halte doch einmal Umschau unter den Protestanten und führe sich den Wirrwarr der in ihrer Mitte vertretenen Lehren und Ansichten vor: dann ist die Hoffnung, daß sie einmal wie von selbst zur Einigkeit in ihren religiösen Anschauungen gelangen, dahin. Uebrigens ist ja gerade Zweck des Dogmas, die Einheit der Lehre und des Glaubens zu bewirken. Nun soll jene ohne dieses entstehen und diesem erst zum Dasein verhelfen. — Kaftan scheint das neue Dogma besonders von den Professoren zu erwarten [2]. Das sind freilich die erlesensten Leute für die Begründung der Einheit der Lehre!

Gesetzt aber, es träte ein, was gewiß nie kommen wird, es käme einmal zur Uebereinstimmung der Gesammtheit in Glaube und Lehre, wie könnte dann das gemeinsame Bekenntniß dieses gemeinsamen Glaubens eine bindende Glaubensnorm sein? Wer verliehe ihm die bindende Kraft? Man erinnere sich, daß das Dogma nicht nur eine thatsächlich allgemein verkündigte Lehre ist, sondern eine für alle verbindliche Norm, nach welcher der Glaube zu bemessen ist, eine Richtschnur, nach welcher Verkündigung und Unterweisung sich richten soll, welche der Freiheit der einzelnen in der Verkündigung der Lehre Schranken setzt, und deren Befolgung von der Kirche überwacht wird. Es ist eine verbindliche, alle verpflichtende Lehre [3]. Wer könnte aber einer Lehre, die einmal thatsächlich allgemein vorgetragen würde, jene bindende Kraft verleihen und sie so zum Dogma erheben? Diese kann ihr nach protestantischen Principien, nach welchen alle in der Kirche gleich sind, nur von eben

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 4.

[2] „Wer etwas von der Geschichte der Kirche weiß, dem ist auch dies bewußt, daß zu allen Zeiten vor allem die Leute, die Professoren heißen, an dem Dogma in der Kirche gearbeitet haben. Aus ihrer Arbeit stammt jedenfalls auch das alte Dogma" [!]. A. a. O. S. 29.

[3] Glaube und Dogma. S. 26 f. Brauchen wir ein neues Dogma? S. 35.

Digitized by Google

denſelben verliehen werden, die ſie auch zu beobachten gehalten ſein ſollen. Wenn dieſe ſich aber ſelbſt binden, können ſie ſich auch ſelbſt des Bandes nach Belieben entledigen. Die allgemeine Lehre hat alſo keine bindende Kraft. Und in der That ſagt ja Kaftan, daß das Dogma verändert werden könne und zuweilen verändert werden müſſe. Wer kann es denn ändern? Nun dieſelben, die es gegeben haben, d. i. die Gläubigen. Wie ſollen ſie dann aber an irgend einem Dogma eine bindende Norm haben, welches ſie ſelbſt in vollſtändiger Unabhängigkeit zur Norm machen oder von der Liſte der Normen ſtreichen?

Beachten wir ferner einmal den gegenwärtigen Stand der Dinge, wie er von Kaftan ſelbſt geſchildert wird. „Manches, was früher galt, wird allgemein aufgegeben; über anderes, und nicht bloß über unwichtige Dinge, gehen die Anſichten weit auseinander.“ [1] Ja die Richtungen ſcheiden ſich in den Angelpunkten der chriſtlichen Lehre; ſelbſt die Gottheit Chriſti und die Uebernatürlichkeit der chriſtlichen Kirche wird hier gepredigt und dort geläugnet. Und nun ſagt Kaftan hinſichtlich der Nothwendigkeit des Dogmas: „Die Wahrheit iſt nur eine. Es gibt da keine Parallelformulare. Eine Gleichberechtigung der Richtungen, oder wie man es nennt, als Ideal aufſtellen, zum Princip machen, iſt ein Widerſpruch.“ [2] Aber was widerſpricht mehr dem proteſtantiſchen Princip der freien Forſchung, als verſchiedenen Richtungen, die etwa entſtehen, keine Gleichberechtigung zuzuerkennen? Es gibt freilich objectiv nur eine Wahrheit. Aber wenn ein Theil dies, ein anderer jenes für die Wahrheit hält, vor wem ſoll der eine oder der andere Theil wegen ſeiner Anſicht als minder berechtigt erſcheinen? Vor einer Behörde? Alſo eine Lehrbehörde entſcheidet autoritativ über Wahrheit und Unwahrheit der Anſichten. Das ſcheint wirklich Kaftans Anſicht zu ſein, wenn er ſagt, „die Kirche“ müſſe die Grenzen des Dogmas bezeichnen und darüber wachen, daß ſie eingehalten werden [3]. Indeſſen dies wäre ſelbſt dann mit proteſtantiſchen Grundſätzen unverträglich, wenn hier unter Kirche nicht eine mit Lehrautorität ausgeſtattete Behörde, ſondern die Geſammtheit aller zu verſtehen wäre, die übrigens auch nur durch ihre Organe, eine Kirchenbehörde, die Feſthaltung des Dogmas überwachen könnte. Denn wenn eine Richtung entſteht, welche ein aus gemeinſamem Glauben hervorgegangenes Dogma läugnet, ſo beſteht eben die Allgemeinheit dieſes Glaubens nicht mehr. Damit fällt auch das Dogma, die verbindliche Norm,

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 26.
[2] A. a. O. S. 27. [3] A. a. O. S. 27.

Digitized by Google

weg. Das früher entstandene wird zurückgezogen. Dies kann ja nach Kaftan vorkommen. Er selbst will an die Stelle des ganzen alten Dogmas ein neues setzen. Was soll nun „die Kirche", die nach ihm über das Dogma zu wachen hat, ihm gegenüber thun?

Es kann nach protestantischem Princip außer der klar und deutlich in der Heiligen Schrift enthaltenen Lehre keine „Lehre, welche in der Kirche allgemein gelten soll", keine verpflichtende Norm geben. Es mag eine Lehre vorhanden sein, welche thatsächlich allgemein angenommen wird. Diese wird dann, wie auch eine in einer Wissenschaft allgemein angenommene Lehre, gerade wegen der Allgemeinheit ihrer Annahme ein besonderes Ansehen genießen, und von ihr ohne Grund abzugehen, mag ein Zeichen von Leichtfertigkeit sein. Doch steht es keinem zu, sich über denjenigen, welcher Gründe zu haben vorgibt, von ihr abzugehen, zum Richter aufzuwerfen und autoritativ darüber zu wachen, daß man jene Lehre beibehalte. Wenn Kaftan dieses bestreitet, so tritt er mit dem protestantischen Princip von der freien Forschung in Widerspruch, ebenso aber auch mit seiner eigenen Lehre von der Möglichkeit, das „Dogma" durch die Gläubigen zu ändern. Wenn „in geschichtlichen Wandlungen" ein neues Dogma „sich aufdrängt", so geschieht dies doch nicht über Nacht in der ganzen Religionsgenossenschaft. Zuerst taucht hier eine neue Lehre auf, dann eine andere verwandte dort. Wenn die Kirche nun das alte Dogma überwachen muß, so wird sie das Recht haben, einzugreifen. Aber die Gläubigen sind doch auch ihrerseits in ihrem Rechte, sich die neue Lehre, welche Dogma werden soll, nicht „aufdrängen" zu lassen. Also beide haben Recht, der eine, indem er die Lehre bekämpft, der andere, indem er sie verbreitet.

Indessen ist schon der Begriff eines veränderlichen Dogmas widersinnig, wie dies Dreyer mit Recht Kaftan gegenüber bemerkt[1]: „Es ist für die Orthodoxie ein ganz unvollziehbarer Gedanke, daß zwar Dogmen von altersher dagewesen sein sollen, aber nicht die rechten, daß die Kirche nun bald zwei Jahrtausende mit einer Lehre existirt haben soll, welche den Anspruch erhob, mit dem Siegel göttlicher Beglaubigung die allgemeingiltige für alle Zeiten zu sein, nun aber sich als eine vergängliche erweist." Was kann ungereimter und widernatürlicher sein, als die Forderung einer Religionsgenossenschaft, eine Lehre müsse allgemein für wahr gehalten werden, mit der tröstlichen Zusicherung, in späterer Zeit dürfe man sie vielleicht gegen eine andere vertauschen? Was heute wahr ist, ist ewig wahr,

[1] Die christliche Welt, 1889. S. 134.

und wenn heute eine Verpflichtung auferlegt werden kann, etwas im Ernste für wahr zu halten, so muß volle Bürgschaft dafür geleistet werden, daß dies heute und ewig wahr sei. Wenn Kaftan diesem so einfachen Gedanken nachgeht, so wird er finden, daß eine Autorität, welche den Anspruch auf das Recht erhebt, die Annahme von Lehren vorzuschreiben, bei endgiltigen Entscheidungen im Kreise dieser Lehren nothwendig unfehlbar sein muß.

Welche Reihe echt katholischer Folgerungen ließe sich aus dem von Kaftan betonten Satze herleiten: „Wir müssen ein Dogma haben"! Es ist wahr: eine christliche Glaubensgenossenschaft ohne Gemeinsamkeit im Glauben ist ein Unding. Noch klarer wird die Nothwendigkeit einer allgemein verbindlichen Lehre bei einem Hinblicke auf die Einheit, durch welche die Kirche nach Christi Willen sich auszeichnen sollte, um welche er auch so inständig seinen Vater im hohepriesterlichen Gebete anfleht[1]. Diese Einheit ist ja natürlich zunächst Einheit im Glauben, als Grundbedingung für jede Einheit in der Kirche. Daraus folgt aber auch, daß Christus seiner Kirche die Mittel gegeben haben muß, diese Einheit im Glauben zu begründen und zu bewahren. Wollte nun Kaftan unbefangen die Heilige Schrift lesen, so würde er auch „aus der reichen lebendigen Fülle der Schrift, gerade aus ihrer Mitte heraus" die Wahrheit schöpfen, daß Christus in der That jene Mittel der Kirche gegeben, daß er ein bleibendes, autoritatives und unfehlbares Lehramt in der Kirche eingesetzt hat, die aus allen Jüngern auserwählten Apostel, die er mit besonderer Sorgfalt lehrte und erzog, denen er vor seinem Scheiden von der Welt den Auftrag gegeben, sein Evangelium mit Autorität zu verkündigen, so daß derjenige, welcher das von ihnen gepredigte Evangelium nicht annehme, von ihm verworfen werden solle; zugleich verspricht er ihnen und ihren Nachfolgern bei ihrer Lehrthätigkeit seinen Beistand bis zum Ende der Zeiten[2]. Einen unter ihnen macht er zum Hirten der ganzen Heerde, dem er vorher schon verheißen, daß er der Felsen sein werde, auf dem er seine Kirche aufbaue, der felsenfeste Grund ihrer Einheit, ein so festes Fundament der Kirche, daß die Macht ihrer Feinde vergebens gegen sie anstürmen werde[3].

Doch das ist, wie Kaftan sagt, das ständige Ende der Erörterungen katholischer Theologen: „Die widerwärtigen Folgerungen, die zur Verherrlichung der Papstkirche und zur Befestigung der Pfaffenherrschaft dienen."[4] Wir bedauern, daß diese in der Heiligen Schrift so klar ent-

[1] Joh. 17, 20 ff. [2] Matth. 28, 18 ff.; Marc. 16, 15 f.
[3] Joh. 21, 15 ff.; Matth. 16, 18 ff.
[4] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 12.

Digitized by Google

haltenen Wahrheiten Kaftan so widerwärtig sind, Wahrheiten, die sich noch dazu als nothwendige Folgerungen aus der von ihm selbst aufgestellten Wahrheit von der Nothwendigkeit eines Dogmas ergeben.

Daß aus der Nothwendigkeit einer einheitlichen Lehre die Nothwendigkeit eines authentischen Lehramtes folge, stellt indessen Kaftan in Abrede, und zwar in einer Weise, die, wir müssen es gestehen, uns außerordentlich überrascht hat: „Mögen die Katholiken noch so eifrig behaupten, nur die Kirche sei befugt, die Schrift auszulegen, und wenn man dies Princip aufgebe, sei der Meinungsverschiedenheit und des Streites kein Ende, so *wissen* wir eben doch, daß das falsch ist. Wir wissen es nicht mit irgend welcher übernatürlichen Gewißheit, sondern mit der einfachen Gewißheit, mit der man *eine gegebene Thatsache* weiß, wo wir jedem, der uns mit großen principiellen Gründen und weit hergeholten Erörterungen eines andern belehren will, die schlichte Antwort geben: Du redest von Dingen, die du nicht verstehst.“ [1] Wie viele *Thatsachen*, welche Kaftan selbst berichtet, beleuchten den Satz der Katholiken, daß Einheit in der Erklärung der Schrift und der Lehre ohne authentisches Lehramt der Kirche unmöglich ist! Doch wir wollen kurz sein und nur an die *eine* Frage erinnern, welche wir erörtert haben; in dieser handelt es sich nicht etwa bloß um irgend ein einzelnes Dogma, sondern um *die Existenzberechtigung der Dogmen überhaupt*. In dieser Grundfrage sagen die einen, man müsse das bestehende Dogma ganz beibehalten, die anderen, man müsse es ganz aufgeben; eine dritte, zahlreiche Partei will einen Theil der Dogmen preisgeben, einen andern beibehalten; Kaftan glaubt, man solle das alte ganz fallen lassen, aber ein neues einführen; Dreyer und viele andere meinen, man müsse das Dogma als Dogma ganz beseitigen und eine allgemeine, unbestimmt gehaltene Kirchenlehre an seine Stelle treten lassen: *fünf Meinungen in dieser Grundfrage*; eine sechste ist wohl nicht denkbar; wäre sie möglich, so würde auch sie ihre Vertreter haben. Aber was beweist alles dies? Kaftan *weiß* einmal, daß zur Einheit der Lehre ein authentisches Lehramt nicht erforderlich ist; dies weiß er „mit der einfachen Gewißheit, mit der man eine gegebene *Thatsache* weiß“. Wie wagen wir es auch, ihn an die eben berührte Thatsache zu erinnern? Er gibt uns die „schlichte“ Antwort: „Du redest von Dingen, die du nicht verstehst.“

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 31.

Theod. Granderath S. J.

Digitized by Google

Damiani's Zwiſt mit Hildebrand.

Große Menſchen zu erhabenem Ziel gemeinſam wirken zu ſehen, iſt ſchön; ſie im Streben nach gleichem Ziele in Zwieſpalt zu ſehen, iſt lehrreich. In der engen Begrenzung menſchlicher Vorzüge liegt es, daß auch Lauterkeit des Strebens, Höhe der Einſicht und Edelſinn des Herzens vereint nicht hinreichen, um Männer von ausgeprägter Charakterart ſtets dieſelben Pfade wandeln, dieſelben Plane denken zu laſſen. Je heiliger dann die Sache und je höher das Ziel, deſto gewaltiger und unnachſichtiger wird der Zuſammenſtoß derjenigen, die beſtimmt zu ſein ſcheinen, ſich brüderlich die Hand zu reichen. Aber auch perſönliche Einflüſſe, Mißverſtändniſſe, Stimmungen, ſcheinbar untergeordnete Charakteranlagen, von denen der Menſch ſich nun einmal nicht gänzlich freimachen kann, üben ihre Wirkung, wie auf den Alltagsmenſchen, ſo auf den erhabenſten Menſchengeiſt, und es iſt nicht ganz zutreffend, wenn ein bekannter deutſcher Dichter ſeinen Helden ſagen läßt: „Der erhabene Menſch hat andere Verſuchungen als der gemeine.“

Auch Heilige haben zu einander in Zwieſpalt geſtanden, ohne deshalb aufzuhören, Heilige zu ſein; auch edle Geiſtesmänner ſtanden ſich kämpfend gegenüber, und doch blieben ſie in ungetrübtem Andenken das, als was wir ſie verehren. Auguſtin und Hieronymus, Boſſuet und Fénelon ſind in aller Munde. Die zarte Jugendfreundſchaft des großen Baſilius mit Gregor dem „Theologen“, anmuthend gleich einem Idyll, und die männliche Achtung und unbegrenzte Verehrung, mit welcher der Nazianzener ſpäter in Schrift und Rede den todten Freund gefeiert hat, vermochten nicht zu hindern, daß in der Vollkraft ihrer Jahre, in der Blüte ihrer Heiligkeit und Geiſtesſtärke auch heftige Worte, Vorwürfe und Klagen zwiſchen beiden gewechſelt wurden.

Bietet ein ſolcher Gegenſatz hervorragender kirchlicher Perſönlichkeiten für die Kleinarbeit der Kirchengeſchichte unſtreitig höchſt intereſſante Probleme, ſo unterliegt die richtige Beurtheilung ebenſo unſtreitig den größten Schwierigkeiten. Wo alles ſich durch Mißverſtändniß löſt, wie bei Auguſtin und Hieronymus, oder wo der Mißgriff auf der einen Seite klar zu Tage liegt, wie bei Hilarius von Arles gegenüber Leo dem Großen, mag ſich das Urtheil weniger leicht verirren. Aber ſchon die Spannung Gregors von Nazianz gegen Baſilius hat Darſtellungen gefunden, denen

Digitized by Google

man den Vorwurf des völligen Mangels an Verständniß und geradezu der sittlichen Roheit kaum ersparen kann. Und doch liegen hier gegenüber den Beschwerden Gregors wenigstens einige der Aeußerungen seines großen Freundes und Gegners vor, in welchen dieser würdevoll und liebreich zugleich dem festen Bewußtsein Ausdruck gibt, daß er niemals auch nur im geringsten gegen den Freund sich verfehlt habe [1].

Schlimmer wird die Sache, wo Aeußerungen nur von der einen Seite vorliegen, und auch da nur andeutungsweise, wie es in Briefen unter Freunden oder genauen Bekannten zu geschehen pflegt. Da ist dann ein weites Feld geboten für die Sucht, aus den unbedeutendsten und zufälligsten Aeußerungen eines vertrauten Briefes großartige principielle Gegensätze, weitausschauende politische oder dogmatische Gesichtspunkte, oder verwickelte psychologische Vorgänge herauszulesen. Die Neigung, welche bewußt oder unbewußt bei sehr vielen unserer Historiker vorhanden ist, kirchlich hervorragende Persönlichkeiten im Werthmaß herabzusetzen, oder vielmehr die Geringschätzung alles dessen, was von kirchlichem Standpunkte aus bedeutend und schätzbar ist, die sie als ererbtes Vorurtheil mitbringen, thut dann das Uebrige. Aber selbst für Historiker von unbefangenem Blick und unantastbar ehrenhafter Gesinnung ist es bei dem modernen Bildungsgange und dem herrschenden Zeitgeist manchmal unsäglich schwer, in die Anschauungsweise specifisch kirchlicher Persönlichkeiten, etwa eines großen Bischofs, Asceten oder Mönchs des Mittelalters sich hineinzudenken. Das ruhige Gleichmaß des Blickes und die bedachtsame Hand, welche nothwendig wären, den Knoten eines Conflictes zwischen mehreren solcher Persönlichkeiten richtig zu lösen, fehlt natürlich dann vollends.

Kaum an irgend einem andern Beispiel hat sich dies alles so bewahrheitet, wie an dem vielbesprochenen Zwiespalte zwischen Petrus Damiani und Hildebrand, seinem Genossen im Cardinalscollegium, dem nachher so berühmten Papst Gregor VII. Beide werden in der Kirche als Heilige verehrt. Damiani trägt den Titel eines Kirchenlehrers, Gregor gilt als einer der größten Päpste, die je das Schifflein Petri gelenkt haben. Auch vom rein menschlichen Standpunkte sind sie unbestreitbar die beiden hervorragendsten Geister ihres Jahrhunderts. Beide standen an der Spitze derselben großen Geistesbewegung, welche im 11. Jahrhundert die Kirche umgestaltet hat, und sie haben viele Jahre lang gemeinsam gewirkt.

[1] Ep. II, 71 (Migne, P. G. XXXII, 435).

Digitized by Google

Und doch läßt sich nicht läugnen, daß in den Schriften Damiani's Aeußerungen vorliegen, welche eine Mißstimmung oder eine gegensätzliche Stellung zu Hildebrand anzudeuten scheinen. An Ausbeutung und Auslegung dieser Stellen hat es nicht gefehlt. Der Mißbrauch war um so leichter, eine richtige und sichere Beurtheilung um so schwerer, als Hildebrands Rückäußerungen uns nicht erhalten blieben. Es sind nur Bruchstücke und Andeutungen, die sich finden, alle nur von der einen Seite, alle mehr oder minder unklar und verschiedener Deutung fähig. Dazu kommt, daß es sich um zwei Persönlichkeiten handelt, welche in die großen Weltereignisse machtvoll eingegriffen haben, deren Namen verschmolzen sind mit den großen Bestrebungen und Ideen, für die sie gelebt haben. Ihre privaten Eigenthümlichkeiten bleiben unbeachtet und unverstanden. Die Rolle, die sie auf dem großen Schauplatz der Welt gespielt, hat die allerverschiedenste Beurtheilung gefunden, und damit der sittliche Werth alles dessen, was sie waren, und dessen, was sie gethan.

Der „Höllenbrand" der „Magdeburger Centuriatoren", der Stein des Anstoßes der Jansenisten, Febronianer und Janusgläubigen, bleibt Hildebrand dem Katholiken, der noch Verständniß für seine Kirche hat, das Vorbild des gottbegeisterten Priesters, des heldenmüthigen Gottesstreiters. Der moderne Aufgeklärte ist gewohnt, in ihm eine Art von kirchlichem Richelieu zu sehen, der Katholik erkennt in ihm eher etwas von einem Elias, er ehrt in ihm den Heiligen und gleichsam das Ideal eines Papstes.

Kaum geringer ist der Gegensatz zwischen den verschiedenen Urtheilen der Historiker über Petrus Damiani. Bernhardi[1] ist er nur der „eitle und geschwätzige Mönch". Funk[2] zählt ihn zu den „hervorragendsten Erscheinungen des 11. Jahrhunderts" und nennt ihn „einen zweiten Hieronymus". Meltzer[3] schildert ihn als den guten frommen Reformer, welcher gar nicht merkt, wie er nur benützt wird für ihm ganz fremde hierarchische Zwecke. Nach Roth[4] dagegen „setzte er charaktervoll seine Pläne selbst gegen Hildebrand durch", war keineswegs „dessen blinder Verehrer, da er selbständig handelte und dem Hildebrand sogar nach seiner Ansicht mehrfach dessen Pläne zum Wohle der Kirche verdarb". Giese-

[1] Forschungen z. d. Gesch. XVII, 403.
[2] Lit. Rundschau (1882). VIII, 397.
[3] Gregor VII. und die Bischofswahlen. S. 28.
[4] Studien und Mittheilungen aus dem Benediktiner- und Cistercienserorden, 1886. II. S. 332.

Digitized by Google

brecht [1] findet ſeine Schriften gekennzeichnet durch „einen genialiſchen Zug, der wenigen Schriftwerken jener Zeit eigen iſt". Ceillier [2] bewundert die „Form voll Nobleſſe, Anmuth und Harmonie", mit welcher Damiani alles zu umkleiden weiß. Martens [3] dagegen findet bei ihm „wüſte Phantaſtereien", „Blüten der Parteileidenſchaft im Bunde mit einer unglaublichen Geſchmackloſigkeit". Nach Reumont [4] war Damiani „einer der eifrigſten und frömmſten Mitarbeiter" am Werke der Herſtellung der Kirchenzucht, nach Gieſebrecht „ein unvergleichlicher Vorkämpfer des reformirten Papſtthums, durch Geiſt und Gelehrſamkeit eine Zierde der römiſchen Curie" [5]. Kleinermanns [6] ſieht in ſeinem ganzen Leben „das herrlichſte Tugendbeiſpiel". Selbſt Gregorovius geſteht ihm den Ruf bei den Zeitgenoſſen zu, „der frömmſte Mann der Kirche ſeiner Zeit und einer der eifrigſten Kämpfer um ihre Reform aus den reinſten Abſichten geweſen zu ſein". Fetzer [7] hingegen findet, daß er ſittlich unter dem von ihm ſo ſcharf getadelten Gegenpapſte Cadalus ſtehe, daß er „ſich durchaus nicht ſcheue, im Intereſſe des Syſtems ... zu lügen und zu betrügen", daß er ſich „freche Lügen" zu Schulden kommen laſſe. Gregorovius [8] ſpricht von dem „ſchwachen, unpolitiſchen Pier Damiani". „Sein Verſtand war ſchwach, ſeine mönchiſche Einfalt groß, ſeine Natur lyriſch, ſein Vorſtellen von myſtiſchen Bildern erfüllt." Steindorf [9] nennt ihn den „allzeit ſchlagfertigen, raſtlos thätigen Vorkämpfer", dem „das päpſtliche Regiment (unter Clemens II.) zu milde, zu nachſichtig war". Nach Fetzer [10] iſt ihm „außerordentliche politiſche Klugheit und Gewandtheit nicht abzuſprechen".

---

[1] Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit. III, 238. (3. Aufl.) [2] XIII, 323.

[3] Die Beſetzung des päpſtlichen Stuhles. 152. 157.

[4] Geſchichte der Stadt Rom. II, 363.

[5] Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit. III, 238.

[6] Der hl. Petrus Damiani. S. 228.

[7] Voruntersuchungen zu einer Geſchichte des Pontificates Alexanders II. S. 58. Man vergleiche mit dieſer Anklage opp. Dam. Ep. IV, 11: „Wenn Verkehrtes und Falſches in dem Buche ſtehen ſollte, dann verzehre es lieber das Feuer, als daß es in die Oeffentlichkeit kommt," oder Opusc. VI. c. 38: „Absit a me mendacium scribere; nam qui Veritatem pro viribus veraciter colo, commentum fallaciae non admitto." Migne CXXXXIV, 1012. Seine Sorgfalt, die Wahrheit nicht zu verletzen, ſiehe Opusc. XIX, 3; Opusc. XX, 5; Opusc. XXXIII, 4 u. 8; Opusc. XXXIV, 7. „Die Wahrheitsliebe iſt ihm eine der Haupttugenden." Neukirch a. a. O. S. 6.

[8] Geſchichte der Stadt Rom. IV, 141, vgl. 103; ähnlich Neukirch a. a. O. S. 90.

[9] Jahrbücher des Deutſchen Reiches unter Heinrich III. II. Bd. S. 25.

[10] A. a. O. S. 52.

Digitized by Google

Bei so stark auseinandergehender Beurtheilung sowohl Damiani's wie Hildebrands kann es nicht wunder nehmen, wenn auch die Spuren einiger zwischen ihnen vorgekommenen Mißhelligkeiten in der allerverschiedensten Weise ausgedeutet worden sind. Es lassen sich die verschiedenen Auffassungen in vier Hauptklassen gruppiren.

Die erste Auffassung schildert Hildebrand und Damiani völlig eins im Princip wie im Streben. „Hildebrand war das wahre politische Haupt der Reformpartei und Pier Damiani ... ihr eifernder Prophet.“ [1] Die Reibungen und Gegensätze unter ihnen waren rein persönlicher Natur. Gregorovius [2] sieht in den beiden zu grundverschiedene Charaktere, als daß eine dauernde Freundschaft unter ihnen möglich gewesen wäre. „Damiani, ein hervorragendes Talent des Mönchthums, kein schöpferisches und praktisches im alten Sinn, sondern eine schwärmerisch-mystische Kraft, deren sich Hildebrand geschickt bediente, die Welt mit Ekstase zu entzünden, während er selbst kalt und klug berechnend sein hierarchisches System entwarf.“ In Hildebrand erblickt man nur [3] „den großen, gemüthlosen und kalten Verstand eines Monarchen, dessen Seele keine Gabe der Muse je verschönert und erwärmt hat. Sein Gegensatz war Pier Damiani, ein lebhaftes Talent zweiten Ranges ... ein liebenswürdiger Träumer“, bei dem sich „mystischer Sinn mit einem edlen christlichen Geist vereint“. Zu Hildebrand blickte er „voll ehrfürchtiger Scheu empor“; aber dessen „despotisches Wesen“ lockte ihm manchmal bittere, wenn auch höchst wahre Scherze ab [4].

Etwas anders urtheilt Voigt [5]. „Der Papst hatte Hildebrand zum Kanzler erhoben und aller wichtigen Verwaltung der Dinge vorgesetzt.... Ohne Zweifel mochte dies Petrus Damiani, vielleicht aus Neid, mißbilligen, denn aus seinen Briefen ist manche Spur von dieser Gesinnung in diesen Zeiten nachzuweisen. Er bat daher in Briefen an den Papst und Hildebrand, daß sie ihm die Last des Bisthums zu Ostia abnehmen und ihn von aller Verwaltung lossprechen möchten.... Er begab sich ins einsame Leben, vielleicht weil ihn Hildebrand durch seinen Geist weit hinter sich zurückgedrängt hatte. Aus diesen Zeiten sind wohl die Worte über Hildebrand, worin er zu erkennen gibt, daß dieser durch den Papst als durch ein Schattenbild handle und er es sei, welcher das Triebrad der Hierarchie in Bewegung setze.“ Voigt meint, daß auch von Hilde-

[1] Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom. IV, 96. [2] A. a. O. S. 97.
[3] A. a. O. S. 293. [4] A. a. O. S. 132. 2.
[5] Hildebrand und sein Zeitalter. I, 66.

Digitized by Google

brands Seite Abneigung geherrscht habe. Nachdem er der „hohen Rechtlichkeit und Frömmigkeit" gedacht, die sich in Damiani's Schriften kundgebe, fährt er fort[1]: „Warum Hildebrand es nicht so recht mit ihm meinte, ist fast nicht zu erklären. Peter klagt sehr, daß Hildebrand ihn so wenig liebe und ihm so selten schreibe."

Auch Dr. Kleinermanns[2], einer der neuesten Biographen Damiani's, sucht den Anlaß der Mißhelligkeiten lediglich in der persönlichen Empfindung. Infolge von Hildebrands geistiger Ueberlegenheit kam Damiani von selbst in eine Art Abhängigkeit von Hildebrand. Diese Abhängigkeit wurde aber Damiani „mitunter etwas unbequem" und besonders dann, wenn er mit seinen Wünschen, der Cardinalswürde enthoben zu werden, nicht durchdringen konnte. „Ein weiterer möglicher Grund zu solchen Anlässen lag vielleicht auch darin, daß Damiani in vielen Punkten nur nach dem Gefühle urtheilte (?) und darum von dem immer seinem Verstande als Richtschnur folgenden Hildebrand vergeblich eine Liebe erwartete, welche seinen Ansprüchen genügt hätte."

Die zweite Auffassung, hauptsächlich durch Reumont[3] vertreten, findet bereits einen sachlichen Gegensatz zwischen den beiden Männern, obgleich auch sie noch in beiden das Streben nach dem gleichen Ziele anerkennt. Damiani's „*lediglich dem Kirchlichen zugewandter Geist*" kann sich nicht befreunden mit Hildebrands „*überwiegend politischer Richtung*". Seinem zwingenden Einfluß vermag er sich trotzdem nicht zu entziehen; er nennt ihn deshalb, „das Dämonische in seinem Wesen naiv charakterisirend, seinen heiligen Satan". „Selten sind zwei Männer nebeneinander gestanden, die mit größerer innerer Verschiedenheit nach demselben Ziele strebten, der eine stets seiner mächtig, klug abwartend, der andere heftig und ungemessen und nur zur Noth seine übersprudelnde Natur bezwingend; jener aus der Mitte der Welt und der Geschäfte heraus seine gewaltigen Reformen anstrebend, dieser von der Einsamkeit aus die vereinzelten Gegner niederwerfend."

Einen starken Schritt weiter bezeichnet die dritte Auffassung. Am gemäßigtsten tritt dieselbe noch bei P. Roth[4] hervor: „Die Verschiedenheit der *Principien* ist es, die beide Männer unterschied." Damiani hegt „starke Abneigung gegen die politischen Pläne einer Machtstellung der

[1] Hildebrand und sein Zeitalter. S. 74. Anm. 53.
[2] Der hl. Petrus Damiani. S. 182 f.
[3] Geschichte der Stadt Rom. II, 363.
[4] Studien und Mittheilungen, 1886. II, 331 f.

Digitized by Google

Hierarchie". „Keineswegs einseitig, läßt er eine maßvolle Mitwirkung des deutschen Königshauses bei den Papstwahlen und anderen Angelegenheiten der Kirche gelten; dieses Princip brachte ihn mit Hildebrand in Mißstimmung." Schärfer spricht denselben Gedanken Neukirch[1] aus. Nach ihm war Damiani's letztes Ziel die Herstellung der Zustände, wie sie zur Zeit der zweiten Hälfte von Heinrichs III. Regierung waren; sein Ideal war die „kaiserliche Reformkirche". Insbesondere weist Neukirch hin auf die Abweichung von Damiani's „Zweischwerttheorie" gegenüber der Hildebrands, indem nach Damiani nur das geistliche Schwert dem Vikar des Petrus, das weltliche dem König übertragen sei.

Diese letzte Anschauung des Verhältnisses zwischen den beiden großen Männern sucht Fetzer[2] einzuschränken, indem er eine vierte Auffassung als die allein berechtigte zur Geltung zu bringen unternimmt. Damiani war allerdings groß geworden im Anblick der epochemachenden Thätigkeit Heinrichs III. für die Reinigung der Kirche, für die Emancipation der Curie von der Macht der römischen Adelsparteien, aber desungeachtet war er nichts weniger als ein „Heinricianischer Schwärmer". Daß Damiani das gleiche Ziel im Auge hatte, wie Hildebrand, daß ihm dasselbe System vorschwebte, welches nach ihm Hildebrand durchzusetzen suchte, glaubt Fetzer aus Damiani's Schriften „überzeugend auseinandergesetzt zu haben". Andererseits gibt er zu, daß auch persönliche Empfindungen Damiani's als Anlaß seiner gereizten Aeußerungen anzunehmen seien. „Der fortgesetzte Druck, welchen Hildebrand auf ihn ausgeübt zu haben scheint", wirkte verhärtend auf sein Gemüth.

Aber der eigentliche Gegensatz war doch nach Fetzer ein principieller. Er erschaut im Geiste an der Curie Alexanders II. zwei Parteien, die der Moderati und die der Zelanti, gleich in dem Ziel, das sie

[1] Petrus Damiani bis 1059. S. 85 ff. Doch spricht auch Neukirch von einer Zeit, da Hildebrand noch eine hohe Meinung von Damiani hegte, Damiani „noch nicht entfernt Hildebrands politische Pläne und ebenso wenig dieser jenes Abneigung gegen sie erkannt hat". Die Mißhelligkeiten, die damals eintraten, seien persönlicher Natur gewesen: „Jedenfalls führten dazu keine politischen Differenzen, die erst unter Alexander II. unzweifelhaft zwischen ihnen zu Tage traten, und ebenso sicher gab Damiani zu ihnen nicht den Anlaß. Vielmehr scheint die schon seit der Zeit Victors II. sich immer mehr entwickelnde despotische Natur Hildebrands, die keinen Widerspruch des freimüthigen Damiani, der nur sein Werkzeug sein sollte, duldete, die Ursache des in den folgenden Jahren immer stärker hervortretenden Zwiespaltes beider Männer gewesen zu sein." A. a. O. S. 74 f.

[2] Voruntersuchungen. S. 60 ff.

Digitized by Google

verfolgten, verschieden in dem Wege, den sie zu diesem Ziele einschlugen. Damiani konnte als Moderato auf „Hildebrands crasse, zelantische Auffassung" nicht eingehen; er war das Haupt der Moderati, Hildebrand führte die Zelanti. Ueber beiden Parteien stand Alexander, je nach der Zeitlage der einen oder der andern das Wort ertheilend. Der Anblick der Thaten Heinrichs III. hatte auf Damiani immerhin einen entscheidenden Einfluß gehabt: „Den Glauben an eine gemeinsame Arbeit von Imperium und Curie zur Verwirklichung dieser (von ihm und Hildebrand geplanten) Hierarchie hat er nie aufgegeben." Diese Ueberzeugung suchte er auch dann noch festzuhalten, als die Curie selbst nicht mehr des Reiches zu bedürfen glaubte. „So wendet er sich 1063 auf eigene Faust um Hilfe durch ein Concil für die bedrängte Kirche an Anno als Reichsregenten, was die äußerste Entrüstung Hildebrands gegen ihn hervorrief und ihm auch von Alexander einen zwar sanften, doch bestimmten Verweis zuzog. . . . Daß Damiani diesen seinen politischen Glauben festhielt, den Glauben an die vereinte Arbeit des Imperiums und der Kirche zur Verwirklichung der Civitas Dei in terra, der Welttheokratie der Curie, hatte nothwendig zur Folge, daß er von der frühern Stellung, von der Bedeutung, die ihm für die ersten Jahre Alexanders II. zukommt, immer mehr herabsank; und damit ging Hand in Hand eine innere Entfremdung zwischen ihm und der Curie, welche er sehr bitter empfand und welche ihn veranlaßte, sich selber zuletzt ganz von der öffentlichen Thätigkeit zurückzuziehen und zu dem Ideal zurückzukehren, welches ihm für seine persönliche Befriedigung immer das höchste gewesen war, das stille zurückgezogene Leben des Mönchs, des Asceten und Gelehrten".

Bei allen diesen Auffassungen wird ein tiefgreifender Gegensatz zwischen Hildebrand und Damiani angenommen, meistens auch eine Mißstimmung ernster und dauernder Natur. Weder ein solcher Gegensatz, noch eine solche Mißstimmung hat je bestanden, und noch weniger ist sie aus den vorhandenen Aeußerungen Damiani's zu erweisen. Dieselben sind so unvollständig und vieldeutig, daß aus ihnen weder das Verhältniß, noch der Charakter, noch die Principien der beiden Männer beurtheilt werden dürfen. Im Gegentheil, erst dann können diese gelegentlichen Aeußerungen und Anspielungen in Briefen und Epigrammen mit einiger Sicherheit gedeutet werden, wenn das Gesammtverhältniß der beiden Männer einerseits, die Charaktereigenthümlichkeit des Schreibers und Dichters andererseits genügend klargestellt ist.

Digitized by Google

I.

Das Gesammtverhältniß Damiani's zu Hildebrand läßt sich in drei Fragen erschöpfen:

1. Bestand zwischen beiden eine persönliche Kluft durch Gegensätzlichkeit der Charaktere?

2. Bestand eine solche durch eine aus den Verhältnissen und gegenseitigen Berührungen sich ergebende Abneigung, d. h. wurde Damiani an der Curie durch Hildebrand zurückgedrängt, so daß sein Einfluß herabsank, und er sich deshalb mißstimmt zurückzog?

3. Bestand zwischen beiden ein Gegensatz im Ziel oder irgendwie im Princip?

1. Alle stimmen überein, daß es hauptsächlich durch Hildebrands Einfluß geschah, wenn Stephan IX. 1057 den Einsiedler von Fonte-Avellana trotz seines Widerstrebens als Cardinalbischof von Ostia an die Spitze des hl. Collegiums stellte. Damiani steht nicht an, später an Hildebrand zu schreiben[1]: „Den Episkopat, den Du mir gegeben hast, stelle ich hiermit durch diesen Brief wieder zurück." Ebenso gewiß ist, daß Hildebrand bei seinen Maßregeln für das Wohl der Kirche in Damiani den treuesten und hingebendsten Helfer fand. „Wahrlich, seit ich an die römische Kirche festgekettet bin," schreibt ihm Damiani 1059, „habe ich mich stets bemüht, Deinen Plänen und Unternehmungen zu dienen, wie ich nur wünschen kann, Gott und dem hl. Petrus gedient zu haben, und in all Deinen Kämpfen und Siegen habe ich nicht wie ein Mitkämpfer oder Gefährte, sondern geradezu wie der Blitz dreingeschlagen. Oder wo hast Du einen Kampf aufgenommen, wo ich nicht sofort dabei gewesen wäre als Kämpfer und Kampfrichter? Keine andere Autorität geschriebener Satzungen habe ich dabei vor Augen gehabt, sondern allein Deinen Willensentscheid, und Dein Wille war mir Gesetz. Und ich habe mich nie für das entschieden, was mir gut dünkte, sondern was Dir gefiel."

Es war dies aber keineswegs die Folge einer Charakterschwäche auf Seite Damiani's, sondern dessen klare Erkenntniß von der unvergleichlichen geistigen Bedeutung Hildebrands und der Lauterkeit seiner Absichten. „Deshalb, wenn es so meinem Herrn gefällt," schreibt er 1059 an Nicolaus II.[2], „ziehet den Herrn Hildebrand, einen Mann der heiligsten und lautersten Gesinnung, und die ehrwürdigen Bischöfe Humbert und Bonifatius zu, die ja Euere schärfsten und durchdringenden Augen sind, und

[1] Ep. II, 8. [2] Ep. I, 7.

Digitized by Google

theilt diesen Euere Absicht mit . . ." „Die unerschütterliche Säule des Apostolischen Stuhles, den Herrn Archidiakon Hildebrand"[1]; „den unbezwingbaren Schild der römischen Kirche"[2] nennt er ihn noch in seinen letzten Jahren, als bereits jene Mißhelligkeiten eingetreten waren. Ja in einem Epigramm[3] aus dieser Zeit feiert er noch Hildebrand, der in unscheinbarer Gestalt großen Geist birgt, ein Sisyphus an Größe, alles beherrscht, ähnlich dem Eisen, das gering scheint nach außen, aber alle anderen Metalle schmiedet und bezwingt.

Allein nicht bloß mit ehrwürdiger Scheu blickte er zu ihm auf, sondern mit herzlicher Freundschaft war er ihm zugethan. „Dem ehrwürdigsten Bruder Hildebrand Petrus, Sünder und Mönch, den Ausdruck der herzlichsten Liebe", so überschreibt er sein Hildebrand gewidmetes 32. Opusculum; „den beiden Hildebranden (Cardinal Stephan und Hildebrand, die damals die Geschäfte der Curie leiteten), Petrus, Sünder und Mönch, das unauflösliche Band der Liebe", heißt es ein anderes Mal. „Du hast sehr weise, wie Du auch vieles andere zu erwägen pflegst," schreibt er ihm nach seiner Mailänder Legation 1059 mit Bezug auf eine literarische Arbeit, die Hildebrand von ihm wünschte, „dies von mir verlangt, und zwar mit jener Liebe, die alles übersteigt." „In welch segensvollem Andenken Dein Name in meinem Munde war, darüber frage einmal den Abt Hugo, den Du ja kennst", heißt es etwas später. „Als ich einmal von Dir sprach, versetzte jener: ‚Das weiß er (Hildebrand) wohl gar nicht, daß Du eine solche innige Liebe zu ihm hegest; wüßte er es, er würde über die Maßen von Zuneigung zu Dir erfüllt werden.'" „Wahrhaftig, es lebt niemand auf Erden," heißt es in demselben Briefe an Hildebrand, „an den ich lieber schreiben möchte (als an Dich)."

Aber noch unzweifelhafter läßt sich das Freundesverhältniß der beiden Männer erkennen aus gelegentlich eingestreuten Bemerkungen, in welchen Damiani der vertrauten Unterhaltungen mit Hildebrand gedenkt. Was Hildebrand, jener „hochweise Mann", ihm erzählt hat von seinen Erlebnissen und Erfahrungen in Frankreich und Deutschland, nimmt er in seine Werke auf. Theilweise dient es zugleich der Verherrlichung Hildebrands[4]; es sind wunderbare Vorfälle, durch welche die Vorsehung dessen Legationen ausgezeichnet hat. Mit sichtbarem Wohlgefallen schreibt Damiani diese Unterredungen nieder; er sucht genau Hildebrands eigene Ausdrücke zu

[1] Ep. II, 9. [2] Ep. II, 6. [3] Migne CXLV, 966. CXCIV.
[4] Opusc. XIX, 6; XX, 3; XXXII, 1.

fixiren und erinnert ihn an den vertraulichen Gedankenaustausch. Einmal hat ihm Hildebrand vertraulich gestanden, daß er sich bei seinen Speisen des Lauches und der Zwiebeln aufs strengste enthalte, nur weil er für dieselben eine gewisse natürliche Vorliebe habe. In seinem Werkchen über die Fastenzeit weiß alsbald Damiani diesen schönen Zug der christlichen Abtödtung trefflich zu verwerthen. „In solchen verächtlichen Dingen ist die Enthaltung schwerer, die Nahrung für den Stolz geringer; es ist leichter des Fleisches, als des Salzes zum Fleisch sich zu enthalten." Ein anderes Mal[1] hat er Hildebrand einen merkwürdigen Traum erzählt, den einer seiner Freunde über ihn selbst gehabt hatte, und der ihm düstere Gedanken machte. Hildebrand aber, mit dem er im Lateranpalast vertraulich beisammen war, hieß ihn nichts für sich fürchten, und gab ihm die Auslegung des Traumes: einer seiner liebsten Freunde werde sterben. Hildebrands Wort war Prophetie. Drei Tage nach der Abreise von Rom erhielt Damiani die Nachricht vom Tode des hl. Dominikus Loricatus. Damiani trug Sorge, den Vorfall in seinen Schriften zu verewigen.

Ueberhaupt herrschte zwischen den beiden Geistesverwandtschaft im vollen Sinne des Wortes. In beiden beherrschte der Mönch alles übrige, mit Cluny's Geist waren sie großgenährt. Wie Damiani, so hat auch Gregor VII. mit schmerzlicher Sehnsucht an die Freuden der Einsamkeit und des Gebetes sich zurückerinnert, die er einst im Kloster durchlebt hatte. Beide standen sich auch nahe hinsichtlich der Geistesbildung. Hildebrand hatte wie Damiani eine wissenschaftlich feine Ausbildung erhalten, und dafür hatte Damiani den Blick nicht verloren. „Diesen Tempel (der mit Wissenschaft gepaarten Tugend) kannst Du, ehrwürdiger Bruder", so schreibt er ihm[2], „mit Gottes Hilfe sehr gut erbauen, der Du von den Aegyptern die goldenen und silbernen Gefäße mit den kostbaren Gewändern entliehen hast. Denn der entwendet den Aegyptern ihren Schatz, um damit Gott ein Haus zu bauen, der die Dichter und Philosophen gelesen hat, durch welche er fähiger wird, die Geheimnisse des Wortes Gottes tiefer zu durchdringen." „Wie darf ich, obgleich dürftig an Sprache und arm an Geist," so schreibt er nach seinem endgiltigen Scheiden von der Curie an Hildebrand und Cardinal Stephan[3], „an so berühmte und wohlgelehrte Männer mich wenden? ... aber weil ich kürzlich aus Liebe zur Ruhe von Euch mich getrennt habe dem Fleische nach zwar, aber nicht dem Herzen nach, um mich einem geistlichen Sabbat hinzugeben, so laßt mich

[1] Migne CXLIV, 1023. [2] Opusc. XXXII, 9. [3] Ep. II, 5.

Digitized by Google

über diesen Sabbat mit Eurer geheiligten Weisheit eine kurze Unterhaltung pflegen."

Auch in den gleichen Freundeskreis theilten sich Damiani und Hildebrand. Die markgräfliche Familie von Toskana stand beiden gleich nahe; Hugo von Cluny und Desiderius von Monte-Cassino waren Freunde beider; Leo IX., Nicolaus II., Alexander II. hielten große Stücke auf beide. Von Kaiser Heinrich III. wie der Kaiserin Agnes hatten beide Zeichen außerordentlicher Huld erfahren. So erklärt es sich, daß kaum ein anderer Name in Damiani's Briefen, Gedichten und größeren Schriften so viel und mit solcher Auszeichnung genannt wird wie der Hildebrands. Andererseits ist kein Zweifel, daß auch Hildebrand die Hochachtung Damiani's mit Hochachtung und seine Freundschaft mit Freundschaft erwiederte. „Reichen Dank Dir, ehrwürdiger Bruder," schreibt ihm Damiani 1059, „da ich vernommen, daß auf Deiner Reise zum hohen Königshofe aus dem Heiligthum Deines Herzens die wärmste Liebe zu mir sich kundgegeben habe (aestuantem circa me charitatem vaporare persensi). Und was Wunder, da Gott selbst ein ‚verzehrendes Feuer' genannt wird, wenn auch die Wohnstätte des Heiligen Geistes durch hervorbrechende Funken das Feuer erkennen läßt, von dem sie erwärmt ist! Denn wo immer auf jener Reise mein Name erwähnt wurde, war mein Andenken bei Dir im Segen. Das hat das Herz meiner Freunde aufgerichtet und die Lippen der Ehrabschneider wie mit dem Knebel wohlverdienter Abfertigung verschlossen."

Es stimmt nur mit dem ganzen bisher geschilderten Verhältniß, wenn berichtet wird, daß Hildebrand als Papst Damiani's Schwestersohn und Nachfolger in Fonte-Avellana, Damianus, zum Cardinal erhoben und mit der Abtei Nonantula begabt habe in Anerkennung der großen Verdienste des Oheims um die Kirche.

2. Den größten Beweis der Hochachtung und des Vertrauens gab aber Hildebrand dem Siedler von Avellana gerade durch das, was zeitweise zu Reibungen zwischen beiden und zu dem ganzen Gerede von einem Zwiespalt unter ihnen den Anlaß gegeben hat. Wie durch Hildebrands Einfluß Damiani trotz alles Sträubens an die Spitze des Cardinalscollegiums gestellt wurde, so suchte er auch ferner dessen werthvolle Dienste der Curie zu erhalten. Weit entfernt, Damiani zurückzudrängen, war es sein unablässiges Bemühen, ihn möglichst in die Geschäfte hereinzuziehen zum Besten der Kirche. Um Damiani zur Annahme des Cardinalats und Episkopats zu vermögen, hatte es von seiten des Papstes des strengen Gebotes gegenüber dem Mönch und sogar der Androhung der

Excommunication bedurft, und Damiani selbst beruft sich Nicolaus II. gegenüber darauf, seine Würde sei ihm nicht canonisch übertragen, sondern gewaltsam aufgenöthigt worden[1]. „Ihr wißt", schreibt er auch später an Alexander II. und Hildebrand[2], „und erinnert beide Euch noch sehr wohl, daß diese Last nicht von mir aufgenommen, sondern mir aufgeladen wurde, daß ich sozusagen nicht selbst ins Netz ging, sondern gewaltsam mit demselben umstrickt wurde." Ohne Unterlaß bestürmte er sowohl Nicolaus II. wie Alexander II., ihn seiner Würden, wie seiner Stellung an der Curie zu entheben. Die bei ihm früh hervortretenden Beschwerden des Alters und die römischen Fieber, die sich ihm besonders unzuträglich erweisen, hebt er hervor, um des Papstes Mitleid zu erwecken. Er verschweigt aber auch nicht die wahren Gründe, die ihn treiben. Die Furcht für sein Seelenheil in so verantwortlicher und gefahrvoller Stellung ist ihm vollständig ernstgemeint, wie sie nur einem Heiligen ernstgemeint sein kann. Sie zieht sich auch sonst durch seine Schriften hindurch und ist ein Kennzeichen seiner ganzen Geistesrichtung. Gleich mächtig geht dieser zur Seite die Sehnsucht nach der Einsamkeit und Beschauung. Er hat es zu bitter erfahren müssen, daß im Strudel weltlicher Geschäfte die Andacht nicht gedeiht.

„Warum macht man mir zum Vorwurf," schreibt er an Nicolaus II.[3], „daß ich das Hirtenamt niederlegen will, der ich, täglich von den Geschäften weltlicher Sorgen umstrickt, im Eifer der Liebe Gottes erkalte und der tödtlichen Kälte einer lauen Seele entgegengehe. . . Wohl erinnere ich mich dagegen, wie ich oft vom Feuer der Gottesliebe mich so entflammt fühlte, daß ich wünschte, auf der Stelle die sterbliche Hülle zu durchbrechen und frei vom Staube der Erde und der Finsterniß des Kerkers zum Lichte der Ewigkeit jubelnd mich emporzuschwingen! Ja damals hatte ich noch, wie der Herr beim Propheten verspricht, ein Herz aus Fleisch, oder besser, wie mir scheint, aus Wachs, das, erwärmt von der Flamme himmlischer Sehnsucht, zerschmolz und oft mit reichlichen Thränen das weinende Antlitz befeuchtete. Ich erschauderte, etwas zu hören, geschweige denn mit den Lippen auszudrücken, was nicht an Christus erinnerte. Die Nichtigkeiten und Scherze weltlicher Unterhaltung waren mir gleich dem Zähnefletschen der Hunde und dem Biß der Schlangen. Häufig schaute ich im Geiste vor mir gegenwärtig Christus mit Nägeln durchbohrt am Kreuze hangen, und voll Verlangen sog ich mit den Lippen das herabträufelnde

[1] Opusc. XIX, Prol. [2] Opusc. XX, 1. [3] Opusc. XIX, 5.

Digitized by Google

Blut. Und wenn ich es versuchen sollte, in Worten auszusprechen, was mir zu schauen vergönnt wurde, sei es von der heiligsten Menschheit unseres Erlösers, sei es jene unbeschreibliche Schönheit seiner himmlischen Glorie, — der Tag würde vergehen, ehe ich die Aufzählung geendet. Jetzt aber bin ich hart geworden, wie ein Felsen, und während ich in äußeren Geschäften mich aufzehre, kann ich nicht mehr ausbrechen in die Thränen der Andacht. Ja häufig lege ich die Hand auf meine Brust und zeige dem Arzte der Seelen die eiternde Wunde, rufend und mit heißem Flehen zu ihm emporschreiend: „Der du die tiefsten Abgründe mit dem Strahlenlichte deiner Gottheit erleuchtest, verscheuche du die Finsternisse dieses Herzens und laß gnädig hineinstrahlen das Licht deiner Wahrheit. Aber jetzt, wenn der Blinde am Wege schreit, bleibt Jesus das eine Mal stehen und gibt ihm das Augenlicht wieder, ein anderes Mal geht er vorüber, als wenn er den lästig Schreienden nicht hörte, und der arme Blinde bleibt in seiner Blindheit. Welch ein Schmerz! Ja, ich bin jener Samson; wie er über den Verlust seines Lockenhaares, weine ich über den der siebenfachen Gabe des Heiligen Geistes, und meiner Augen beraubt, nicht zwar der des Antlitzes, aber der des Herzens, keuche ich unter der Last der weltlichen Geschäfte. . . Warum also soll ich nicht Rom verlassen, um so vielen Wunden der Seele zu entgehen?"

Oft kommt er auf diese Gedanken zurück; sie waren es, die ihn bestürmten, sobald er recht Zeit hatte, über sich nachzudenken. „Von solchen Bedrängnissen rings umschlossen," schreibt er in Bezug auf weltliche Geschäfte an Alexander II.[1], „suche ich mich aufzuraffen, aber bald versagt die Kraft; ich mache den Versuch, aber alsbald unterliege ich. Ich kann mich nicht aufschwingen zu den Höhen der Beschauung, nicht ausbrechen in die Thränen der Andacht. Denn der Geist, durch irdische Geschäfte verdunkelt, versucht vergebens sich zum Gipfel der Beschauung zu erheben, da er durch die weltlichen Anliegen wie mit Steineslast niedergedrückt wird."

Man muß sein Lob des Einsiedlerlebens[2] gelesen haben, um diesen Drang seines Herzens ganz zu verstehen. „Das Leben des Einsiedlers ist die Schule himmlischer Lehre und die Uebung göttlicher Kunst. Denn da ist Gott alles, was gelernt wird, und zugleich der Weg, auf dem man voranschreitet, auf dem man zur Erkenntniß der höchsten Wahrheit gelangt. Die Einsamkeit ist das Paradies der Wonne, wo wie balsamige Farben-

[1] Ep. I, 15. [2] Opusc. XI, 19; vgl. Opusce. XV, 1; LII, 2.

pracht oder duftstrahlende Blüten die Wohlgerüche der Tugenden wehen. . . O Einsamkeit, du Entzücken heiliger Seelen, unerschöpfliche Süßigkeit innersten Genießens. Du bist jener chaldäische Feuerofen, wo heilige Jünglinge die Gewalt der tobenden Flamme durch Gebet bezwingen. . . du der Glutofen, in dem die Prunkgefäße des himmlischen Königs geformt werden und, geschmiedet mit dem Hammer der Buße und durch die Feile heilbringender Besserung gereinigt, zu unvergänglichem Glanze gelangen. . . O Zelle, du Vorrathskammer himmlischer Kaufleute, in der alle jene Waaren geborgen sind, durch welche der Besitz des Landes der Lebendigen erworben wird! O glückseliger Tauschhandel, wo für Irdisches das Himmlische, für Vergängliches das Ewige eingetauscht wird. . . O Zelle, wunderbare Werkstätte geistlicher Arbeit, wo fürwahr die Menschenseele das Bild ihres Schöpfers in sich wiederherstellt und zurückkehrt zu ihrer ursprünglichen Reinheit, wo die stumpfgewordene Erkenntniß die Feinheit ihrer Wahrnehmung wiedererlangt, und die Natur, die verdorben war, ihr wahres Osterfest feiert. . . Und was soll ich weiter von dir sagen, du Einsiedlerleben, gesegnetes Leben, Lustgarten der Seelen, heiliges Leben, engelgleiches Leben, Schatzkammer himmlischer Edelsteine, Sammelplatz wahrer Geistesgrößen! Dein Wohlgeruch übertrifft alle Wohlgerüche, dein Wohlgeschmack geht über träufelnde Honigwaben; süßer als der köstlichste Honigseim, erquickt er ein erleuchtetes Herz. . . Aber nur die kennen dich, die dich lieben, die stimmen ein in deinen Lobpreis, die da wonnig ruhen in der Umarmung deiner Liebe. Die das nicht wissen, können dich nicht verstehen. Auch ich selbst, das gestehe ich, bin unvermögend, dich würdig zu loben. Das eine aber weiß ich gewiß, du gesegnetes Leben, und ich betheuere es ohne Rückhalt: Wer sich bemüht, auszuharren im Verlangen nach deiner Liebe, der wird in dir wohnen, — in ihm aber wohnt Gott!"

Es bedurfte in der That nicht seines Zurückdrängens durch einen andern, oder des Herabsinkens seines Einflusses an der Curie, um ihn aus dem fiebergeplagten, unruhigen Rom und den Geschäften der Curie in seine Einsiedelei zurückzutreiben. Nur ein einziges Mal in all seinen Schriften findet sich eine Spur von Mißvergnügen, daß er in einer Sache nicht zu Rathe gezogen worden sei, wo er besser hätte rathen können. Aber es geschieht im Scherz in einem Epigramm (CLV) auf den Papst, der jetzt mit ihm sprechen wolle: sicut erat in principio, nachdem er ohne ihn Gloria patri gesprochen. Er beklagt sich auch nicht darüber, daß man ihn nicht gefragt, sondern vielmehr deshalb, weil er jetzt wieder die Sache in Ordnung bringen müsse, und die Suppe ausessen, die ein

Digitized by Google

anderer eingebrockt habe. Er meinte, „wer vorher das Mark geschlürft habe, solle jetzt auch die Knochen nagen".

3. Es war also ebensowenig eine Eifersucht wegen der amtlichen Stellung oder des überwiegenden Einflusses als eine persönliche Abstoßung, was zwischen Hildebrand und Damiani zu einem tiefergehenden Zwist hätte Anlaß geben können. Noch weit bestimmter aber darf behauptet werden, daß auch eine Verschiedenheit der Principien in keiner Weise vorlag. Vor allem ist es die reine Willkür, wenn Hildebrand dargestellt wird als ganz aufgehend in „Winkelzügen der Politik, die heute sich dieses und morgen sich jenes bediente", um „politische Pläne einer Machtstellung der Hierarchie" zu verwirklichen, und wenn man dann dem großen politischen Ränkeschmied in Peter Damiani die kopfschüttelnde Ehrlichkeit, den alles politische Treiben mißbilligenden Cato gegenüberstellt. Damiani hat nirgends Hildebrands Thätigkeit an der Curie getadelt, hat vielmehr ihm wie anderen, die mit Hildebrand gemeinsam arbeiteten, die größte Anerkennung und Bewunderung ausgesprochen. Er selbst hat oft und lange Jahre hindurch mit Hildebrand in die Sorgen, Arbeiten und Legationen sich getheilt. Hätte Damiani in dieser Beziehung etwas Tadelnswerthes gefunden, er wäre der letzte gewesen, dies zu unterdrücken. Ebenso der Eifer für das Haus des Herrn, wie die ihm eigene Redseligkeit hätten es nicht zugelassen. Menschenfurcht kannte er gewiß keine. „Ich bin mir gewiß," schreibt er an Leo IX., nachdem er ihm starke Wahrheiten vorgehalten [1], „daß, wo es nicht geschieht um der Liebe Christi willen, dessen unnützer Knecht ich bin, ich weder die Gunst irgend eines sterblichen Menschen suche, noch irgend eines Zorn fürchte." „Ihr habt mir geschrieben," bemerkt er einmal in sehr gefahrvoller Zeit dem Erzbischof Heinrich von Ravenna [2], „ich solle Euch meine Antwort mittheilen unter dem Siegel des Geheimnisses. Ihr thatet so aus väterlicher Güte und Fürsorge für mich, damit ich nicht, wenn ich meine Ansicht frei ausspräche, mir vielleicht Unangenehmes zuziehe. Aber fern sei es von mir, daß ich in einer Angelegenheit solcher Art vor Schwierigkeiten und Leiden zurückschrecke, und unbekümmert um die Vergewaltigung einer so edlen Mutter (der Kirche) als entarteter Sohn mich im Schatten verborgen halte. Im Gegentheil bitte ich darum, daß dieser mein Brief in die Oeffentlichkeit komme, und daß so durch Euch allen bekannt werde, was über diese allgemeine Gefahr (des Schisma des Cadalus) zu denken sei."

[1] Ep. I, 4. [2] Ep. III, 4.

Digitized by Google

Dementsprechend hat Damiani auch sein ganzes Leben lang gehandelt. Mit kühnem Tadel hat er sich schon an Victor II. gewandt[1]. Er mißbilligte die zeitweise von Leo IX. geduldete, vielleicht auch befolgte[2] Praxis, simonistische Prälaten noch einmal zu weihen, und deshalb bekämpfte er sie öffentlich in einer Schrift, die er dem Papste vorlegen ließ. Er mißbilligte das Interdict, das Nicolaus II. über Ancona verhängt hatte[3], und er wandte sich mit offenem Tadel direct an den Papst. Er mißbilligte, daß Leo IX. ein Kriegsheer warb und persönlich an der Spitze der Armee gegen die Normannen zog, und sprach dies ganz offen aus. In Uebereinstimmung mit den kirchlichen Canones glaubte er, daß der Priester vom Waffenhandwerk sich ferne halten müsse, und deshalb tadelte er nachdrücklich die Prälaten, die das Waffenhandwerk übten[4]. Er mißbilligte — oft mit übertriebener und mönchisch-einseitiger Strenge — vieles im Leben der hohen Prälaten und selbst der Cardinäle der Reformcurie, und er hat es mit schonungsloser Offenheit ausgesprochen. Er selbst erzählt[5], wie er den Bischof von Florenz streng zurechtgewiesen habe, weil er in Erfahrung brachte, daß er Schach spiele. Noch in seinen letzten Jahren machte er Alexander II. auf zwei Uebelstände in der Kirche aufmerksam[6] mit der Aufforderung, dieselben abzustellen. Es war der übermäßig häufige Gebrauch der Excommunication, und die eingeengte Stellung der Priester gegenüber ihrem Bischof, da ihnen verwehrt sei, beim Metropolitan über diesen Klage zu führen.

Bei einem Manne, dem es in solchem Grade als Gewissenspflicht galt, offen zu rügen, was ihm tadelnswerth schien, der so wie Damiani stets das Herz auf der Zunge zu tragen pflegte, darf man geheime Hintergedanken, verdeckte Mißbilligung und stillschweigende Verurtheilung der

[1] Ep. I, 5.

[2] Damiani wenigstens schreibt: „Id etiam nos non praeterit, quod nostrae memoriae nonus Leo papa plerosque Simoniacos et male permotos tamquam noviter ordinavit.“ Op. 5. Migne CXLV, 93. Berengars Zeugniß, wenn auch so, wie es liegt, durchaus unglaubwürdig, scheint doch die Aussage Damiani's zu bekräftigen. Entgegen steht jedoch die energische Stelle aus dem Briefe Cardinal Humberts: „Quod absit ipsum dominum nostrum papam aliquando conatum ut reordinasset saltem hostiarium nedum episcopum.“ Neues Archiv VII, 614. 615.

[3] Ep. I, 7. [4] Ep. IV, 9.

[5] Opusc. XX, 7. Es ist dies die erste Erwähnung des Schachspieles in Europa. Ursprünglich ein indisches Kriegsspiel, war es im 10. Jahrhundert den Persern und Arabern bekannt. Vgl. A. v. d. Linde, Geschichte und Literatur des Schachspiels, Berlin 1874; Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom. IV, 104.

[6] Ep. I, 12.

Digitized by Google

für die Kirche wichtigsten Vorgänge seiner Zeit nicht aufs Gerathewohl voraussetzen. Gerade der Umstand, daß dieser unbestechliche und unerschrockene strengste Sittenrichter seiner Zeit, der wie kein anderer die Politik der Curie und Hildebrands ganzes Thun zu controliren Gelegenheit hatte, nirgends einen Tadel ausspricht, sondern vielmehr in Hildebrand den „Schild der Kirche", die „Säule des Apostolischen Stuhles" erkennt, die „heilige Klugheit" [1], die „lauterste Absicht" [2], die alles in Betracht ziehende Voraussicht und Umsicht [3] bewundert, sollte diejenigen vorsichtiger machen, die so leicht bereit sind, über Hildebrands „weltliches Treiben", seine „Herrschsucht", seine politischen „Ränke" und Kniffe ihren Phantasien nachzugehen.

Daß im Kampf gegen Simonie und Priesterehe Damiani mit Hildebrand völlig übereinstimmte, bedarf eines Beweises nicht. Daß Damiani „die Frage der Investitur, welche zu entscheiden einem Hildebrand als Gregor VII. vorbehalten blieb, theoretisch bereits entschieden habe", wurde neuerdings von Roth [4] hervorgehoben, und insofern mit Recht, als er die Vergebung der Bisthümer durch die Fürsten, oder die einfache Ernennung der Bischöfe durch die Fürsten verwirft. Dagegen hat Neukirch darin Recht, daß weder in Damiani's Ep. I, 13, noch Opusc. XXII, praefat. eine Verwerfung der Laieninvestitur als solcher gefunden werden kann. Wenn das Gegentheil behauptet wurde, so beruht dies auf völliger Verkennung des Gedankenganges. Wo canonische Wahl stattgefunden hat und keinerlei Simonie unterlaufen ist, verwirft Damiani die Investitur als solche nicht, die ja auch damals von seiten der Kirche noch nicht verpönt war. „Die Autorität der heiligen Canones stellt fest," schreibt Damiani [5], „daß in jeder, auch der weniger angesehenen Kirchen, dem Clerus die freie Wahl dessen zukomme, der ihm (als Bischof) vorstehen soll." Die Stellen eines anderen von Damiani's Werken [6], in denen man einen Widerspruch hiermit hat finden wollen, sprechen nur denselben Gedanken noch schärfer und deutlicher aus. Damiani will zeigen, welch enormes Unrecht es sei, der römischen Kirche einen Bischof aufzunöthigen, den sie nicht selbst gewählt, sondern der königliche Hof auf-

[1] Ep. II, 9. [2] Ep. I, 7. [3] Opusc. V, init.

[4] Studien und Mittheilungen, 1886. II, 332.

[5] Ep. I, 20. Opusc. VI, 24 führt er selbst die Decretale des Papstes Leo im Wortlaute an und wiederholt ihren Inhalt: „Sieh, nach dem maßgebenden Urtheil des Papstes Leo sollen die nicht unter die Bischöfe gezählt werden, welche weder durch die Stimme des Clerus noch des Volkes gewählt, noch mit dem Urtheil des Metropoliten und mit der Zustimmung der Provinzialbischöfe gewählt sind."

[6] Discept. Synod. Migne CXLV, 68.

Digitized by Google

gestellt habe. Alle Einzelkirchen, führt er aus, selbst die Patriarchalsitze und Metropolitankirchen haben Könige oder Kaiser oder andere gegründet, die bloße Menschen waren, und sie haben sich, je nachdem sie wollten und konnten, besondere Vorrechte vorbehalten. Die römische Kirche hingegen hat derjenige gegründet, der dem hl. Petrus die Schlüsselgewalt übertrug; das ewige Wort, durch das Himmel und Erde gegründet sind, hat dieser Kirche ihre Vorrechte und ihre Autorität gegeben. Und nun fährt Damiani fort: „Es ist daher kein Zweifel, daß derjenige, der irgend einer Kirche ihr Recht entzieht, eine Ungerechtigkeit begeht, der aber das Vorrecht der Römischen Kirche, welches ihr vom höchsten Oberhaupte der Kirche selbst übertragen ist, zu entreißen sucht, in Häresie verfällt; und während jener den Vorwurf der Ungerechtigkeit verdient, gebührt diesem der Name eines Häretikers." Die Entziehung des Rechtes, um welche es sich handelt, ist die Beraubung der freien Wahl des Oberhauptes, dies ist der Vergleichungspunkt. Bei der Einzelkirche ist dies ein Unrecht, wenn auch vielleicht dadurch gemildert, daß Könige oder Kaiser oder ihre Vorfahren um die Errichtung dieser Kirche Verdienste haben; bei der Römischen, dem Haupte aller Kirchen, ist es aber mehr als bloße Ungerechtigkeit, es ist eine Sünde gegen den Glauben und der Häresie gleichzuachten. „Es wäre ja auch wunderbar," fährt Damiani ausdrücklich fort, „wenn die Strenge der Canones das, was sie den geringeren Kirchen zugesprochen hat, allein jener Kirche nicht zugestehen würde, welche das Haupt aller ist" (d. h. die selbständige, freie Wahl des Bischofs) [1].

[1] Man hat hierin Damiani Inconsequenz vorgeworfen und konnte sich dafür auf Ep. VII, 2 berufen, wo er Heinrich III., welcher den simonistischen und höchst unwürdigen Erzbischof von Ravenna verjagt hatte, auffordert, für die Neubesetzung des bischöflichen Stuhles zu sorgen. „Latrone rejecto, pastorem, unde Ecclesia gaudeat, ordinate." Allein nichts zwingt, das „ordinate" mit „ernennet" oder „berufet" zu übersetzen, da es ebensowohl heißen kann „laßt wählen", „macht, daß gewählt werde". Ein Seitenstück bietet die Bischofswahl in Faenza Ep. V, 10. Damiani fordert den Clerus auf, mit der Wahl zu warten und auch den Papst zu bitten, nicht seinerseits einen Bischof zu ernennen, bis der Kaiser dahinkomme und Ordnung und Friede herstelle. Dann erst sollten sie selbst eine geeignete Wahl vornehmen. Wenn Damiani Opusc. XXII, 4 die Principes et ordinatores ecclesiarum ermahnt, die sacra loca nicht willkürlich und nach weltlicher Rücksicht zu vergeben, und sich der Verantwortung bewußt zu bleiben, so dürfte es sich da nicht um Bisthümer (ecclesiae), sondern um andere untergeordnete Pfründen und Beneficien handeln, obgleich zur Beleuchtung der Sache das Beispiel von den „Bischöfen" der Goten angeführt wird. Die Ausdrücke wie der Inhalt scheinen dies anzudeuten, und die Ueberschrift des Kapitels, die sicher nicht von Damiani herrührt, darf nicht irre führen.

Digitized by Google

Hildebrands gigantischer Plan von der „Welttheokratie der Curie" hat noch heute das Ansehen eines Axioms unter vielen Vertretern der historischen Wissenschaft. Jetzt gibt sich große Mühe, zu beweisen, daß auch in diesem Plane Damiani mit Hildebrand völlig übereinstimmte. „Sein Ideal war kein anderes als das der Weltherrschaft der Curie." [1] „Diese Auffassung, daß das Imperium nur ein Glied sei in der Universalhierarchie des Papstthums, ja sogar die Hoffnung, daß ein Zeitpunkt eintreten werde, in welchem der Kaiser freiwillig seine Gewalt zurückgebe in die Hände des Bischofs von Rom, war der Reformcurie schon damals ganz geläufig; dies beweist das offene Bekenntniß des Petrus Damiani zu 1062 ganz unzweifelhaft." [2] „Damiani's letzte Hoffnung, aber sichere Erwartung ist, daß hiernach am Ende der Dinge jede weltliche Gewalt verschwinden werde. Bis zu diesem Zeitpunkt aber ist jede weltliche Gewalt widerrechtlich, sofern sie nicht Gott, d. h. der Kirche und der Curie in allem dient." [3]

Der gelehrte Historiker, der sonst in seinen Untersuchungen manches Zutreffende und Vortreffliche bietet, leider aber durch völliges Mißverstehen katholischer Anschauungen und Persönlichkeiten die Freude daran sehr getrübt, und seine kleinen Dissertationen durch einige unverantwortliche Leistungen verunziert hat, konnte sich die Mühe solcher „Beweisführung" füglich ersparen. Wohl niemals, seitdem es eine Wissenschaft der Geschichte gibt, ist eine Behauptung gleich gewaltigen Inhaltes mit soviel Kühnheit, um nicht zu sagen Unverfrorenheit, aufgestellt, mit soviel Unbedacht nachgesprochen und so völlig ohne Beweis gelassen worden, wie die von der Welttheokratie Gregors VII. Sie ist ein wahrer Hohn auf die „exacte" Forschung. Nirgends in der umfangreichen Briefsammlung Gregors VII., auch nicht beim vertrautesten Austausch mit seinen getreuesten Gesinnungsgenossen, wird ein solcher Gedanke auch nur angedeutet. Nichts liegt vor, als einige Thatsachen, die etwa dahin verstanden werden könnten, wenn ein solcher Plan sonstwie nachgewiesen wäre, die aber mindestens ebenso natürlich auch ohne einen solchen Plan verstanden werden.

Verstünde man unter der von Gregor VII. angestrebten „Universalherrschaft" etwa nur ein oberstes Protectorat über die christlichen Staaten und ein oberstes internationales Schiedsrichteramt, das die politische Selbständigkeit der Völker wie ihren Territorialbesitz unangetastet ließe, so enthielte die Behauptung wenigstens nichts, was der Idee des Papstthums,

[1] A. a. O. S. 68. [2] A. a. O. S. 27. [3] A. a. O. S. 65.

Digitized by Google

und den Anschauungen Gregors VII. widerstrebte. Dann könnte man mit Döllinger[1] sagen: „Es wäre *denkbar*, daß Gregor, festgebannt in dem Kreise der damals herrschenden Vorstellungen, die aus dem Lehenswesen hervorgehenden Verhältnisse als die einzigen möglichen oder in jener Zeit anwendbaren Verbindungsformen der Kirche mit dem Staat betrachtet . . . und daher eine ähnliche Unterordnung der Fürsten unter den Stuhl Petri für naturgemäß und wünschenswerth gehalten", in der That aber sei es *unerweisbar*, daß er solche Absichten gehegt, solche Forderungen allgemein gestellt habe.

Aber was man Gregor vorwirft, ist das Streben nach der *politischen* Oberherrschaft, nach einer „Universalmonarchie" des römischen Papstes, welche den weltlichen Herrschern die Unabhängigkeit auch in ihrer eigenen Macht- und Pflichtensphäre abspricht, und (wenigstens nach Fetzer) dieselbe mit der Zeit völlig ersetzen und von der Erde verdrängen soll. In der unbeschreiblich gedrückten und schwierigen Lage, in welcher Gregor vom Beginne seines Pontificates sich befand, bei der fast übermenschlichen Schwierigkeit, nur das für die Reinheit und Freiheit der Kirche Unentbehrliche durchzusetzen, wäre ein solches Streben dem hellen Wahnsinn gleichgekommen. „Wider unsern Willen", so beschreibt Gregor VII. seine Lage April 1074[2], „haben wir das Schiff bestiegen, das auf wogendem Meere durch die Gewalt der Stürme, durch reißende Strudel und bis zum Himmel ansteigende Wogen unstet hin und her geworfen wird. Und doch, wenn auch mit Gefahr, sucht es den verborgenen Klippen, wie denen, die aus der Ferne schon sichtbar sind, zu entgehen. Es ist die heilige Römische Kirche, der wir unwürdig und gegen unsern Willen vorstehen müssen, welche durch verschiedene Prüfungen, zahlreiche Bedrängungen von Heuchlern, Nachstellungen und listige Hemmnisse von Häretikern täglich erschüttert, durch die weltlichen Gewalten aber geheim und offen umhergezerrt wird. Alledem uns entgegenzustellen, diesem und vielem andern sorgfältig auszuweichen ist nach Gott und menschlicherweise zu sprechen unsere Pflicht und Aufgabe. Tag und Nacht werden wir durch diese Sorgen gepeinigt, durch dieses und vieles andere beständig gequält."

Das ist der Ton, der sich mit allen Kennzeichen innerer Wahrheit durch die vertrauten Briefe in Gregors Pontificat hindurchzieht, und es sind wahrlich nicht die Empfindungen und Stimmungen eines kecken Welt-

[1] Lehrbuch II, 139; vgl. Hergenröther, Katholische Kirche und christlicher Staat. S. 139.

[2] Reg. I, 70; vgl. II, 49.

Digitized by Google

eroberers, der die ganze bestehende Weltordnung umzustoßen sich anschickt. Dazu kommt, daß er, völlig entsprechend den Anschauungen der katholischen Schule von den Zeiten der heiligen Väter bis auf unsere Tage, über das Zurechtbestehen, die Nothwendigkeit und Aufgabe der weltlichen Gewalt sich ausspricht. Hierin stimmt er aufs beste mit Damiani überein. Das einzige, was daher Fetzer hier beweisen konnte und wirklich bewiesen hat, ist, daß man ganz ebensowohl aus den Schriften Damiani's als aus denen Gregors VII. den Plan der „Universalmonarchie" herausconstruiren kann, und er ist sogar einsichtig genug, das nicht auf Damiani und Hildebrand allein, sondern auf die ganze damalige Curie auszudehnen. Er hätte das noch weiter ausdehnen können; denn mit demselben Rechte und Unrechte ließe sich dieser „Plan" der katholischen Schule aller Jahrhunderte zur Last legen.

Es ist daher auch nicht zuzugeben, daß Damiani eine andere „Zweischwertertheorie" aufgestellt habe als Gregor VII. In einer Predigt, in welcher er die Ceremonien der Königskrönung erklärt[1], spricht Damiani von dem Schwerte, das dem König vorangetragen werde, das dessen königliche Macht bedeute, und fährt fort: „Glücklich, wenn er das Schwert seiner Herrschaft verbündet mit dem Schwerte des Priesters, so daß das Schwert des Priesters das des Königs mildere, das Schwert des Königs das des Priesters schärfe; das sind die zwei Schwerter, von denen in der Leidensgeschichte des Herrn die Rede ist." Ebenso stellt er in einem Briefe[2] die Pflichten und Befugnisse gegenüber, welche König und Priester an und für sich innerhalb ihrer Sphäre zu üben hätten: „Zwischen weltlicher Herrschaft und Priesterthum sind die Pflichten zu unterscheiden, die einem jeden eigen sind (er spricht von der Kriegsführung), so daß der König die Waffen dieser Welt führe, der Priester mit dem Schwerte des Geistes sich umgürte, das da ist das Wort Gottes."[3] Damiani hat damit kein einziges Wort ausgesprochen, welches zu Gregor VII. in Widerspruch stünde, der seinerseits die Aufgaben und Berechtigung der weltlichen Herr-

[1] Sermo LXIX.

[2] Ep. IV, 9; Migne CXLIV, 315; vgl. Ep. VII, 3; Migne CCCCXL.

[3] Hierin eine verdeckte Bekämpfung des kirchlichen Zweischwertersystems sehen zu wollen, geht schon deshalb nicht an, weil der Gebrauch des biblischen Bildes der „zwei Schwerter" als Ausdruck der päpstlichen Machtfülle erst später üblich wurde. Es müßte dann auch Gottfried von Vendome als Gegner jener kirchlichen Anschauung genannt werden, der einige zwanzig Jahre später noch ganz im gleichen Sinne wie Damiani den Unterschied wie das Gemeinschaftliche der beiden Schwerter hervorgehoben hat. Vgl. Migne CLVII, 220.

Digitized by Google

schaft wiederholt hervorgehoben hat. Allerdings gebraucht Gregor dabei das Bild vom „Schwerte" nicht, da ihm nicht wie Damiani hierzu ein äußerer Anlaß geboten war. Wenn er zuweilen vom geistlichen Schwerte [1] spricht, so versteht er darunter ausschließlich die Strafgewalt der Kirche. Nirgends hat er das „weltliche Schwert" den Fürsten abgesprochen, und wenn Heinrich IV. ihm zum Vorwurf macht, er maße sich beide Schwerter an, während doch Gott das eine dem König, das andere dem Priester gegeben habe, so ist dies eben eine Aeußerung des Kampfes und der Parteileidenschaft.

Andererseits ist es aber Damiani gar nicht eingefallen, wie schon der Zusammenhang der angeführten Stellen zeigt, dem Papste jenen Einfluß auch auf das weltliche Schwert abzusprechen, welchen die christliche Weltanschauung und die katholische Schule ihm zugesprochen und in späterer Zeit häufig unter dem biblischen Bilde vom „zweifachen Schwert des Papstes" dargestellt hat. Zum Ueberfluß aber stellt Petrus es ausdrücklich an die Spitze seiner vielberufenen Disceptatio Synodalis [2], daß der Sohn Gottes, das Wort, durch welches Himmel und Erde und alle Elemente gegründet sind, „dem seligen Schlüsselträger des ewigen Lebens (hl. Petrus) die Gewalten der irdischen wie der himmlischen Herrschaft zugleich anvertraut habe" [3].

Es bleibt somit nur noch der eine principielle Gegensatz zwischen Damiani und Hildebrand denkbar, auf den Fetzer so großes Gewicht legt, daß Damiani, groß geworden im Anblick der epochemachenden Thätigkeit Heinrichs III. für die Reinigung der Kirche, für die Emancipation der Curie von der Macht der römischen Adelsparteien, „den Glauben an eine gemeinsame Arbeit von Imperium und Curie zur Verwirklichung der Hierarchie nie aufgegeben hat".

Auch Hildebrand war groß geworden unter der epochemachenden Thätigkeit Heinrichs III. Wie Damiani hatte er Gelegenheit gehabt, diesem persönlich näher zu treten. „Es sind viele und verschiedene Ursachen," schreibt er als Papst im Jahr 1076 an Heinrich IV. [4], „weshalb wir aus innerstem und aufrichtigstem Herzen Dir zugethan sind ... auch deshalb, weil einst der glorreiche Kaiser Heinrich, Dein Vater, und

[1] Reg. II, 76, ed. Jaffé, p. 201; IV, 14, p. 261; VI, 14, p. 346; VII, 4 etc.

[2] Migne CXLV, 68.

[3] Auch W. Möller, Kirchengeschichte II, 293, findet, daß die Gregorianischen Tendenzen „in dem von Hildebrand vor seiner Stuhlbesteigung veranlaßten Buch Damiani's (De privilegiis Roman. eccl. Op. III) und ebenso in dem Werk des Card. Humbert Adversus Simoniacos einen *starken Ausdruck* finden", und daß es in der weitern Verfolgung dieser Tendenzen lag, die Papstwahl den Ansprüchen des Kaisers zu entreißen u. s. w.

[4] Reg. II, 44.

Digitized by Google

Agnes, Deine Mutter, die jetzt nicht mehr in irdischem Sinne, sondern mit Gottes Barmherzigkeit in himmlischem Sinne erhabene Herrscherin ist, von dem Augenblick an, da sie mich kennen gelernt haben, gemäß ihrer Hochherzigkeit mich ehrenvoll und vor den übrigen Gliedern der heiligen Römischen Kirche liebevoll behandelt haben." „Wir möchten, daß Eure Herrlichkeit wisse," so hatte er schon September 1073 dem Herzog Rudolf von Schwaben bedeutet, „daß wir in Bezug auf König Heinrich in keiner Weise irgend welches Uebelwollen hegen, dem wir schon deshalb verpflichtet sind, weil wir ihn zum König erwählt haben, und weil sein Vater, Kaiser Heinrich preiswürdigen Andenkens, mich an seinem Hofe unter allen Italienern mit ganz besonderer Ehre ausgezeichnet hat, und weil derselbe sterbend durch Papst Victor ehrwürdigen Andenkens seinen Sohn der Römischen Kirche empfohlen hat."

Der Thätigkeit Heinrichs III. gedenkt er bei mehreren Gelegenheiten in ehrenvoller Weise. Dem König von Dänemark spricht er 1080[1] von der „innigen Anhänglichkeit", mit welcher jener Kaiser der Römischen Kirche zugethan war. Dem König von Ungarn erzählt er[2], wie Kaiser Heinrich frommen Andenkens, da er zu Ehren des hl. Petrus jenes Land (Ungarn) eroberte, nach Niederwerfung des Königs und errungenem Siege die Lanze und Krone zum Grabe des hl. Petrus schickte.

Schon hieraus wird es sehr unwahrscheinlich, daß Hildebrand von vornherein die Möglichkeit eines gemeinsamen Zusammenwirkens von Imperium und Papstgewalt im Gegensatze zu Damiani ausgeschlossen habe. Aber er hat auch ausdrücklich bei vielen Gelegenheiten gerade dieses friedliche Zusammenwirken der beiden Gewalten als das einzig wünschenswerthe und von ihm über alles erstrebte Ziel hingestellt, wenn auch nicht mit dem Wortreichthum und der poetischen Sprache, so doch mit derselben Klarheit wie Damiani. So lobt er September 1073 Herzog Rudolf von Schwaben[3] ganz besonders wegen der Stellen seines Briefes, wo er von etwas spreche, „wodurch der weltliche Bestand des Reiches herrlicher regiert, die Kraft der Kirche aber gefestigt werde, nämlich daß Priesterthum und Kaiserthum in Friede und Eintracht verbunden seien. Denn wie der menschliche Körper durch zwei Augen das irdische Licht empfange, so werde, wenn diese beiden Gewalten in heiliger Gottesfurcht miteinander in Eintracht sind, der Leib der Kirche mit geistlichem Lichte erleuchtet und geführt". In einer Encyklika

[1] Reg. VII, 21. [2] Reg. II, 13. [3] Reg. I, 19.

Digitized by Google

an alle Gläubigen spricht er 1082[1] von „dem göttlichen Frieden und der rechten Eintracht zwischen Pontificat und Reich", welche durch die Gottlosigkeit und den Frevelsinn einiger gehindert werde. „Wie Gott, um den Augen des Fleisches die Schönheit der Erde zu verschiedenen Zeiten sichtbar erscheinen zu lassen, Sonne und Mond hervorleuchtend vor allen anderen Gestirnen ans Firmament gesetzt hat," schreibt er an Wilhelm I. von England[2], „so hat er auch, auf daß nicht die Creatur, die seine Güte nach seinem Ebenbild auf dieser Erde geschaffen, in Gefahr und Verderben geführt werde, vorgesehen, daß sie je in den verschiedenen Sphären durch die apostolische und die königliche Gewalt regiert werde." Den König Philipp I. von Frankreich macht Gregor aufmerksam[3], daß nach Gottes Willen „die Macht der christlichen Fürsten mit ihm, dem Papste, in demselben Heerlager des himmlischen Königs zum Schutze des Streitheeres der Christenheit sich vereinigen müsse". Dem König von Aragonien spendet er Lob[4], daß er „in derselben Eintracht und Freundschaft" mit ihm stehen wolle, welche die früheren Könige Spaniens mit den römischen Päpsten gepflegt hätten. Da Heinrich IV. in seiner gedemüthigten Lage infolge der Besiegung durch die Sachsen Gregor VII. wieder für sich gewinnen will, beginnt er seinen Brief mit der Anerkennung der gottgewollten Eintracht zwischen Priesterthum und Königthum in Worten, welche aufs lebhafteste die Darstellung Damiani's widerspiegeln[5]. Dies war der Brief, welcher Gregor VII. so mit Freude und Hoffnung erfüllte, und von welchem er sagt[6], derselbe sei voll der Liebe und des Gehorsams und so, daß er sich nicht erinnere, daß Heinrich selbst oder einer seiner Vorfahren je einen solchen an einen römischen Papst gesandt hätten. Das unablässige Bemühen, mit Heinrich IV. zu einem „festen Einverständniß"[7], einem „echten Frieden"[8] zu gelangen, zieht sich durch die ersten Jahre seines Pontificates hin. Die Kaiserin Agnes, die Markgräfinnen Beatrix und Mathilde, Herzog Rudolf und andere wenden dazu alle ihre Mühe an, und lange noch nährt Gregor die Hoffnung, zu dem so sehr gewünschten Ziele zu kommen[9]. Aber freilich

[1] Reg. VIII, 51 (ed. Jaffé). [2] Reg. VII, 25. [3] Reg. I, 75. [4] Reg. I, 63.
[5] Reg. I, 29a; vgl. Damiani's Discept. Syn.; Migne CXLV, 86. 87.
[6] Reg. I, 25. [7] Reg. I, 26. [8] Reg. I, 19.
[9] Reg. I, 85. Er schreibt an die Kaiserin Agnes: „Wir wissen wohl, daß Ihr für den Frieden und die Eintracht der gesammten Kirche (Christenheit) Euch große Mühe gebt, und mehr, als in Worten ausgedrückt werden kann, nach dem verlangt und mit unermüdlicher Besorgniß strebt, was im Stande ist, Papstthum und Kaiserthum mit dem Kitte der Liebe fest zu verbinden." Vgl. Reg. I, 20. 26.

Digitized by Google

einen faulen Frieden auf Kosten seines Gewissens will er nicht. „Wollten wir", so schreibt er mit dem Ausdruck ernster Ueberzeugung an Bucco von Halberstadt [1], „stillschweigend zustimmen, daß die Fürsten und Großen Eures Landes (Deutschlands) nach Willkür herrschen und Gottes Gerechtigkeit mit Füßen treten, wahrhaftig, wir könnten von ihnen alle Art von Freundschaft, Geschenke, Unterwürfigkeit, Lob und glänzende Ehrenbezeigungen haben." Aber wäre statt Hildebrands Damiani Papst geworden, er würde wohl gleichfalls für eine solche Art von Eintracht zwischen den beiden Gewalten gedankt haben. Wer sich aus den Schriften Damiani's von diesem Manne ein einigermaßen deutliches Bild gemacht hat, wird gestehen, daß Damiani an Stelle Hildebrands dem furchtbarsten Zwist mit Heinrich IV. gleichfalls nicht entgangen, ja daß er weit rascher und schroffer als Gregor gegen jenen vorgegangen wäre. Schon in dem Briefe, den er während des Schismas des Cadalus [2] an den jungen Prinzen schreibt, bedroht er dessen Räthe mit der Strafe des Dathan und Abiron, und sagt Heinrich selbst mit prophetischer Warnung das voraus, was ihn später wirklich getroffen hat.

Wenn Fetzer einem Manne wie Damiani die thörichte und unmögliche, ja seiner persönlichen Geistesrichtung ganz besonders widerstrebende Einbildung zuschreibt, daß einst alle weltlichen Fürsten freiwillig zu Gunsten der Kirche ihre Herrschaft niederlegen würden, wo dann der Papst allein über alles herrschen und „jede weltliche Gewalt verschwinden werde", so war allerdings Hildebrand zu verständig, zu klarschauend und zu wohlunterrichtet in menschlichem und göttlichem Recht, um einer solchen ausschweifenden Phantasie auch nur einen Augenblick Raum zu geben. Allein einer solchen Thorheit war auch Damiani nicht fähig. Fetzer beruft sich auf die Stelle, wo Damiani in seiner poetischen Weise die Eintracht und Liebe beschreibt, die zwischen Papst und Kaiser herrschen solle [3]. Der Papst einerseits soll wie ein theurer Vater geehrt werden, der Kaiser aber gleich einem einzigen und vielgeliebten Sohn vertrauensvoll in den Armen der väterlichen Liebe ruhen dürfen. Und warum sollte auch nicht unter den Häuptern der Christenheit eine solche Liebe und solches Vertrauen bestehen können? Liest man doch in der Geschichte, wie selbst heidnische Könige wie Attalus von Pergamon und Nicomedes von Bithynien für das heidnische Rom so von Begeisterung und Liebe erfüllt waren, daß sie ihm sterbend sogar ihre Schätze vermachen wollten. Und wieviel mehr

[1] Reg. II, 12. [2] Ep. VII, 3. [3] Migne CXLV, 87.

sollte gegenseitige Liebe und Eintracht herrschen unter den Fürsten der heiligen Kirche, denen es (durch Christus) als Pflicht auferlegt ist, dem christlichen Volke durch ihr Beispiel Liebe und Eintracht zu lehren!

Dieser einfach christliche Gedanke, den Damiani, wie er mit Vorliebe zu thun pflegt, mit einigen classischen Reminiscenzen ausgeschmückt hat, wird von Fetzer zu folgender „historischen" Darstellung verarbeitet[1]: „Man sieht, zuerst wird der Schein einer ‚heiligen Allianz' erweckt, dann wird Heinrich voll Liebe der Vormundschaft ‚Seiner Heiligkeit' unterstellt, und zuletzt wird ihm sogar vorgeschlagen, Rom seine Gewalt zu vermachen; dies letztere überläßt Damiani allerdings dem ‚intellectus lectorum', wie er es (Migne CXLIV, p. 442) sagt." Indessen hat Damiani hier gar nichts weiter dem intellectus lectorum überlassen, sondern seinen Gedanken klar und vollständig ausgesprochen. Die letztere Wendung Damiani's, die hier wahrhaft mißbraucht wird, da sie den Leser, der nicht sofort nachprüft, fast mit Nothwendigkeit irre führt, hat mit dem Testamente des Attalus oder des Nicomedes nicht das mindeste zu schaffen. Sie gehört einem Brief an Heinrich IV. an und steht in einem ganz anders gearteten Zusammenhang. Wenn man bei einem Schriftsteller, der mit Bildern, Vergleichen und Beispielen zum Uebermaß freigebig ist wie Damiani, jedes einzelne Wort so unnatürlich pressen will, wie hier geschieht, so wäre es besser, auf die Benützung seiner Schriften für die historische Forschung ganz zu verzichten.

Soviel dürfte nun feststehen, daß von allen principiellen Unterschieden zwischen Damiani und Hildebrand, die namhaft gemacht worden sind, auch nicht ein einziger wirklich bestanden hat, daß sie insbesondere in Bezug auf das Verhältniß der Curie zur weltlichen Macht, wie in Bezug auf ihr persönliches Interesse für das deutsche Königshaus *eines* Sinnes waren. Damit ist auch die letzte Ursache weggefallen, die einen tiefern und dauernden Zwiespalt zwischen den beiden Männern hätte veranlassen können. Ihr Gesammtverhältniß bestimmt sich dahin, daß sie persönlich sich zugeneigt und wahrhaft geistesverwandt, durch keinerlei Eifersucht und Rivalität entfremdet und in allen wichtigeren Fragen durch die Gleichheit der Principien geeint waren. Es bleibt zu erklären, wie trotzdem dann und wann vorübergehend ein Schatten zwischen ihnen aufsteigen konnte, wenn solches in Anbetracht der allgemeinen Erfahrung des menschlichen Lebens einer Erklärung überhaupt bedarf.

[1] Voruntersuchungen S. 63.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Digitized by Google

Himmelsphotographie.

Große Umwälzungen haben sich seit zwei bis drei Jahrhunderten auf dem Gebiete der Himmelskunde vollzogen. Kopernikus, Tycho und Kepler hatten diese Wissenschaft zu einer Höhe aufgebaut, welche das unbewaffnete Auge eben zu erreichen im Stande war. Da vermittelte das Fernrohr dem Blicke nie geahnte Welten und zeigte das Walten der Schwerkraft in den Monden der großen Planeten und in den ungezählten Doppelsternen. Doch hätten die roh aufgestellten Gläser und Spiegel die Wunder des Himmels uns eben nur zur Anschauung gebracht, wenn nicht die Erfindung des Messings den Bau genauer Meßvorrichtungen und Kreistheilungen ermöglicht hätte.

So hatte die Beobachtung im Verein mit der sich rasch entwickelnden höhern Rechenkunst ein weites Feld der Arbeit vor sich und bildete sich im Laufe von zwei Jahrhunderten zu einer Vollkommenheit aus, die unter Bessel bis an die Grenze der möglichen Vervollkommnung heranzukommen schien.

Da eröffnete auf einmal die Erfindung des elektrischen Telegraphen eine neue Bahn. Die Pendeluhr wurde aus dem kalten Beobachtungsraume in das Uhrzimmer verlegt, und die alte Augen- und Ohrmethode wurde durch einen Fingerdruck ersetzt. Mit begründeter Eifersucht sahen die älteren, in der schwierigen Zählmethode geschulten Beobachter auf die Bequemlichkeit der jüngeren Beobachter herab und wollten nur ungern zugeben, daß jetzt in manchen Fällen größere Genauigkeit mit leichterer Mühe erreicht wird. Die Umwälzung war weder zu läugnen noch aufzuhalten.

Bald nach dem Telegraphen hielt auch das elektrische Licht seinen Einzug in die Sternwarte und verdrängte theilweise die unsauberen Oellampen. Sein Hauptvortheil liegt in der leichtern Ablesung der Kreise und in dem vollständigen und schnellen Wechsel von Licht und Dunkelheit.

Noch hatte aber die Elektricität nicht Zeit gehabt, sich vollständig unentbehrlich zu machen, als schon eine neue Entdeckung sich Bahn brach und eine vollständige Umwälzung der Beobachtung in Aussicht stellte: die Himmelsphotographie.

Die Zeit scheint gekommen, wo der Beobachter nicht nur die Bequemlichkeit hat, bei einer Erscheinung auf den elektrischen Knopf zu drücken,

Digitized by Google

sondern vom Beobachtungsstuhle gänzlich verdrängt wird, ein neuer Zeitabschnitt, wo die empfindliche Platte die Stelle seines Auges vertritt, und er wie ein Bedienter neben dem Fernrohre sitzt, um von Zeit zu Zeit eine neue Einstellung mit neuer Platte zu machen. Am andern Tage kann er das Bild im chemischen Bade entwickeln und ausmessen; die nächtliche Beobachtung ist zur Tagesarbeit geworden; sämmtliche Fehler, welche früher vom Auge und Ohre in die Beobachtung hineingetragen wurden, sind verschwunden.

Doch wir wollen der neuen Entdeckung nicht vorgreifen, sondern umgekehrt zunächst einen Rückblick auf ihre Vorgeschichte werfen.

I.

Die erste Ahnung einer möglichen Umwälzung hatten wohl die französischen Gelehrten zur Zeit, als Daguerre die nach seinem Namen benannte Erfindung machte. Die letztere wurde von Arago im Jahre 1839 der Akademie der Wissenschaften als „neues Instrument zum Studium der Natur" angekündigt, und die ersten Sonnenbilder wurden sechs Jahre später von den Physikern Fizeau und Foucault erzielt. Allein dabei blieb es auch, und die Ahnung schlummerte am Sitze ihres ersten Erwachens für die nächsten vierzig Jahre ein.

In Amerika sollte das „neue Instrument" seine ersten Proben bestehen. Dr. J. W. Draper in New-York erhielt im Jahre 1840 ein Bild des Mondes und einige Jahre später sogar das Sonnenspectrum.

Bond in Cambridge (Mass.) arbeitete auf demselben Felde weiter und regte im Jahre 1851 durch die Ausstellung seiner schönen Mondphotographien auch europäische Sternkundige zu Versuchen an.

De la Rue in London nahm den Gedanken auf, verfertigte einen Hohlspiegel und konnte mittelst des damals von Scott Archer erfundenen Collodiumverfahrens die Bond'schen Mondbilder noch weit übertreffen.

Dieses neue Verfahren sicherte auch Bond den Erfolg seiner ersten Versuche mit Fixsternen. Zuerst waren es Vega und der Doppelstern Epsilon in der Leier, deren Bilder er aufnahm, und später, im Jahre 1857, gelang ihm eine lange Reihe von Aufnahmen des engen Doppelsterns Mizar im großen Bären.

Unterdessen hatte man auch die Finsternisse in den Bereich des neuen Verfahrens gezogen. Busch und Berkowski erhielten bei der vollständigen Sonnenfinsterniß in Königsberg im Jahre 1851 schwache, aber deutliche Bilder der Corona, später auch Winlock bei der Finsterniß in Kentucky,

Digitized by Google

1869. P. Secchi erkannte aus einer Reihe von Aufnahmen der Finsterniß von 1860, daß die röthlichen Lichterscheinungen, die unter dem Namen Protuberanzen bekannt sind, wirklich der Sonne selbst angehören.

Die Photographie dieser Feuerausbrüche wurde von De la Rue und Young wiederholt, aber bei den jüngsten Verfinsterungen der Sonne, wo man die Aufmerksamkeit mehr der Corona zuwandte, vernachlässigt, zumal auch die rothe Färbung dieser Lichtwolken der aktinischen Strahlenwirkung nicht günstig ist.

Die Bestimmung der Ein- und Austrittszeiten des Mondes mußte übrigens bei dem damaligen Collodiumverfahren als mißlungen betrachtet werden. Die starke Ueberstrahlung des Sonnenlichtes wurde erst durch die später erfundenen Trockenplatten beseitigt, und dies so gründlich, daß selbst die Planeten Venus und Mercur in ihren Vorübergängen vor der Sonnenscheibe meßbare Bilder gaben.

Nach Bond war es Rutherfurd in New-York, der sich seit 1864 mit der Photographie von Sonne, Mond und Sternen bis zur neunten Größenklasse beschäftigte. Er war der erste, der das gewöhnliche achromatische Fernrohr für die chemischen Strahlen durch eine weitere Linse verbesserte, zunächst innerhalb des Fernrohrs, dann vor dem Objectiv. Später versuchte er es mit einem Hohlspiegel, und baute endlich das erste Fernrohr, das ausschließlich für chemische Strahlen eingerichtet war. Von ihm ging auch der Gedanke aus, eine photographische Himmelskarte zu verfertigen, und nur Mangel an Gesundheit hinderte ihn an der Inangriffnahme des Werkes, das gegenwärtig die ganze astronomische Welt beschäftigt. Doch versäumte er nicht die Aufnahme des Siebengestirns, die dann später von Gould ausgemessen und mit den Bessel'schen Entfernungen verglichen wurde.

Gould selbst hat in späteren Jahren, von 1872—1882, in Cordoba nahezu 1300 photographische Aufnahmen gemacht, darunter 70 südliche Sternhaufen und über 1000 Doppelsterne, die aber noch der Ausmessung und Berechnung harren.

Doch gehen wir auf die Zeit Rutherfurds zurück. Im Jahre 1864 hören wir von Versuchen des Engländers Huggins, das Spectrum des Hundssterns zu photographiren. Die hellen und dunklen Linien der Sternspectra abzubilden, war jedoch einer spätern Zeit vorbehalten. H. Draper in New-York war der erste, dem dies mit Hilfe eines engen Spaltes im Brennpunkte des Fernrohres im Jahre 1872 gelang. Es war der bekannte Stern Vega in der Leier, dessen Spectrum vier gut sichtbare Linien auf der Platte zeigte.

Digitized by Google

Soweit mußten die Versuche unter großen Mühen mit den nassen Collodiumplatten ausgeführt werden, die nur eine begrenzte Belichtungszeit zuließen und gleich darauf im Silberbade entwickelt werden mußten. Einen ganz neuen Aufschwung nahm die Himmelsphotographie im Jahre 1876, wo die Trockenplatten von Dr. Maddox erfunden wurden. Dieselben lassen eine Belichtungszeit nach Belieben während einer Tausendstel-Sekunde oder während einer ganzen Nacht zu und können darauf ohne Entwicklung beliebig lange aufbewahrt werden.

Huggins machte von ihnen erfolgreichen Gebrauch bei der Aufnahme von Sternspectra und erhielt sogar Abdrücke des unsichtbaren Spectrums jenseits der violetten Strahlen. Sogar das Spectrum der Sonnenprotuberanzen gelang Herrn Schuster bei der vollständigen Finsterniß in Aegypten im Jahre 1882.

Auch Draper blieb nicht beim alten Verfahren stehen und fand zum erstenmal, daß diese neuen Platten an Empfindlichkeit sogar dem menschlichen Auge überlegen waren, indem sie in seinem 11zölligen Refractor Sternchen 14. bis 15. Größe zum Vorschein brachten, die das Ocular nicht zeigte. Nur sein Tod in demselben Jahre 1882 hinderte ihn an dem nächsten Schritte, völlig unsichtbare Sterne zu photographiren. Dies war dem Engländer Common vorbehalten.

Die englischen Astronomen De la Rue, Pritchard, Common, Roberts u. a. gaben im allgemeinen dem Hohlspiegel den Vorzug vor der Glaslinse, weil derselbe die Strahlen nicht bricht, sondern nur zurückwirft und deswegen auch das Licht nicht schwächt und die Farben nicht zerstreut. Ein Spiegel aus Metall oder Glas kann leicht in großem Maßstabe und mit kurzer Brennweite hergestellt werden. Wir erinnern nur an den 5füßigen des Herrn Common, der fast dreimal soviel Licht sammelt als die größte, 3füßige Linse in Californien. Die Nachtheile des Hohlspiegels sind allerdings Kleinheit des Gesichtsfeldes, Verzerrung der Gestalt durch Wärme und Schwere, Schwierigkeit der Einstellung, Mattwerden der Spiegelfläche und Beugungserscheinungen des zurückgeworfenen Lichtes, haben aber sämmtlich nur geringen Einfluß auf verschwommene Gegenstände, wie Nebelflecken und Kometen.

Commons Orion-Nebel mit seiner fledermausartigen Gestalt und den vielen, sonst unsichtbaren Sternchen ist noch unübertroffen. Das Bild wurde am 30. Januar 1883 aufgenommen und zeigte nach einer Belichtung von 40 Minuten alle die wichtigen Ergebnisse, zu denen Holden bei seinem vierjährigen Studium mit dem großen Washingtoner Fern-

Digitized by Google

rohre gelangt war. Mit Recht wurde ein solcher Erfolg durch die goldene Medaille der königlichen astronomischen Gesellschaft gekrönt.

Welche Bedeutung die photographische Aufnahme dieser geheimnißvollen Himmelskörper für unsere Kenntniß über den Bau des Weltalls hat, zeigt der Umstand, daß der große Andromeda-Nebel, in welchem im Jahre 1885 ein neuer Stern aufleuchtete, ein Jahr zuvor von Common photographirt worden war, so daß die Neuheit der Erscheinung über allen Zweifel erhaben ist. Nur schade, daß der 5füßige Spiegel in dem Londoner Nebel halb begraben liegt.

Was wir oben über die Haarsterne erwähnten, findet seine Bestätigung in den gelungenen Aufnahmen der beiden Erscheinungen von 1881 und 1882 durch Draper und Huggins, Janssen und Gill.

Beim Anblicke dieser rastlosen Bemühungen von seiten der amerikanischen und englischen Sternkundigen fragt man sich unwillkürlich, wo denn die Forscher jenes Landes geblieben seien, in welchem dieser neue Zweig der Himmelskunde vor mehr als 40 Jahren seine ersten Sprossen trieb. Doch sie sollten plötzlich aus dem Schlafe erwachen und sich an die Spitze des größten Unternehmens stellen, das je die Sternwarten aller Länder zu gemeinsamem Zwecke vereint hat. Es ist dies, wie der Leser wohl schon errathen hat, die Aufnahme des ganzen Himmelszeltes unter der Leitung des internationalen astrophotographischen Congresses.

II.

Im Jahre 1872 begannen die Gebrüder Paul und Prosper Henry in Verbindung mit der Pariser Sternwarte die von Chacornac vor 40 Jahren begonnene, aber durch Krankheit und Tod unterbrochene Herstellung einer Thierkreis-Sternkarte weiterzuführen. Die Karten sollten alle Sterne bis zur 13. Größenklasse enthalten und als Wegweiser bei Entdeckung neuer Planeten dienen. 16 solcher Karten hatten die Henry's im Laufe von zehn Jahren fertig gestellt, als sie sich plötzlich in ihrer Arbeit aufgehalten sahen an der Stelle, wo der Thierkreis von der Milchstraße geschnitten wird. 15 bis 18 tausend Sterne hätten sich da auf eine einzige Karte zusammengedrängt, und beim Anblicke einer solchen Riesenarbeit erinnerten sie sich der neuesten Erfolge der Gelatineplatte, und sofort war ihr Arbeitsplan geändert.

Mit eigener Hand bauten sie einen Refractor von 16 cm Oeffnung, nach Rutherfurds Vorgang nur für aktinische Strahlen eingerichtet, und

Digitized by Google

banden ihn an das große Aequatorial der Sternwarte. Die ersten Versuche rechtfertigten bald den Bau eines Fernrohrs von 34 cm Oeffnung, das im Garten der Sternwarte unter einer kleinen Kuppel aufgestellt wurde. Es besteht aus zwei gleichgerichteten Fernröhren, einem chemischen und einem optischen.

Aber wozu denn ein solches Zwitterding? Wir wollen hier einen Augenblick stehen bleiben und neben den vielen schönen Entdeckungen auch einer Schwierigkeit gedenken, von welcher solche Erstlingsversuche immer begleitet sind.

Die photographischen Bilder der schwächsten Sterne messen zuweilen nur den tausendsten Theil einer Bogensekunde, eine Größe, von der wir ebenso wenig eine Vorstellung haben, wie von einer Million Sterne. Welcher Instrumentenbauer würde wohl eine Triebuhr herstellen können, die ein schweres Fernrohr von drei bis vier Meter Länge Stunden lang mit solcher Genauigkeit bewegt, daß das kleine Pünktchen sich auf der Platte nicht verschiebt? Da muß eben der nächtliche Forscher wie ein Bedienter am Rohre stehen und mit einer Schraube fortwährend nachhelfen, während sein Auge einen der Sterne im optischen Fernrohre, dem sogen. Sucher, beobachtet, und das zuweilen drei bis vier Stunden lang.

Doch kehren wir zu den Arbeiten der Henry's zurück. Im Jahre 1885 konnte der Leiter der Sternwarte, Admiral Mouchez, der Akademie der Wissenschaften einen Abdruck von 5000 Sternen auf einer Fläche von 3 Grad Declination und $2^1/_2$ Grad Rectascension vorlegen. Der Admiral veröffentlichte im folgenden Jahre eine Beschreibung sämmtlicher von den Henry's aufgenommenen Gegenstände in den Comptes-rendus (102, 1886) und gab in dem Jahresbuche des Vermessungsbureau's (Bureau des Longitudes 1887) einen Gesammtüberblick über das bisher Geschehene.

Unter den aufgezählten Erfolgen finden wir die Abbildung des Siebengestirns mit 1421 Sternen bis zur 16. Größe, wo die Wolf'schen Karten nur 671 Sterne zeigen. Eine Stunde Belichtungszeit genügte, um sonst ganz unsichtbare Sterne aus den Himmelstiefen hervorzulocken und einen nie gesehenen Spiralnebel um den Stern Maia zum Vorschein zu bringen. Die empfindliche Platte hat bei so lichtschwachen Sternen eben den Vortheil vor dem menschlichen Auge, daß sie von nahestehenden hellen Sternen nicht geblendet wird, und daß die Wirkung der Strahlen sich stetig ansammelt, während umgekehrt das Auge mit der Zeit ermüdet.

Digitized by Google

Der Bericht erwähnt ferner die Aufnahme der vier Jupitermonde, die des Planeten Saturn mit seinen Ringen und dessen Theilung von nur vier Zehntelsekunden, die äquatorialen Streifen und Polarzonen und sieben Satelliten, weiter den fernsten der bekannten Planeten, Neptun, mit seinem Begleiter in allen Theilen seiner Bahn, obwohl in der Pariser Atmosphäre sonst unsichtbar, ferner die Sternhaufen im Perseus und Hercules, in den Zwillingen, im Fuhrmann, in Sobieski's Schild u. a., den Ringnebel in der Leier und 500 Doppelsterne. Ein kurzer, geradliniger Strich auf der Platte gehörte dem kleinen Planeten Pallas an, der seine Bewegung unter den Sternen in dem kurzen Zeitraume von 35 Minuten verrathen hatte. Größere, die ganze Platte durchkreuzende Schweife würde man unschwer als Sternschnuppen erkennen.

Wäre es nicht zu verwundern, wenn solche Erfolge und Aussichten auf unerforschte Gebiete verfehlt hätten, den Anstoß zu einem großen Unternehmen zu geben? Der Gedanke war eigentlich schon vorhanden in der ursprünglichen Absicht der Gebrüder Henry, die Thierkreiskarten mittelst der neu entdeckten Naturkraft zu vollenden. Warum aber sollte man diesen „jungen Riesen" auf die enge Bahn des Thierkreises beschränken? War er nicht mächtig genug, das ganze Himmelsgewölbe von Pol zu Pol zu durchschreiten? Freilich, er bedurfte der Werkzeuge einer Sternwarte und der Leitung eines Sternkundigen; ja er bedurfte vieler solcher Werkstätten, um die Riesenarbeit in einer absehbaren Zeit zu vollenden; er bedurfte endlich, um die Arbeit gleichförmig auszuführen, eines einheitlichen Planes, dem alle Sternwarten sich fügen sollten.

Dieser Gedanke hatte sich bei einigen hervorragenden Männern, wie Gill und Mouchez, allmählich Bahn gebrochen. Letzterer erließ eine Einladung an die Sternkundigen zu einer Zusammenkunft in der Hauptstadt Frankreichs, die auch wirklich im April 1887 tagte und neun Tage dauerte. 55 Astronomen aus 15 verschiedenen Völkerstämmen hatten sich eingefunden.

Was hat nun diese Vereinigung zu Stande gebracht? Um nicht in alle die zahlreichen Einzelfragen einzugehen, erwähnen wir nur die Hauptbeschlüsse: einerseits die Herstellung einer Himmelskarte mit sämmtlichen Sternen bis zur 14. Größenklasse, und andererseits, was die Hauptsache ist, ein durch Ausmessung dieser Karten zu gewinnendes Sternverzeichniß bis zur 11. Größe einschließlich, das auf 30 Bände geschätzt werden könnte. Das Unternehmen soll sich zunächst auf eine Himmelszone vom 60. Grade nördlicher bis zum 38. Grade südlicher Declination erstrecken.

Digitized by Google

Aber, wird man vielleicht fragen, wozu denn diese Verschiedenheit in Karten und Katalog? Warum von der 14. Größenklasse um diese Kleinigkeit auf die 11. zurückgehen?

Wir wollen diese Verwunderung noch steigern, indem wir mittheilen, daß diese Verschiedenheit in den Grenzen der aufzunehmenden Sterne eine doppelte Aufnahme des ganzen Himmels erfordert, die eine mit 15 bis 20 Minuten Belichtungszeit, die andere mit nur 2 bis 3 Minuten. In dieser letztern Angabe liegt aber auch schon die ganze Erklärung. Stellen wir uns einmal zwei so erhaltene Platten vor. Auf die eine hat das milde Sternenlicht nur zwei Minuten lang eingewirkt, auf die andere sieben- oder achtmal so lange. Sollte man nicht erwarten, daß auf der letztern auch ebenso vielmal mehr Sterne abgedruckt seien? Kein Sterblicher ist im Stande, die Menge der Sterne bis zur 14. Größe auch nur annähernd anzugeben, zumal man noch nicht einmal weiß, was die 14. Größe eigentlich ist. Die deutschen Sternkundigen pflegen dieselbe als $13^1/_2$ zu bezeichnen. Strenge genommen hat man nicht einmal für die 10. Größenklasse oder die Sichtbarkeitsgrenze in 3zölligen Kometensuchern ein sicheres Maß, und was man als 14. Größe zu bezeichnen pflegt, ist eben nichts anderes als die Wirkungsgrenze der Gelatineplatte in 13zölligen Refractoren bei 15 Minuten Belichtung. Dr. Gill von der Kap-Sternwarte schätzt die Menge der Sterne innerhalb dieser Grenze auf 25 Millionen; andere schätzen sie auf 30—40 Millionen. Bei den helleren Sternen scheint die Menge bei jeder Größenklasse um das Vierfache zu wachsen, also bei der „Kleinigkeit" von drei Größenklassen um das Vierundsechzigfache. Doch wer wollte für die schwächsten, noch ungezählten Sterne ein Gesetz errathen? Jedenfalls wird man zugeben müssen, daß eine Verkürzung des Katalogs um drei Größenklassen in der That keine „Kleinigkeit" ist, und daß der unverkürzte Katalog vielleicht in drei- bis vierhundert Bänden nicht zu fassen wäre. Bedenkt man, daß jeder Band die Ausmessung und Berechnung von etwa hunderttausend mikroskopischen Pünktchen voraussetzte, so kommt man bald zu der Einsicht, daß eine solche Arbeit mehrere Jahrhunderte in Anspruch nehmen würde.

Das Menschengeschlecht kann allerdings Werke der Kunst und Wissenschaft aufweisen, an denen Jahrhunderte lang nach einheitlichem Plane gearbeitet wurde; wir brauchen nur an den erst in unseren Tagen vollendeten Kölner Dom und an das noch nicht vollendete Werk der Bollandisten zu erinnern —: allein der Geist, der solche Werke schuf, gibt keine Verheißung von Einheit und Dauer auf dem Gebiete der profanen

Digitized by Google

Wissenschaften, und so war es nicht rathsam, den Plan über die Leistungsfähigkeit des heutigen Geschlechtes auszudehnen.

Wir erwähnen noch einige Bestimmungen im einzelnen. Der Hohlspiegel wurde der oben erwähnten Nachtheile wegen verworfen und ein Refractor von 33 cm Oeffnung und 3,43 m Brennweite vorgeschrieben. Das Glas soll so geschliffen werden, daß es für die Wellenlängen in der Nähe der Frauenhofer'schen Linie G einen farbenlosen Brennpunkt und in einem Umkreise von einem Grad Halbmesser noch gute Bilder gibt. Für diese Wellenlängen soll nämlich die Trockenplatte ihre größte Empfindlichkeit besitzen.

Noch in demselben Jahre 1887 waren schon neun Fernrohre der beschriebenen Art in Bearbeitung: drei für Frankreich und je eines für Spanien, Brasilien, die Argentinische Republik, Chile, Meriko und Australien. Später kamen noch England, Dänemark, Deutschland, Oesterreich und Rußland hinzu.

Zwei weitere Einrichtungen sollten dem Unternehmen Einheit und Bestand sichern: die Ausgabe eines Bulletins, das seit 1881 in sechs Heften erschienen ist, und die Wahl eines ständigen Ausschusses, bestehend aus den Leitern der theilnehmenden Sternwarten und elf anderen Fachgenossen. Die Herren Janssen und Common sollen außerdem die anderen Zweige der Himmelsphotographie überwachen.

Welch eine Menge neuer *Entdeckungen* bei dieser Abbildung des Himmels bevorstehen, ist noch gar nicht abzusehen, da wir uns erst auf der Schwelle der neuen Bahn befinden. Man hofft die Menge der bekannten 7000 Nebel um das Drei- oder Vierfache zu vermehren und viele geschweifte Wanderer zu erwischen; manche neue Wandelsterne und viele noch unentdeckte Doppelsterne werden zu Tage treten, hunderte von veränderlichen werden sich zeigen, Eigenbewegungen der Fixsterne und ihre scheinbaren Verschiebungen infolge der jährlichen Bewegung der Erde, die Richtung, nach welcher ganze Sternhaufen und selbst unser Planetensystem treiben, alle diese Erscheinungen müssen zum Vorschein kommen, wenn nicht sogleich, so doch bei einer nochmaligen Aufnahme in späteren Zeiten. So wird die Saat dieser photographischen Himmelskarten erst unseren Nachkommen ihre vollen Früchte bringen.

Einen Schmuck des nächtlichen Himmels wird man auf diesen Karten allerdings vermissen, die *Milchstraße*. Der milde Schein dieses Sternenringes verschwindet dem Auge bekanntlich schon im Operngucker, indem er sich sofort in unzählige Sternchen auflöst, und dasselbe geschieht in

Digitized by Google

noch höherem Maße bei der Photographie. Nur solange die einzelnen Sterne als solche unsichtbar sind, erhalten wir den Eindruck jenes flockigen Schleiers, der sich ringförmig um das ganze Himmelsgewölbe herumzieht.

Ein Apparat zur photographischen Aufnahme der Milchstraße darf deshalb kein Fernrohr sein, sondern höchstens eine Camera mit kurzer Brennweite und sehr weitem Gesichtsfelde. Der erste, dem dieser Versuch bei sehr langer Belichtung gelang, ist Barnard auf der Lick-Sternwarte.

Doch genug der gefaßten Beschlüsse und der gespannten Hoffnungen; lassen wir das Werk in der Zukunft selbst reden.

(Schluß folgt.)

J. G. Hagen S. J.

Streiflichter auf die Rassen- und Nationalitätenfrage in Nordamerika [1].

Der große amerikanische Bürgerkrieg, in dem ursprünglich nur die Abschaffung der Sklaverei in den Südstaaten beabsichtigt wurde, endete im April 1865 mit der Uebergabe der zwei von Lee und Johnson befehligten Armeen an Sherman und Grant, die Generale des Nordens. Dem Präsidenten Lincoln war es leider nicht vergönnt, mit der ihm eigenen Weisheit und Mäßigung die Verhältnisse des Südens zu ordnen; denn er fiel schon 10 Tage nach der Einnahme Richmonds, des letzten Bollwerks der Conföderirten, durch Mörderhand. Ein größeres Unglück konnte Amerika nicht treffen; denn die Führer der republikanischen Partei ließen sich so von Rach- und Herrschsucht verblenden, daß sie nicht allein der schwarzen Bevölkerung Befreiung von der Sklaverei gewährten, sondern sogar die früheren Herren zu Sklaven der Schwarzen zu erniedrigen suchten.

[1] Die folgenden Darstellungen fußen hauptsächlich auf den jüngst erschienenen Schriften: Longstaff, Studies in Statistics, Social, Political and Medical. XIV and 455 p. London, Stanford, 1891: Clowes, W. L., Black America, a study of the Ex-Slave and his late Master. XIII and 240 p. London, Cassell, 1891.

Digitized by Google

Weil die Südstaaten gleich nach dem Kriege fast ausschließlich Demokraten in das Parlament und den Senat gewählt hatten, beschloß die republikanische Mehrheit der Vereinigten Staaten, den Weißen des Südens die Wahlfreiheit und andere politische Rechte zu entziehen, und, soweit es ging, Neger oder Männer der eigenen Partei zu allen einflußreichen und einträglichen Stellen zu befördern, über die Südstaaten, als wären sie in offenem Aufruhr, den Belagerungszustand zu verhängen und die früheren Herren der Sklaven durch die eben emancipirten Neger aufs grausamste zu bedrücken.

Die Neger, meist ungebildete und unerfahrene Menschen, große Kinder, denen jede Schulung fehlte, waren natürlich für die Regierung der Südstaaten ganz ungeeignet und ließen sich von den Industrierittern und Abenteurern, die vom Norden eingewandert waren, aufs schmählichste mißbrauchen. Letztere nahmen, um sich zu halten, ihre Zuflucht zu den schlimmsten Mitteln, der Bestechung und Einschüchterung, und konnten dies um so ungestörter thun, als jeder Versuch der weißen Bevölkerung sich Recht zu verschaffen als Auflehnung gegen die Regierung betrachtet wurde. Wir geben hier einige Beispiele. In dem Staate Alabama ließen sich die aus der schwarzen Bevölkerung genommenen Gesetzgeber für ganz geringe Summen bestechen, welche sie, als sie noch Sklaven waren, zurückgewiesen hätten. Einer derselben, Namens Cuff, äußerte eines Tages: „Ich habe mich schon elfmal verkauft; dies ist das erste Mal, daß ich das Geld wirklich erhalte." Die Carpet baggers (Industrieritter des Nordens) trieben es noch schlimmer. Der Neger Corbin, den sie zum Oberrichter ernannt, schildert sie also: „Die Republikaner sind ein Rudel von Thieren, sobald einer eine Aehre erhascht, so rennen ihm alle nach, um ihm dieselbe wegzunehmen." Nicht bloß die Republikaner des Nordens, sondern auch die Neger, welche irgend eine Stelle bekleideten, lebten auf Staatskosten und bezogen aus den Vorrathshäusern der Regierung Kleider, Nahrungsmittel für sich und ihre Familien, außer ihrem regelmäßigen Gehalt. Die früheren Gerichtssäle genügten ihnen nicht mehr; es mußten neue, überaus prächtige mit allem Comfort ausgestattete Zimmer eingerichtet, große Hotels für die Beamten erbaut werden, in denen sie mit der Familie auf Staatskosten lebten. Während die aristokratischen Beamten von ehemals sich durch Frugalität ausgezeichnet, wurden jetzt die Verwaltungskosten in vielen Fällen verfünffacht. Die Lieferanten forderten exorbitante Preise und lieferten schlechte Waaren; Gründerschwindel war an der Tagesordnung. Eine Gesellschaft bezog vom Staat über

Digitized by Google

3 000 000 Pfund für den Bau einer Eisenbahn, von der auch nicht eine Ruthe gebaut wurde. Einer der größten Schwindler war Franklin J. Moses, der als Gouverneur von Süd-Karolina die Habsucht und Tyrannei seines Vorgängers General Scott überbot, und nach seiner Absetzung als gemeiner Verbrecher für Schwindel und später für das Stehlen von Oberröcken ins Gefängniß wandern mußte. Unter ihm wurden, um nur ein Beispiel zu geben, 3200 Pfund Sterling für Schreibmaterialien in einem Jahre ausgegeben, gegen 80 Pfund unter seinen aristokratischen Vorgängern. Die Richter betrachteten es als unnöthig, die Schuldigen zu verurtheilen, da sie wohl wußten, daß dieselben sich durch Bestechung des Gouverneurs Straflosigkeit erkaufen würden.

Das herrschende System wurde nachgerade so unerträglich, daß die weiße Bevölkerung zu List, Drohungen und offener Gewalt ihre Zuflucht nahm, um bei Neuwahlen die Neger und Industrieritter zu verdrängen. Die Republikaner des Nordens schämten sich ihrer Schützlinge so herzlich, daß sie nichts zu Gunsten der Schwarzen zu thun wagten. Die Unfähigkeit und Maßlosigkeit der Neger hat die Schwärmer für Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe so sehr ernüchtert, daß sie offen eingestehen, der Süden könne nur von den Weißen regiert werden; Drohungen, Einschüchterungen, Gewaltthaten seien Acte der Nothwehr und durch die Umstände gerechtfertigt. Clowes hebt hervor, daß die Demokraten des Südens die gegenwärtige Nothlage nicht geschaffen, daß die Republikaner verantwortlich seien für die Ausschreitungen ihrer schwarzen Bundesgenossen, weil sie dieselben zum Rachekrieg gegen die Weißen anreizten, ihnen sogar die Meinung beibrachten, sie hätten Ansprüche auf einen Theil der Ländereien ihrer ehemaligen Herren. Gleichwohl kann man es nicht billigen, daß die Weißen die Schwarzen nicht zu versöhnen suchen und auf Gewaltmittel ihr Vertrauen setzen.

So gutmüthig die Schwarzen auch von Natur sind, so frei von Ehrsucht, so wenig geeignet für einheitliches Handeln, so birgt doch ihre numerische Zunahme in manchen Provinzen eine große Gefahr in sich. Nach der Zählung von 1880 (die letzte Zählung von 1890 gibt die Klassificirung noch nicht) ergibt sich folgender Procentsatz für die schwarze Bevölkerung: in Virginia 41,7, Georgia 47,0, Florida 47,1, Alabama 47,5, Louisiana 51,4, Süd-Karolina 60,6. Die Niederungen des Südens sind fast ausschließlich von den Schwarzen bewohnt, während die Weißen sich in bergigen Gegenden niederlassen oder auswandern. Die schwarze Bevölkerung bildet einen breiten Gürtel im Süden und Osten gegen das Meer

Digitized by Google

hin, und könnte leicht die Weißen vom Verkehr ausschließen, wenn sie zu einheitlichem Vorgehen vermocht werden könnte. Wenn das bis jetzt noch nicht geschehen, so ist der Grund nicht in der Zufriedenheit der Schwarzen und der Friedfertigkeit der Weißen zu suchen, sondern in der Lethargie und der Genügsamkeit der Neger. An Reibungen fehlt es nicht; die Weißen klagen über die Unverschämtheit der Schwarzen und ihre Lasterhaftigkeit, die Schwarzen über die Härte, mit der kleine Vergehen bestraft werden, sowie über die Gewaltthätigkeit der Weißen. Uebrigens geben die Schwarzen selbst zu, daß das Laster in seiner schlimmsten Gestalt in ihrer Mitte große Fortschritte gemacht habe, und machen müsse, so lange sie mit den Weißen zu verkehren gezwungen seien.

Nicht bloß die Weißen sind auf den Gedanken gekommen, die endgiltige Lösung der Sklavenfrage sei die Verpflanzung der Neger nach Afrika; nein, die Schwarzen selbst scheinen sich mit der Auswanderung aus Amerika und der Niederlassung in Afrika auf britischem oder deutschem Gebiete zu befreunden. Clowes bekämpft ausführlich alle übrigen Lösungen und tritt für die Verpflanzung der Neger nach Afrika ein. Er meint, der Kostenpunkt biete wenig Schwierigkeit, an Ländereien fehle es in Afrika nicht, die von Amerika nach Afrika zurückkehrenden Neger wären wohl im Stande, ihren Stammesgenossen Civilisation und Cultur zu vermitteln. Ob die Schwarzen Amerika's diese Rolle übernehmen können, ist freilich eine andere Frage; denn die Schwarzen stehen, wie Clowes selbst zugibt, auf einer sehr niedrigen Stufe der Moralität. Von ehelichen, dauernden Verbindungen findet sich fast keine Spur mehr, Concubinat, abscheuliche und unnatürliche Laster sind an der Tagesordnung. Nur Furcht vor Strafe hält die ebenso rachsüchtigen wie wollüstigen Neger einigermaßen in Schranken. Bedenkt man die natürliche Trägheit der Schwarzen, ihren Mangel an Organisationstalent, ihre Leichtgläubigkeit und ihren Aberglauben, dann kann man unmöglich Großes von ihnen erwarten.

Nicht bloß die Weißen des Südens, sondern viel mehr noch die Weißen des Nordens schrecken vor näherer Verbindung und freundschaftlichem Verkehr mit den Schwarzen zurück. Die Emancipation der Neger, weit entfernt, die Kluft, welche Weiße von Schwarzen trennt, zu überbrücken, hat dieselbe nur noch erweitert. Schon Präsident Jefferson hat die Emancipation der Neger vorhergesagt, aber zugleich auch die Unverträglichkeit der weißen und der schwarzen Rasse. Die Macht und Zahl der Schwarzen hat nicht in dem Maße zugenommen, wie die Demokraten voraus-

Digitized by Google

gesagt hatten; dieselben haben durch ihre Unfähigkeit die Sympathien des Nordens verscherzt; die Weißen der Südstaaten fangen allmählich an, sich unabhängig zu machen von den Dienstleistungen der Schwarzen und werden wohl in kurzer Zeit durch Anwendung von Maschinerie die Arbeit der Schwarzen auf den Plantagen mehr und mehr entbehren können. Aber die Gefahr bleibt noch immer eine große. Sollten jedoch die Auswanderungen vom romanischen Europa, welche seit dem letzten Jahrzehnt so gewaltig zugenommen haben, in den Südstaaten Nordamerika's ihren Zielpunkt suchen, sollten die an mineralischen Erzeugnissen so reichen Südstaaten große Unternehmer und Kapitalisten anziehen, dann wäre dem Ueberhandnehmen der schwarzen Bevölkerung sofort ein Ziel gesteckt. Solange freilich der Westen Amerika's mit seinen fruchtbaren Landstrecken die eingeborenen Amerikaner anzieht, so lange die aus Europa nachrückenden Rassen die von den Amerikanern verlassenen Güter und Meierhöfe an der Nordküste übernehmen, wird die Zahl der Auswanderer nach den ungesunden Niederungen des Südens nicht bedeutend wachsen; aber sobald es an Spielraum im Norden fehlt, wird der Süden unzweifelhaft von der weißen Rasse, namentlich den Italienern und Portugiesen, bevölkert werden.

Amerika mit seinen verschiedenen Rassen und Stämmen bietet für den Beobachter ein seltenes Schauspiel. Amerika hat in Bälde das schwierigste aller Probleme zu lösen, eine Amalgamirung ganz entgegengesetzter Elemente, eine Ausgleichung der verschiedensten Interessen. Der Yankee, der auf seinen Glückstern vertraut, auf die besondere Vorsehung Gottes, die über ihm wacht, sowie auf sein Organisationstalent und auf sein erprobtes Geschick, macht sich freilich wenig Sorge um die Zukunft. Er ist geneigt zu glauben, die Iren, Deutschen, Skandinavier, Italiener und Slaven würden, sobald sie amerikanischen Boden betreten, wie durch einen Zauberschlag in amerikanische Patrioten verwandelt. Weil er eine so hohe Meinung von der Vortrefflichkeit der amerikanischen Institutionen hat, weil er seine Cultur und Bildung weit höher stellt als die einer der älteren Nationen, so dünkt es ihm selbstverständlich, daß die Fremden, welche gastliche Aufnahme in Amerika gefunden, dieselbe Ansicht theilen. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Die obengenannten Nationen behalten nicht nur manche ihrer Eigenthümlichkeiten bei, sondern vermeiden auch in der Regel jede Vermischung mit Yankees und untereinander. Die statistischen Notizen bei Longstaff zeigen folgendes: Deutsche nehmen meist nur Deutsche zu Frauen, die irischen Männer heiraten äußerst selten Nicht-Irinnen, während irische

Digitized by Google

Frauen, die überhaupt viel gesucht sind, Briten und Yankees heiraten. Durch die irischen Frauen erhalten die Kinder aus diesen Ehen irischen Charakter und irische Eigenthümlichkeiten, die nicht schon deswegen mit dem amerikanischen Charakter stimmen, weil Iren und Yankees dieselbe Muttersprache besitzen. Den Deutschen trennt vom Amerikaner außer dem Charakter noch die Sprache. Als die Deutschen eine verschwindende Minderheit bildeten, suchten sie durch Erlernung der englischen Sprache und Anbequemung an amerikanische Sitten und Gebräuche sich Einfluß zu verschaffen. Seitdem jedoch ihre Zahl zugenommen, fangen sie an, ihrer Eigenthümlichkeiten mehr als früher sich bewußt zu werden und deutschen Geist und Sinn zu pflegen. Die Gründung deutscher Mittelschulen und Universitäten, die zahlreichen deutschen Zeitungen, die verschiedenen deutschen Vereine sind ein Beweis frischen und regen Lebens, der Erstarkung des Nationalbewußtseins. Der puritanische Geist, der noch in verschiedenen Kreisen Amerika's herrscht, hat vielfach den Deutschen abgestoßen. Es ist auch Thatsache, daß die Deutschen sich mit Vorliebe in gewissen Provinzen niederlassen, in anderen kaum vertreten sind. Wir brauchen bloß an Wisconsin, Minnesota, Illinois, Ohio, Maryland, die Städte New-York, Chicago, Philadelphia, Brooklyn, St. Louis, Cincinnati zu erinnern. Die Deutschen haben sich an politischen Fragen weit weniger betheiligt als die Iren, fangen aber in neuester Zeit an, ihren Ideen über Politik und Verwaltung Ausdruck zu geben.

Ein weit fremdartigeres Element als das deutsche, das immerhin mit dem englisch-amerikanischen Charakter vieles gemein hat, sind die romanischen und slavonischen Rassen. Die nordamerikanischen Bundesstaaten werden je länger je mehr außer Stande sein, diese Elemente sich anzugliedern und zu assimiliren. Nur im Bunde mit der katholischen Kirche, der diese Rassen zum großen Theil angehören, wird es gelingen, dieselben zu nützlichen Staatsbürgern zu machen. Ist die katholische Kirche Amerika's in der Lage, dem Staate diese Dienste zu leisten? Kann sie über eine genügende Anzahl von Priestern verfügen? Sind diese Priester im Stande, auf die Masse von Fremden, welche jährlich an die amerikanischen Küsten geworfen werden, einzuwirken? Das sind Fragen, die beantwortet werden müssen. Die Zahl der in Amerika gebildeten Priester mehrt sich gottlob von Jahr zu Jahr, genügt aber noch lange nicht. Die Mittel, über welche die katholische Kirche verfügt, sind beschränkt, hauptsächlich durch die Schuld der Regierung, welche die verhältnißmäßig armen Katholiken zwingt, zur Unterhaltung der religionslosen Staatsschulen und der katholischen frei-

Digitized by Google

willigen Schulen beizusteuern. Priester, welche der romanischen und slavischen Sprachen mächtig sind, oder welche Lust und Liebe zur Erlernung derselben haben, sind selbstverständlich selten; somit ist es vor allem nothwendig, daß Priester aus Europa der Auswanderer sich annehmen.

Die bitteren Erfahrungen, die man in Amerika und England gemacht, wo die Einwanderer jahrelang der regelmäßigen Seelsorge entbehren mußten und nach und nach ihren Glauben verloren, machen es der Kirche zur Pflicht, der Katholiken, welche Armuth oder andere Ursachen aus Italien, Polen und anderen Ländern vertrieben, sich anzunehmen. Hier eröffnet sich den religiösen Orden ein schöner und gesegneter Wirkungskreis, hier können sie unter dem Schutz des amerikanischen Gesetzes frei und ungehindert ihre Seelsorgspflichten ausüben. Hier bietet sich auch eine gute Gelegenheit für die Bekehrung der Schwarzen. Der amerikanische Bürgerkrieg, die Mißregierung der nordamerikanischen Industrieritter im Bunde mit den bestechlichen Schwarzen, endlich die Gewaltthätigkeit der Weißen, welche den Neger an der Ausübung seiner politischen Rechte verhindern, haben vieles zerstört, und in den Schwarzen einen Geist der Anarchie und Zügellosigkeit großgezogen. Gleichwohl darf man an einer geistigen Erneuerung dieser armen Rasse nicht verzweifeln, kann man auf eine reiche Saat hoffen, sobald sich Apostel finden, welche im Geiste des Negerapostels, des hl. Peter Claver, arbeiten und gleich ihm allen alles werden.

Auf die Wirksamkeit der protestantischen Missionäre unter den Schwarzen Amerika's braucht hier um so weniger eingegangen zu werden, als dieselben ihre Ohnmacht, dem Sittenverderbniß zu steuern, eingestehen und alles Heil von der Bildung erwarten.

Das steht fest, die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten sind nicht so günstig, wie man sich vielfach vorstellt, die Gegensätze im Staatsorganismus sind verdeckt, nicht aufgehoben, große Massen sind noch nicht assimilirt und eingegliedert, die Schwarzen haben für die alte, verhältnißmäßig milde Sklaverei eine drückendere eingetauscht, stehen den Weißen des Südens und Nordens feindseliger gegenüber als je. Die Bildung eines Negerstaates im Süden könnte, wenn man das Siedelungsproject für unausführbar hält, als einziger Ausweg erscheinen. Werden in derselben Weise nicht vielleicht auch die Deutschen, die Italiener, die Slaven mit der Zeit eigene Staaten bilden, indem sie sich von den Anglo-Amerikanern absondern, wenn diese nicht etwa von den neuen Nationalitäten ganz absorbirt werden? Wie die Engländer ihre Rivalen, die Franzosen und

Digitized by Google

Spanier, aus Nordamerika verdrängt und die eingesessenen Abkömmlinge dieser Nationen sich unterworfen haben, so werden möglicherweise die spätesten Ankömmlinge die Anglo-Amerikaner unter ihre Botmäßigkeit bringen. Die Zahl der Kolonisten wächst von Jahr zu Jahr so gewaltig, daß die anglo-amerikanische Rasse den Ankömmlingen den eigenen Charakter nicht mehr aufprägen kann, daß vielmehr der Nationalcharakter durch Beimischung der Eigenthümlichkeiten fremder Nationen sich verändert und seine ursprüngliche Kraft verliert.

Die von englischen Schriftstellern mit solcher Genugthuung betonte Verbreitung der englischen Sprache und Sitte über den ganzen Erdkreis, die vielgepriesene Organisationsgabe und die Fähigkeit, fremdartige Elemente sich zu assimiliren, scheint nach den hier angeführten Thatsachen nicht so erfolgreich, als man wohl annimmt; ja es fehlt nicht an Anzeichen, daß der Niedergang der anglo-amerikanischen Rasse schon begonnen hat, daß die innere Auflösung sich bereits vollzieht. Ob die verschiedenen Nationen friedlich nebeneinander bestehen werden, oder ob die eine die anderen sich zu unterwerfen suchen werde, läßt sich mit Sicherheit nicht absehen; Kämpfe werden Amerika jedenfalls nicht ganz erspart werden, besonders da das einigende Band der Religion fehlt.

A. Zimmermann S. J.

Digitized by Google

Recensionen.

Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Sitte und Cultur. Durch Fr. **Albert Maria Weiß,** O. Pr. Freiburg, Herder. I. Bd.: Der ganze Mensch. Zweite Auflage. 1888. XVI u. 843 S. 8°. Preis *M.* 6. (Erste Auflage 1878, IX u. 464 S.) II. Bd.: Humanität und Humanismus. Zweite Auflage. 1890. XV u. 987 S. 8°. Preis *M.* 7. (Erste Auflage 1879, XIII u. 882 S.) III. Bd.: Natur und Uebernatur. 1884. XIII u. 926 S. 8°. Preis *M.* 6[1]. IV. Bd.: Natur und Uebernatur. 1884. X u. 1038 S. 8°. Preis *M.* 8. V. Bd.: Die Vollkommenheit. 1889. XIV u. 777 S. 8°. Preis *M.* 6.

Wenn ein Werk von so bedeutendem Umfange und so hohem wissenschaftlichem und sittlichem Ernste, wie die Apologie des hochw. P. Albert Maria Weiß, noch vor Vollendung des Schlußbandes in zweiter Auflage zu erscheinen beginnt, so liegt in diesem Umstande eine bessere Empfehlung, als die günstigste Besprechung sie bieten könnte. Es ist ja eine nur zu offenkundige Thatsache, daß der Geschmack unserer Zeit mehr nach reizendem Unterhaltungsfutter als nach der gesunden Nahrung einer gründlichen Belehrung verlangt. Insbesondere haben Werke, welche die Menschen über Religion und Sitte belehren und gar ernstlich bessern wollen, auf dem Büchermarkte durchschnittlich einen harten Stand. Tritt aber ein Schriftsteller erst entschlossen für das Christenthum und die ausschließliche Berechtigung der christlichen Weltanschauung ein, und zwar nicht für ein modern verwässertes, sondern für das alte echte Christenthum, das mit sich um Glaubenssätze und Sittenlehren nicht markten läßt, dann ist es ja von vornherein klar, daß ein „Anachronismus" vorliegt. Nun aber hat der hochw. P. Weiß sich nichts Geringeres zum Ziele gesetzt, als durch eine auf breiter wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Vertheidigung der christlichen Sittenlehre einen Beitrag zur Heilung der zahlreichen geistigen Schäden und Gebrechen unserer Zeit zu liefern. Gewiß also ein Unterfangen, zu dem nicht wenig Muth und Geschick gehört, wenn irgend welche Aussicht auf Erfolg vorhanden sein soll. Der Erfolg aber hat bewiesen, daß beide

[1] Soeben hat auch der dritte Band in zweiter Auflage die Presse verlassen. (XX u. 1192 S. 8°. Preis *M.* 8.40.) D. Red.

Digitized by Google

Eigenschaften dem Verfasser in hohem Maße eigen sind. Darum brauchen wir das Buch nicht mehr zu empfehlen; wir wünschen nur jene auf dasselbe aufmerksam zu machen, welche es bisher noch nicht kennen. Nimm und lies! aber lies in dem Geiste, in welchem der Verfasser geschrieben hat, nicht zur Unterhaltung, sondern zur Belehrung und Besserung.

Wer etwa glaubte, mit der Lesung sich ein paar angenehme Nachmittagsstündchen verschaffen zu können, der würde sich freilich sehr enttäuscht finden. Auch der an wissenschaftliche Darstellung gewöhnte Leser wird doch nicht mühelos dem kundigen Führer folgen, der ihn hinab geleitet in die tiefsten Geheimnisse des Menschenwesens, um ihm dort die schwierigsten Räthsel unserer Doppelnatur zu lösen, und hinauf bis zu den höchsten Höhen der christlichen Mystik, wo unser schwaches Auge kaum mehr das hellstrahlende himmlische Licht zu ertragen vermag. Dem Gegenstande angepaßt, ist die Darstellung bald mehr philosophisch nüchtern, bald voll großer Begeisterung, bald erschütternd eindringlich, immer aber edel und geistreich. Ja manchem möchte es vorkommen, als sei die Redeweise nicht selten gesucht geistreich. Andere freilich erheben dagegen Widerspruch und wissen nicht Worte des Lobes genug zu finden, und es ist bekanntlich gerade in Geschmackssachen schwer, es allen recht zu machen. Es möge uns gestattet sein, durch ein Beispiel zu erläutern, was gemeint ist.

Der Verfasser beklagt an einer Stelle, daß es so wenig ganze und so viel einseitige Menschen gibt: „Die Ganzen sind bald gezählt und auch bald beschrieben. Wer dagegen zählt und schildert die halben, die Drittelsmenschen? Welch wunderliche Ausstellung könnten wir veranstalten, wollten wir alle Einseitigkeiten sammeln, die nur der Kopf allein unter den Menschen hervorbringt: Kopflose, Querköpfe, Hitzköpfe, eiskalte, verdrehte, verworrene, eiserne Köpfe. Hier einer, der den Kopf verloren, dort einer, der einen Kopf aufgesetzt hat. Der ist gewohnt, mit dem Kopf durch jede Wand zu fahren, der andere hat gar einen Sparren mitten durch den Kopf. Mit dem Willen, scheint es, verstehen die Menschen weit weniger Zerrbilder fertig zu bringen als mit dem Kopfe. Man möchte fast meinen, das einzige, was sie mit ihm anzufangen wissen, sei, daß sie ihn als überflüssige Waare kurzweg beiseite werfen. Denn außer Willenlosen und allenfalls noch Unwilligen findet sich kaum der eine oder andere, der es sich nachsagen lassen will, daß er etwas mit Willen und Willensfreiheit zu thun hat. Man müßte nur etwa hierher auch jene rechnen, von denen ihre Umgebung seufzend zu klagen pflegt: Ein rechter Soldatenkopf, eine capricirte Dame. Um so mehr aber hält es die Menschheit mit dem Herzen. Warme, hohe und weite Herzen zwar und Leute, die das Herz am rechten Flecke haben, sind nicht gerade überzählig zu finden. Aber an Herzweh und Herzeleid, an gebrochenen Herzen, an zerrissenen, harten, kalten Herzen, an Engherzigen und an Herzlosen ist kein Mangel. Ueberall die Klage, daß sich keiner findet, vor dem man sein Herz ausschütten kann. Und man habe doch fast täglich das Bedürfniß darnach, wenn einem ein Stich durchs Herz gegangen oder eine herzzerreißende und herzbrechende Sache widerfahren sei ...“ (I, S. 192 f.)

Digitized by Google

Solche Schilderungen mögen ja viel dazu beitragen, die Darstellung zu beleben und die Aufmerksamkeit des Lesers anzuregen; sie sind die Würze des literarischen Mahles; aber zu reiches Gewürz kann einer Mahlzeit auch schaden, und etwas zu viel des Guten mag der Verfasser in dieser Richtung schon gethan haben. Größere Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdruckes dürfte einem weitern Leserkreise mehr zusagen. Dem Streben des Verfassers nach möglichst wirkungsvollem Ausdruck ist es jedenfalls auch zuzuschreiben, daß Sätze vorkommen, die sich stark auf der äußersten Kante des Richtigen bewegen und nahe an Uebertreibung streifen. Es ist übrigens nicht zu vergessen, daß die Abhandlungen ursprünglich als Vorträge gedacht sind; beim lebendigen Wort aber ist vieles gestattet und angebracht, woran der kalte Verstand hinter dem Studirpult dies und das zu bekritteln findet. Aus der ursprünglichen Anlage erklären sich auch die verschiedenen Wiederholungen und jene Breite, durch welche das Werk nicht unerheblich den Umfang überschritten hat, den es bei weniger rednerischer Ausdrucksweise, unbeschadet des Gegenstandes, einnehmen würde. Jeder Vortrag muß eben etwas für sich Abgeschlossenes sein; eine so scharf hervortretende Gliederung des Ganzen und eine so deutliche Verkettung der einzelnen Theile wie bei einer von vornherein zum Lesen bestimmten Abhandlung kann nicht angestrebt und nicht erwartet werden. Daher ist der Leser, der sich über Fortschritt und Zusammenhang des Gedankenganges Rechenschaft geben will, oft genöthigt, zurückzuschauen und den Weg noch einmal zu überblicken. Der Plan des Ganzen tritt jedoch für den Aufmerksamen klar und scharf hervor und ist von vornherein durch seine Großartigkeit achtunggebietend. Der Verfasser beabsichtigt nämlich, die Vertheidigung des christlichen Lebens und der christlichen Sittenlehre nicht bloß durch die Darlegung der innern Vortrefflichkeit dieser Lehre zu führen, sondern auch durch den Vergleich derselben mit der Sittlichkeit, wie sie sich außerhalb des Christenthums entwickelt hat.

„Eine erschöpfende Apologie des christlichen Lebens läßt sich nur vom universalsten Standpunkte aus mit Erfolg durchführen. Was also nur immer in das Gebiet der allgemeinen Geistescultur der Welt einschlägt, muß, wo es sich fügt, zur Untersuchung beigezogen werden: Religionen und Religionsgebräuche, Mythologie, Theologie, Sagengeschichte, Sprichwörter, Philosophie, schöne Literatur, Kunst, Staatslehre, Socialpolitik, Volks- und häusliches Leben, Erziehung, Bildung und Unterrichtslehre, und vor allem natürlich das eigentliche sittliche Leben in allen seinen Beziehungen, die Geschichte der Sünde wie die der Heiligkeit" (I, S. 13). Das ist gewiß nicht wenig, das wäre eine Philosophie der Culturgeschichte im großartigsten Maßstabe. Niemand kann erwarten, daß der Verfasser all diese Gegenstände in ihrer Beziehung zur christlichen Sittenlehre vollständig behandelt, oder daß er auf all diesen Gebieten in gleicher Weise Meister ist; aber daß die gesammte Geschichte der Geistes- und Herzensbildung in geistreicher Art aufgefaßt und oft in überraschendes Licht gesetzt wird, läßt sich nicht läugnen.

Der Kernpunkt all der Untersuchungen und Besprechungen ist der Mensch, und zwar erstens der Mensch seiner Natur und Bestimmung nach (1. Band),

Digitized by Google

zweitens der Mensch in seiner Entwicklung außerhalb des Christenthums (2. Band), drittens der Mensch unter dem Einflusse des Christenthums (3. und 4. Band), und insbesondere noch der Mensch in seinem Streben nach der christlichen Vollkommenheit (5. Band).

Der erste Band bietet nach einer längern Einleitung, in welcher der Verfasser Zweck und Plan seines Werkes darlegt, eine vollständige Anthropologie. „Was gehört zum Menschen? Was macht den Menschen, wenn wir ihn ganz abstract seiner Idee und Bestimmung nach betrachten? Und wo findet sich der Mensch und die reine Menschlichkeit am annähernden verwirklicht?" (S. 14.) Das sind die Fragen, deren Lösung uns in befriedigender Weise nur vom Christenthume geboten wird, das Christenthum zunächst nicht als Offenbarung, sondern als Culturlehre betrachtet. Das Christenthum umfaßt ja auch das ganze Gebiet der gesunden Vernunft, so daß viele seiner Lehren lediglich Sätze des allen Menschen ins Herz geschriebenen Naturgesetzes sind.

Wer darum das Christenthum verstehen will, dem muß man vor allem zurufen: Zurück zu dir selber! „Aber merkwürdig. Gerade dieses Wort ist es, was den Menschen mit dem größten Schrecken erfüllt. Vor nichts bangt ihm so, wie vor sich und vor allem, was ihm gleich ist. Mit nichts macht man ihn unglücklicher, als wenn man ihn zur Einkehr in sich selber nöthigen will" (S. 38 f.). Die meisten ziehen es vor, den Blick von sich abzuwenden und sich gleichsam dadurch vor sich selbst zu rechtfertigen, daß sie über andere klagen und schelten, und zwar ist dieses gegenseitige Verdammen gerade unter Culturmenschen am häufigsten. Hierin liegt das Eingeständniß, daß der Mensch, wie er uns in Geschichte und Erfahrung begegnet, keineswegs das ist, was er von Natur aus sein soll, daß vielmehr in aller Bildung, Kunst und Wissenschaft sehr viel Unheil, Sünde und Irrthum enthalten, daß ein allgemeines Verderben über die Menschheit hereingebrochen ist. Das sagt auch das Christenthum in seiner Lehre von der Erbsünde, ohne jedoch in den pessimistischen Irrthum zu verfallen, daß nun alles verloren ist, und die höchste Weisheit darin besteht, aus dieser unrettbar schlechten Welt dem Thiere gleich so viel Genuß zu erjagen als eben möglich ist. Vielmehr lehrt es uns zurückzukehren zur unverdorbenen Natur und das göttliche Ebenbild wieder in uns herzustellen.

Dieses göttliche Ebenbild im Menschen weist uns nun der Verfasser auf, indem er uns zeigt, was ein ganzer Mensch seiner Natur nach ist. Er behandelt zuerst die Kräfte des ganzen Menschen, zweitens das Ziel und den Weg des ganzen Menschen, drittens den Stufengang zum Ziele des ganzen Menschen. Die Vorträge der ersten Abtheilung führen uns der Reihe nach vor: Die Vernunft, das Gewissen, die Willensfreiheit, Kopf, Wille, Herz und die sogen. Gefühlsvermögen. In der zweiten Abtheilung sind die Gegenstände der Vorträge: Das Ziel, Ohne Religion kein ganzer Mensch, Die Religion der Humanität, Familienleben, Gesellige Pflichten, Bürgerliche Tugenden, Das Reich Gottes ist in euch, Der Orden vom rechten Maß, Die weibliche Stimmung der christlichen Tugend, Original, nicht Copie, Ecce homo. Die dritte Abtheilung enthält folgende Vorträge: Die erste Entscheidung, Kampf wider die Halbheit, Das Himmelreich leidet Gewalt, Ordnung, Kleinigkeiten, Der ganze Mensch.

Digitized by Google

Diese Kapitelüberschriften sind zwar sehr geeignet, die Neugierde des Lesers zu reizen, nicht aber in demselben Maße auch eine Uebersicht über den Inhalt und Zusammenhang der einzelnen Abschnitte zu vermitteln. Ebenso ist innerhalb der einzelnen Vorträge die Darstellung oft mehr ergreifend und anregend als klar und durchsichtig. Die große Literaturkenntniß, über welche der Verfasser verfügt, ermöglicht es ihm, fast alle seine Sätze mit Sprichwörtern und Citaten zu belegen. Es hat sich ihm aber, wie es scheint, das Gefühl aufgedrängt, daß er in dieser Beziehung etwas viel geleistet; denn S. 18 f. glaubt er sich hierüber eigens verantworten zu sollen: solche Reizmittel seien nothwendig, wenn die ernsten Wahrheiten, die er vertrete, nicht bloß ausgesprochen, sondern auch gern gelesen und beherzigt werden sollen. Das ist gewiß richtig, insofern es sich um leicht verständliche und packende Sprüche handelt; ob aber auch die vielen fernhergeholten, oft recht schwer verständlichen Verse wirklich demselben Zwecke dienen?

Bei der großen Fülle des Stoffes ist es nicht zu verwundern, daß es dem Verfasser nicht gerade allenthalben gelungen ist, die von ihm selbst aufgestellte Regel zu befolgen: „Das Meisterstück liefert der, welcher sich zu beschränken und überall das Wichtigste und Entscheidende auszuwählen versteht" (S. 13). Dafür entschädigt aber die oft wunderbar schöne Darstellung, so z. B. jene Beschreibung des Ringens der Natur nach Erlösung: „Ein unbeschreibliches Sehnen, ein ewiges Ringen nach Befriedigung durchzieht alle Reiche der Schöpfung ... Wo das Herz nur ein wenig natürliches Gefühl bewahrt hat, da ahnt es die Wahrheit des schönen Satzes, den der Geist Gottes durch den Mund des Apostels spricht: ‚Wir wissen, daß alle Geschöpfe seufzend in Geburtswehen liegen' ... Von diesem Sehnen geben Zeugniß Tausende von Sagen und Liedern aller Völker. Und keiner, der nur ein wenig Verständniß dafür bewahrt hat, wird in Abrede stellen, daß er es jemals empfunden, ohne in seinem Innersten beschämt, geläutert und zu edleren Strebungen angetrieben worden zu sein. Immer und überall ist es dieselbe Wahrheit, die uns die Sprache der Natur verkündet, um so eindringlicher, je weniger zudringlich, um so unläugbarer, je stiller. Ob ich in einsamer Sonntagsnachmittagsstille die Predigt der rauschenden Tannen, der wallenden Saaten, des flüsternden Schilfes durch das feierlich bewegte und doch so gefriedete Gemüth ziehen lasse, ob mich bei Sonnenaufgang die glänzend dunkle See an jenes gläserne Meer von Smaragd und Azur erinnert, das Ezechiel und Johannes um den Thron des auf den Flügeln der Seraphim Getragenen sehen, wenn ich im Hochgebirge die Majestät der zürnenden Stimme Gottes von Bergeswand zu Bergeswand im Donner wandern höre, oder wenn ich beim Verglimmen des wunderbaren Leuchtens der Gletscher in die unendlichen Tiefen des glitzernden Sternenhimmels von einer Sehnsucht nach wahrer ewiger Ruhe mich ergriffen fühle, die mir die Rückkehr in dieses niedrige Leben fast unerträglich macht: immer ist es der gleiche Text, über den die Natur mit unermüdlichem Seeleneifer in unzähligen Wendungen redet. Und immer findet die Seele die ewig gleiche Predigt neu und anziehend und befriedigend. Mit Recht haben darum die alten Weisen gesagt, daß Himmel

Digitized by Google

und Erde und Gottheit und Menschheit in Harmonie und Zusammenhang und schönster Ordnung zu einander stehen. Für Himmel und Erde ist diese Eintracht und Ordnung keine Tugend, weil ein Ding unabweisbarer Nöthigung. Auch für den Menschen ist Zusammenhang mit Gott eine Nothwendigkeit, der sich keiner entschlagen kann. Aber daß diese Abhängigkeit von Gott und dieses Streben nach ihm zur bewußten Liebe, zur Schönheit und Harmonie und damit zur Quelle des Verdienstes und der Seligkeit werde, das ist Sache der Freiheit" (S. 253 f.). Diese Stelle aus dem Vortrag über das Ziel und Ende des Menschen liefert eine Probe, in welcher Weise der Verfasser philosophische Untersuchungen anziehend zu machen versteht.

Der erste Band bietet zu sachlichen Ausstellungen kaum Anlaß. Nirgendwo zeigt sich eben die Vernünftigkeit des Christenthums deutlicher als in der Auffassung von der Natur und dem Ziele des Menschen. Das Christenthum ist die Vernunft im Kopfe und in der That, der Nationalismus führt die Vernunft immer im Munde und möchte sich vernünftig reden. „Man schreit sich wohl heiser, aber nicht weiser. Wer den Apfel will, muß auf den Baum hinaufsteigen, nicht hinaufschreien. Das ist aber der große Irrthum und die schwache Seite des Nationalismus, daß er glaubt, man brauche, um zur Vernunft zu kommen, bloß davon zu reden ... Der Glaube sagt, Vernunft kommt bloß vom vernünftigen Thun und Leben. Man kann sich nicht vernünftig träumen oder schwätzen, wohl aber vernünftig machen" (S. 63).

Die wenigen Sätze des Verfassers, die manchem nicht ganz unbedenklich scheinen werden, sind hauptsächlich folgende: „Das Dasein Gottes ist kein Glaubensartikel, sondern eine Vernunftwahrheit" (S. 66), sollte heißen: nicht bloß ein Glaubensartikel. S. 206 lesen wir: „Das Herz ist der Sitz der Affecte. Vom Herzen gehen sie aus." Diese Redeweise wird nicht überall als berechtigt anerkannt werden. S. 267 f. steht der kühne Satz: „Selbst die Uebung der Tugend um ihrer selbst willen führt zur Sünde und ist Sünde." Und doch lehren die katholischen Theologen und Moralphilosophen ziemlich allgemein, daß zur sittlichen Güte einer Handlung eine andere Hinordnung auf das letzte Ziel, als diejenige, welche in der guten Handlung selbst liege, nicht erforderlich sei.

Nachdem im ersten Band gezeigt wurde, was der Mensch seiner Idee und Bestimmung nach ist, bietet uns der zweite Band die Kehrseite der Medaille, die Caricatur, welche der Humanismus aus dem Ebenbilde Gottes gemacht hat. Unter Humanismus versteht der Verfasser die Verzerrung der Humanitätsidee. „Humanität ist nur dort, wo der Mensch mit Ernst nach Vollkommenheit ringt. Das Wesen des Humanismus liegt aber im Gegensatze hierzu darin, daß der Mensch trotzig und selbstgefällig sagt: So wie ich bin, bin ich vollkommen, und bin ich es wirklich nicht, so bin ich doch mein eigener Herr, und nichts verpflichtet mich, anders zu werden, wenn ich mir selber genug bin. Demzufolge besteht zwischen Humanität und Humanismus derselbe große Unterschied, wie zwischen dem Ideal, welches der Mensch in seinem Geiste trägt, und der traurigen Wirklichkeit" (S. 9).

Diese traurige Wirklichkeit schildert uns der Verfasser in der ersten Abtheilung dieses Bandes, welche den Titel trägt: „Der Fall der Menschheit."

Digitized by Google

Die einzelnen Vorträge dieser Abtheilung behandeln: Das Verderbniß der menschlichen Natur, Das verlorene Paradies, Urſünde und Erbſünde, Das Verderbniß der ganzen Menschheit, Die Geſchichte der Religionen ein Zeugniß für den Fall des Menſchengeſchlechtes, Die Generalbeichte der gefallenen Menſchheit. In der zweiten Abtheilung: „Die Denk- und Handlungsweiſe des Humanismus", zeigt der Verfaſſer, wie der Humanismus ſich mit dem in der Menſchheit herrſchenden Verderben abzufinden ſucht durch Läugnung, Beſchönigung, Verherrlichung. Den Inhalt geben die Ueberſchriften deutlich genug an: Abläugnung perſönlicher Sünde, Die Verherrlichung der geſunden Sinnlichkeit, Der Uebergang von Menſchlichkeiten zur Unmenſchlichkeit, Rechtfertigung der Sünde, Die Sünde als Genialität, Liebäugeln mit dem Tode, Teufelsdienſt. Die dritte Abtheilung behandelt die „Culturgeſchichte des Humanismus" in fünf Vorträgen: Der Geiſt der humaniſtiſchen Cultur, Die Mittel der humaniſtiſchen Cultur, Das Ziel der humaniſtiſchen Cultur, Die Geſchichte der humaniſtiſchen Cultur, Das Endergebniß der humaniſtiſchen Cultur. Das Endergebniß der Vergötterung des Menſchen iſt aber kein anderes als der vollſtändige geiſtige Bankerott, der Peſſimismus, eine Miſchung von unerträglichem Hochmuth und moraliſchem Katzenjammer, Verſtockung, Verzweiflung, maßloſes Klagen, ohnmächtiges Zuſammenſinken.

Den Rückweg aus dieſem Elend zeigt der Verfaſſer in der vierten Abtheilung: „Die Wiederherſtellung der Humanität". Gegenſtand der Vorträge ſind: Die göttliche Weltregierung, Ecce agnus Dei, Die Quelle aller Sünde, Die Reue, Das Bekenntniß, Buße und Genugthuung, Der alte und der neue Adam. Der Rückweg beſteht, kurz geſagt, in der demüthigen Unterwerfung unter Gott und im Anſchluß an den von ihm geſandten Erlöſer. „Heilung durch Menſchen iſt unmöglich. Der Kranke begriff das endlich. Elend öffnet die Augen. Nur darum hatte er ſie ſo lange verſchloſſen gehalten, um den nicht erblicken zu müſſen, der nie von ſeiner Seite wich ... Jetzt brach dem Kranken der Trotz. So viel eigener Hilfloſigkeit, ſo viel Liebe auf ſeiten Gottes vermochte er nicht zu widerſtehen. O wenn es noch Hilfe gibt für mich, ſie iſt allein bei dir. Die Meinen haben mich alle verlaſſen. Sie haben mich getäuſcht, ſie haben mich verhöhnt. Wer bleibt mir noch als du? Herr, rette mich, ich gehe zu Grunde! ... Das war das einzige, worauf die Erbarmung Gottes ſeit Jahrtauſenden gewartet hatte" ... (S. 955 f.).

Die Rückführung der Menſchheit vom Humanismus zur Humanität und die Erhebung der Humanität zur Uebernatur beſpricht der Verfaſſer in den beiden folgenden Bänden, welche eng zuſammengehören und nur wegen der Ueberfülle des Stoffes getheilt wurden. Im Anſchluß an den vorhergehenden Band wird zunächſt das Ende der alten Welt und der Urſprung des Chriſtenthums dargelegt. Der Verfaſſer zeigt im Gegenſatze zu den optimiſtiſchen Darſtellungen Friedländers und anderer die ganze troſtloſe Zerfahrenheit des Heidenthums in den letzten Jahrhunderten vor Chriſtus und deckt die Erbärmlichkeit desſelben in einem ſeiner beſten Vertreter, dem Kaiſer Marc Aurel, mit ſchonungsloſer Hand, aber mit ſtrenger Wahrung der Gerechtigkeit auf. Damit iſt die Auffaſſung abgeſchnitten, als ob das Chriſtenthum ſich aus den

Digitized by Google

vorhergehenden Culturperioden naturgemäß entwickelt hätte. Die christliche Religion ist vielmehr eine Reaction und eine Revolution. „Sie ist Reaction als die Wiederherstellung der natürlichen Religion und Moral in ihrer vollen Reinheit. Sie ist Revolution als die Vollendung der wahren übernatürlichen Religion. Es ist mit ihr wie mit einem heilsamen Gewitter, das den Staub von den Blättern wäscht und die ersterbenden Lebenskräfte auffrischt, dazu aber eine Menge neuer Lebenskeime herbeiführt" (III, S. 184).

Hierauf behandelt der Verfasser die Grundlagen des christlichen Lebens, den Glauben und die Verfassung der Kirche: Unser Gott, Der Glaube, Die christliche Gerechtigkeit, Was Religion und was christliche Religion ist, Gesetz und Freiheit, Die Gnade und die Ideale der Menschheit, Die Kirche als Autorität, Heilsmittel, Heilsanstalt, Heilsweg. Sodann die christliche Bildungs- und Erziehungslehre: Die Zucht als Mittel der Erziehung für Mensch und Menschheit, Die Bildung des Geistes, Die Bildung des Willens und der That, Die Bildung des Charakters, Die Bildung des Gemüthes, Christenthum und Humanität. Der Schluß ist, „daß wahre Religiosität, daß echtes, lebendiges Christenthum nicht bloß kein Hinderniß, sondern die einzige Quelle und die sichere, dauerhafte Grundlage der Humanität ist" (III, S. 811 f.). Daran schließt sich ein über hundert Seiten umfassender Zusatz über „Die schönen Künste im Dienste der Humanität und des Christenthums". Daß gerade in diesem Abschnitt sich manche Sätze finden, die auf Widerspruch stoßen werden, bedarf wohl kaum der Bemerkung. Die Behauptung z. B., daß Thomas von Aquin der größte lyrische Dichter sei, dem unter den Dichtern aller Zeiten und Völker die Palme zuerkannt werden muß, und daß das Lauda Sion sein dichterisches Meisterwerk sei, wird wohl kaum auf vielseitige Zustimmung rechnen können. S. 321 vertheidigt P. Weiß gegen P. Jungmann, daß der sinnliche Ausdruck nothwendig zum Schönen gehöre. In diesem Punkte dürfte er auch die meisten kirchlichen Aesthetiker auf seiner Seite haben.

Die ersten 700 Seiten des vierten Bandes sind den beiden wichtigen Untersuchungen über das Verhältniß der christlichen Religion zum staatlichen Leben und über die sociale Frage gewidmet. In dem 18. Vortrag entwickelt der Verfasser seine Ansicht über Geld, Kapital, Zins und Darlehen, die bereits manche Einwendungen erfahren hat, deren Erörterung aber in dem engen Rahmen einer Recension sich von selbst verbietet. In den beiden Vorträgen über Natur und Uebernatur faßt P. Weiß den Inbegriff des Christenthums zusammen, um uns dann in acht weiteren Vorträgen das ganze christliche Leben von der Wiedergeburt bis zum seligen Ende vorzuführen und zu zeigen, daß nur ein wahrhaft christliches Leben werth ist gelebt zu werden. „O wohl mir, daß ich zur Erde geboren, wohler noch, daß ich zum Himmel wiedergeboren ward. Selig, daß ich als Mensch, dreimal selig, daß ich als Christ gelebt. Ja, es war werth zu leben, wenn man ein Leben gelebt hat, das nur der erste Abschnitt ist eines ewigen seligen Lebens" (IV, S. 1036).

An auffallenden Behauptungen mögen aus diesen beiden Bänden folgende angemerkt werden: Die Sorge um die Nothleidenden sei eine rein übernatürliche Idee und Uebung (III, S. 179). Unmöglich hätte Gott für seinen eingebornen

Digitized by Google

Sohn zu leisten vermocht, was er durch ihn für uns gethan (III, S. 426). „Man kann wohl sagen, daß das sicherste Zeichen einer ernstlichen Autorität ihre Unbeliebtheit ist" (III, S. 449). Sehr schlecht ist der Verfasser auf das römische Recht zu sprechen und hält die Einführung desselben für ein großes Unglück (IV, S. 13 ff. 269 ff. 514). Es liegt uns fern, in dieser Streitfrage Partei ergreifen zu wollen. Noch andere Ausstellungen ließen sich machen; doch dieselben betreffen meist nur Kleinigkeiten, und darum genug davon.

Der fünfte Band behandelt die Vollkommenheit und bietet eine ziemlich vollständige ascetische Theologie. Hier bewährt sich der Verfasser mehr noch als in den anderen Bänden als Meister und zuverlässiger Führer, weil er sich auf einem Gebiete bewegt, das seine eigenste und theuerste Heimat ist. Darum redet er hier mehr als anderswo die Sprache, die von Herzen kommt und zum Herzen geht. Selbst jene, die keine Muße finden, das ganze große Werk durchzustudiren, sollten doch diesen Theil desselben aufmerksam lesen, da sie hier die Lösung vieler schwierigen Fragen auf diesem dunkeln Gebiet finden und sich so manche Irrgänge ersparen würden. Wie ernst P. Weiß seine Aufgabe erfaßt, die Welt nicht nur von der Möglichkeit, sondern von der Nothwendigkeit des Strebens nach christlicher Vollkommenheit zu überzeugen, deutet er gleich in der Einleitung an, wo er den Schriftsteller mit dem Propheten vergleicht: „Etwas von diesem Amte und von dem Prophetenloose hat auch der Schriftsteller zu tragen, zu dem der Herr gesprochen: Geh hin und sag meinem Volke seine Fehler und seine Pflichten ... Und so gehen denn auch wir und sagen einer Welt und Zeit, die an Wucher und Unsittlichkeit nichts mehr zu tadeln findet, die fast nur noch die Religion des Mammons, des Bauches, der Lust bekennt, daß es etwas Höheres gibt, als das, woran sie denkt, daß es recht wohl möglich ist, auch heute noch nach Vollkommenheit und Heiligkeit zu streben, daß es unsere strengste Pflicht ist, nicht bloß gerecht, sondern heilig im buchstäblichen Sinne des Wortes zu werden, ja daß es die zeitgemäßeste aller Aufgaben ist, die Wissenschaft und die Kunst der Heiligung wieder zum alten Glanze zu erneuern" (S. 2 f.).

Daß dabei manches strenge Wort fallen muß, daß es nicht bei bloßer Belehrung bleibt, sondern eine entschiedene Aufrüttelung und Besserung versucht wird, ist ganz der Natur der Sache gemäß. Leider aber wird gerade in diesem Bande mehr denn einmal der Erfolg zweifelhaft gemacht durch Darstellungen, die kaum mehr zu entschuldigen sind als Anwendungen jener Redefigur, welche man als decens veri superlatio zu definiren pflegt. Nur ein Beispiel. Der Verfasser beklagt, daß auch unter solchen, die gute Katholiken sein wollen, der Weltgeist so stark um sich gegriffen hat. „Wer hat den Muth, in Abrede zu stellen, daß wir von der Welt ein starkes Stück Weltgeist angenommen haben? Die Beichtstühle sind umlagert von sogen. Frommen. Aber wo finde ich die Beichtväter, die es wagen, ernst ins Herz, und wo es sich fügt, auch ins Leben hineinzugreifen? Wo die Beichtkinder, die es sich gefallen lassen, wenn man sie zu Buße, zu Ernst, zu Abtödtung und zum Aufgeben weltlichen Treibens mit Strenge anhalten will? Man schmeichelt sich und sucht aneinander Trost, denkt aber wenig an Selbstverläugnung und

Digitized by Google

Vervollkommnung. Und ist das nicht dasselbe Wesen am heiligen Orte wie in den Salons? Die Predigten sind weniger besucht, außer es steht ein Mann auf der Kanzel, der mit schön gekräuseltem Haare und gutgepflegten Zähnen schlafbedürftige Seelen mit zierlicher Rede von Friede und Schönheit und Duldung zur Ruhe bringt, und der statt trockener Stellen aus dem veralteten Evangelium und den Schriften der Väter lieber duftende Blumensträußchen aus dem Füllhorn einer Musterſammlung über die Zuhörer ausgießt. Stellet aber einen Paulus hin, der nur Jesum, und auch den nur als den Gekreuzigten, einen Johannes den Täufer, der mit Engelszunge Buße und Sinnesänderung predigt, so heißt es, das seien überlebte rohe Fanatiker, die, hinter der Zeit zurückgeblieben, nicht wüßten, was man heute für Anforderungen zu befriedigen habe" (S. 60 ff.). So geht es mehrere Seiten lang, ohne daß mit irgend einer Silbe angedeutet wird, es handle sich um Uebelstände, die ausnahmsweise hier oder dort herrschen.

Möge der Leser sich aber durch solche vereinzelte Mängel nicht abhalten lassen, den großen Vorzügen, welche diesen kleinen Schattenseiten gegenüberstehen, gerecht zu werden. Gerade der fünfte Band ist und bleibt eine wahre Perle nicht nur der apologetischen, sondern auch der ascetischen Literatur, und hoffentlich werden viele dereinst im Himmel dem Verfasser ewig Dank wissen für die guten Belehrungen und Rathschläge, die sie von ihm erhalten.

Der erste Abschnitt dieses Bandes schildert die „Verpflichtung zur Vollkommenheit" und weist nach, daß niemand, der es mit seinem Seelenheile ernstlich meint, sich dem Streben nach Vollkommenheit, d. h. nach voller Scheidung von dem Geiste der Welt und nach vollständiger Aneignung des Geistes Christi entziehen darf. Die zweite Abtheilung behandelt „Weg und Mittel zur Vollkommenheit": Demuth, Einfalt, Abtödtung, Herzensreinheit, Gehorsam, Ordensstand, Heroismus, Quelle der Kraft und Größe des Christen. Unter dem Titel „Verwirklichung der Vollkommenheit" folgen dann Erörterungen über die drei Wege der Reinigung, der Erleuchtung und der Vereinigung, über die Heiligen und die Königin der Heiligen. Letztere nennt der Verfasser „Die Kleinste im Himmelreich" mit Berufung auf Matth. 11, 11, wo der Kleinste im Himmelreich dem Größten der aus dem Weibe Geborenen vorgezogen wird. Der Kleinste ist Jesus, die Kleinste Maria (S. 633). Daß dies mehr sei als eine Accommodation der Worte des Evangelisten, wird der Verfasser wohl selbst nicht annehmen. Die Stelle 1 Kor. 7, 28 ist wohl gegen den Sinn des Apostels gedeutet (S. 302). Befremdlich klingt ferner, was P. Weiß über den „blinden Gehorsam" sagt: „Dieses Wort wird oft mißbraucht und arg mißverstanden. Es wäre vielleicht besser gewesen, es nie zu gebrauchen, denn in der That liegt ihm eine schiefe Anwendung nahe genug. Die es erfunden haben, wollten aber damit nicht sagen, daß der Mensch, um den Gehorsam in rechter Weise zu üben, blind sein müsse, sondern nur, daß er auch dann gehorchen müsse, wenn er gleich blind, d. h. im Augenblick eben nicht im Stande sei, den Sinn oder den Grund des Befohlenen selber zu erfassen. Daß aber dieser sogen. blinde Gehorsam vollkommener sei als der sehende, und daß der Mensch besser blind bleibe als sehend werde, das soll

Digitized by Google

damit gewiß nicht gemeint sein" (S. 379). Diese Erklärung dürfte doch nicht so ganz zutreffen. Blind heißt der Gehorsam, weil der Beweggrund desselben einzig der Wille Gottes ist, und diese Blindheit ist dem religiösen Gehorsam absolut wesentlich. In demselben Maße, als der Mensch sich bei seinem Handeln von einer andern Ursache bestimmen läßt, hört er auf, den religiösen Gehorsam zu üben. Thue ich gar etwas bloß deshalb, weil es mir zweckmäßig erscheint, weil ich einem andern damit zu Gefallen sein kann, weil eben die Umstände es so mit sich bringen, so ist das kein Act der Tugend des Gehorsams. Der religiöse Gehorsam folgt lediglich dem Befehle oder Wunsche Gottes, und da dieser Beweggrund an sich keinerlei Einsicht verschafft, so ist der Gehorsam als solcher blind. Wenn ich zugleich die Vernünftigkeit des Gebotenen einsehe, so liegt diese Einsicht außerhalb des Gehorsams. Sie kann mir behilflich sein, leichter und besser zu gehorchen; sie kann aber auch zu einer Klippe für den Tugendact werden, wenn sie sich an Stelle des eigentlichen Beweggrundes einschiebt.

Die letzte Abtheilung des ganzen Werkes behandelt „Zeugniß und Lohn der Vollkommenheit": Das Wunderbare im Leben der Heiligen, Die Bedeutung der Heiligen für die Menschheit, Das Paradies der Heiligen auf Erden und ihre himmlische Glorie. Den Schluß bildet eine Schilderung von hoher dichterischer Schönheit, wie die Heiligen unter ihrem Führer Jesus sich um den Kaiserthron des Vaters schaaren und dort der Krönung ihres Königs beiwohnen, ja eigentlich selbst die Krone seiner Herrlichkeit bilden. Der Ausgang der Creatur von Gott und die Rückkehr der Creatur zu Gott, Gott als erste Ursache und als letztes Ziel alles Geschaffenen, das ist der kurze Inbegriff der christlichen Sittenlehre. Die rechte Beziehung zu Gott ist ihr charakteristisches Merkmal, durch welches sie sich von allen anderen Sittenlehren unterscheidet, da diese entweder die Beziehung des Menschen zu Gott nicht richtig auffassen oder sie gar ganz läugnen.

P. Weiß kämpft allerdings auch direct gegen falsche Anschauungen, aber die Hauptkraft seiner Vertheidigung des Christenthums liegt doch in der meisterhaften Darstellung der christlichen Sittenlehre und in der glänzenden Schilderung ihrer Schönheit und Vernunftgemäßheit. Der Zweck, das Christenthum durch seine Sittenlehre zu rechtfertigen, ist im vollsten Maße erreicht. Das Werk bietet übrigens noch einen andern Nutzen, als jenen, den ein einmaliges Lesen oder Durchstudiren gewährt. Es ist für gewisse Fragen eine kleine Bibliothek, in der man sich nicht nur bei auftauchenden Zweifeln leicht und sicher Aufschluß holen kann, sondern wo man überdies meistens eine reiche Literaturangabe findet. Dahin gehören z. B. Fragen wie die über die Vorzüge des alten Heidenthums, über die Verkommenheit des Mittelalters, über das wahre Wesen der Renaissance und der sogen. Reformation, über die kirchenpolitischen und socialen Zustände unserer Zeit u. s. w. Mancher, der nicht im Stande ist, das ganze Werk zu lesen, wird doch über einzelne Gegenstände, für die er sich besonders interessirt, in den verschiedenen Abtheilungen längere Abhandlungen finden, die ihm mehr bieten als andere vollständige Bücher. Den Gebrauch erleichtert beim fünften Bande und bei den in zweiter Auflage erschienenen Bänden (I bis III) ein sehr sorgfältiges Sach- und Namenregister.

Christian Pesch S. J.

Digitized by Google

Die Weissagungen als Kriterien der Offenbarung. Von Dr. Jos. Blas. Becker, Assistent am bischöflichen Seminar in Mainz. 224 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1890. Preis *M.* 3.

Die vorliegende Schrift „bezweckt, den wissenschaftlichen Nachweis zu führen, daß die Weissagungen mit Recht als Kriterien der Offenbarung angeführt werden, oder daß der Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums aus den Weissagungen ein vollgültiger ist" (Vorrede). Nachdem der hochw. Herr Verfasser im ersten Kapitel über die Kriterien der Offenbarung im allgemeinen gehandelt, erklärt er im zweiten den Begriff der Weissagungen. Im dritten und im fünften Kapitel legt er dann die Möglichkeit und die Beweiskraft der Weissagungen dar; das vierte und das sechste Kapitel ist der Widerlegung der Einwände gewidmet, welche gegen die im dritten und im fünften dargelegten Lehren erhoben werden.

Der gelehrte Verfasser ist vollständig Herr seines Stoffes und legt uns denselben nach seiner ganzen Ausdehnung mit großer Klarheit vor. Seine Beweisführung ist zutreffend, die Widerlegung der Einwände schlagend, die Sprache gewandt und durchsichtig. In der alten und der neuern theologischen Literatur gleichmäßig bewandert, versteht er es, die Erörterung abstracter Principienfragen durch gut gewählte Citate zu beleben. Die Einwände der Gegner verfolgt er bis auf die neuesten. „Mit Rücksicht auf die wissenschaftlichen Gegner . . . sind die Beweise . . . größtentheils aus Vernunftgründen hergenommen, positiv theologische Argumente nur hie und da gestreift" (Vorr.).

Ein allzu ängstliches Streben nach Gründlichkeit dürfte jedoch, so will uns scheinen, den Verfasser dazu verleitet haben, hie und da zu weit auszuholen oder in Erörterung seines Gegenstandes sich zu breit zu ergehen. So kommt uns z. B. im ersten Paragraphen des fünften Kapitels, in welchem die Rede ist vom Nachweis der historischen Wahrheit einer Weissagung, die in die Logik gehörige Auseinandersetzung über die Beweiskraft menschlichen Zeugnisses zu lang vor (S. 97 ff.). Bei den Lesern einer Schrift über Weissagung als Kriterium der Offenbarung durfte der Verfasser wohl etwas mehr voraussetzen, wie auch ihrer eigenen Denkfähigkeit etwas mehr zutrauen. An einer Stelle dagegen, an welcher ein die Offenbarung selbst betreffender, und dazu noch ziemlich dunkler Punkt, nämlich die Möglichkeit der Offenbarung, behandelt wird, hätten wir gern ein paar Erläuterungen beigefügt gesehen. Hier wäre eine Erklärung der Art, wie Gott dem Menschen Wahrheiten mittheilen kann (S. 56), gewiß sehr gut angebracht. Den Weg zeigt der hl. Thomas (II^{a} II^{ae} q. 173 a. 2). Ebenso dürfte es manchem erwünscht sein, hier einige Aufschlüsse darüber zu erhalten, wie der Mensch erkennt, daß Gott es ist, welcher die Wahrheiten vorlegt. (Vgl. Suar. de Incarn. Disp. 27. S. 2 n. 13.) Der Verfasser begnügt sich damit, zu sagen, es könne Gott unmöglich das Mittel fehlen, dem Menschen darzuthun, daß er es sei, der zu ihm spreche. Die hinzugefügten prophetischen Selbstaussagen aus der Heiligen Schrift sind zur Bestätigung gut, aber an dieser Stelle ohne eigentliche Beweiskraft, und über das „Wie" geben sie keine Aufklärung.

Digitized by Google

In den letzten Kapiteln würde die Klarheit noch mehr gefördert, wenn der Verfasser unterschiede zwischen Weissagungen über den Gottgesandten und Weissagungen des Gottgesandten. Durch beide Klassen soll seine göttliche Sendung verbürgt werden. Es geschieht dies aber in verschiedener Weise. Durch die Weissagungen der ersten Klasse bezeichnet Gott selbst denjenigen, der da kommen wird, als seinen Boten. Durch die der anderen beweist der Gottgesandte, daß seine eigene Aussage, er sei Gottgesandter, wahr ist, oder auch: Gott drückt jener seiner Aussage das Siegel der Wahrheit auf, ähnlich, wie er es durch Wunder thut. In der christlichen Apologetik wird man am besten beide Klassen auseinanderhalten und die messianischen Weissagungen für sich, die Weissagungen des Messias aber zugleich mit den Wundern als übernatürliche Thaten des Messias behandeln. Der Beweis aus den Weissagungen Christi dürfte an Kraft dem Beweise aus den Wundern nachstehen. Anders verhält es sich mit dem Beweise aus den messianischen Weissagungen. Freilich kostet er Arbeit, und bei den vielen, manchmal recht dunkeln prophetischen Schriften, aus denen man die einzelnen Züge des Messiasbildes zu sammeln hat, muß man einen regen Eifer, die Wahrheit zu finden, zur Arbeit mitbringen. Einen Rationalisten, welcher sich gegen Uebernatürliches sträubt, wird man nicht leicht durch den Beweis aus den messianischen Weissagungen bekehren; er wird jetzt hier, jetzt dort der Erklärung ausweichen. Aber wer vorurtheilslos mit Fleiß und Geduld die in den Weissagungen zerstreuten Züge sammelt und dann mit dem so gewonnenen Bilde das Lebensbild Christi vergleicht, hat einen glänzenden und unanfechtbaren Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums gewonnen. Daß die Weissagungen, welche uns die Feinde des Christenthums, die Juden, überliefern, Jahrhunderte vor Christus bestanden, und daß sie paraphrasirt und übersetzt wurden, ist unzweifelhaft; daß sie sich in Christus erfüllten, sehen wir theils mit unseren Augen, ist theils weltgeschichtliche Thatsache, und die kleinen Nebenzüge fügen sich so harmonisch in das Gesammtbild ein, daß man hierin die sicherste Gewähr hat für die Wahrheit der historischen Bezeugung derselben. Endlich ist das von den Propheten nach und nach gezeichnete Messiasbild so vollendet und die Uebereinstimmung des Lebens Christi mit demselben so überraschend, daß der göttliche Ursprung der Weissagungen, wer immer die Propheten gewesen sein mögen, jedem Zweifel entrückt wird, und daß mithin Christus nothwendig als der von Gott vorher angekündigte Gottesgesandte erscheint.

Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß die vorliegende Schrift sich nicht nur mit den Weissagungen, sondern auch mit der Offenbarung überhaupt und ganz besonders viel mit den Wundern als Kriterien derselben beschäftigt. Gar viele Partien gehen ebenso und noch mehr auf die Wunder, als auf die Weissagungen. Es scheint ursprünglich der Plan des Verfassers gewesen zu sein, beide Kriterien zu behandeln (Vorrede). Wir möchten den Gedanken anregen, daß der hochw. Herr Verfasser noch nachträglich die Schrift erweitere und ebenfalls die Wunder, vielleicht auch noch die inneren und die negativen Kriterien behandle und so die Schrift zu einer vollständigen Theorie der Offenbarung umgestalte.

Aber auch in der jetzigen Gestalt ist das Buch eine recht willkommene Bereicherung unserer theologischen Literatur. **Th. Granderath** S. J.

Digitized by Google

Geschichte der katholischen Kirche in Irland von der Einführung des Christenthums bis auf die Gegenwart. Von **Alphons Bellesheim,** Doctor der Theologie und beider Rechte, Canonicus des Collegiatstifts in Aachen. Zweiter Band (von 1509 bis 1690), mit einer Karte Irlands vom Jahre 1570. XXXVI u. 772 S. gr. 8°. Mainz, Kirchheim, 1890. Preis *M.* 16.60. Dritter Band (von 1690 bis 1890), mit dem Bild des ehrwürdigen Erzbischofs Plunket und einer Karte der irischen Diöcesen. XXXVI u. 782 S. gr. 8°. Mainz, Kirchheim, 1891. Preis *M.* 17.40.

Schon bei Erscheinen des ersten Bandes wurde in diesen Blättern (Bd. XXXIX, S. 435 ff.) hervorgehoben, eine wie schwierige, aber auch wie hervorragend nützliche und verdienstvolle Arbeit dem deutschen Geschichtsfreunde mit diesem Werke geboten werde. Das umfassende Werk liegt jetzt vollendet vor. In kurzer Aufeinanderfolge sind zwei weitere stattliche Bände ans Licht getreten, und jeder derselben hat die Ansprüche des Verfassers auf Anerkennung und Dankbarkeit für seine mühevolle Leistung gesteigert. Was Herr Canonicus Bellesheim über den berühmten Historiker P. Colgan geschrieben hat (III, 695), kann hier mit einigen Aenderungen auf ihn selbst angewendet werden: „Sein Werk behandelt Personen und Zustände, die von der geschichtlichen Kenntniß unseres Volkes zum großen Theil noch nicht berührt waren. Die gesammte geschichtliche Literatur Deutschlands konnte man durchforscht haben, ohne auch nur eine Ahnung von jener Welt zu erhalten, die er aufdeckt. Dazu kommt die erdrückende Masse des Materials, denn die Zahl bedeutender Erscheinungen, die uns hier entgegentreten, ist schier unendlich."

Es ist in der That nicht nur eine ganz neue Welt mit höchst eigenartigen Erscheinungen, die sich hier enthüllt: der Neuheit entspricht auch die Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit des Gebotenen. Einem parallelen Werke, das gleichzeitig mit dem vorliegenden in Frankreich hervorgetreten ist (La Lutte d'Irlande par le Baron Kervyn de Volkaersbeke, Lille 1891), hat man zum Vorwurf gemacht, daß es eigentlich nur eine große Declamation sei, eine Vertheidigungsrede für die heutigen Irländer. Dies kann man von Dr. Bellesheims Werk nicht sagen. Es bietet fast nur Sache, nur Stoff, und doch umfaßt es drei starke Bände mit 2360 großen Octavseiten. Wenn es im ersten Bande zuweilen scheinen konnte, als ob der Verfasser von Voreingenommenheit für das irische Volksthum nicht unbeeinflußt geblieben wäre, so schwindet dieser Schein in den zwei jetzt vorliegenden Bänden zum größten Theile. Herr Dr. Bellesheim ist gar nicht blind für die Fehler und Schwächen des Keltenthums, wie selbst seiner bevorzugten Helden, sondern sucht unparteiisch die Wahrheit hervortreten zu lassen.

Während der erste Band den ganzen großen Zeitraum von der Einführung des Christenthums in Irland bis zum Regierungsantritt Heinrichs VIII. umfaßte, führt der zweite nur von der Einführung der Reformation bis zum Sturze des Hauses Stuart, behandelt also nur die Zeit von 180 Jahren. Aber dadurch gerade wird es möglich, daß die Darstellung in gemessenerem

Digitized by Google

Schritte sich voranbewegt, und das Einzelne mehr zur Geltung kommt. Ebendeshalb gestaltet sich auch die Lesung, wenngleich der Ton stets ein ernstwissenschaftlicher bleibt, angenehmer und leichter als im ersten Bande und wird durch das hohe Interesse der Ereignisse stellenweise geradezu fesselnd. Ueberdies konnte in diesem, wie gleichfalls in dem folgenden Bande der Herr Verfasser auch selbständige archivalische Forschungen verwerthen, die er in Rom, Paris, London, Ravenna u. s. w. mit unermüdlichem Fleiße und namhaftem Erfolge angestellt hat, oder in anderen Orten durch befreundete Gelehrte hat anstellen lassen. Im Anhang zu diesen beiden Bänden finden sich denn auch eine Anzahl hochinteressanter Urkunden mitgetheilt, die hier zum erstenmale zur Veröffentlichung kommen. Ein ganz besonderes Interesse, wenn nicht für die irische, so doch für die deutsche Kirchengeschichte, beansprucht der Brief des Cochläus an Dr. Wauchop II, 692, der inhaltlich hoch bedeutsam ist und zu S. Widmanns interessantem Werkchen: „Eine Mainzer Presse der Reformationszeit im Dienste der katholischen Literatur" (Paderborn 1889), eine willkommene Ergänzung bietet.

Auf den dritten Band, der die Kirchengeschichte Irlands von der Vertreibung der Stuarts bis auf unsere Tage weiterführt, hat der Verfasser augenscheinlich die größte Sorgfalt verwendet. Er löst hier die Aufgabe, in dem Labyrinthe von Fragen und Verwicklungen, wie sie den irischen Zuständen nun einmal eigen sind, zurechtzuweisen. Es verdient dies besondern Dank sowohl wegen der diesen Fragen anhaftenden Schwierigkeit, als wegen des actuellen Interesses, das sie bieten.

Außer der schon hervorgehobenen Reichhaltigkeit des Bellesheim'schen Werkes, das für seinen rastlosen Forscherfleiß neues glänzendes Zeugniß ablegt, macht es sich als besonderer Vorzug geltend, daß der Verfasser auf dem Gebiete der Theologie wie des canonischen Rechtes so wohl erfahren, mit soviel Sicherheit und Correctheit sich bewegt. Denn es sind sehr viele Fragen einer heikeln und strittigen Natur, die in dieser Kirchengeschichte nothwendig zur Besprechung kommen mußten.

Von dem „keltischen Ungestüm", d. h. der Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Iren selbst ihre hervorragendsten und verdientesten Männer in den Staub zu ziehen bereit sind, wenn dieselben in irgend einer das Politische berührenden Frage anderen Anschauungen gehuldigt haben, ist der Verfasser weit entfernt. Mit Ruhe und Besonnenheit im Urtheil weiß er fast immer jedem gerecht zu werden, das Gute und Tüchtige in jedem anzuerkennen. So gelingt es ihm auch trotz der entsetzlichen Dinge und oft abstoßenden Zustände, die er schildern muß, — des Elends und der sittlichen Verkommenheit im Volk und der Verwahrlosung in der Kirche — einen erhebenden Gesammteindruck zu hinterlassen. Es ist eine schöne Zahl großer Männer, edler Charaktere, verdienter Gelehrten, namentlich aber ausgezeichneter Bischöfe, deren Bild der Verfasser entworfen hat. War das alte Irland groß durch seine Heiligen und seine Mönche, so darf man kühn behaupten: Was seit dem 9. Jahrhundert Irland Ehrwürdiges und Ruhmreiches hat, das sind seine großen Bischöfe. Dr. Bellesheims ganzes Werk ist nur die Bewahrheitung von O'Connells schönem Wort

Digitized by Google

(III, 481): „Ausländer haben uns das Eigenthum beschlagnahmt, Hab und Gut dem Volk genommen, sittliche Verwüstung hat der ‚Sassenach' in unser Land gebracht. Doch ähnlich den Ruinen von Palmyra in der Wüste erhebt sich die irische Hierarchie. Ihre glänzenden Säulen stehen mit dem Sockel auf der Erde, aber ihre Häupter ragen in den Himmel. In Trümmern liegen Irlands Kirchen, aber in Majestät und Schönheit strahlt seine Hierarchie."

Eine ganz besondere Schwierigkeit bietet die Kirchengeschichte Irlands wie Englands durch die tiefgehende Spaltung zwischen Weltgeistlichkeit und Ordensclerus, die ebenso demüthigend ist für das christliche Bewußtsein als sie unheilvoll war in ihren Folgen. Es ist der alte Krebsschaden der katholischen Kirche in Großbritannien. Um hier nicht allzuweit abzuweichen von der richtigen Mitte, bedarf es schon deshalb größter Vorsicht, weil selbst Actenstücke und Kundgebungen, die sonst als amtlich und völlig unantastbar ohne jedes Bedenken hingenommen zu werden pflegen, hier gar leicht die Parteifarbe an sich tragen. Der ruhigen Besonnenheit des Herrn Verfassers kann man auch hierin im ganzen nur lobende Anerkennung zollen.

Daß es ihm an der für den Historiker nothwendigen Weite des Blickes nicht fehle, zeigt der Herr Verfasser auch in anderen Fragen, die sonst zuweilen einseitig behandelt zu werden pflegen. Er erkennt sehr wohl, daß neben dem Religionshaß des calvinisirten Englands auch noch andere für Irland ungünstige Momente in Betracht gezogen werden müssen, wie die Gegensätzlichkeit des Nationalcharakters zwischen Sachsen und Kelten, die tiefeingewurzelte, seit Jahrhunderten bis zum Rassenhaß gesteigerte nationale Abneigung, durch welche die Angehörigen der beiden Nationen sich vielfach nicht mehr zu verstehen, nicht mehr billig zu beurtheilen vermögen. Auch das herzlose Spiel der Parteipolitik in England, bei dem sonst vielleicht ehrenwerthe Männer die theuersten Interessen eines ganzen Volkes mit kaltem Blute dem augenblicklichen Parteiinteresse geopfert haben, erkennt der Verfasser und zieht es mit in den Bereich seiner Darstellung.

Daß in den 2360 Seiten dieses so überaus inhaltreichen Werkes auch auf manche kleine Ungenauigkeit, auf manche unnöthige Wiederholung oder Abschweifung und dergl. hingewiesen, und in Bezug auf manches Urtheil eine Meinungsverschiedenheit geäußert werden könnte, braucht nicht verhehlt zu werden. Es sind aber meist Dinge untergeordneter Art, welche verstummen gegenüber dem Nutzen und dem Verdienste dieser unschätzbaren Arbeit. Bleiben manche Wünsche hinsichtlich der Anordnung des Stoffes, so muß anerkannt werden, daß die mit musterhaftem Fleiße gearbeiteten Inhaltsverzeichnisse bei jedem Band die Uebersichtlichkeit der Anordnung einigermaßen ersetzen.

Manche für die Beurtheilung der kirchlichen Zustände Irlands interessante Synodalbestimmungen sind in so abgekürzter oder dunkler Fassung gegeben, daß sie dem Verständniß Schwierigkeiten bereiten. Erläuterung durch Anmerkungen oder wenigstens Beisetzung des Urtextes hätten abhelfen können. Die Vergiftung Eduards VI. ist trotz der in jenen aufgeregten Tagen verbreiteten Gerüchte im höchsten Grade unwahrscheinlich. Der unedlen Verdächtigung P. Netterville's ist II, 456 und 475 vielleicht etwas viel Ehre erwiesen worden. Wenn Netterville versuchte, dem Dictator

Digitized by Google

nahezukommen, so that er nur, was zur lebhaften Befriedigung Sixtus' V. seine Ordensbrüder in Bezug auf die Königin Elisabeth angestrebt hatten, was P. Finglas that in Bezug auf Erzbischof Ussher, und was mit mehr Erfolg P. Talbot that bei Karl II. Die Verdächtigung selbst verräth nur die damals im Clerus herrschende Gereiztheit. Ueber die Stellung der Jesuiten zu Cromwell lassen seine eigenen Briefe keinen Zweifel.

Wenn es II, 24 heißt: „Durch die Bulle ‚Inter fideles quoslibet' vom 31. Juli 1515 ordnete Leo X. die Verhältnisse des Domes von St. Patrick in Dublin und erneuerte dabei das alte Verbot der Uebertragung von Präbenden an eingeborene Iren", und II, 132: „Noch Leo X. trug diesen Verhältnissen durch Bulle vom Jahre 1516 Rechnung, welche Ausschließung aller eingeborenen Iren aus den beiden Domkirchen verfügte", so könnte dies zu einem Mißverständniß Anlaß geben. Wie I, 439 sehr richtig hervorgehoben war, hatte einst Honorius III. im Jahre 1221 und nochmals 1224 ein dahinzielendes Gesetz für nichtig erklärt. Trotzdem bildete in Dublin die Gewohnheit sich aus, und nach Verlauf von 300 Jahren, unter veränderten Verhältnissen, gestand Leo X. zu, daß die so lange eingebürgerte Gewohnheit jetzt als zurecht bestehend betrachtet werden dürfe (consuetudo illa antiqua . . . concordatum est quod vigeat). Die „Verfügung" oder „Erneuerung" einer für eine ganze Nation so empfindlichen Maßregel möchte aber doch hiervon etwas verschieden sein.

Ein Gesammturtheil über das umfassende Werk des Herrn Dr. Bellesheim kann nur dahin gehen, daß, wie immer man über einzelnes urtheilen mag, der Verfasser allen Freunden der Kirchengeschichte einen überaus werthvollen Dienst geleistet und eine wahre Schatzkammer neu geöffnet hat. Es dürfte in der gesammten Literatur schwerlich ein Werk über Irland existiren, das so allumfassend, an kostbarem Detailmaterial nach allen Richtungen hin so reichhaltig wäre. Ebenso unbestritten dürfte es sein, daß durch dieses Werk thatsächlich eine Lücke in unserer Literatur ausgefüllt, und für spätere Leistungen auf diesem Gebiete über die größten Schwierigkeiten hinweg mit wahrer Riesenarbeit die Bahn geebnet wurde.

Otto Pfülf S. J.

Archivlehre. Grundzüge der Geschichte, Aufgaben und Einrichtung unserer Archive. Von **Franz v. Löher**, k. Geheimen Rath, Reichsarchivdirector a. D., Universitäts-Professor zu München. XII u. 490 S. 8°. Paderborn, F. Schöningh, 1890. Preis *M.* 10.

Bücher gleich dem vorliegenden zu besprechen, ist eine erfreuliche Aufgabe. Der Verfasser hat sich durch musterhafte Verwaltung des reichen Schatzes der Archive Bayerns und vor allem des vortrefflich geordneten zu München allseitige Anerkennung und verdienten Dank erworben. Nachdem er in seiner Archivalischen Zeitschrift nach dem Zeugnisse eines Urtheilsberechtigten „im vollen Einklang mit den wissenschaftlichen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts jene wohlthuende Praxis ausgestaltet, die Archive in den Dienst der Wissenschaft zu stellen, und weit über die Grenzen Bayerns anregend und fördernd gewirkt" hat, vereint er hier die in den dreizehn Bänden derselben zerstreuten „Vorschläge, Ideen und dienlichen Thatsachen" zu einem Buche.

Die acht ersten Kapitel bieten einen lichtvollen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Archive in ihren sieben Zeitaltern. Klein waren

Digitized by Google

die Anfänge der Archive zur Zeit der Germanen und Franken, geringe Fortschritte zeigten sie in der Kaiserzeit (912—1254), bedeutendere unter dem Einfluß der aufblühenden Städte vom Interregnum bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts (1255—1450). „In der fränkischen Zeit wurden bei wichtigen Fällen Urkunden darüber aufgenommen: das Pergament legte man dabei auf die Erde und darauf einen Halm oder Zweig, oder etwas Rasen vom Grundstück, oder auch Feder und Tintenfaß, oder auch einen Handschuh, dann wurde das Pergament aufgehoben und mit den Sachen darauf dem Schreiber übergeben, der nun die Urkunde abfaßte. In der Kaiserzeit unterließ man mehr und mehr die Schreiberei und begnügte sich mit der symbolischen Uebergabe... Seitdem aber die Blütezeit der Städte begann, wurde es mehr und mehr Herkommen, daß die Bürger einander Eigen- und andere Rechte an Grundstücken vor dem Rathe übertrugen und dessen Schreiber darüber eine Schrift oder eine förmliche Urkunde mit Stadtsiegel verfertigte."

Belehrend ist für die Beurtheilung des Anwachsens und der Aufbewahrung der Archivalien eine Uebersicht der im Würzburger Kreisarchiv erhaltenen Urkunden. Bezeichnet man das Fürstbischöfliche Archiv mit A, das Domkapitularische mit B, jenes der Stifter, Klöster und Ordenscommenden mit C, die Jahrhunderte aber mit römischen Ziffern, so ergibt sich folgende Tabelle:

	VIII.	IX.	X.	XI.	XII.	XIII.	XIV.	XV.	XVI—XVIII.
A.	—	—	1	10	87	414	2015	4276	16 171
B.	1	18	27	34	101	338	1055	1782	2 334
C.	—	—	—	4	124	759	2041	1981	2 953.

Man sieht, „wie das Domkapitel am sorgfältigsten seine Schriftstücke bewahrte, — wie die urkundliche Thätigkeit der landesherrlichen Regierung unverhältmäßig sich steigerte, sobald das Staatswesen des Mittelalters in das der neuern Zeit überging, — und wie schlecht es mit Urkunden bestellt war in der ganzen Zeit von Karl dem Großen bis zum Ausgang der Hohenstaufen."

„Bei solcher Armuth an Urkunden aus der frühern Zeit suchte man in Klöstern und Städten, auch an geistlichen und weltlichen Fürstenhöfen sich dadurch zu helfen, daß über eine Frage ein Notizzettel oder Vermerk in einer Chronik, oft nur eine mündliche Ueberlieferung benutzt wurde, um eine Urkunde darüber auszuarbeiten. Meist geschah das im besten Glauben, weil man dem, was ganz zweifellos erschien, nur ein schriftliches Gewand umhängen wollte. Man wußte wohl, daß eine Fälschung stattfinde, allein das Bewußtsein fehlte, daß man ein Unrecht begehe: die Urkunde sollte ja mehr zur Erinnerung als zum Beweise dienen... Aus je älterer Zeit die Urkunden stammen sollen, um so mehr gefälschte kommen unter ihnen vor: aus der Merowinger-Zeit mag wohl die gute Hälfte unecht sein, aus der sächsischen und salischen Kaiserzeit noch beinahe ein Zehntel. Die Ursache war nicht, daß man dachte, in je ältere Zeit die Entstehung verlegt werde, desto schwieriger sei der Betrug zu entdecken, sondern je weiter die Zeit zurücklag, desto mehr Urkunden wurden vermißt. Man nahm es aber gewöhnlich leicht damit, weil der Trost nahe lag, der rechte Beweis dessen, was die Urkunde besage, beruhe im hergebrachten Besitz oder in der fortlebenden Ueberlieferung, und die Ur-

Digitized by Google

kunde sei nur eine mehr oder minder ausführliche Geschichte des Herganges, auf welchen es ankam."

Im fünften Zeitalter der deutschen Archivgeschichte, von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Dreißigjährigen Krieg, mehrte sich besonders die Anzahl der Copial- und Amtsbücher, deren z. B. das Reichsarchiv in München aus dem 9., 10. und 11. Jahrhundert nur je 6 und 3 und 5 besitzt, aus dem 12. schon 31, dem 13. ihrer 60, dem 14. bereits 435 und für das 15. sogar 2533, für das 16. bereits 6646 Folio- und Quartbände voll Handschriften, unter welchen die Urkundencodices einen verhältnißmäßig kleinen, die Amtsbücher aber den bei weitem größten Theil bilden. „Im Würzburger fürstbischöflichen Archiv läßt sich vom Anfang des 14. Jahrhunderts an verfolgen, wie fast jedes Jahrzehnt ein neues Amtsbuch einführte, erst die Lehnsbücher, dann Quittungs-, dann Schuld-, dann Vertragsbücher, dann sogar Bücher verschiedener Geschäfte, dann Aufbot- oder Kriegsbücher, Kaufbücher; — gleich im Beginn des 15. Jahrhunderts entstanden die Gebrechenbücher (über Streitigkeiten mit Nachbarn), Achtbücher, Aemterbücher, Aufgangbücher und solche über Huldigungen und Leichenfeiern der Fürsten; Bürger-, Diener-, Geleits-, Urfehdebücher; — darauf folgten Bekenntnißbücher, worin die Zustimmung der Lehns- und Landesherren zu Verpfändung oder Verkauf, ferner Malefizbücher, — und im Jahre 1529 hielt man für das Beste, auch Ergänzungsbücher (libri omissorum) anzulegen. Jetzt aber hatte man der Arten dieser Amtsbücher genug, nur ihre Bändezahl wurde noch vermehrt, bis zu Ende des 16. Jahrhunderts ihrer 378 waren."

Das sechste Zeitalter, das der Fürsten, vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Wiener Congreß (1618—1814), war, wie kein anderes, unseren Archiven verderblich. Vieles wurde verbrannt, verschleppt oder verdorben. „Wie im Dreißigjährigen Kriege alles außer Rand und Band gerieth, die ganze Noth und Zügellosigkeit und Verwirrung spiegelt sich nirgends deutlicher, als in den Handschriften. In den 804 Großbänden, welche neben vielen anderen Fascikeln die Acten des Dreißigjährigen Kriegs im Münchener Reichsarchiv umfassen, herrscht eine Verschiedenheit, Willkür und Roheit in den Schriftzügen, daß ihre Entzifferung öfter zur schwierigen Arbeit wird." Nach Vollendung desselben begann man mehr und mehr die Archive wissenschaftlich zu verwerthen, obwohl Geheimnißkrämerei sie und ihre Schätze decken wollte. Als Pufendorf vom Großen Kurfürsten zum Historiographen bestellt war, wurde ihm zwar das Archiv geöffnet; nachdem er aber sein Geschichtswerk veröffentlicht hatte, mußte er sich sagen lassen: „Jeder Hof habe seine Geheimnisse und jeder Verständige müsse sie bewahren. Wer veröffentliche, was in den heiligen Schränken verschlossen liege, richte so wie so Unheil an." Trotz solcher an manchen Höfen noch herrschenden Ansichten erschienen im 17. und besonders im 18. Jahrhundert große, auf urkundliche Quellen gestützte Werke von Pufendorf, von Leibniz, Ludewig, Lünig, Schannat, Schaten und andere, welche in den Monumenta boica ihren Höhepunkt erreichten. Die durch Papebroeck und Mabillon zur Wissenschaft erhobene Kenntniß der Urkunden zeigte mehr und mehr, daß Archive nicht nur Bewahrungsorte alter Schriftstücke seien, wodurch Fürsten

Digitized by Google

und Bischöfe, Städte und Abteien alte Rechte schützen und vertheidigen könnten, sondern auch die besten und ergiebigsten Quellen wahrheitsgetreuer Geschichtsdarstellung. Die Archivalien kamen darum aus finstern und feuchten Kammern, in denen sie verschlossen gewesen waren, in freundliche und weite Räume. Wohl brachten Napoleons Kriege und Annexionen neue Verwirrung und Schädigung; aber nach seinem Sturz begann ein neuer Zeitabschnitt und mit ihm eine durchgreifende Neugestaltung.

Die neue Aufgabe der Archive ist in der gegenwärtigen Zeit theoretisch allgemein anerkannt, praktisch dagegen bei weitem noch nicht an allen Orten durchgeführt. Jedes größere Archiv enthält nämlich zwei Arten von Schriftstücken: zuerst solche, die noch Einfluß und Werth haben für das Geschäftsleben des Staates, aus denen Forderungen und Rechte für und gegen ihn abgeleitet werden können. Ruhen doch im Archiv geheime Staatsverträge und Gesandtschaftsberichte, ältere Verwaltungssachen und vielerlei Kaufacten, Besitztitel und Verträge, woraus leicht Processe und Ansprüche entstehen. Daß Beamte solche Schriftstücke mehr oder weniger geheim halten, versteht sich von selbst. Die größere Menge der Archivbestände setzt sich dagegen aus Handschriften und Urkunden zusammen, welche keinen Einfluß mehr üben können auf staatliche oder vermögensrechtliche Verhältnisse der Gegenwart. Man hat vorgeschlagen, die Archivalien zu theilen, in Registraturen für alles, was noch dem Geschäftsleben des Staates angehöre, und Archive, freiständige wissenschaftliche Anstalten, welche nur historisch fertige Stücke aufzunehmen und der freien öffentlichen Benutzung, gleich Bibliotheken, darzubieten hätten, folglich die Registraturen den Behörden, die Archive den Universitäten zu überweisen. Trotz des bestechenden Scheines würde jedoch eine solche Scheidung unmöglich durchzuführen sein; beide Anstalten würden sich gegenseitig große Lücken machen und einer vollständigen, systematischen Ordnung und Abrundung beraubt bleiben. Große Archive bleiben darum „Sammelstätten amtlicher Schriftstücke für den staatlichen Bedarf, damit sie beständig Aufklärung geben über Entstehung, Natur und Bedingung von Rechts- und politischen Verhältnissen, von Gesetzen und öffentlichen Anstalten, — Sammelstätten allerdings mit wissenschaftlichem Charakter und reicher geschichtlicher Ausbeute." War der Archivbeamte früher eine Art Geheimsecretär, so soll er jetzt höher steigen. Mit ausgebreiteter Sachkenntniß, mit klarem und ruhigem Blick erörtert v. Löher sein Ideal eines auf der Höhe seines Berufes stehenden Archivars. Er soll hauptsächlich für Staat und Recht, und daneben für die Geschichtsforschung arbeiten. Wegen der ersten Aufgabe: „Arbeit für Staat und Recht", würde er aus den alten Acten in strittigen Fällen die betreffenden Thatsachen beizubringen haben, und zwar nicht nur für den Staat, sondern auch für Gemeinden, Kirchen und Private. Man sollte ihn bevollmächtigen, beglaubigte Abschriften von alten Schriften zu liefern und den rechtshistorischen Stoff, dessen man bei praktischen Geschäften benöthigt ist, darzulegen und zu erklären. Die zweite Aufgabe: „Arbeit für Geschichtsforschung", fordert, daß der Archivar „die Gänge, die zu seinem archivalischen Bergwerk führen, öffne und weise. Also: 1. Be-

Digitized by Google

schränkung und theilweise Aufhellung des Archivgeheimnisses; 2. leichte Benutzbarkeit der Archive; 3. Veröffentlichung von Repertorien; 4. Versendung von Archivalien". Man wird eingestehen, daß beide Aufgaben große und gemeinnützliche sind, und daß eine so hohe Auffassung des archivalischen Berufes die Forderung des Verfassers berechtigt, nur gut geschulte Männer sollen Archivarstellen erlangen, dann aber auch zum Lohn eine nach allen Rücksichten entsprechende Stellung erhalten.

Der praktischeste Theil des Buches beschäftigt sich mit der Einrichtung eines Archivs. Dreierlei wird dabei in immer neuer Art und Weise gefordert: Licht, Luft und Ordnung. Alle, besonders auch jene, welche vielleicht nur kleine Archive besitzen: adelige Herren, Städte, Kirchen und Klöster, werden aus den klaren und praktischen Anweisungen des erfahrenen Archivdirectors reiche Belehrung schöpfen, und, wofern sie seinen Rathschlägen folgen, ihr Archiv erhalten, retten und in guten Stand bringen. Nur zu oft begegnet jeder, der sich nur einigermaßen für alte Schriften interessirt, mehr oder weniger werthvollen Urkunden und Handschriften, welche in Unordnung, Feuchtigkeit und Schmutz umherliegen, deren Siegel zerdrückt werden oder vermodern! Freilich sind stolz gezeigte Schätze hie und da kaum mehr als altes Papier, oft aber auch wirkliche Kleinodien, wichtige Denkmäler zur Geschichte des Hauses, der Kirche und der Gegend. Vieles ist besser, weit besser geworden seit einem Menschenalter; daß es vollkommen werde, dahin kann dies vortreffliche Buch helfend und fördernd wirken. Steph. Beissel S. J.

La Question ouvrière. Programme d'action. Les droits de Dieu et nos devoirs. Par P. **Marin de Boylesve** S. J. 106 p. 8°. Paris, René Haton, 1891.

Man muß die ganze Schrift bis zu Ende lesen, um die Erörterungen und Rathschläge des durch sein Alter nicht nur, sondern auch durch seine wissenschaftliche und priesterliche Thätigkeit ehrwürdigen Verfassers richtig zu beurtheilen. Die theoretischen Erörterungen bilden eine Kette von knappen, klaren, fast aphorismenartigen Sätzen und Schlüssen; ungekünstelt, aber wohldurchdacht führen sie den Leser unvermerkt zum praktischen Ergebniß: Macht alle Klassen, Arme und Reiche, Arbeiter und Arbeitgeber zu guten Katholiken — dann ist alles gewonnen; fordert und erkämpft durch Wort und Schrift und That auf jede rechtmäßige Weise die volle individuelle und genossenschaftliche Freiheit auf religiösem, auf erziehlichem, auf social-wirthschaftlichem Gebiet auch für die Katholiken und Schutz der rechtlichen Ausübung dieser Freiheit von seiten der öffentlichen Gewalt — dann wollen wir uns schon selber helfen, dann kann eine fernere Einmischung des Staates auf ein Minimum beschränkt werden, und die sociale Frage ist dennoch gelöst.

Das ist praktisch nicht gerade unrecht, wenn man auf Regierungen hinblickt, welche von einem Aufbau der gesellschaftlichen Ordnung auf echt christlichen Grundsätzen nichts hören wollen. In sich genommen würde es jedoch nicht ganz richtig sein, die Pflichten und Rechte der öffentlichen Gewalt darauf zu beschränken, und nicht auch die positive Förderung des Gemeinwohles mit in

Digitized by Google

deren Kreise hineinzuziehen. Nimmt man einzelne Sätze des Verfassers für sich, so dürfte man zuweilen eine zu enge Begrenzung der staatlichen Aufgaben in denselben finden, z. B. wenn es Seite 30 heißt, der Staat könne dem Kapitalismus nur insoweit Grenzen stecken, als er ungerecht werde; wenn Seite 34 dem Staate die Befugniß, zwangsweise professionelle Genossenschaften einzuführen, rundweg abgesprochen wird; wenn Seite 42 und 45 die Einmischung des Staates nur dann als berechtigt gelten soll, wo dem öffentlichen Wohl Gefahr droht oder die Gerechtigkeit verletzt ist. Man darf keinesfalls das Vorbeugen solcher Uebel und die wenigstens indirecte Beförderung des größern Wohlseins der Gesammtheit und der einzelnen Klassen ausschließen. Allein dahin ist auch wohl die Absicht des Verfassers nicht gegangen. S. 55 ff. wird scheinbar jede directe Staatseinmischung betreffs der Arbeitsdauer und Lohnhöhe als unberechtigt abgewiesen; doch enthält S. 59 eine Correctur für den Fall, wo die Gerechtigkeit oder das öffentliche Wohl ausnahmsweise etwas anderes erheische.

Schade, daß der Verfasser bei der Ausarbeitung der Schrift noch nicht die letzte Encyklika Leo's XIII. benutzen konnte, sondern sich auf die früheren diesbezüglichen Aussprüche des Heiligen Vaters beschränken mußte; einiges wenige würde gewiß modificirt worden sein. In mehreren Punkten aber wird gleichsam im voraus das Rundschreiben des Papstes beleuchtet. Zu diesen rechnen wir besonders S. 38 ff., wo der rechtliche Inhalt des Arbeitercontractes treffliche Erläuterung findet, S. 50 ff., wo den Vereinigungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern das Wort geredet wird, u. s. w. — Selbst für den, der dem Verfasser nicht allseitig beistimmt, ist die Schrift recht belehrend und anregend.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Geschichte des heiligen Rockes. Von Stephan Beissel S. J. Verkürzte Ausgabe. 132 S. 8°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1891. Preis 80 *Pf.*

In dem vorliegenden Auszug sind alle Citate und weniger wichtigen Ausführungen ausgelassen, welche in der größeren, von demselben Verfasser veröffentlichten, bereits in zweiter Auflage im gleichen Verlag erschienenen „Geschichte des heiligen Rockes" viel Raum einnahmen. Jene, welche sich nicht eingehend und in streng wissenschaftlicher Art mit der Geschichte der Reliquie befassen wollen oder können, finden in diesem Auszug die wesentlichen Punkte klar, kurz und bestimmt behandelt. Sie werden dadurch in den Stand gesetzt, sich in dem leider wieder mit solcher Heftigkeit erneuten Streit über die Verehrungswürdigkeit des heiligen Kleides ein selbständiges Urtheil zu bilden. Als Grundlage ist in der Einleitung eine Erklärung jener Principien vorausgeschickt, nach denen sich die Kirche bei ihrer Reliquien-

Digitized by Google

verehrung richtet. Die Geschichte des heiligen Rockes selbst ist in zwei Theilen behandelt. Um von einer sichern Thatsache auszugehen, wird zuerst gezeigt, wie 1196 die Verehrung des heiligen Kleides mit Gewißheit bezeugt ist. Von diesem Jahre aus werden dann im ersten Theile die Nachrichten über den heiligen Rock zusammengestellt, welche durch Zurückgehen auf ältere Berichte zu erlangen sind. Im zweiten Theile wird wiederum vom Jahre 1196 ausgegangen, aber so, daß nun durch Aufsteigen die Geschichte der heiligen Reliquie bis auf unsere Zeit dargelegt wird. Möge die Arbeit dienen nach der einen Seite zur Klärung vieler Mißverständnisse, nach der andern Seite zur Hebung der Andacht und des Vertrauens auf den Herrn, dem die Reliquie ihren Werth verdankt!

Der Glaube. Apologetische Vorträge von Dr. Leonh. Atzberger, a. o. Professor der Theologie und Universitätsprediger in München. 383 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 3.

In fünfzig kleinen Vorträgen führt uns das Werk die Grundgedanken mehrerer Predigtcyklen vor, welche der hochw. Herr Verfasser vor Studirenden aller Facultäten in der Münchener Universitätskirche abgehalten hat. In der veränderten Form, in welcher sie im Druck erscheinen, sind diese Vorträge, wie der Verfasser selbst im Vorworte sagt, keine Predigten mehr. „Sie wollen nur ein zubereitetes Material bieten zu apologetischen Predigten oder sonstigen religionswissenschaftlichen Reden, zugleich aber als religiös belehrende Lectüre für Gebildete aller Stände dienen." Zur Erreichung dieses doppelten Zweckes ist das Werk recht geeignet. Ohne rhetorischen Prunk und den Aufwand gelehrter Quellencitate verbreitet sich der Verfasser in klarer, edler Sprache und mit völliger Beherrschung seines Gegenstandes über das Wesen des christlichen Glaubens, das Dasein Gottes, die Möglichkeit, Nothwendigkeit, Erkennbarkeit der Offenbarung, die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung und das unfehlbare Lehramt der katholischen Kirche. Wenn die ersten Vorträge das Interesse des Lesers weniger anregen sollten, so darf er deshalb das Buch nicht beiseite legen. Die späteren über Offenbarung und Kirche werden seine Ausdauer belohnen.

Tractatus canonicus de matrimonio, auctore Petro Gasparri, Sacerd., SS. D. N. Leonis PP. XIII. cubiculario intimo, in Instituto Catholico Parisiensi textus canonici professore, olim Romae professore institutionum canonicarum in Collegio Urbano de Propaganda Fide et sacrae theologiae sacramentariae in scholis Pontificii Seminarii Romani ad S. Apollinarem. Volumen primum et secundum. XIII, 550 et 603 p. 8°. Paris, au Secrétariat de l'Institut catholique, rue de Vaugirard 74, 1891.

Der Verfasser dieser vorzüglichen canonistischen Arbeit über das katholische Eherecht ist mit einer soliden theologischen und juristischen Bildung ausgestattet und bietet in seinem Werke die reife Erstlingsfrucht sorgfältiger Studien und einer längern Lehrthätigkeit in Rom und Paris, wo er auch der praktischen Anwendung des katholischen Eherechtes sehr nahe stand. Daher ist es ihm möglich, ein gründlich durchgearbeitetes Eherecht zu liefern, das zunächst einen so vollständigen Stoff enthält, wie es bei Werken desselben Umfanges nur selten der Fall sein dürfte. Die Darstellung ist klar und übersichtlich, die positive und negative Beweisführung bestimmt und gründlich. Ueberall verräth sich der Mann des selbständigen Urtheils, der nach Gründen, nicht nach rein äußeren Autoritäten sich für eine bestimmte Ansicht entscheidet. Nach der Erörterung vielumstrittener Fragen weiß man in der Regel klar und deut-

Digitized by Google

lich, was der Verfasser will und hält oder verwirft. Diese bestimmte Meinungsäußerung ist aber nicht ein rücksichtsloses Absprechen; auch die Gründe der Gegner finden ihre Würdigung, werden wiederholt als non spernendae bezeichnet, welche die entgegenstehende Ansicht noch nicht als völlig gewiß erscheinen lassen, und als Mann von praktischem Blick zieht er dann stets die nothwendigen Folgerungen für die Handhabung des Rechtes im Leben. Die historischen Fragen finden bei dem Verfasser wenig Berücksichtigung, und das wenige, das er bietet, dürfte vielleicht die Fachmänner in Deutschland als nicht ganz dem neuesten Stande der historischen Forschung entsprechend weniger befriedigen. Doch war es zunächst nicht die Absicht des Verfassers, auf derartige Dinge sich näher einzulassen, wie auch Feije bei dem praktischen Zwecke seines Werkes den historischen Fragen keine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Ferner läßt sich nicht verkennen, daß bei der Unbekanntheit des Verfassers mit der deutschen Sprache nur eine mangelhafte Literatur ihm zur Verfügung gestanden hatte. Für diesen Ausfall werden jedoch Fachmänner und Praktiker reichlich entschädigt durch eine Reihe von wirklich neuen Gedanken und Ausführungen, und an die Stelle von Geschichten aus alten Zeiten läßt der Verfasser die neue und neueste Geschichte des katholischen Eherechts treten, indem er die neuesten Decrete und Instructionen der römischen Congregationen, sowie interessante und verwickelte Ehefälle in eingehender Weise mittheilt und verwerthet. Gerade in dieser Beziehung ist das Werk Gasparri's wirklich unübertroffen.

Die Regel des heiligen Benedict. Uebersetzt von P. Edmund Schmidt O. S. B. in Metten. Mit Erlaubniß der Ordensoberen. VIII u. 120 S. 12°. Regensburg, Pustet, 1891. Preis 60 *Pf.*

Die hier vorliegende Uebersetzung der Regel des hl. Benedict lehnt sich nicht an die am meisten verbreitete Cassinenser Ausgabe an, sondern sie legt einen nach den ältesten Handschriften berichtigten und im Jahre 1880 im Pustet'schen Verlage veröffentlichten Text zu Grunde. Eine dankenswerthe Beigabe ist die mit dem Inhaltsverzeichnisse verbundene Darlegung des systematischen Aufbaues der berühmten Regel.

Celui qui est. Par Frédéric de Curley S. J. Essai. XIV et 354 p. 8°. Paris, Retaux-Bray, 1891.

Der hochw. Verfasser, der sich schon durch eine Reihe anderer Schriften historischen, hagiologischen und philosophischen Inhalts einen geachteten Namen erworben hat, wendet sich hier gegen „das Kainsmal der Gegenwart", den Atheismus. Was er bescheiden „einen Versuch" nennt, ist in Wirklichkeit eine tiefgehende, gediegene philosophische Abhandlung, gründlich, klar disponirt, mit vielen Citaten aus älteren und neueren Schriftstellern durchwebt, dabei so anschaulich und lebendig geschrieben, wie der abstracte Stoff es nur immer zuläßt. Der erste, kürzere Theil, „Ausgangspunkt", S. 3—86, eine Widerlegung des modernen Skepticismus, der alle Gewißheit läugnet, um sich des Glaubens erwehren zu können, führt, vom Ich ausgehend, zur Gewißheit von der Existenz der Außenwelt. Der zweite, „Beweisführung", S. 87—269, schließt sodann von der Welt auf deren Schöpfer, seine Existenz, Intelligenz und Aseität, auf ihn, den Unendlichen, Einzigen, Einfachen, Unveränderlichen, Ewigen, um im Schlußkapitel, „Erhebung", in ein schwungvolles Gebet, den Ausdruck unbedingter Hingabe an Gott, auszuklingen: Tibi soli totus semper ubique. Von zwei umfangreichen Anhängen, S. 273—348, polemisirt der erste gegen Descartes' Discours de la méthode, als gefährlich für „Wissen, Glaube und Vaterland", während der zweite eine akademische Rede über die Achtung vor der Tradition bringt.

Digitized by Google

Conferenzen in der St.-Peterskirche zu Wien, gehalten im Advente 1890. Ein Beitrag zum Verständniß der socialen Frage von Victor Kolb S. J. XIV u. 106 S. 8°. Wien, Mayer & Comp., 1891. Preis *M.* 1.80.

Diese Conferenzen verdienen durchaus weiterhin bekannt zu werden, als wohin das lebendige Wort dringen konnte. Obwohl vor dem Rundschreiben des Heiligen Vaters über die Arbeiterfrage gehalten, behalten sie ihren vollen Werth, oder vielmehr zeigen sie erst recht ihren Werth, weil der hochw. Verfasser auch jetzt kein Wort anders zu sagen hätte, als er es gethan hat. Klarheit in der Sache, Faßlichkeit im Ausdruck zeichnen das Werkchen in hohem Grade aus. Insbesondere haben wir einen höchst wichtigen Gedanken kaum irgendwo anders deutlicher ausgedrückt gefunden, nämlich daß der tiefste Grund des Bestehens der socialen Frage, außer in der Entchristlichung der menschlichen Gesellschaft, in der Verkennung der socialen Eigenschaften der Arbeit liege, daß die Werthung der menschlichen Arbeit den Schleuderpreisen eines wilden Marktes müsse entzogen werden, daß es zu den dringlichen Aufgaben der Sorge für das Gemeinwohl gehöre, die Arbeit und die Großindustrie zu regeln. Specielle Vorschläge in dieser Richtung bietet der kleine, aber hochwichtige Anhang aus dem Referate des Verfassers über die sociale Frage auf dem zweiten allgemeinen österreichischen Katholikentage.

Die göttliche Mission der schwieligen Hand. Freundesworte an die christlichen Arbeiter von P. Gratian von Linden, Kapuziner. Mit Genehmigung der Obern. VIII u. 340 S. 12°. Dülmen, Laumann, 1891. Preis 60 *Pf.*

Fast möchten wir sagen: Schade, daß die Empfehlung des Büchleins an dieser Stelle gegeben wird; sie kommt zu wenig den Lesern vor die Augen, für die dasselbe ganz besonders geschrieben ist. Um so mehr dürfen wir unter den Lesern unserer Zeitschrift die geistlichen Herren auf das Schriftchen aufmerksam machen, damit sie es den Arbeiterkreisen als eine ebenso nützliche wie erbauliche und anziehende Lesung empfehlen. Aber auch sie selbst werden in demselben reichlichen Stoff zur Erbauung für sich und andere finden.

Auf der Eisenbahn. Von Dr. W. Cramer, Domdechant und Weihbischof. Zweite, verbesserte Auflage. 76 S. 12°. Dülmen, Laumann, 1891. Preis 60 *Pf.*

Das Büchlein ist eine Kette der beherzigenswerthesten Wahrheiten des Christenthums, in eindringlicher und doch auch gefälliger, fast möchte man sagen unterhaltender Form dem Leser dargelegt. Bei Abgang des lebendigen Wortes des Missionspredigers kann es in der That durch aufmerksames betrachtendes Lesen das Anhören der Predigt zu nicht geringem Theil ersetzen. — Es ist ein Grundsatz der Geisteslehrer, daß die Geschöpfe uns hinlenken sollen zu Gott und zu göttlichen Dingen. Das vorliegende Büchlein zeigt, daß der hochwürdigste Herr Verfasser durch die Schule der praktischen Uebung in diesem Punkte es zur Meisterschaft gebracht hat, um die unscheinbarsten Dinge dieser Welt so zu verwerthen, daß sie den gläubigen Christen auf leichte Weise zu Gott und zur Beherzigung der ewigen Wahrheiten hinführen. — S. 93 unten ist die einzige Stelle, wo wir eine Aenderung gewünscht hätten.

Digitized by Google

Der Beruf. Vierundzwanzig Conferenzen, den Zöglingen des bischöflichen Convictes zu Luxemburg gehalten von J. Bern. Krier, Director. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. VIII u. 355 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis *M.* 2.

Der hochw. Herr Verfasser hat sich schon durch mehrere vortreffliche Schriften als inniger Freund und erfahrener Führer der Jugend bewährt. Auch beim Lesen dieses Werkchens wird den Jüngling stets das Gefühl begleiten, daß jedes Wort aus dem Herzen eines vom Geiste des Glaubens und der Kirche ganz beseelten, erfahrenen, liebevollen, väterlichen Freundes komme. Die Worte sind ernst, aber nicht entmuthigend, sondern anspornend. Die Wichtigkeit der Erkenntniß des Berufes und der großmüthigen Hingabe an den erkannten Willen Gottes, sowie die Mittel, diese doppelte Gnade sich zu erwerben, werden eingehend besprochen. Daß bei der Besprechung der verschiedenen Lebenspfade die geistlichen Berufe am eingehendsten besprochen werden müssen, ist selbstverständlich; doch wäre es sehr zu bedauern, wenn jemand durch das Titelblatt sich verleiten ließe, zu glauben, es passe das Buch nur für solche, die an die Ergreifung des geistlichen Berufes dächten. Nein, es werden auch die hauptsächlichsten weltlichen Lebenspfade eingehend besprochen. Allerdings darf der Jüngling nicht erwarten, mit dem Durchlesen eines noch so trefflichen Buches seine Berufswahl zu vollenden. Wohl aber wird kein Jüngling seinen Beruf verkennen oder den erkannten Beruf verlieren, wenn er die Räthe und Anleitungen, die ihm hier geboten werden, nicht bloß liest, sondern beherzigt, die Grundsätze sich zu eigen macht und gleich mit aufrichtigem Ernst in seinem Leben zu verwirklichen sich bemüht. Auch die Geistlichen, Erzieher wie Seelsorger, werden dem hochw. Verfasser für die treffliche Arbeit danken.

Der Beruf der Lehrerin. In Briefen an eine frühere Schülerin dargestellt von P. Herber, Seminarlehrerin. Mit einem Vorwort von Dr. L. Kellner und einem Anhange: Rathgeber für Lehrerinnen bei der Auswahl von Berufsschriften. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 138 S. 12°. Paderborn, F. Schöningh, 1891. Preis *M.* 1.

Ein goldenes Büchlein, dictirt von Liebe zum göttlichen Kinderfreund, geschrieben aus warmem Herzen in schlichter, aber edler Sprache, getragen vom Geiste echt katholischer Frömmigkeit und edler Begeisterung für einen Beruf, „der seine sehr ideale, seine sehr nüchterne und seine sehr ernste Seite hat", die reife Frucht reicher Erfahrung und allseitiger Vertrautheit mit den Mühseligkeiten und Klippen eines Standes, dessen Glieder „zu einer ähnlichen, verborgenen, fortgesetzten, wenn auch nicht so heldenmüthigen Aufopferung ihrer selbst bestimmt sind, wie die Klosterfrauen". „Neulinge werden hier erinnert, was sie zu thun und zu meiden haben, damit die Kinder sagen: ‚Unsere Lehrerin ist streng, aber doch gut' — und die älteren: ‚Sie ist eine angenehme Person, pünktlich, ordnungsliebend, bescheiden, freundlich, theilnehmend, verkehrt nur mit wenigen, ist keinen Augenblick müßig, scheint nur für ihre Schule zu leben; im übrigen wissen wir nicht viel von ihr.'" Aber auch ältere Colleginnen werden sich bei der Verfasserin oft Anregung und Ermunterung, hin und wieder wohl auch Belehrung, z. B. über den Beruf junger Mädchen zum Lehrerinnenstande, holen. Eine sehr praktische Zugabe bildet ein Verzeichniß solcher Schriften, „welche einer Lehrerin Anleitung geben, wie sie die Kunst, nach den Grundsätzen der christlichen Pädagogik und den Anforderungen der heutigen Methodik zu erziehen und zu unterrichten, ausüben kann". Es soll in Zwischenräumen von zwei bis vier Jahren ergänzt und verbessert werden. Winke hierzu werden erbeten.

Digitized by Google

Gedenkblätter zum fünften Centenarium der Heiligsprechung St. Birgitta's von Schweden (7. October 1391). Zum Nutzen und Frommen ihrer Verehrer im Süden und Norden. Mit Titelbild. 35 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis 50 *Pf.*

Eine nicht umfangreiche, aber nach Inhalt und Ausstattung nicht unwürdige Gabe zur Jubelfeier des 7. October. Die „Gedenkblätter" legen das gottbegnadete Leben und die so segensreiche Wirksamkeit der gefeierten nordischen Heiligen in ihren Hauptzügen dar. Am Schlusse wird auf das merkwürdige Zusammentreffen aufmerksam gemacht, daß gerade in diesem Jubeljahre der schwedische Reichstag die Wiederherstellung von „Birgitta's Helgedom" beschlossen und zu diesem Zwecke bereits die Summe von 100 000 Kronen bewilligt hat. Der Antrag wurde begründet durch den Reichsarchivar Hildebrand, welcher geltend machte: „1. daß die Klosterkirche zu Vadstena eines der monumentalsten Bauwerke in ganz Schweden; 2. daß sie nach Angaben der hl. Birgitta erbaut und die einzige Kirche ihrer Art in Schweden; 3. daß Birgitta von allen Schweden aus dem Mittelalter die einzige Persönlichkeit von europäischem Rufe sei; 4. daß wir Schweden uns in einer großen Dankesschuld gegen die hl. Birgitta und ihren Klosterorden befinden, und 5. daß die Kirche zu Vadstena durch Gaben von hoch und niedrig erbaut worden."

Neue religiöse Bilder von Gangloff in Mülhausen, Benziger in Einsiedeln und Kühlen in München-Gladbach.

Die Buchhandlung von F. Gangloff in Mülhausen hat soeben eine sehr schöne Reihe (I) von Heiligenbildern veröffentlicht. Jeder der betreffenden Heiligen, Patrone des Elsaß, steht in einer Landschaft, welche die ihm geweihte Kirche und die Gegend seiner Wirksamkeit zeigt. Unten bietet ein nach Art einer Predella aufgefaßter kleiner Streifen meist eine weitere auf das Leben des Heiligen bezügliche Landschaft, Kirche oder Scene. Composition, Stil und Zeichnung sind vortrefflich; die Farbengebung ist wohl abgewogen, doch vielleicht nicht kräftig genug. Die zwölf Bildchen (Preis 80 *Pf.*, das Hundert *M.* 4) zeugen für einen Zeichner, der seine Aufgabe nicht durch Befolgung einer Schablone sich zu erleichtern trachtete, sondern vielsagende, gute, schöne und doch gemeinverständliche Blätter herzustellen mit Glück versucht hat. — Ein 55 cm hohes, 36 cm breites Diplom für „Congregationen der Kinder Mariä" wirkt in der Farbengebung freundlich und entspricht seinem Zweck (Preis 60 *Pf.*).

Die neuesten Erzeugnisse des Benziger'schen Verlages, Sprüche in reicher und breiter Umrahmung mit dem Heiligen, von dem der Spruch stammt oder auf den er sich bezieht (Nr. 3825 f., das Hundert *M.* 3.60), mehr noch ein Marienbild in weitem, blauem Mantel mit dem Jesuskind, statuarisch aufgefaßt, nach Art der ehedem in der Mitte der Kirchenschiffe aufgehängten Muttergottesbilder (Nr. 3824 B, das Hundert *M.* 3), verdienen Lob und Anerkennung.

Die Kühlen'sche Kunstanstalt bietet „Die neun Liebesdienste zu Ehren des göttlichen Herzens nach Anleitung der seligen Margaretha Maria Alacoque" mit gutem Text in einer für Vereine und Klöster brauchbaren Form zu 35 *Pf.* — Sehr schön ist eine Folge phototypisch hergestellter Bildchen nach Gemälden der besten Meister. Sie bietet eine Reihe werthvoller älterer Darstellungen in guten Drucken und ist für höher Gebildete, die nicht des bunten Farbenreizes bedürfen, sondern auf Zeichnung und Composition sehen, bestimmt. Ihnen ist eine recht weite Verbreitung zu wünschen, weil sie zu billigem Preise Vorzügliches geben (Preis das

Digitized by Google

Hundert *M.* 1.50). — Für die Wallfahrt nach Trier hat Kühlen ein Bild des heiligen Rockes in Folio zu *M.* 1, ein etwas weniger großes zu 40 *Pf.* und eine Reihe kleinerer angefertigt. Auf den zwei größeren, farbenreich, würdig und ruhig ausgeführten hält die hl. Helena das heilige Kleid. Eines der kleinen ist eine Wiederholung der größeren; auf dem andern breiten Engel die Reliquie aus, über welchen der heilige Nagel schwebt. Hundert derselben kosten je nach der Größe auf Seide *M.* 15 oder 10, auf Shirting *M.* 5 oder 2.50, auf Papier *M.* —.60, 1.20, 1.80, mit drei Seiten Text *M.* 3.30, mit Darstellung der Reliquiare Triers *M.* 4. Ueberdies hat derselbe Verlag drei schöne ältere Bilder der hl. Helena und eines des hl. Matthias phototypisch herausgegeben (das Hundert *M.* 1, 1.50 und 2). Eine farbige Wiedergabe des lieblichen Gnadenbildes der Matthiaskirche zu Trier erscheint dieser Tage in verschiedenen Größen (das Hundert zu *M.* 10, 6, 3.50 oder 1.80). Man sieht also, daß der verdienstvolle Kühlen'sche Kunstverlag alles gethan hat, um den Ankauf recht schöner und verhältnißmäßig billiger Andenken an die Trierer Wallfahrt zu ermöglichen. Dies verdient deshalb weitgehende Anerkennung und guten Erfolg. Auch andere katholische Firmen haben gute Bilder hergestellt. Möchten darum die Seelsorger alle Pilger ermahnen, beim Ankauf von Bildern, Medaillen und Büchern Acht zu geben. Protestantische, sogar jüdische Geschäfte haben solche Andachtsgegenstände in Masse hergestellt und werden sie durch Colporteure zu vertreiben suchen.

Miscellen.

Ueber Professor Harnacks kritische Methode hat die englische Zeitschrift The Church Quarterly Review (Vol. XXVI, p. 449) eine Beurtheilung veröffentlicht, welche man auch in Deutschland nicht ohne Nutzen lesen wird. Dieselbe macht Front gegen jene Unfehlbarkeitsansprüche, welche bei „Männern der Wissenschaft" nicht selten das Gewicht der Gründe ersetzen sollen. Prof. Dr. Adolf Harnack ist bekanntlich einer der einflußreichsten Professoren der protestantischen Theologie an der Berliner Universität, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, Mitherausgeber der „Theologischen Literaturzeitung" und Verfasser zahlreicher Schriften, insbesondere des mehrbändigen „Lehrbuchs der Dogmengeschichte". Wenn wir die Ausführungen der protestantischen Zeitschrift hier folgen lassen, so liegt es uns selbstverständlich durchaus fern, die darin ausgesprochenen specifisch protestantischen Auffassungen uns irgendwie zu eigen machen zu wollen. Wir lesen:

„Es dürfte nicht überflüssig sein, die kritische Methode Harnacks etwas näher zu betrachten, um zu erfahren, ob denn wirklich die von ihm eröffnete neue Epoche der Kritik jene Gewähr der Unfehlbarkeit bietet, welche bei ihren Vorläufern plötzlich vermißt wurde. ‚Die Hypothesen der Tübinger Schule haben

Digitized by Google

sich als unzulänglich, ja irrthümlich erwiesen und werden heutzutage nur von wenigen Gelehrten vertreten.' So schreibt Professor Harnack (Contemporary Review 1886, p. 222). Sind seine eigenen Hypothesen und Theorien haltbarer? Nicht der Werth seiner Theorie, sondern der Werth seiner Methode soll hier untersucht werden.

„Die Apostelgeschichte ist ein Buch, von welchem vieles abhängt, und welches manche aus verschiedenen Gründen dem 2. Jahrhundert zuschreiben zu müssen glaubten. Soweit das nicht auf sogen. a priori-Gründe hin geschieht, sondern gestützt auf kritische Forschung, müssen jene Gründe beachtet werden, so falsch auch die Theorie sein mag, welche vertheidigt werden soll. Aber will jemand ein Historiker der Urkirche sein, dann ist es für ihn ebenso mißlich, fast die einzige Quelle für jene Zeit aufzugeben, wie eine Quelle anzunehmen, welche Thatsachen bringt, die mit seiner Theorie nicht recht im Einklang stehen. Um diesem Dilemma zu entgehen, muß ein solcher annehmen, das Werk selbst (die Quelle) sei erst spät in die gegenwärtige Fassung gebracht worden, aber es enthalte einige alte und zuverlässige Bestandtheile. Solch eine Hypothese ist gewiß nothwendig bei manchen Urkunden, aber die Schwierigkeit besteht darin, zu unterscheiden, was echt, was Zusatz ist. Hier zeigt sich kritischer Scharfsinn, und so treten denn auch hier Harnacks Verdienste hervor. Sicherlich, jeder muß ihm beistimmen, wenn er schreibt: ‚Eingestandenermaßen bieten die ersten fünf Kapitel der Apostelgeschichte viele kritische Schwierigkeiten. Das Stück Kapitel 6 ff. unterscheidet sich in Einzelheiten von dem Vorhergehenden. Wer aufmerksam die fünf ersten Kapitel liest, wird beim Uebergang zum sechsten bemerken, daß er plötzlich auf historischem Boden sich befindet' (Expositor 1887, p. 324). Und wiederum: ‚Kapitel 13, 1 ist abermals ein Stück, welches das Kennzeichen einer größern Glaubwürdigkeit aufweist' (a. a. O. p. 325). Sicherlich, der Mangel an historischer Kritik muß sich bei jedem fühlbar machen, welcher diesen Behauptungen nicht zustimmt, die um so erheiternder wirken, je dogmatischer sie ausgesprochen werden.

„Vielleicht drängt sich die Frage auf: Welch andere als rein subjective Gründe gibt es denn für solche Behauptungen? Professor Harnack gibt sie nicht an, und so wollen wir denn selbst versuchen, sie aufzufinden. Sie liegen in Harnacks Theorie vom Priesterthum (ministry). ‚Erwählten oder bestimmten Presbytern begegnen wir zuerst im 2. Jahrhundert, die ältesten Zeugen dafür sind der Jakobusbrief, die Apostelgeschichte und die Pastoralbriefe' (a. a. O. p. 324). Da nun offenbar diese Anschauung sich nicht verträgt mit der Früh-Datirung eines großen Theils der Apostelgeschichte, so fügt Harnack in einer Anmerkung bei: ‚Was in der Apostelgeschichte über die Presbyter von Jerusalem gesagt wird, übergehe ich; mir scheint es sehr unwahrscheinlich, daß die Apostelgeschichte während des 1. Jahrhunderts geschrieben ist' (a. a. O. Anm. 4). Sehen wir uns nun jene Stücke an, welchen Harnack ein höheres Alter zuschreibt — Kap. 6 u. 13 — so finden wir, daß beide Redewendungen enthalten, welche mit Harnacks Ansicht vom Ursprung des Priesterthums übereinstimmen. Jetzt wird es klar, weshalb gerade diese Stücke an-

Digitized by Google

genommen werden. Alle Theile, welche Aeußerungen enthalten, die mit der frühesten Form der (kirchlichen) Organisation unvereinbar sind, sind spätere Zusätze. Die Vortheile dieser kritischen Methode liegen auf der Hand.

„Noch stärker tritt dies in einem andern Beispiel zu Tage. Harnack hat plötzlich die Entdeckung gemacht, daß (entgegen der frühern Ansicht aller, ‚welche irgendwelche kritische Befähigung besaßen') ursprünglich ‚Bischöfe' und ‚Priester' nicht verschiedene Namen für dieselben Personen waren. Professor Sanday weigerte sich, dies anzunehmen, und berief sich dagegen auf die Stelle Tit. 1, 5, 7. Aber was nützt solch eine Berufung, wenn Professor Harnack zu behaupten im Stande ist: ‚Ich kann Tit. 1, 5, 7 nicht als Gegenbeweis gelten lassen; denn ich glaube, daß Tit. 1, 7—9 von dem spätern Umarbeiter in den Urtext eingeschoben worden ist' (The Expositor 1887, p. 338)? Das ungeheure Uebergewicht einer Behauptung über einen Beweis wird ersichtlich: wenn eine Behauptung sich auf Gründe stützt, so fällt die Behauptung, falls die Gründe fallen; stützt die Behauptung sich auf Autorität, so wird sie eben auch nur so lange gelten, als die Autorität gilt. Harnack hat durchaus keinen Grund für seine obige Behauptung, ausgenommen, daß jenes Stück, welches er eingeschoben nennt, mit seiner Theorie im Widerspruch steht, welche selbst wieder aufgebaut ist auf unzureichenden Gründen.

„Harnack ist ein eifriger Protestant, dessen Hauptabsicht ist, zu zeigen, daß der Katholicismus seinen Ursprung verdanke einer Mischung zwischen dem reinen Geist des Christenthums und dem Aberglauben, den Lebensgewohnheiten der alten Heidenwelt. Diese Vereinigung gewährte der großen teutonischen Rasse den Vortheil, mit der hellenischen Bildung bekannt zu werden.

„Nachdem so festgestellt worden, was man dem Katholicismus zu verdanken hat, fordert Harnack uns auf, zum Neuen Testament zurückzukehren: ‚Als diese Vereinigung ihre Aufgabe vollendet hatte, fiel sie auseinander, denn die (neu entstehende protestantische) Kirche besaß in ihrem Neuen Testament Schriften, welche mit diesem Bunde nichts zu thun hatten, da sie älter waren. Hierin liegt der bleibende Werth des Neuen Testamentes' (Contemporary Review 1886, p. 238). Diese Ehrfurcht vor der Bibel ist anerkennenswerth, aber zu gleicher Zeit merkwürdig. Die Apostelgeschichte, die Pastoralbriefe, der Jakobusbrief sind alle im 2. Jahrhundert geschrieben, also nicht wenige Zeit nach dieser behaupteten Vermischung mit dem Hellenismus. Sie wurden geschrieben nach dem Klemensbrief, welcher, wie uns gesagt wird, sich merklich unterscheidet von dem unverfälschten Urchristenthum. Sie sind gewiß nicht viel älter als die Ignatiusbriefe und die Apologie des Aristides, und beide sind nach dem Urtheil Professor Harnacks sehr hellenisch.

„Wie nothwendig ein Führer mit untrüglichem Einblick in das Urchristenthum ist, um zu entscheiden, was im Neuen Testament alt, was eingeschoben sei, haben wir gesehen. Doch da sind uns ja die Evangelien geblieben. In ihnen ist doch ‚sicher der reine Geist des Christenthums'. Selbst wenn wir das Johannisevangelium bei seite lassen, es bleiben uns doch die Synoptiker.

Digitized by Google

Leider nein! ‚Es ist offenbar, daß im heutigen Text unserer canonischen Evangelien mehrere Aussprüche des Herrn in verschiedenen Formen, älterer und jüngerer Bearbeitungen, enthalten sind' (Contemporary Review 1886, p. 230).

„Also abermals eine Enttäuschung; abermals sehen wir, wie nothwendig ein unfehlbarer Kritiker ist, der uns sagt: ‚Das nimm an, das verwirf.' Folgen wir seiner Führung. Die meisten Christen sind daran gewöhnt, zum mindesten die Taufe als eine vom Stifter des Christenthums herrührende Einrichtung zu betrachten. Jetzt aber wird dem Schüler in der neutestamentlichen Kritik die Belehrung zu theil, daß dies unbeweisbar ist. Vielleicht erinnert er an Matth. 28, 19; doch da erhält er zur Antwort, das sei kein ‚Herrnwort'. Aber selbst Renan läßt Joh. 4, 2 als unzweifelhaft historisch gelten. Gewiß, allein steht dort nicht: ‚daß Jesus selbst nicht taufte'? (Harnack, Dogmengeschichte I, 56.) [So citirt die Church Quarterly. In der 2. Auflage der Dogmengeschichte handelt Harnack auf S. 68 Anmerk. 3 von der Stelle Joh. 4, 2 und fügt hier selbst hinzu, daß aber die Jünger Jesu tauften. Vielleicht ist dieser Zusatz eine Wirkung der Besprechung in der Church Quarterly Review. Die Einsetzung der Taufe durch Jesus Christus läugnet Harnack aber auch in der 2. Auflage.] Und es ist nicht wahrscheinlich, daß irgend jemand so anmaßend sein sollte, daran zu erinnern, wie der nämliche Vers ausdrücklich sagt, daß aber seine Jünger tauften. Man fühlt eben, gegen solche Art des Beweises ist alles, was man vorbringen kann, ohnmächtig. Jene, welche hinneigen zu Lehren und Gebräuchen, die als ‚katholisch' gebrandmarkt dastehen, werden zu ahnen beginnen, daß ihre Stellung doch nicht so unhaltbar ist, wenn solch eine Verstümmelung der überlieferten heiligen Schriften sich als nothwendig erweist, um diese Stellung zu erschüttern."

Der Präsident der Deutschen Zoologischen Gesellschaft über die Entwicklungstheorie. In den letzten Jahrzehnten haben sich die deutschen Zoologen im Lobe der Descendenztheorie vor den Vertretern der übrigen Nationen hervorgethan. Es sind unter ihnen sogar vielfach Stimmen laut geworden, welche einer jeden andern Auffassung der Thatsachen einfachhin die Existenzberechtigung absprachen und die Begriffe „wissenschaftliche Zoologie" und „Entwicklungslehre" geradezu identificirten.

Es ist interessant, zu vernehmen, wie einer unserer hervorragendsten Zoologen, Geheimrath Professor Dr. Rud. Leuckart, Präsident der neugegründeten „Deutschen Zoologischen Gesellschaft", über jene Frage urtheilt. Dieses Urtheil wird auch bei den heißblütigsten Anhängern der Descendenzlehre nicht ohne heilsame, ernüchternde Wirkung bleiben.

Die erste Jahresversammlung der Deutschen Zoologischen Gesellschaft, die in Leipzig vom 2. bis 4. April 1891 tagte, wurde von Leuckart mit einem Vortrage über die Fortschritte der Zoologie eröffnet, aus dem wir die bedeutsamsten Stellen hier mittheilen. (Verhandlungen der Deutschen Zoologischen Gesellschaft auf der ersten Jahresversammlung. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Professor Dr. J. W. Spengel, Schriftführer der Gesellschaft. Leipzig 1891, S. 1—10.)

Digitized by Google

„Begeisterte Anhänger der Descendenztheorie", sagt Leuckart (S. 8), „gehen so weit, daß sie eine wissenschaftliche Zoologie überhaupt erst von Darwin an datiren und der zoologischen Arbeit nur insoweit einen wissenschaftlichen Werth zugestehen, als sie auf die Descendenzlehre Bezug hat. Wer die Geschichte unserer Wissenschaft kennt, vielleicht auch selbst, wie ich es von mir behaupten darf, Zeuge gewesen ist von einer ganzen Reihe der Veränderungen, die sie durchlaufen, der wird nicht zweifelhaft sein, daß derartige Aussprüche weit über das Maß des Zulässigen hinausgehen."

Leuckart kommt sodann auf die bekannte Parallele zu sprechen, die man zwischen Coppernicus und Darwin gezogen. Er findet dieselbe nicht zutreffend. Denn Coppernicus hatte ein ganz neues Wissenschaftsgebäude in der Astronomie zu schaffen, das mit den Ueberlieferungen der früheren Zeiten vollständig brechen mußte; Darwins Lehre von der Entstehung der Arten ließ dagegen die bisherigen Errungenschaften der Zoologie nahezu unberührt und gab ihnen nur eine neue Deutung. „Sie (die Darwin'sche Theorie) eine Reformation im Sinne des Coppernicanischen Systems zu nennen, ist demnach unzulässig" (S. 9).

Am lehrreichsten ist, was Leuckart über die entwicklungstheoretischen Hypothesen sagt (S. 10). Er mißbilligt es, daß man vielfach den hypothetischen Charakter derselben übersehen und den Thatsachen, die für sie sprechen, eine „absolute Beweiskraft" zugeschrieben habe. Klar und scharf fährt er sodann in seiner Kritik folgendermaßen fort: „Und nicht bloß stillschweigend ist das geschehen; man hat geradezu behauptet, daß die Erscheinungen der Vererbung und der adaptiven Variation ohne weiteres genügten, die Descendenzlehre causal zu begründen. Als ob Vererbung und Anpassung einfache, mechanisch wirkende Kräfte wären und nicht Resultate von Vorgängen, die selbst erst der causalen Erklärung bedürften. Erst dann, wenn es einst gelingen sollte, diese Vorgänge auf ihre Ursachen zurückzuführen, erst dann ergibt sich vielleicht die Möglichkeit einer Verwerthung im Sinne der Causalität."

Diese Worte enthalten das Zugeständniß, daß eine ursächliche Erklärung der Lebensvorgänge und der Bildung der organischen Formen vermittelst der Entwicklungslehre bisher noch nicht im entferntesten gelungen ist. Leuckart spricht hierauf die Hoffnung aus, daß jene Erklärung in der Zukunft noch gelingen werde. Leider scheint er unter den Ursachen der Entwicklung nur die mechanischen zu verstehen. Daher können wir seine Hoffnung nicht theilen; denn eine rein mechanische Erklärung der Lebenserscheinungen und der Entwicklung der Lebewesen wird stets daran scheitern, daß sie die inneren Entwicklungsursachen übersieht, welche die nothwendige Voraussetzung für die Wirksamkeit der mechanischen Ursachen bilden.

Digitized by Google

Die Philosophie des „wissenschaftlichen" Socialismus.

(Fortsetzung.)

c. Die socialistische Geschichtsphilosophie.

21. Ist die Geschichte eine Reihenfolge zusammenhangloser Thatsachen, deren Ergebnisse der Zufall beherrscht, oder gibt es ein Gesetz, welches die Mannigfaltigkeit des historischen Geschehens zur Einheit verbindet? Kann man mit Recht von einer fortschreitenden Entwicklung der Völker, der Menschheit reden, und wenn so — welches wäre der Rhythmus jener Bewegung, wo sind deren Ziele zu suchen? Von alters her haben diese Fragen den menschlichen Geist beschäftigt. Anders lautete die Antwort bei den Vorkämpfern der christlichen Weltanschauung, anders bei den Vertretern des gottesscheuen Humanismus, wieder anders bei dem Gott läugnenden Materialismus.

Von den verschiedenen Gestaltungen einer materialistischen Geschichtsauffassung beschäftigt uns an dieser Stelle lediglich jene Form, welche dem ökonomischen Materialismus angehört, und die man als „Marx-Engels'sche Theorie" [1] zu bezeichnen pflegt. Ihre Lehren sind kurz folgende:

22. Die Geschichte einer Epoche liegt nicht in der Philosophie, Religion oder Politik, sondern in der Oekonomie derselben. Hatte die alte idealistische Geschichtsauffassung die Production wie alle ökonomischen Verhältnisse nur nebenbei als untergeordnete Elemente der „Culturgeschichte" behandelt, so zwangen die ernsten Ereignisse unseres Jahrhunderts zu einer tiefern Ergründung des Zusammenhanges geschicht-

[1] Ueber seinen persönlichen Antheil an dieser Theorie äußert sich Engels in einer Anmerkung zu S. 43 in „L. Feuerbach": „Daß ich vor und während meinem vierzigjährigen Zusammenwirken mit Marx sowohl an der Begründung wie namentlich an der Ausarbeitung der Theorie einen gewissen selbständigen Antheil hatte, kann ich nicht läugnen. Aber der größte Theil der leitenden Grundgedanken, besonders auf ökonomischem und geschichtlichem Gebiet, und speciell ihre schließliche scharfe Fassung gehört Marx."

Digitized by Google

licher Thatsachen. 1834 fand in Lyon der erste Arbeiteraufstand statt. 1838—1842 erreichte die erste nationale Arbeiterbewegung, die der englischen Chartisten, ihren Höhepunkt. In den fortgeschrittensten Ländern Europa's war damit der Klassenkampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie in den Vordergrund der Geschichte getreten. Und als man auf Grund dieser neuen Thatsachen daran ging, die ganze bisherige Geschichte einer erneuten Prüfung zu unterziehen, da zeigte es sich, daß in den Ereignissen unserer Tage nur das große allgemeine Gesetz der gesammten historischen Entwicklung sich offenbarte, „daß alle bisherige Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen war, daß diese einander bekämpfenden Klassen der Gesellschaft jedesmal Erzeugnisse sind der Productions- und Verkehrsverhältnisse, mit einem Wort der ökonomischen Verhältnisse ihrer Epoche; daß also die jedesmalige ökonomische Structur der Gesellschaft die reale Grundlage bildet, aus welcher der gesammte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines jeden geschichtlichen Zeitabschnittes in letzter Instanz zu erklären sind"[1]. — Im gleichen Sinne, wie Engels, entwickelt Marx die materialistische Gesellschafts- und Geschichtsphilosophie in der Vorrede „Zur Kritik der politischen Oekonomie"[2]: „Das allgemeine Resultat, das sich mir (bei der kritischen Revision der Hegel'schen Rechtsphilosophie) ergab und, einmal gewonnen, meinen Studien zum Leitfaden diente, kann kurz so formulirt werden: In der gesellschaftlichen Production ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, nothwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Productionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Productivkräfte entsprechen. Die Gesammtheit dieser Productionsverhältnisse bildet die ökonomische Structur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer Ueberbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Productionsweise des materiellen Lebens bedingt den socialen, politischen und geistigen Lebensproceß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. — Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung gerathen die materiellen Productivkräfte der Gesell-

[1] Engels, „Dühring". S. 10 f. [2] Berlin 1859.

Digitized by Google

schaft in Widerspruch mit den vorhandenen Productionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigenthumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Productivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche socialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu constatirenden Umwälzung in den ökonomischen Productionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Conflictes bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurtheilt, was es sich selber dünkt, ebensowenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurtheilen, sondern muß vielmehr dieses Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Conflict zwischen gesellschaftlichen Productionskräften und Productionsverhältnissen erklären."

23. Also nicht Gott lenkt die Entwicklung der Völker und der Menschheit. Vorsehung, providentielles Ziel — dieses Wort erklärt nichts, weder die Weltgeschichte in ihrer Gesammtheit, noch irgend ein einzelnes historisches Factum. „Es ist höchstens eine rhetorische Form, eine der vielen Arten, die Thatsachen zu umschreiben." [1] Als die Industrie der Wolle neue Märkte eröffnet und man in Schottland das Ackerland in weitausgedehnte Weiden verwandelt hatte, um die Wolle in großem Maßstabe zu produciren, da wurden Tausende von Pächtern aus ihrer Heimat verjagt und an ihre Stelle einige Hirten gesetzt, die Millionen von Schafen bewachten. „Man sage jetzt, daß es das providentielle Ziel der Institution des Grundbesitzes in Schottland war, Menschen durch Hammel verdrängen zu lassen, und man hat providentielle Geschichte getrieben." [2] — Auch des Menschen Wille ist nicht die letzte, tiefste Ursache der geschichtlichen Ereignisse. Die Menschen machen ihre Geschichte, insofern jeder seine eigenen Zwecke verfolgt. Die Resultante dieser vielen in verschiedenen Richtungen thätigen Willen und ihrer mannigfachen Einwirkung auf die Außenwelt ist eben die Geschichte. Aber, was diese einzelnen Willen letzter Instanz in Bewegung setzt, die eigentlich treibenden

[1] Marx, „Elend". S. 113. [2] Ebendas. S. 114.

Digitized by Google

Mächte, das, was die Leidenschaften entzündet, die Ueberlegung lenkt, was schließlich siegreich auch der Resultante der vielen widerstreitenden Einzelwillen ihre Richtung gibt, — kurz, das bestimmende Princip des im großen und ganzen gleichartigen Entwicklungsgangs der verschiedenartigen Völker, das verborgene Gesetz der gesammten historischen Entfaltung, — es ruht einzig in den materiellen Bedingungen der Erhaltung und Fortpflanzung des Lebens. Allein hier, auf ökonomischem Gebiete, müssen die tiefsten Beweggründe gesucht werden, welche die Massen, ganze Völker und in jedem Volke wieder ganze Volksklassen in Bewegung setzen, nicht vorübergehend zu einem kurzen Aufschnellen und rasch verlodernden Feuer, sondern zu dauernder, in einer großen geschichtlichen Veränderung auslaufenden Action[1].

24. Von dem Augenblicke, wo die Eigenthumsordnung anfing, die Gesellschaft zu beherrschen, theilte sich die Menschheit in zwei große Gruppen: die einen herrschten ökonomisch und darum auch politisch, die anderen wurden materiell und darum auch politisch unterjocht. Allein nichts ist beständig, alles ein ewiges Werden und Vergehen. Die Entwicklung drängt immer weiter. Neue Productionskräfte bilden sich, im Anschluß daran neue Klassen. Es kommt zum Kampfe zwischen der alten und der neuen Productionsform, der von den einander entgegengesetzten Klassen geführt wird. Die früheren Productionsformen unterliegen, mit ihnen die bis dahin herrschende Klasse, in deren ausschließlichem Dienste die alten Productivkräfte gestanden. „Mit der Erwerbung neuer Productivkräfte verändern die Menschen ihre Productionsweise und mit der Veränderung der Productionsweise, der Art, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, verändern sich alle gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Handmühle ergibt eine Gesellschaft mit Feudalherren, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Kapitalisten."[2] Diese stets sich erneuernden Klassengegensätze und Klassenkämpfe bilden den Inhalt aller bisherigen geschriebenen Geschichte[3], sie durchziehen alle Epochen und verleihen einer jeden ihr charakteristisches Gepräge. „Mit dem Augenblick, wo die Civilisation beginnt, beginnt die Production sich aufzubauen auf den Gegensatz der Berufe, der Stände, der Klassen, schließlich auf den Gegensatz zwischen angehäufter und unmittelbarer Arbeit. Ohne Gegensatz kein Fortschritt: das ist das Gesetz, dem die Civili-

[1] Engels, „Feuerbach". S. 52 ff. [2] Marx, „Elend". S. 101.
[3] Engels, „Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates". Stuttgart 1889. S. V.

Digitized by Google

sation bis heute gefolgt ist." [1] Aber über das unruhige Bild sich hebender und senkender Wellen schweift der Blick hin in die Weite, zum friedlichen Horizonte, wo die Wellen sich geglättet, der Kampf ausgetobt, wo jeder Klassengegensatz zugleich mit den Klassen verschwunden sein wird. Da endlich mündet der wild tobende Strom der Weltgeschichte in das weite, unendliche Meer gesellschaftlichen Glückes, ungestörter Harmonie, communistischer Seligkeit.

25. Wir können das Gesagte und damit den gesammten theoretischen Inhalt der materialistischen Geschichtsauffassung in folgenden vier Sätzen zusammenfassen:

Erstens. „Nach der materialistischen Geschichtsauffassung ist das bestimmende Moment in der Geschichte: die Production und Reproduction des unmittelbaren Lebens; ... einerseits die Erzeugung von Lebensmitteln, von Gegenständen der Nahrung, Kleidung, Wohnung und den dazu erforderlichen Werkzeugen; andererseits die Erzeugung von Menschen selbst, die Fortpflanzung der Gattung." [2] Eben diese Ursachen, welche zunächst die materielle und damit die gesammte Entwicklung bestimmen, nämlich die Productions- oder Eigenthumsverhältnisse, die Stufe der Arbeit, die mechanischen Arbeitsmittel, deren man sich bei der Production bedient, — bilden zugleich das Unterscheidungsmal der geschichtlichen Epochen. „Dieselbe Wichtigkeit, welche der Bau von Knochenüberresten für die Erkenntniß untergegangener Thiergeschlechter, haben Reliquien von Arbeitsmitteln für die Beurtheilung untergegangener ökonomischer Gesellschaftsformationen. Nicht was gemacht wird, sondern wie, mit welchen (namentlich mechanischen) Arbeitsmitteln gemacht wird, unterscheidet die ökonomischen Epochen." [3]

26. Zweitens. Das die Gesammtentwicklung tragende Moment, zugleich die Form, in welcher sich der Fortschritt von Stufe zu Stufe bisher vollzog, war der Klassenkampf, die bittere Frucht der Klassengegensätze zwischen Herrschern und Beherrschten, Ausbeutern und Ausgebeuteten. „Wenn in einem Gesellschaftszustand die Dinge sich einmal so weit entwickelten, daß ein großer Theil der Betheiligten und Interessirten von Unzufriedenheit und Mißstimmung gegen das Bestehende und von Sehnsucht nach besseren Zuständen erfüllt ist, so wird der alte Zustand sich auf die Dauer nicht halten können, was immer für Mittel

[1] Marx, „Elend". S. 39. [2] Engels, „Ursprung", Vorwort. S. IV f.
[3] Marx, „Kapital". S. 166.

Digitized by Google

und Praktiken in Anwendung kommen, ihn zu erhalten und zu stützen. Mag die Sehnsucht der Masse nach Veränderung des Bestehenden, nach Umgestaltung ihrer Lage zunächst nur eine Sache des Gefühls sein, das aber in dem thatsächlichen Zustand der Verhältnisse seine Begründung und seine Berechtigung findet; mag die Masse sich über den Weg wie über die Mittel, durch die ihr geholfen werden könnte, noch so unklar sein: der Moment kommt, wo sie mit elementarer Macht, instinctiv stets richtig, nach dem bestimmten Ziele drängt und die bewußten und wissenden Geister zwingt, sich zu ihrem Organ, zu ihrem Mundstück und zu ihren Werkzeugen aufzuwerfen, um die Bewegung zum richtigen und nach Lage der Verhältnisse möglichen Ziele zu leiten. Die Führer sind unter solchen Umständen stets Werkzeuge, nicht Macher, und sie werden beiseite geworfen, sobald sie sich zu Machern aufwerfen, die Bewegung für sich und nach eigenem Gutdünken, statt im Interesse der Betheiligten zu benutzen suchen. Die rasche Abwirthschaftung der Führer in acut gewordenen Volksbewegungen hat in diesem Geheimniß ihren Grund; sie wollen Allesmacher sein, wo sie nur Werkzeuge sein sollen und können. Da man sich hüben wie drüben dieses Verhältnisses selten bewußt ist, schreien die einen über Verrath, die anderen über Undankbarkeit der Masse; das erstere ist selten wahr, das letztere zu behaupten stets eine Narrheit, ein Verlangen, das nur diejenigen stellen können, die sich über die Natur ihrer Stellung nie klar waren, Schieber zu sein glaubten, wo sie nur Geschobene sein konnten."[1] Auch die Lenker des Volkes, die Führer im Kampf der Klassen gegeneinander, die „großen Männer" haben also keinen wesentlichen Einfluß auf die Geschichte. Sie stehen ebenso unter der Herrschaft „des geschichtlichen Muß", wie die Massen. Mit dialektischer Nothwendigkeit, mit elementarer Gewalt vollzieht sich die Entwicklung, deren Ziele allein durch die ökonomischen Verhältnisse bestimmt werden.

27. Drittens. Das Ziel aller Klassenkämpfe war bisher die ökonomische Emancipation einer unterdrückten Klasse, mit der zugleich die politische Emancipation sich vollzog. Die Klassenkämpfe nehmen schließlich stets die Form politischer Kämpfe an, welche die mit der ökonomischen Ausbeutung verbundene politische Knechtung beseitigen sollen[2]. „Geht dabei eine Bewegung über ihr Ziel hinaus,

[1] Bebel, „Charles Fourier". Internationale Bibliothek. Stuttgart 1888. Heft 17. S. 6 f.

[2] Engels, „Feuerbach". S. 57; „Dühring". S. 141.

Digitized by Google

d. h. erreicht sie mehr, als sie, in sich selbst zur Ruhe gekommen, im Interesse der nun in der Macht befindlichen Gewalten, die nunmehr den Schwerpunkt bilden, um den alles gravitirt, erreichen *soll* und, setzen wir hinzu, erreichen *darf*, so folgen die Rückschläge. . . Rückschläge werden nothwendig in jeder Bewegung kommen, die selbst wieder auf Klassenherrschaft . . . hinausläuft. Ein solcher Rückschlag kann erst dann unterbleiben, wenn eine Bewegung siegt, die in ihrem Wesen und Princip die Aufhebung aller Klassenherrschaft bedingt und daher alle Formen socialer und politischer Herrschaft aufheben muß." [1] Dieser Vorzug ist Antheil der zukünftigen socialen Revolution. Sie wird die erste Revolution sein, auf welche keine Reaction erfolgt. Ihr Ergebniß ist die Beseitigung jeder Knechtschaft und Herrschaft, zugleich das Endergebniß, das *Endziel aller bisherigen Entwicklung*: die volle allseitige und alle umfassende Freiheit auf dem Boden ökonomischer wie politischer Gleichheit.

Hier berührt sich der „wissenschaftliche" Socialismus wieder mit der Hegel'schen Geschichtsphilosophie. Nach Hegel ist die Geschichte „der vernünftige, nothwendige Gang des Weltgeistes gewesen". Das Wesen, die Substanz des Geistes aber ist die *Freiheit*. Darum stellt sich auch die Geschichte dar als „der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit" [2]. Im Orient wußte man nur, daß *einer* frei sei; die griechisch-römische Welt weiß, daß *einige* frei sind. Erst die germanische Welt erkennt, daß *alle* frei sind. — Auch nach socialistischer Auffassung ist die Geschichte eine Bewegung zu immer größerer Emancipation. Aber hier ist die Freiheit „Ziel, nicht Zweck" [3] der Bewegung; nicht der absolute Geist, sondern die Materie entwickelt sich mit Naturnothwendigkeit, und auch in der germanischen Welt findet die Entwicklung keineswegs ihren Abschluß. Wir stehen vielmehr erst am „Anfang der Menschheitsgeschichte", der „endlosen Aufeinanderfolge der Geschlechter" [4]. „Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, seit sie aus dem Thier heraustritt, unauflöslich verbunden mit der Entwicklung des künstlichen Arbeitsmittels und ohne sie nicht denkbar, bewegt sich in einer Curve von parabelähnlicher Gestalt. Aus der unendlichen Vergangenheit herkommend, geht sie gar langsam bis zur industriellen Revolution des letzten Jahrhunderts, welche durch die Er-

[1] Bebel, „Fourier". S. 8 u. 9.
[2] Hegel, Gesammelte Werke. IX. Bd. S. 24.
[3] Leop. Jacoby, „Die Idee der Entwicklung". 2. Aufl. Zürich. II. Th. S. 117 f.
[4] Engels, „Dühring". S. 73. 111.

Digitized by Google

findung der Spinn- und Webmaschine hervorgebracht wurde, sodann in unvergleichlich schnellerer Bewegung läuft sie ihrem Brennpunkte zu, der Erfindung der Dampfmaschine, und um diesen herumgehend, ist sie gegenwärtig nahe vor ihrem Wendepunkt angelangt, um sodann als das Kehrbild der bisherigen Welt des Elends und der Noth vorwärts zu gehen in die Unendlichkeit der Zukunft." [1]

28. Viertens. Nicht nur die politischen, staatlichen, gesellschaftlichen Verhältnisse ändern sich mit der ökonomischen Unterlage. „Dieselben Menschen, welche die socialen Verhältnisse gemäß ihrer materiellen Productionsweise gestalten, gestalten auch die Principien, die Ideen, die Kategorien gemäß ihren gesellschaftlichen Verhältnissen. Somit sind diese Ideen, diese Kategorien ebensowenig ewig, als die Verhältnisse, die sie ausdrücken. Sie sind historische, vergängliche, vorübergehende Producte." [2] Eine absolute Wahrheit gibt es weder auf religiösem, noch auf sittlichem oder rechtlichem Gebiete, noch in dem Bereiche philosophischen Denkens. Alles ist relativ, alles im Fluß, die ökonomische, politische, sociale, ideologische Ordnung. Das Reich der Ideen wird beherrscht durch die gesellschaftlichen Verhältnisse und die herrschende Eigenthumsordnung, diese durch die Productionsweise, die Stufe der Arbeit, welche ihrerseits wiederum abhängt von dem zur Verwendung kommenden mechanischen Arbeitsmittel. So leben wir „inmitten einer beständigen Bewegung des Anwachsens der Productivkräfte, der Zerstörung socialer Verhältnisse, der Bildung von Ideen; unbeweglich ist nur die Abstraction von der Bewegung, — **mors immortalis**" [3].

Es erübrigt, einmal die einzelnen Entwicklungsstufen in der bisherigen Geschichte kennen zu lernen, sodann den innern Zusammenhang der gesellschaftlichen Verhältnisse sowie der gesammten ideologischen Ordnung mit der jedesmaligen ökonomischen Unterlage nachzuweisen.

a. Entwicklungsstufen und Klassenkämpfe in der bisherigen Geschichte.

29. Unsere Absicht kann es nicht sein, die märchenhaften Erzählungen über die Entwicklung der Menschheit durch die verschiedenen Stufen der „waldursprünglichen" Wildheit und Barbarei hindurch bis zu den Anfängen der Civilisation, mit denen Engels und Bebel [4] das socialistische Pu-

[1] Jacoby, „Die Idee der Entwicklung". I. Thl. S. 54 f.
[2] Marx, „Elend". S. 101. [3] Ebendas. S. 101.
[4] Engels, „Ursprung". 3. Aufl., und Bebel, „Die Frau und der Socialismus". 9. Aufl. Stuttgart 1891. S. 8. 11.

Digitized by Google

blikum unterhalten, hier bis ins einzelne wiederzugeben, — um so weniger, da der Socialismus auf diesem Gebiete, statt jeder selbständigen „Forschung", sich lediglich damit begnügt, Lewis Morgans[1] prähistorische Phantasien für seine Zwecke auszunützen. — Die Production der älteren Gesellschaftsstufen war demzufolge wesentlich eine gemeinsame, wie auch die Consumtion unter directer Vertheilung der Producte innerhalb größerer oder kleinerer communistischer Gemeinwesen vor sich ging[2]. Bestimmendes Moment der Entwicklung blieb für jene Zeit die Fortpflanzung der Gattung. Solange die Arbeit noch wenig entwickelt war, erschien die Gesellschaftsordnung vorwiegend beherrscht durch Geschlechtsbande. Diese Phase bildet die vorgeschichtliche Grundlage unserer geschriebenen Geschichte[3].

30. Aber langsam schob sich die Arbeitstheilung in den ursprünglich communistischen Productionsproceß ein, zunächst zwischen Hirtenstämmen und der übrigen Masse der Barbaren[4], dann zwischen Handwerk und Ackerbau[5]. Sie untergrub die Gemeinsamkeit der Production und Aneignung, führte zum Austausch der Producte, zum Privateigenthum[6], zu Unterschieden des Reichthums, zur Verwendbarkeit fremder Arbeit. Die ursprüngliche, auf Geschlechtsverbänden beruhende Gesellschaft war gesprengt, — die Grundlage, auf welcher Klassengegensätze sich bilden konnten, gegeben. Mit der Einführung der Viehzucht, der Metallbereitung, der Weberei und des Feldbaues bedurfte man mehr Arbeitskräfte, als die Familie liefern konnte. Der Nutzen, welchen fremde Arbeiter gewährten, fing gleichzeitig an, deren Unterhaltungskosten zu übersteigen. Damit waren die ökonomischen Bedingungen der Verwendung fremder Arbeitskraft vorhanden; der Krieg lieferte das Material, — die Sklaverei war geschaffen[7]. — Diese wurde nun bald die herrschende Form der Production bei allen über das alte Gemeinwesen hinaus sich entwickelnden Völkern, — schließlich aber auch eine der Hauptursachen ihres Verfalls. Erst die Sklaverei machte die Theilung der Arbeit zwischen Ackerbau und Industrie auf größerem Maßstabe möglich und bildet darum eine nothwendige Stufe in der Entwicklung der Menschheit. „Ohne

---

[1] „Ancient Society, or Researches in the Lines of Human Progress from Savagery, through Barbarism, into Civilization." London 1877.

[2] Engels, „Ursprung". S. 140. [3] Ebendas., Vorrede.

[4] Ebendas. S. 123. [5] Ebendas. S. 127.

[6] Engels, „Dühring". S. 153 f.; „Ursprung". S. 140.

[7] Engels, „Ursprung". S. 30.

Digitized by Google

Sklaverei kein griechischer Staat, keine griechische Kunst und Wissenschaft; ohne Sklaverei kein Römerreich. Ohne die Grundlage des Griechenthums und des Römerreiches aber auch kein modernes Europa. . . Ohne antike Sklaverei kein moderner Socialismus." [1]

Der klaffende Riß, die tiefgehende Spaltung, welche die Menschheit in zwei große Lager, in eine ausbeutende und eine ausgebeutete Klasse theilte, dauert nun fort während der ganzen Periode der Civilisation. Wir finden sie wieder in jeder Epoche der ökonomischen Gesellschaftsformation, in der antiken, feudalen und bürgerlichen Productionsweise [2]. „Die Sklaverei ist die erste, der antiken Welt eigenthümliche Form der Ausbeutung; ihr folgt die Leibeigenschaft im Mittelalter, die Lohnarbeit in der neuern Zeit. Es sind dies die drei großen Formen der Knechtschaft, wie sie für die drei großen Epochen der Civilisation charakteristisch sind." [3]

31. Keine dieser Knechtschaftsformen besitzt indes ewige Dauer. Im Schoße der antiken Gesellschaft bildeten sich allmählich jene unüberwindlichen Widersprüche und Gegensätze mit der herrschenden Productionsweise aus, die langsam, aber unabweisbar zu einer neuen Productionsweise führten und damit eine neue Epoche einleiteten. Zu Ende der römischen Kaiserzeit treten die Ursachen, welche in der Stille den Umschwung vorbereiteten, an die Oberfläche. Die großen Gütercomplexe hatten die Parzellenbauern verdrängt und durch Sklaven ersetzt. Sie ersetzten zugleich den Ackerbau durch Viehzucht und richteten, wie schon Plinius wußte, Italien zu Grunde [4]. Als dann der Preis der Sklaven beim Aufhören der Eroberungskriege gewaltig stieg, verloren die Latifundien, die überdies ihrer übermäßigen Ausdehnung wegen schwer zu bewirthschaften waren, vollständig ihre Rentabilität. Gleichzeitig stieg aber der Luxus, die Verschwendungssucht in Rom. Die Erweiterung der politischen und militärischen Macht forderte dazu immer mehr materielle Hilfsmittel für den Staat. Es war ein Mißverhältniß eingetreten zwischen Production und Consumtion. Die antike Welt bricht unter diesen Widersprüchen zusammen, eine neue Epoche beginnt.

32. Die feudale Productionsweise. Jetzt sind die feudalen Herren die herrschende Klasse, wie die Sklavenhalter in der antiken Welt. Die unterdrückte Klasse aber wird gebildet von den Leibeigenen [5].

---

[1] Engels, „Dühring". S. 173.

[2] Marx, „Zur Kritik der politischen Oekonomie". Berlin 1859. 1. Heft. S. VI.

[3] Engels, „Ursprung". S. 142.

[4] Engels, „Dühring". S. 169.

[5] Marx, „Elend". S. 116.

Digitized by Google

Die Leibeigenschaft, die Frohnarbeit unterscheidet sich von der Sklaverei dadurch, daß der Mensch nicht mehr ununterbrochen während der ganzen Dauer seiner Existenz, sondern nur für bestimmte Zeiten des Jahres, für bestimmte Tage der Woche zu einem künstlichen Arbeitsmittel gemacht wird. Sobald die Leibeigenen schaarenweise in die aufkommenden Städte flohen, um sich hier hinter Pfählen und Mauern gegen ihre früheren Herren zu schützen, hatte die Geburtsstunde des Bürgerthums geschlagen. Im Bürgerthum entwickelte sich zunächst das Zunftwesen des Mittelalters. Jetzt tritt zum erstenmal der Mensch in ein natürliches Verhältniß zum Arbeitsmittel, indem dieses von seinem eigenen Herrn angewendet wird. Der Mensch gehört nicht mehr einem Menschen, sondern nur das künstliche Arbeitsmittel gehört einem Menschen, dem Besitzer des Werkzeuges. Aber das Zunfthandwerkerthum des Mittelalters duldet keine höhere Ausbildung der Arbeitstheilung, nicht die Entwicklung des künstlichen Arbeitsmittels zur Maschine. Es umgibt sich mit Schranken der kleinlichsten Art, um die kommende kapitalistische Productionsform von sich abzuwehren. Vergebens, die Entwicklung geht mit dem eisernen Schritt der Nothwendigkeit vorwärts ihren Gang. Die Erfindung des Compasses und des Schießpulvers, die Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Indien, infolge davon die Umwälzung in den Verkehrswegen und Handelsstraßen zu Meer und zu Lande, die Gewinnung neuer Absatzgebiete, der ostindische und der chinesische Markt, die Kolonisirung von Amerika, der Austausch der Binnenkolonien, die Vermehrung der Tauschmittel durch die Einfuhr der Edelmetalle aus Amerika[1] führen eine neue Entwicklungsform der Gesellschaft herbei, die kapitalistische Gesellschaft.

33. Die Verhältnisse, in welchen die feudale Gesellschaft producirte und austauschte, genügten den schon entwickelten Productivkräften und Verkehrsmitteln nicht mehr. Eine höhere Form der Arbeitstheilung brach sich Bahn. „Die Zunftmeister wurden verdrängt durch den industriellen Mittelstand; die Theilung der Arbeit zwischen den verschiedenen Corporationen (Zünften) verschwand vor der Theilung in der einzelnen Werkstatt selbst."[2] Die Zeit der Manufacturindustrie war angebrochen,

[1] Marx, „Elend". S. 134 ff.

[2] Vgl. Communistisches Manifest. S. 6. Die zweite Auflage erschien in Leipzig 1872, Verlag der Expedition des „Volksstaat". Zum Theil abgedruckt bei Eugen Jäger, „Der moderne Socialismus". Berlin 1873. S. 477 ff. Die dritte autorisirte deutsche Ausgabe erschien 1883, Verlag der Schweizerischen Volksbuchhandlung in Hottingen-Zürich. Wir citiren nach dieser dritten Ausgabe. — Das „Communistische

Digitized by Google

aber nur als erste Phase der kapitalistischen Productionsweise. Bald tritt an Stelle der Manufactur die Fabrik, an Stelle der Manufacturindustrie die Fabrikindustrie. Mit der Entwicklung der Maschinerie beginnt die volle Entfaltung des Kapitals. Die französische Revolution sprengt die letzten Fesseln des Feudalismus. Aus einer ehedem unterdrückten Klasse ist die „Bourgeoisie" nunmehr zur ökonomisch und politisch herrschenden geworden. Gewaltiges hat sie in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft auf wirthschaftlichem Gebiete geleistet, massenhaftere und colossalere Productionskräfte geschaffen, als alle vergangenen Generationen zusammen. „Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau [1], Dampfschifffahrt, Eisenbahn, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Welttheile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen, — welches frühere Jahrhundert ahnte, daß solche Productionskräfte im Schoße der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten?" [2]

Trotz alledem, trotz aller glänzenden Erfolge hat die Herrschaft des Kapitals die menschliche Gesellschaft nicht glücklich gemacht, vielmehr das Elend ins Maßlose gesteigert. „Hätte einer der Männer des letzten Jahrhunderts, ein Franklin oder Priestley, in einem Zukunftstraume sehen können, wie das Dampfboot an die Stelle des Segelschiffes,

---

Manifest", auf welchem unsere Darstellung der bürgerlichen Productionsweise vornehmlich beruht, wurde von Marx und Engels im Auftrage des „Bundes der Communisten" verfaßt und erschien kurz vor der Februarrevolution 1848 zum erstenmale. Mit Recht nennt der englische Uebersetzer dasselbe: „the most educational and instructive pamphlet in all the literary arsenal of the Social Democratic Party". — Vgl. auch Marx, „Elend". S. 136.

[1] Sogar der Ackerbau wird seines herkömmlichen Charakters entkleidet und in eine mechanische Industrie verwandelt, wie es z. B. die großen Finanzfarmen in Californien der staunenden Welt zum Bewußtsein bringen. „Man stelle sich ein goldenes Meer von dreißig Quadratkilometer vor; sanft streicht der Wind über seine Oberfläche; soweit das Auge reicht, sieht es nur einen Farbenton, den der sinkenden Sonne. Dort am Horizont marschirt jetzt eine Armee auf: voran im Galopp mit verhängtem Zügel der General (der Werkführer); sein Stab (die Mechaniker) folgen ihm. Nicht Säbel oder Bajonette glänzen in der Sonne. Ihre Waffen sind Hämmer und Schraubenschlüssel. Nicht Blechmusik erfüllt die Luft; die Armee, eine stattliche Schlachtreihe von 24 Mähmaschinen, rückt vor mit dem Brausen des Dampfes. In einem Augenblick, mit einer einzigen Schwingung ihrer gigantischen, mit Stahlzähnen bewaffneten Arme lichten die Maschinen eine Strecke von hundert Fuß und werfen die Garben verächtlich hinter sich und erheben dann von neuem ihre unermüdlichen Arme." (Vgl. „Das amerikanische Getreide, seine Production und sein Handel", von Paul Lafargue in der Zeitschrift „Neue Zeit" 1885. S. 296 ff. 345 ff.)

[2] Communistisches Manifest. S. 8.

Digitized by Google

der Eisenbahnzug an die der Post- und Frachtwagen, der Dampfmäher an die der Sense, der Dampfdrescher an die des Dreschflegels trat, hätte er das Stöhnen der Maschinen hören können, die, dem menschlichen Willen und der Befriedigung menschlicher Wünsche dienstbar, mehr vermögen als alle Menschen und alle Lastthiere der Erde zusammengenommen; hätte er sehen können, wie die Bäume des Waldes fast ohne Zuthun der menschlichen Hand in fertige Thüren, Fenster, Laden, Kisten und Fässer umgewandelt werden; wie die großen Werkstätten kistenweise Stiefel und Schuhe mit weniger Arbeit anfertigen, als der altmodische Schuster zum Auflegen einer Sohle brauchte; wie in den Dampfwebereien unter den Augen eines Mädchens Baumwolle schneller in Tuch verwandelt wird, als hundert kräftige Weber es auf Handstühlen zuwege gebracht haben würden; wie Hammerwerke Mammuthröhren und mächtige Anker schmieden und zierliche Maschinen winzige Uhren fertigen; wie der Diamantbohrer das Herz der Felsen durchdringt und Kohlenöl den Walfisch schonen läßt; hätte er sich den enormen Gewinn an Zeit und Arbeit vorstellen können, der durch verbesserte Einrichtungen des Verkehrs und des Austausches entstehen würde: sein Herz würde gehüpft und seine Nerven gebebt haben wie einem, der von einer Anhöhe gerade vor der verschmachtenden Karawane den belebenden Schimmer rauschender Wälder und den Glanz lachender Gewässer sieht. Seine Phantasie würde ihm vergegenwärtigt haben, wie diese neuen Kräfte die Gesellschaft gerade in ihren Fundamenten erhöhten, selbst den Aermsten über die Möglichkeit des Mangels hinweghoben, den Niedrigsten von der Angst und Sorge um das tägliche Brod befreiten; er würde geglaubt haben, daß jene neuen Sklaven (die Maschinen) den traditionellen Fluch der Menschheit auf sich nehmen, jene Muskeln von Eisen und Sehnen von Stahl das Leben des ärmsten Arbeiters zu einem Feiertag machen würden, in dem jede hohe Eigenschaft und jeder edle Trieb vollen Raum zum Wachsthum und Gedeihen finden könnten. Aber alle diese köstlichen Hoffnungen hat der Reif der herben Wirklichkeit versengt. Nur einer jämmerlich geringen Minderheit ist die ganze Herrlichkeit zu gute gekommen. Die weitaus größere Mehrzahl des Volkes seufzt unter härteren Frohnden denn irgend zuvor, für sie ist Wohlthat Plage geworden, und wovon man unendlichen Segen für die gesammte Menschheit erhoffte, das ist in Wahrheit zum bittersten Fluche der arbeitenden Klassen ausgeschlagen." [1]

[1] Henry George, Progress and Poverty. New York. Introductory p. 7 a. 8.

Digitized by Google

34. Doch die im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Productivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen für den Untergang der heutigen Productionsweise. Die massenhaften Productivkräfte können von der kapitalistischen Gesellschaft, bei der in ihr herrschenden Anarchie[1] der Production nicht mehr gebändigt, ihre Wirksamkeit nicht mehr überschaut und geregelt werden. Nach kurzen Zwischenräumen brechen immer wieder von neuem jene gesellschaftlichen Epidemien aus, welche allen früheren Epochen als ein Widersinn erschienen wären: Krisen infolge von Ueberproduction. Die Gesellschaft findet sich dabei plötzlich in einen Zustand des Elends versetzt. Und warum? Weil sie zu viel Civilisation, zu viel Lebensmittel, zu viel Industrie und Industrieproducte, zu viel Handel besitzt. Wodurch aber überwindet die Bourgeoisie die Krisen? „Einerseits durch die erzwungene Vernichtung einer Masse von Productivkräften, andererseits durch die Eroberung neuer Märkte und die gründlichere Ausbeutung der alten Märkte. Wodurch also? Dadurch, daß sie allseitigere und gewaltigere Krisen vorbereitet und die Mittel, den Krisen vorzubeugen, vermindert."[2]

Allein nicht nur an die periodisch wiederkehrenden Krisen ist der Untergang zahlloser Existenzen geknüpft. Die Noth ist in der heutigen Gesellschaft permanent geworden. In den gleichen Verhältnissen, in welchen der Reichthum producirt wird, wird auch das Elend producirt[3]. Der

[1] Marx und Engels, „Heilige Familie". S. 181 ff.

[2] Communistisches Manifest. S. 8 f.

[3] Diesen Gedanken hatten Marx und Engels bereits 1845 in der „Heiligen Familie oder Kritik der kritischen Kritik gegen Bruno Bauer und Consorten" S. 43 ff. ausgeführt: „Das Privateigenthum (!) treibt sich selbst in seiner nationalökonomischen Bewegung zu seiner eigenen Auflösung fort, aber nur durch eine von ihm unabhängige, bewußtlose, wider seinen Willen stattfindende (!), durch die Natur der Sache bedingte Entwicklung, nur indem es das Proletariat als Proletariat erzeugt, das seines geistigen und physischen Elends bewußte Elend, die ihrer Entmenschung bewußte und darum sich selbst aufhebende Entmenschung. Das Proletariat vollzieht das Urtheil, welches das Privateigenthum durch die Erzeugung des Proletariats über sich selbst verhängt. . . . Es kann sich aber nicht selbst befreien, ohne seine eigenen Lebensbedingungen aufzuheben. Es kann seine eigenen Lebensbedingungen nicht aufheben, ohne alle unmenschlichen Lebensbedingungen der heutigen Gesellschaft, die sich in seiner Situation zusammenfassen, aufzuheben. . . . Es handelt sich nicht darum, was dieser oder jener Proletarier oder selbst das ganze Proletariat als Ziel sich einstweilen vorstellt. Es handelt sich darum, was es ist, und was es diesem Sein gemäß geschichtlich zu thun gezwungen sein wird. Sein Ziel und seine geschichtliche Action ist in seiner eigenen Lebenssituation wie in der ganzen Organisation der heutigen bürgerlichen Gesellschaft sinnfällig, unwiderruflich (!) vorgezeichnet."

Digitized by Google

Vertheilungsmodus, wie er durch die kapitalistische Productionsweise bedingt wird, führt eine Klassenlage von täglich sich steigernder Unerträglichkeit herbei: Concentration der Kapitalien in den Händen weniger und Concentration der ausgebeuteten, unzufriedenen, besitzlosen Massen in den großen Städten. Ueberproduction und Massenelend, Erzeugung des bürgerlichen Reichthums durch fortgesetzte Vernichtung des Wohlstandes einzelner Glieder, das ist der absurde Widerspruch, in welchen die kapitalistische Gesellschaft ausläuft. Umsonst bemüht man sich, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Die Herrschaft der Bourgeoisie naht ihrem Ende. Die Waffen, mit welchen sie den Feudalismus zu Boden geschlagen hat, richten sich gegen sie selbst. Die Bourgeoisie hat ihren eigenen Todtengräber producirt, nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen, sie hat auch die Männer gezeugt, die diese Waffen überall führen werden, — die modernen Arbeiter, die Proletarier. Es entwickelt sich immer mehr, immer allgemeiner ein Kampf zwischen der Proletarierklasse und der Bourgeoisklasse, ein Kampf, der, bevor er auf beiden Seiten empfunden, bemerkt, gewürdigt, begriffen, eingestanden und endlich laut proclamirt wird, sich vorläufig nur in vorübergehenden Conflicten äußert, bis endlich das Proletariat, durch die Industrie selbst in größeren Massen zusammengedrängt und organisirt, durch die wachsenden Communicationsmittel in Verbindung gebracht, sich erhebt als Geburtshelfer einer neuen Zeit, die in den Lebensbedingungen des Proletariats bereits vorgebildet erscheint. „Der Proletarier ist eigenthumslos; sein Verhältniß zu Weib und Kind hat nichts mehr gemein mit dem bürgerlichen Familienverhältniß; die moderne industrielle Arbeit, die moderne Unterjochung unter das Kapital, dieselbe in England wie in Frankreich, in Amerika wie in Deutschland, hat ihm allen nationalen Charakter abgestreift. Die Gesetze, die Moral, die Religion sind für ihn ebenso viele bürgerliche Vorurtheile, hinter denen sich ebenso viele bürgerliche Interessen verstecken. Alle früheren Klassen, die sich die Herrschaft eroberten, suchten ihre schon erworbene Lebensstellung zu sichern, indem sie die ganze Gesellschaft den Bedingungen ihres Erwerbes unterwarfen... Die Proletarier haben nichts von dem Ihrigen zu sichern, sie haben nur alle bisherige Privatsicherheit und Privatversicherungen zu zerstören. Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten oder im Interesse von Minoritäten. Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuern Mehrzahl im Interesse der ungeheuern Mehrzahl. Das Proletariat, die unterste Schichte der jetzigen Gesellschaft, kann sich

Digitized by Google

nicht erheben, nicht aufrichten, ohne daß der ganze Ueberbau der Schichten, welche die officielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird.... Ihr Untergang und der Sieg des Proletariates sind gleich unvermeidlich."[1]

35. Der „wissenschaftliche" Socialismus will keine Anklagen erheben gegen die Unterschiede der Klassen, wie sie bisher bestanden. Er erkennt an, daß die Klassenherrschaft eine historische Nothwendigkeit gewesen ist, wie ihre Beseitigung heute durch eben dasselbe Gesetz der historischen Entwicklung gefordert und vorbereitet erscheint. „Solange nämlich die wirklich arbeitende Bevölkerung von ihrer nothwendigen Arbeit so sehr in Anspruch genommen wird, daß ihr keine Zeit zur Besorgung der gemeinsamen Geschäfte der Gesellschaft — Arbeitsleitung, Staatsgeschäfte, Rechtsangelegenheiten, Kunst, Wissenschaft ꝛc. — übrig bleibt, solange mußte stets eine besondere Klasse bestehen, die, von der wirklichen Arbeit befreit, diese Angelegenheiten besorgte... Erst die durch die große Industrie erreichte ungeheuere Steigerung der Productivkräfte erlaubt, die Arbeit auf alle Gesellschaftsglieder ohne Ausnahme zu vertheilen und dadurch die Arbeitszeit eines jeden so zu beschränken, daß für alle hinreichend freie Zeit bleibt, um sich an den allgemeinen Angelegenheiten der Gesellschaft — theoretischen wie praktischen — zu betheiligen. Erst jetzt also ist jede herrschende und ausbeutende Klasse überflüssig, ja ein Hinderniß der gesellschaftlichen Entwicklung geworden, und erst jetzt auch wird sie unerbittlich beseitigt werden, mag sie auch noch so sehr im Besitz der ‚unmittelbaren Gewalt' sein."[2]

Die bürgerlichen Productionsverhältnisse sind darum die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Productionsprocesses[3]. Nachdem die Klassengegensätze ihre historische Berechtigung auf Grund der ökonomischen Verhältnisse verloren haben, wird der Klassengegensatz überhaupt aus der Geschichte verschwinden. „Die arbeitende Klasse wird im Laufe der Entwicklung an die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft eine Association setzen, welche die Klassen und ihren Gegensatz aus-

[1] Communistisches Manifest. S. 11 f.; Marx, „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte". Zweite Ausgabe. 1869. S. 8. Das Proletariat wird die in der bürgerlichen Ordnung geschaffenen Productionsmittel für die Zukunft bewahren. Es wird „die alte Welt mit ihren eigenen großen Gesammtmitteln umwälzen". Vgl. Marx, „Elend". S. 117 ff.; Engels, „Dühring". S. 139. 141. 188. 242 ff.; Marx, „Kapital". S. 791 ff.

[2] Engels, „Dühring". S. 175.

[3] Marx, „Zur Kritik der politischen Oekonomie". 1. Heft. S. VI.

Digitized by Google

schließt, und es wird keine eigentliche politische Gewalt mehr geben, weil gerade die politische Gewalt der officielle Ausdruck des Klassengegensatzes innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft ist." [1] Aber dieser Uebergang vollzieht sich nicht ohne Blutvergießen. Der letzte Klassenkampf fällt zusammen mit der letzten politischen Revolution. „Nur bei einer Ordnung der Dinge, wo es keine Klassen und keinen Klassengegensatz gibt, werden die gesellschaftlichen Evolutionen aufhören, politische Revolutionen zu sein. Bis dahin wird am Vorabend jeder allgemeinen Neugestaltung der Gesellschaft das letzte Wort der socialen Wissenschaft stets lauten: ‚Kampf oder Tod; blutiger Krieg oder das Nichts. So ist die Frage unerbittlich gestellt' (George Sand)." [2]

Wir würden kein Gesammtbild der socialistischen Weltanschauung dem Leser geboten haben, wenn wir nicht der auf Grundlage der ökonomischen Structur der Gesellschaft sich vollziehenden Entwicklung der rechtlichen, politischen Einrichtungen, sowie der gesammten religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise hier kurz noch Erwähnung thun wollten.

β. Die sociale, politische, ideologische Ordnung in ihrer Abhängigkeit von der ökonomischen Unterlage.

36. Was zunächst die Familie betrifft, so nimmt Engels mit Bachofen und Morgan an, daß die Menschen im Urzustande unbeschränkten Geschlechtsverkehr geübt haben. Durch allmählichen Ausschluß der Ehe zwischen Verwandten, zuerst zwischen Eltern und Kindern (Blutsverwandtschaftsfamilie), dann zwischen Geschwistern (Punaluafamilie), schließlich auch zwischen entfernteren Verwandten (Paarungsfamilie) entwickelte sich wenigstens auf dem östlichen Continent, der sogen. alten Welt, die monogamische Familie als charakteristische Familienform der Periode der Civilisation, während Amerika „der classische Boden der Paarungsfamilie" blieb bis zur Entdeckung und Eroberung [3].

Aber auch die Monogamie ist nicht die höchste Form der geschlechtlichen Beziehungen. Im Gegentheil; sie tritt in der Geschichte auf als Unterjochung des einen Geschlechtes durch das andere. „Der erste Klassengegensatz ... fällt zusammen mit der Entwicklung des Antagonismus von Mann und Weib in der Einzelehe, und die erste Klassenunterdrückung mit der des weiblichen Geschlechtes durch das männliche. Die Einzelehe

[1] Marx, „Elend". S. 182. [2] Ebendas. S. 182.
[3] Engels, „Ursprung". S. 17. 22 f. 28.

Digitized by Google

war ein großer geschichtlicher Fortschritt, aber zugleich eröffnet sie neben der Sklaverei und dem Privatreichthum jene bis heute dauernde Epoche, in der jeder Fortschritt zugleich ein relativer Rückschritt ist, indem das Wohl und die Entwicklung der einen sich durchsetzt durch das Wehe und die Zurückdrängung der anderen. Sie ist die Zellenform der civilisirten Gesellschaft, an der wir schon die Natur der in dieser sich voll entfaltenden Gegensätze und Widersprüche erkennen können." [1]

Hatte die Monogamie sich gebildet durch allmähliche Verengung des Kreises der Personen, innerhalb dessen der geschlechtliche Verkehr erlaubt war, genau entsprechend der Fortentwicklung der Production und Vertheilung aus communistischen Formen bis zum individuellen Privateigenthum der antiken, feudalen und bürgerlichen Epoche, so wird durch Beseitigung des Privateigenthums, durch Verwandlung der häuslichen Privatarbeit in eine öffentliche Industrie auch die Vergesellschaftung der Jugenderziehung und damit ein wirklich freies, gegenseitiges Verhältniß der Familienglieder unmittelbar gegeben sein [2]. Die große Industrie aber ist es auch hier wieder, welche, wie Marx behauptet, der zukünftigen Entwicklung die Wege bahnt, indem sie „mit der entscheidenden Rolle, die sie den Weibern, jungen Personen und Kindern beiderlei Geschlechts in gesellschaftlich organisirten Productionsprocessen jenseits des Hauswesens zuweist, die neue ökonomische Grundlage schafft für eine höhere Form der Familie und des Verhältnisses beider Geschlechter" [3]. Die Ehe des Proletariers, in der es kein Eigenthum zu bewahren und zu vererben gibt, zeigt schon heute die Ansätze zu dieser höhern Form. „Die Frau hat das Recht der Ehetrennung thatsächlich wieder erhalten, und wenn man sich nicht vertragen kann, geht man lieber auseinander. Kurz, die Proletarierehe ist monogamisch im etymologischen Sinne des Wortes, aber durchaus nicht in seinem historischen Sinn." [4]

37. Wie die Familie, so ist auch der Staat kein selbständiges Gebiet mit selbständiger Entwicklung. Der Staat, die politische Ordnung, erscheint vielmehr als das untergeordnete, die Gesellschaft, das Reich der ökonomischen Beziehungen, als das entscheidende Moment [5]. Hatten in den ältesten Zeiten mit communistischer Productionsweise die Geschlechtsbande vorzugsweise die Gliederung der Gesellschaft bestimmt, so mußte nach Aufkommen des Privateigenthums der Verwerthbarkeit

[1] Engels, „Ursprung". S. 36 f.
[2] Engels, „Dühring". S. 307.
[3] Marx, „Kapital". I. S. 516.
[4] Engels, „Ursprung". S. 42 f.
[5] Engels, „Feuerbach". S. 57.

Digitized by Google

fremder Arbeitskraft und damit der Klassengegensätze eine neue, nunmehr von der Eigenthumsordnung beherrschte Gliederung entstehen. Es war eine Gesellschaft geworden, deren sämmtliche ökonomischen Lebensbedingungen die Scheidung in Freie und Sklaven, in ausbeutende Reiche und ausgebeutete Arme hervorriefen. Eine solche Gesellschaft konnte nur bestehen entweder im fortwährenden offenen Kampfe dieser Klasse gegeneinander, oder aber unter der Herrschaft einer dritten Macht, die, scheinbar über den widerstreitenden Klassen stehend, ihren offenen Conflict unterdrückte. Jene dritte Macht war der Staat, der nunmehr an Stelle der alten Gentilverfassung trat[1]. Aus dem Bedürfniß, Klassengegensätze im Zaum zu halten, mitten im Kampfe dieser Klassen entstanden, steht die Staatsgewalt in der Regel der mächtigsten, ökonomisch herrschenden Klasse zu Diensten, die vermittelst ihrer auch politisch herrschende Klasse wird. So war der antike Staat vor allem Staat der Sklavenbesitzer zur Niederhaltung der Sklaven, der Feudalstaat Organ des Adels zur Niederhaltung der leibeigenen und hörigen Bauern, der moderne Repräsentativstaat Werkzeug für die Ausbeutung der Lohnarbeit durch das Kapital.

„Unterdrückter Stand unter der Herrschaft der Feudalherren (erste Phase der Entwicklung); bewaffnete und sich selbst verwaltende Associationen in der Commune, hier unabhängige städtische Republik, dort dritter steuerpflichtiger Stand der Monarchie (zweite Phase); dann zur Zeit der Manufactur Gegengewicht gegen den Adel in der ständischen oder in der absoluten Monarchie (dritte Phase); Hauptgrundlage der großen Monarchien überhaupt, erkämpfte die Bourgeoisie sich endlich seit der Herstellung der großen Industrie und des Weltmarktes im modernen Repräsentativstaat die ausschließliche politische Herrschaft (vierte Phase). Die moderne Staatsgewalt ist nur ein Ausschuß, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisieklasse verwaltet." [2]

Der Staat ist also nicht von Ewigkeit her. Es hat Gesellschaften gegeben, die ohne ihn fertig wurden. Erst durch die Spaltung der Gesellschaft in Klassen wurde der Staat eine Nothwendigkeit. Fallen die Klassen, dann fällt mit ihnen der Staat. „Die Gesellschaft, welche die Production auf Grundlage freier und gleicher Association der Producenten

[1] Engels, „Ursprung". S. IV u. 134 ff. 139 f.; „Dühring". S. 139. 144. 176. 212; Marx, „Elend". S. 182.

[2] Communistisches Manifest. S. 6.

Digitized by Google

neu organisirt, versetzt die ganze Staatsmaschine dahin, wohin sie dann gehören wird: ins Museum der Alterthümer, neben das Spinnrad und die bronzene Axt." [1]

38. Wird der Staat und das Staatsrecht durch die wirthschaftlichen Verhältnisse bestimmt, so selbstverständlich auch das Privatrecht, welches ja nur die unter gegebenen Verhältnissen bestehenden ökonomischen Beziehungen regeln soll. Das heutige Recht besitzt einen den ökonomischen Lebensbedingungen der Bourgeoisgesellschaft entsprechenden Inhalt. Das erste Weltrecht einer Waaren producirenden Gesellschaft, das römische, hat dabei meist als Vorbild gedient [2]. „Aber die Völker entwickeln sich nicht auf Königs Befehl." [3] Mit den industriellen Existenzbedingungen verändert sich auch das Recht. Die Zukunft wird den heutigen Gegensatz von Kapital und Lohnarbeit beseitigen, damit aber dem jetzt centralen Rechtsinstitute des Eigenthums eine neue Form geben, — nicht „das persönlich erworbene, selbst erarbeitete Eigenthum, das Eigenthum, welches die Grundlage aller persönlichen Freiheit, Thätigkeit und Selbständigkeit bildet" [4], sondern nur das kapitalistische Eigenthum an den Productionsmitteln beseitigen. In der kapitalistischen Gesellschaft schafft die Arbeit des Proletariers diesem kein Eigenthum. Sie schafft Kapital, ist nur ein Mittel, „die aufgehäufte (fremde) Arbeit" zu vermehren. In der communistischen Gesellschaft wird die aufgehäufte Arbeit nur ein Mittel sein, um den Lebensproceß der Arbeiter zu erweitern, zu bereichern, zu befördern. Thöricht ist es, einer solchen Entwicklung gegenüber die bürgerlichen Vorstellungen von Freiheit, Bildung, Recht u. s. w. ins Feld führen zu wollen. „Eure Ideen selbst sind Erzeugnisse der bürgerlichen Productions- und Eigenthumsverhältnisse, wie euer Recht nur der zum Gesetz erhobene Wille eurer Klasse ist." [5]

39. Wie das Recht, so ist auch die Sittlichkeit ein der Menschengeschichte angehöriges Gebiet [6]. „Wir weisen eine jede Zumuthung zurück, uns irgend welche Moral-Dogmatik als ewiges, endgiltiges, unwandelbares Sittengesetz aufzudrängen, unter dem Vorwand, auch die moralische Welt habe ihre bleibenden Principien, die über der Geschichte und den Völkerverschiedenheiten stehen. Wir behaupten dagegen, alle bisherige Moraltheologie sei das Erzeugniß in letzter Instanz der jedes-

[1] Engels, „Ursprung". S. 140.
[2] Engels, „Feuerbach". S. 59.
[3] Marx, „Elend". S. 147.
[4] Communistisches Manifest. S. 13.
[5] Ebendas. S. 15.
[6] Engels, „Dühring". S. 81 ff.

Digitized by Google

maligen ökonomischen Gesellschaftslage." [1] Bis heute war die Moral stets nur eine Klassenmoral. Die wirklich menschliche Moral wird erst möglich sein auf einer Gesellschaftsstufe, die den Klassengegensatz nicht nur überwunden, sondern auch für die Praxis des Lebens vergessen hat. Indessen auch diese Zukunftsmoral kann nicht gerade viel Bedeutung und Festigkeit besitzen, da Moral und Recht dem Socialismus nur als ein Gebiet von „mehr oder weniger schwankenden Meinungen und Gefühlen" [2] gilt, ferner die „Freiheit" nicht in der willkürlichen Selbstbestimmung des Menschen, sondern lediglich in der auf Erkenntniß der Naturgesetze beruhenden Herrschaft über die Materie bestehen soll [3]. Mit der Läugnung absoluter Principien des Rechts und der Sittlichkeit hängt es zusammen, daß Marx und Engels ihre communistischen Forderungen nicht auf die „Gleichheit" der Menschen gründen wollen, wie frühere Socialisten dies gethan. Marx gibt zu, daß die Tendenz zur Gleichheit unserem Jahrhundert eigen sei [4], aber er gründet seine Theorie nicht auf die Gleichheitsvorstellung, wie auf ein philosophisches Axiom. Das wäre ja ebenso „Anwendung der Moral auf die Oekonomie" [5], wie wenn er auf Grund der Ricardo'schen Werththeorie für die Arbeiter, als alleinige Producenten, das gesammte gesellschaftliche Product hätte beanspruchen wollen. Das Siegesbewußtsein des modernen Socialismus stützt sich vielmehr allein auf die historische Thatsache des Widerspruches zwischen der kapitalistischen Productionsweise und den heutigen Productionskräften. „Wie eine Lokomotive, deren eingeklemmte Abzugsklappe der Maschinist zu schwach ist zu öffnen, rennt die Gesellschaft dem Ruin entgegen." [6] Dieses Factum beweist der „wissenschaftliche" Socialismus, und einzig in diesem Beweise sucht und findet er seine theoretische Stütze [7].

40. Die geistige Production folgt der materiellen. Die herrschenden Ideen einer Zeit sind die Ideen der Klasse, welche die Epoche materiell beherrscht. „Wie die ganze Renaissancezeit seit Mitte des 15. Jahrhunderts ein wesentliches Product der Städte, also des Bürgerthums war,

---

[1] Ebendas. S. 82; Bebel, „Die Frau". S. 14: „Sittlich ist, was Sitte ist."

[2] Engels, „Dühring". S. 147. [3] Ebendas. S. 103 f.

[4] Marx, „Elend". S. 114. [5] Vorrede zum „Elend". S. X.

[6] Engels, „Dühring". S. 149; vgl. auch S. 4. 84. 86. 91 f. 96. 130 f. 140. 148.

[7] Communistisches Manifest. S. 13: „Die theoretischen Sätze der Communisten beruhen keineswegs auf Ideen.... Sie sind nur allgemeine Ausdrücke thatsächlicher Verhältnisse eines existirenden Klassenkampfes, einer unter unseren Augen vor sich gehenden geschichtlichen Bewegung."

Digitized by Google

so auch die seitdem neu erwachte Philosophie; ihr Inhalt war wesentlich nur der philosophische Ausdruck der Gedanken, die der Entwicklung des Klein- und Mittelbürgerthums zur großen Bourgeoisie entsprachen. Bei den Engländern und Franzosen des vorigen Jahrhunderts, die vielfach ebensowohl politische Oekonomen wie Philosophen waren, tritt dies klar hervor." [1] Absolute Wahrheiten sind überhaupt selten, sogar auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften, seltener in der Wissenschaft, welche die Erforschung der lebenden Organismen zum Gegenstande hat, noch seltener auf dem Gebiete der Philosophie; „die vielen Bücher, die über Logik geschrieben worden sind und noch geschrieben werden, beweisen zur Genüge, daß auch da die endgiltigen Wahrheiten letzter Instanz viel dünner gesäet sind, als mancher glaubt" [2].

41. Dem materiellen Leben am fernsten scheint die Religion zu sein. Dennoch ist auch sie Product der materiellen Verhältnisse. „Alle Religion ist nichts anderes, als die phantastische Wiederspiegelung in den Köpfen der Menschen derjenigen äußeren Mächte, die ihr alltägliches Leben beherrschen, eine Wiederspiegelung, in der die irdischen Mächte die Form von überirdischen annehmen." [3] Entstanden „zu einer sehr waldursprünglichen Zeit aus mißverständlichen, waldursprünglichen Vorstellungen der Menschen" [4] von den geheimnißvollen Mächten der Natur, zu denen später die ebenso geheimnißvollen gesellschaftlichen Mächte kamen, bildet sich die Religion bei jedem Volke eigenthümlich aus. Die Nationalgötter standen und fielen mit der Nation. Den Untergang der alten Nationalitäten brachte das römische Weltreich. Es entstand das Bedürfniß, das Weltreich durch eine Weltreligion zu ergänzen. „Die neue Weltreligion, das Christenthum, war im stillen bereits entstanden aus einer Mischung verallgemeinerter orientalischer, namentlich jüdischer Theologie und vulgarisirter griechischer, namentlich stoischer Philosophie." [5] Im Mittelalter bildete es sich, genau dem Feudalismus entsprechend, zu einer Religion mit feudaler Hierarchie aus. Und als das Bürgerthum aufkam, entstand im Gegensatze zum feudalen Katholicismus der Protestantismus, die Religion der Bourgeoisie [6]. Aber der Boden schwindet immer mehr, auch für diese Form der monotheistischen Religion. Die Kräfte der Natur sind heute zum großen Theile erkannt. Einzige Grund-

[1] Engels, „Feuerbach". S. 61.
[2] Engels, „Dühring". S. 78—129. [3] Ebendas. S. 304 ff.
[4] Engels, „Feuerbach". S. 62 f. [5] Ebendas. S. 63.
[6] Ebendas.; Bebel, „Die Frau". S. 64 ff.

Digitized by Google

lage „der religiösen Reflexaction" bleiben lediglich noch die ökonomischen Verhältnisse, von denen der Mensch wie von einer fremden Macht sich beherrscht fühlt. Hier für das wirthschaftliche Leben heißt es noch immer: „Der Mensch denkt und Gott (d. h. die Fremdherrschaft der kapitalistischen Productionsweise) lenkt." Wenn aber die große, „gesellschaftliche That" vollzogen ist, „wenn die Gesellschaft durch Besitzergreifung und planvolle Handhabung der gesammten Productionsmittel sich selbst und alle ihre Mitglieder aus der Knechtschaft befreit hat, ... wenn der Mensch also nicht mehr bloß denkt, sondern auch lenkt, dann erst verschwindet die letzte fremde Macht, die sich jetzt noch in der Religion wiederspiegelt, und damit verschwindet auch die religiöse Wiederspiegelung selbst aus dem einfachen Grunde, weil es dann nichts mehr wiederzuspiegeln gibt" — dann „stirbt die Religion ihres natürlichen Todes" [1]. — So „denkt" Herr Engels, aber ein anderer lenkt die Geschicke der Völker.

42. Gottesläugnung und Gotteslästerung sind die beiden Pole, zwischen denen der „wissenschaftliche" Socialismus sich bewegt. Der Materialismus bildet seine Grundlage, der Atheismus seine Religion. — Wir haben uns bemüht, vorzugsweise aus den Classikern der Socialdemokratie ein getreues Bild ihrer Lehre zu gewinnen, und wenn es sich hierbei herausgestellt, daß der sogen. „wissenschaftliche" Socialismus kaum über einen einzigen selbständigen Gedanken verfügt, sondern seine sämmtlichen „geistigen Waffen" mittelbar oder unmittelbar dem Liberalismus entlehnt, so ist eben mit dieser Erkenntniß der wahren, tiefsten Quelle des Uebels gerade der Feind bezeichnet, in welchem vor allem der Socialismus bekämpft werden muß. Wir meinen die gottlose Wissenschaft unserer Tage, welche vom Staate besoldet wird, um die Fundamente der Gesellschaft zu untergraben.

---

[1] Engels, „Dühring". S. 306.

(Schluß folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Digitized by Google

Woher ſtammt der Name „Amerika“?

Das Aufwerfen der Frage nach dem Urſprung dieſes Namens wird nicht wenigen unſerer Leſer befremdlich erſcheinen. Schon in den Tagen ihrer Kindheit hat man ihnen erzählt, wie der Pilote Amerigo Veſpucci die erſte Beſchreibung des neu entdeckten Welttheils geliefert und demſelben ſeinen eigenen Namen gegeben habe. Noch mancher mag ſich erinnern, wie er damals nicht wußte, ob er mehr über die Anmaßung Veſpucci's oder über die Gedankenloſigkeit ſeiner Zeitgenoſſen ſich wundern ſolle, die blindlings nachſprachen und nachſchrieben, was ohne jeden Grund ihnen zugemuthet wurde. Vielleicht auch miſchte ſich in dieſes Gefühl zugleich ein Bedauern, daß dem großen beſcheidenen Entdecker Chriſtoph Columbus auf ſolche Weiſe die Ehre entriſſen worden ſei, bei der durch ihn zuerſt gleichſam aus den Fluten emporgehobenen Neuen Welt Pathe zu ſtehen.

Ein verwandtes Gefühl mag mit Veranlaſſung geweſen ſein, daß die Frage nach dem Urſprung dieſes Namens in unſerem Jahrhundert und zumal auch in der neueren Zeit wiederholt zum Gegenſtand eingehender Unterſuchung gemacht worden iſt. Der Scharfſinn und die Gelehrſamkeit, die dabei aufgeboten wurden, die bisher geltende Anſchauung umzuſtoßen, rechtfertigen allein ſchon das Unterfangen, auf eine Frage zurückzukommen, welche für viele als längſt abgemacht gilt[1]. Die in Bälde bevorſtehende Centenarfeier der Entdeckung des neuen Erdtheils umgibt dieſelbe überdies mit einem beſondern Intereſſe. Der Beifall, welchen die neuen Hypotheſen vielerorts gefunden, und der Werth, der namentlich in den Ländern der Neuen Welt ihnen beigelegt wird, machen es doppelt wünſchenswerth, über den Stand der Frage nach allen Seiten hin aufgeklärt zu werden.

Die Anſicht, die bisher in Deutſchland faſt ausſchließlich geltend war, hat ihren gelehrteſten und eifrigſten Anwalt gefunden in Alexander von Humboldt, welcher einen ſehr beträchtlichen Theil ſeiner „Kritiſchen Unterſuchungen“[2] dieſer Frage gewidmet und dieſelbe ſpäter in ſeinem

[1] Sowohl der Amerikaniſten-Congreß zu Berlin 1888, wie der zu Paris 1890 hat ſich eingehend mit dieſer Frage befaßt. Ueber die letztere (VIII.) Verſammlung der Amerikaniſten vgl. Jahrbuch der Naturwiſſenſchaften 1890—1891. S. 413.

[2] Examen critique de l'histoire de la Géographie, 1839.

Digitized by Google

„Kosmos“ [1] abermals eingehend behandelt und mit neuen Momenten beleuchtet hat. Andere Gelehrte, wie Fr. A. v. Varnhagen [2] und S. Ruge [3], sind ihm in mehreren ihrer Werke mit Entschiedenheit beigetreten; auch der Amerikaner Washington Irving hat dieselbe in seiner Geschichte Amerigo Vespucci's verfochten. Besonderes Verdienst um diese Frage hat überdies der gelehrte französische Geograph d'Avezac durch seine Specialarbeiten sowohl über Vespucci als über Waldseemüller [4].

Amerigo (al. Alberigo) Vespucci war 9. März 1451 aus edler Familie in Florenz geboren und hatte durch den Unterricht seines Oheims, des Dominikaners Giorgio Antonio Vespucci, im Kloster San Maria sich eine tüchtige Ausbildung angeeignet. Der Welthandel lag damals großentheils in den Händen der Italiener, und auch Amerigo führten Handelsaufträge der Familie Medici nach Spanien. Er hatte bereits sein vierzigstes Jahr erreicht, als er zu Sevilla in die Dienste des blühenden florentinischen Handelshauses der Berardi eintrat, in welchem er bald eine angesehene Stellung bekleidete. Um diese Zeit war es, daß Columbus von seiner ersten Entdeckungsreise triumphirend heimkehrte. Vespucci lernte den kühnen Seefahrer persönlich kennen und war ihm bald in Freundschaft verbunden. Auch er wurde vom allgemeinen Enthusiasmus ergriffen, und es scheint, daß er unter dem Eindruck der großen Entdeckung auch selbst begann, seine bedeutenden astronomischen und nautischen Kenntnisse noch zu erweitern. Von April 1497 bis Mai 1498 war er in Sevilla und San Lucar für die Vorbereitung der dritten Reise des Columbus thätig. Im Mai 1499 ging er unter Alonzo de Hojeda zum erstenmal in See, aber in ganz untergeordneter Stellung, wie er selbst betont. Humboldt vermuthet, daß er das Amt eines Astronomen bekleidet habe. Hojeda selbst nennt unter seiner Begleitung Juan de la Cosa und Morigo Vespuche und mehrere andere als „Piloten“. Vermuthlich trennte sich Amerigo in Hispaniola (Haiti) von seinem Führer Hojeda und traf noch zeitig genug in Spanien ein, um sich im December 1499 an der Expedition

[1] Bd. II. S. 489 ff.

[2] Historia geral do Brazil, Rio de Janeiro 1854; Jo. Schoener e P. Apianus, Influencia de um e outro e de varios de seus contemporaneos na adopção do nome America. Vienna 1872.

[3] Zeitalter der Entdeckungen; O. Peschels Geschichte der Erdkunde bis auf A. v. Humboldt und C. Ritter, herausgegeben von Dr. S. Ruge. München 1877.

[4] Voyages d'Améric Vespuce au compte de l'Espagne. Bullet. de la Société de Géogr. Oct. 1858. p. 129 ss.; Martin Hylacomylus Waltzemüller, ses ouvrages et ses collaborateurs . . . par un géographe bibliophile. Paris 1867.

Digitized by Google

des Vicente Yañez Pinzon betheiligen zu können. Nach seiner Heimkehr in portugiesische Dienste übergetreten, begleitete er 15. Mai 1501 das portugiesische Geschwader, das von König Emmanuel zur näheren Erforschung des von Cabral entdeckten Brasiliens ausgesandt wurde. Auf dieser Fahrt war es, daß er bis zum 52.° südl. Br. vorzudringen vermochte, und er rühmte sich, daß er die „quarta pars mundi“ bei dieser Gelegenheit durchsegelt habe. Er meinte damit den vierten Theil des Meridians, 90°, wenn man nämlich von Lissabon, d. h. vom 40.° nördl. Breite an rechnete. Bald sollte man den Ausdruck der quarta pars mundi anders verstehen.

Weniger glücklich war Amerigo's letzte Entdeckungsreise, von welcher er im Juni 1504 nach Lissabon zurückkehrte. Ueberhaupt schien ihm das Glück jetzt untreu geworden. Wie aus einem Briefe des ihm befreundeten Columbus hervorgeht, fand auch er nicht die verdiente Anerkennung und war mit seiner Lage unzufrieden. Er wandte sich daher wieder nach Spanien; am 5. Februar 1505 war er in Sevilla. Nachdem neue Reisepläne nicht zur Ausführung gekommen waren, wurde er am 22. März 1508 zu dem ehrenvollen und wichtigen Amte des Reichspiloten (Piloto mayor) ernannt mit 50 000 Maravedis an jährlichem Gehalt. Er hatte in dieser Stellung die oberste Controle über die Kenntnisse und Fertigkeiten der Piloten. Für die Centralbehörde der oceanischen Unternehmungen in Spanien, die Casa de Contratacion in Sevilla, hatte er eine allgemeine Küstenbeschreibung mit einem Positionsverzeichniß (Padron general) herzustellen. Nach jeder Expedition mußten die Piloten vor ihm und den übrigen Beamten der Casa die neuen Entdeckungen eintragen und die nothwendigen Berichtigungen vornehmen. In dieser ansehnlichen Stellung blieb Amerigo bis zu seinem Tode 22. Februar 1512. Wegen seiner hervorragenden Kenntnisse war er vom spanischen Hofe stets mit Achtung behandelt worden, und auch nach seinem Tode noch wurde von Freund und Feind seine Tüchtigkeit anerkannt. Namentlich sein Nachfolger im Amte, der berühmte Sebastian Cabot, der 1512 aus englischen in spanische Dienste trat, zollte ihm die ehrenvollste Anerkennung. Auch Ramusio, der feurige Vertheidiger der Ehre Christoph Columbus', verweilt in dem großen Werke seines Lebens[1] nicht weniger als fünfmal mit Wohlgefallen bei der „seltenen Intelligenz des ausgezeichneten und genialen Florentiners Signor Amerigo Vespuccio“.

[1] Vgl. Revue des Questions Historiques. I, 250.

Digitized by Google

Hatte für den Ruhm bei der Nachwelt Columbus die Priorität der Entdeckung voraus, so befand er sich gegenüber Amerigo Vespucci in anderer Hinsicht im Nachtheil. War es Bescheidenheit, war es Charakteranlage oder Berechnung, Columbus hüllte sich in Dunkel und Schweigen. Die brieflichen Berichte, die er nothwendig geben mußte, enthielten nichts, was geeignet war, die Phantasie besonders anzuregen. Der Ton war bescheiden; es war nur die Rede von Inseln, die man in Indien neu gefunden habe. Ueberdies waren diese Berichte nur wenige; in mehreren Schreiben rügt die Königin Isabella die Kargheit seiner Mittheilungen. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts waren nur zwei seiner Briefe im Druck veröffentlicht worden, von denen der zweite recht bezeichnend den Namen der „Lettera rarissima“ trägt. Zwar wurden Uebersetzungen in den verschiedenen Ländern verbreitet[1]; allein die Beachtung, die man, namentlich in Deutschland, ihnen schenkte, war eine verhältnißmäßig geringe. Sebastian Brant spricht z. B. in seinem „Narrenschiff“ 1494 auch von den neuerdings durch die Spanier und Portugiesen entdeckten „Goldinseln“; allein den Namen des Columbus kennt er nicht. Die neuen großartigen Entdeckungen, die bald Schlag auf Schlag sich folgten, dämpften noch mehr den Eindruck von Columbus' großer That; die Entdeckungen der Portugiesen mit den unmittelbaren und praktischen Vortheilen, welche der neue Seeweg nach Indien bot, stellten sie vollends in Schatten. Schon in den letzten Jahren seines Lebens war Columbus ein vergessener Mann; sein Tod wurde kaum beachtet und war noch Jahre lang nachher im Auslande unbekannt.

Ganz anders war es mit Amerigo, der mit seinen übrigen großen Gaben die der Mittheilsamkeit besaß und es liebte, die Erfahrungen und Erlebnisse seiner Reisen in seiner zierlichen Sprache Freunden und Gönnern zu schildern. Schon über seine ersten Reisen hatte er in mehreren Briefen an Lorenzo di Pier Francesco de' Medici in Florenz Bericht erstattet. Ueberdies arbeitete er an einem zusammenhängenden Werke, das seine sämmtlichen Reisen umfassen sollte, „juxta ingenioli mei tenuitatem“, wie er schreibt, um sich bei der Nachwelt ein Andenken zu gründen. Allein dieses Werk, das er zum Druck bestimmt hatte, ist niemals ans

[1] Vom ersten Brief des Columbus zählt man vier römische Ausgaben, drei Pariser und eine Antwerpener; in Basel wurde, wahrscheinlich 1494, eine schöne, illustrirte Ausgabe veranstaltet, in Straßburg erschien 1497 eine deutsche Uebersetzung. Ruelens, La première relation de Ch. Colomb, Bull. de la Soc. belge de Géogr. 1884. p. 676.

Digitized by Google

Licht getreten und schlummert vielleicht noch in einem der Archive oder Bibliotheken Spaniens. Indessen hatte Amerigo zu sehr das Bedürfniß der Mittheilung, um nicht im voraus auszugsweise seinen Freunden die Hauptsachen zu erzählen. Sein Brief an den Gonfaloniere Piero Soderini in Florenz, und ein anderer, den er an den König von Spanien sandte, sind die einzigen, die von mehreren uns erhalten sind. Sie lassen erkennen, daß sie von ihrem Verfasser nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren, da er sonst einzelne Bemerkungen sicher unterdrückt hätte.

Ganz ohne sein Zuthun, und, wie es scheint, selbst ohne sein Wissen, gelangte zuerst sein Brief an Medici über die ergebnißreichste seiner Reisen (die von 1501—1502) in den Druck [1]. Dieser Brief, eine farbenreiche Schilderung der Tropenzone, war nicht wie der des Columbus für Spanien allein, sondern er schien für die ganze Welt geschrieben. Er war geeignet, in den geographischen Anschauungen der damaligen Gesellschaft eine vollständige Umwälzung hervorzurufen. Noch immer herrschte bis dahin die von den Alten überkommene Vorstellung [2], als seien die Länder am Aequator nicht bewohnbar, ja als sei selbst eine Verbindung zwischen der gemäßigten Zone des Nordens und der des Südens durch die Atmosphäre der Tropenzone zur Unmöglichkeit gemacht. Fast noch weniger vermochte man sich die Existenz von Gegenfüßlern, von solchen, die auf der andern Seite der Weltkugel wohnen sollten, glaubhaft zu machen. Albert der Große, dessen Adlerblick auch in so manchen anderen Fragen der Erkenntniß seiner Zeitgenossen weit vorausgeeilt war, ist vielleicht der einzige Gelehrte von Bedeutung während des Mittelalters, der seine Ansicht dahin aussprach [3], daß auch die südliche Erdhälfte, und sogar die heiße Zone, für Menschen bewohnbar sei, vorausgesetzt, daß diese sich während der stärksten Hitze in Höhlen und Schluchten geschützt hielten. Dagegen berief man sich für die gegentheilige Ansicht auf Augustinus und Lactantius, mehr noch aber auf die Heilige Schrift. Noch jetzt bewahrt die Bibliothèque Mazarine in Paris ein geographisches Werkchen des Zacharias Lilius, das 1515, also drei Jahre nach Vespucci's Tod, 23 nach Columbus' erster Entdeckungsreise, zu Paris geschrieben ist.

[1] Bei Lambert in Paris (1503), mit der Aufschrift: Albericus Vespuccius Laurentii petri francisci de Medicis s. p. d. Die lateinische Uebersetzung war allem Anscheine nach gefertigt durch den damals in Paris weilenden Dominikaner Bart. del Giocondo aus Verona.

[2] Vgl. Revue de Géogr. XVI, 1. Crozals, Un préjugé géographique, la zone torride, citirt bei L. Gallois, Les Géographes Allemands de la Renaissance, p. 137. [3] De natura locorum l. 6.

Digitized by Google

Darin heißt es unter anderem: „Zwischen der heißen Zone und den arktischen Zonen sind nur zwei Zonen bewohnbar. Ob unter diesen diejenige, welche der unserigen entgegengesetzt ist, wirklich bewohnt wird? Macrobius behauptet es, aber man hat es nie gewußt und wird es niemals wissen. Denn die heiße Zone, die dazwischen liegt, verhindert jeden Verkehr zwischen den Menschen auf der einen und der andern. Die obere Zone allein also ist wirklich bewohnt, d. h. diejenige, welche zwischen dem Nordpol und der Aequatorialzone liegt." Ein deutscher Gelehrter, Johann Stöffler [1], Professor der Mathematik und Geographie in Tübingen, muß sich auch später noch (1518) große Mühe geben, mit ausführlichem Apparat gegen diese fest eingewurzelten Anschauungen anzukämpfen.

Wie ein Blitz in dieses Dunkel hinein trafen Vespucci's Mitteilungen. „Die größere Anzahl der Alten sagt," so schreibt er triumphirend, „daß jenseits der Nachtgleiche-Linie nach Süden hin es nichts als Meer gäbe, welches sie das Atlantische nennen. Und die, welche sagten, daß es dort festes Land gäbe, läugneten, daß es bewohnt werden könne. Aber diese meine letzte Seereise hat sehr wohl bewiesen, daß diese Behauptung falsch ist. Denn ich habe diesen Continent mehr bewohnt gefunden, nicht nur von Menschen, sondern auch von Thieren, als den von Europa oder den von Asien und Afrika."

Es begreift sich, daß der Brief ungeheures Aufsehen hervorrief, zumal es die erste ausführliche Beschreibung der neu entdeckten Länder war, die in weiteren Kreisen bekannt wurde. Fast zur selben Zeit erschienen gerade auch die ersten Seekarten, welche die neu entdeckten Länder zur Darstellung brachten. Wie es scheint, wurde der Brief zuerst in Italien gedruckt, dann erst in Paris, Augsburg 1504, Straßburg 1505, Leipzig 1506. Man zählt 14 lateinische Auflagen; der Brief erscheint unter dem (auch von Amerigo selbst gebrauchten) Titel Mundus novus. Nur die von Ringmann besorgte Straßburger Ausgabe trägt die effectvollere Aufschrift De ora antarctica per regem Portugalliae pridem inventa. Zugleich weist Ringmann hin auf die epochemachende Bedeutung von Amerigo's Entdeckung und preist seinen hohen Geist, seine Kenntnisse und wahrheitsgetreuen Schilderungen. Auch in andere Sprachen wurde der Brief übersetzt; zehn deutsche Ausgaben sollen noch jetzt bekannt sein. Es mochte zu dieser raschen Verbreitung der Umstand beitragen, daß die

[1] Commentarius in Procli Sphaeram. Tubing. 1534; es ist der Lehrcursus, den er 1518 in Tübingen vorgetragen.

Digitized by Google

Schilderungen der Wunder der Neuen Welt keineswegs in trockener Gelehrtensprache eingedörrt, sondern durch lebendige, oft drastische Darstellung das Interesse des großen Publikums herausforderten [1].

Der Antheil, den man in den italienischen Staaten an den großen Entdeckungen nahm, war ohnehin ein sehr reger, da man hier ihrem Ausgangspunkte wie ihrer Interessensphäre näher stand und mehrere der hervorragendsten unter den kühnen Entdeckern dem italienischen Boden entstammten. Schon 1504 wurde in Venedig eine ganze Sammlung von Reiseberichten gedruckt, in die jedoch Vespucci's Briefe noch nicht mit aufgenommen waren. In Portugal war Valentin Fernandez 1502 mit einem ähnlichen Werke vorangegangen, 1503 war dasselbe auch in spanischer Uebersetzung erschienen. Aber drei Jahre später folgte zu Vicenza eine neue, von Alessandro Zorzi veranstaltete Sammlung, und hier traten Vespucci's Reiseberichte um so mehr hervor, da schon in der Aufschrift ihm die Entdeckung einer „Neuen Welt" zugeschrieben war [2]. Schon im folgenden Jahr erschien zu Mailand die lateinische Uebersetzung [3], die deutsche in Nürnberg von Jobst Ruchamer [4] und bald auch eine französische zu Paris, von der in den nächsten Jahren eine Auflage der andern folgte. So war um dieselbe Zeit, da Columbus in völliger Vergessenheit gestorben war, Amerigo Vespucci als Entdecker der Neuen Welt ein weltberühmter Mann geworden.

Eben jetzt arbeitete in dem lothringischen Städtchen St. Dié der gelehrte Martin Waldseemüller an einer neuen, mit Zuthaten versehenen Ausgabe des Ptolemäus. Denn der alte alexandrinische Mathematiker war noch immer die Hauptfundgrube für das geographische Wissen jener

[1] Die Beschreibungen Vespucci's sollen es gewesen sein, welche damals seinen Landsmann, den Sagrista an der Laurentianischen Basilika in Florenz, Francesco Albertini, begeistert haben, sein Werkchen De mirabilibus novae et veteris Urbis Romae abzufassen, eine Beschreibung der damaligen Stadt Rom, die noch heute ihren eigenthümlichen Werth besitzt. Sie ist Julius II. gewidmet; der erste zuverlässig nachweisbare Druck gehört 1510 an, später hat sie noch zahlreiche Neuauflagen erlebt.

[2] Mondo Novo e paesi nuovamente retrovati da Alberico Vespuzio Fiorentino 1507.

[3] Itinerarium Portugallensium ex Ulisibona in Indiam necnon in Occidentem et Septentrionem.

[4] Newe unbekanthe Landte und eine newe Weldte in kurtz verganger Zeyth erfunden. Nüremberg 1508. Diese Uebersetzung ist von besonderem Interesse wegen des sehr weitgehenden Bestrebens der Sprachreinigung. Christoph Colomb wird übersetzt mit „Christoffel Dawber" (Taube = colombe); admirante del mar mit „ein wunderer des meres"; Alonso Nino mit „Alonsus Schwartzwe"; Lorenzo di Pier Francesco de' Medici mit „Laurentius Petri artzte zu Florentia".

Digitized by Google

Zeit, und in den zahllosen Auflagen, die er in den verschiedenen Ländern erfuhr, begnügte man sich damit, das inzwischen neu Entdeckte, die „regiones extra Ptolemaeum“, als Anhang beizufügen. Waldseemüller, oder, wie er nach der Sitte jener Zeit seinen Namen gräcisirt hatte, Hylacomylus, war aus Freiburg im Breisgau gebürtig; seine Arbeiten selbst, wie seine freundschaftlichen Beziehungen zu sehr angesehenen Gelehrten, so zu dem Karthäuserprior Gregor Reisch, zu Ringmann (Philesius), dem gelehrten Kosmographen in Straßburg, und zu Laurentius Phrisius in Metz, bekunden ihn als einen Mann von geistiger Bedeutung [1]. Einen großmüthigen Mäcen hatte er gefunden an seinem Landesherrn Renatus II. von Lothringen.

Dem Hauptwerke sandte Hylacomylus 1507 einen einleitenden Theil [2] voraus, der in 9 Kapitel getheilt war und überdies die Reisebeschreibungen Amerigo's in sich schloß. Der Titel lautete: Cosmographiae introductio cum quibusdam geometriae ac astronomiae principiis ad eam rem necessariis. Insuper quatuor Americi Vespucii navigationes. Schon im Laufe des Werkes selbst nimmt Hylacomylus wiederholt Veranlassung, auf die Bedeutsamkeit von Amerigo's Mittheilungen hinzuweisen und die Folgerungen daraus für unsere Kenntniß von der Erde zu ziehen. „Die Tropenzone ist also bewohnbar und wirklich bewohnt,“ hebt er hervor, „da der Goldchersones, Taprobane, viele Menschen birgt, ebenso wie das ungeheure Ländergebiet, das, bis jetzt immer unbekannt, vor kurzem durch Amerigo Vespucci entdeckt wurde.“ Welchen Werth Hylacomylus den Berichten Amerigo's beilegte, erhellt schon aus den Distichen, die er aus der Feder seines Freundes Philesius denselben vorausschickte. Der Dichter wünscht für Amerigo einen Virgil, der seine kühnen Fahrten gleich denen des Aeneas besänge. Auch Hylacomylus selbst will zur Verherrlichung des großen Seefahrers etwas beitragen. Im 7. Kapitel versucht er den sieben von Ptolemäus auf der nördlichen Hemisphäre beschriebenen Klimaten sechs entsprechende auf der süd-

[1] Knöpfler-Rohrbacher (XXIII) S. 41 nennt ihn Professor des Gymnasiums zu St. Dié, Humboldt, wohl irrthümlich, den Vorsteher einer Druckerei, Wiesener „un savant libraire“. Das „Gymnasium“ von St. Dié war thatsächlich nur eine „literarische Gesellschaft“, wie deren seit Celtes zahlreiche in Deutschland bestanden, aber allerdings stand derselben eine Druckpresse zur Verfügung. Außer Waldseemüller werden besonders die Geistlichen Gauthier Lud und Jo. Basinus Sandacurius als Mitglieder genannt.

[2] Universalis Cosmographiae descriptio tam in solido quam plano eis etiam insertis quae Ptolemaeo ignota, a nuperis reperta sunt.

Digitized by Google

lichen entgegenzustellen, die er ähnlich wie Ptolemäus nach den wichtigsten geographischen Punkten benennt. An sechster Stelle werden Zanzibar, Sumatra, Ceylon genannt „mit dem vierten Erdtheile (et quarta orbis pars), welchen man, da Americus ihn gefunden hat, wohl nach dem Entdecker ‚Amerige', d. h. das Land des Americus, oder America nennen kann". Auch im 9. Kapitel kommt er nochmals auf diesen Gedanken zurück, wo er schreibt: „Jetzt aber sind sowohl diese Theile (der Erde) des weitern aufgehellt, und ein anderer, vierter Erdtheil (alia quarta pars) ist, wie im folgenden geschildert werden wird, durch Amerigo Vespucci entdeckt worden, und ich sehe nicht ein, was im Wege stehe, denselben von seinem Entdecker Americus, einem Mann von ganz genialem Geiste, ‚Amerige', d. h. Land des Americus, oder America zu nennen, da ja auch Europa und Asien von Weibern ihren Namen erhalten haben."

Das Werk des Hylacomylus fand ungeheuern Anklang. Der ersten Auflage vom Mai 1507 folgte schon im September eine zweite. Da es anonym erschienen war, gefielen nicht wenige Gelehrte sich darin, den Ruhm der Autorschaft sich zuschreiben zu lassen. Hylacomylus konnte 1509 an seinen Freund Philesius schreiben, „mit Glanz und Glorie" habe sich seine Kosmographie „über die ganze Welt verbreitet"[1]. Er beeilte sich denn auch, der dritten Auflage, die 1509 bei Joh. Grieninger in Straßburg erschien, seinen Namen vorzusetzen. Auch in der Folge erlebte das Werk in Deutschland noch zahlreiche Auflagen. Zu gleicher Zeit mit der Introductio ließ Hylacomylus zwei Weltkarten erscheinen, auf welche sowohl im Titel wie im Text ausdrücklich hingewiesen wird. Die eine stellte die sämmtlichen Welttheile in der Ebene, die andere auf dem Globus dar. Die erstere ist verloren, die andere aber, wie Gallois in seinem hochinteressanten Werke über die deutschen Geographen der Renaissance[2] nachweist, wenigstens in einem Exemplar zu Wien in der fürstlich

[1] „Die Ausgabe Waldseemüllers erfreute sich einer ungeheuren Popularität in Deutschland, wozu wohl, abgesehen von dem Reiz der Neuheit, auch der etwas schlüpfrige Ton beitrug, indem Vespucci die Eingeborenen Südamerika's ohne Schonung bis auf ihre thierischen Verrichtungen beschreibt." Knöpfler-Rohrbacher S. 41.

[2] Les Géographes Allemands de la Renaissance. Paris 1890. p. 48. D'Avezac hatte schon 1872 (Bullet. de la Société de Géogr. Paris. p. 16) auf diese Karte aufmerksam gemacht und ihr Entstehen dem Jahre 1509 zugewiesen. Eine in allem Wesentlichen identische Weltkarte findet sich in einer zu Lyon durch L. Boulengier bei Jean de la Place veranstalteten Ausgabe von Waldseemüllers Introductio. Die Ausgabe ist leider ohne Datum, bietet aber trotzdem eine starke Bekräftigung für Gallois' Beweise.

Digitized by Google

Liechtenstein'schen Sammlung noch erhalten. Wie Hylacomylus selbst sagt, ist sie gezeichnet nach den Angaben Vespucci's. Für lange Zeit hat dieses Werk des Gelehrten von St. Dié den Grundtypus für die in Deutschland erscheinenden Weltkarten abgegeben[1]. Diese Karte des Hylacomylus ist es auch ohne Zweifel, von der Trithemius am 12. August 1507 von Würzburg aus schreibt, daß er dieselbe um billiges Geld von Straßburg her erworben habe, „ein in der Ebene ausgebreiteter Erdglobus mit den kürzlich von dem Spanier Amerigo Vespucci entdeckten Inseln und Ländern". Vom Norden des neuen Continents ist auf dieser Karte nur wenig sichtbar, der Süden aber erscheint schon in stattlicher Ausdehnung und trägt in großen Lettern den Namen „America".

Waldseemüllers Beispiel und Vorschlag in Bezug auf die Benennung des neuen Landes fand bereitwillige Aufnahme. Nicht nur daß der Geograph Joachim Vadianus (von Watt, Professor und zeitweise auch Rector an der Wiener Universität, später Bürgermeister von St. Gallen) in einem bald nachher veröffentlichten Briefe aus Wien an den Humanisten Rudolf Agricola die Wahl des Namens belobte, derselbe ging auch alsbald in die Praxis über. In einem kleinen geographischen Werke, das 1509 unter dem Titel Globus mundi aus der Grieninger'schen Presse in Straßburg hervorging, wird der Name „America" bereits als eine ausgemachte Sache behandelt. Die ganze Erde wird verglichen mit der Structur einer menschlichen Gestalt: der Orient ist gleichsam der Kopf, „die Füße sind der Westen und America, das vor kurzem entdeckt wurde, die quarta pars mundi . . ." Gestützt auf die Entdeckungen Vespucci's, gibt sich der Autor des Globus mundi alle Mühe, es jedermann begreiflich zu machen, daß es wirklich Gegenfüßler gebe, deren Füße gegen die unserigen gekehrt seien, und daß auf allen Theilen der Weltkugel menschliche Wesen existiren könnten. Merkwürdigerweise trägt jedoch auf der dem Werkchen beigegebenen Titelvignette die quarta pars mundi, „jene Insel, weit größer als ganz Europa, deren Küsten sich gegen Westen hin, Europa und Afrika gegenüber entfalten", noch nicht den vorgeschlagenen Namen, sondern wird einfach bezeichnet als „Newe Welt". Vermuthlich war die Vignette für die in demselben Jahre erschienene deutsche Ausgabe „Der Welt Kugel ꝛc." eigens gefertigt.

Auch außerhalb Deutschlands hatte der Name bereits Anklang gefunden. Dem 1512 zu Krakau gedruckten geographischen Werke des Johann Stobnicza war unter anderem eine Weltkarte beigegeben, welche

[1] Gallois l. c. 101.

Digitized by Google

derjenigen Waldseemüllers nachgebildet war. Der neue Continent trug darauf gleichfalls den Namen „America". Ueberdies war der ganze Passus über diese Benennung wörtlich aus Waldseemüllers Introductio abgedruckt. Ein anonymes englisches Theaterstück vom Jahre 1511 (a new interlude) enthält bereits die Verse [1]:

Das neue Land, erst jüngst entdeckt auf Reisen,
America ward es geheißen,
Weil Americus erst es fand.

Des Hylacomylus geplante Ptolemäus-Ausgabe hatte unterdessen durch den Tod Renatus' II. im Jahre 1508 ihren wirksamsten Förderer verloren. Als 1513 endlich ein neuer Ptolemäus in Straßburg erschien [2], besorgt von Phileſius, Hylacomylus und ihren Freunden, wurde weder Hylacomylus in dem Werke genannt, noch trug eine der Karten den von ihm in Vorschlag gebrachten Namen. Es findet sich allerdings eine Karte der neu entdeckten Länder, allein sie trägt — fast wie zu einem nachdrücklichen Dementi — die Unterschrift: Haec terra cum adjacentibus insulis inventa est per Columbum Januensem ex mandato regis Castellae (Dieses Land mit den umliegenden Inseln ist entdeckt worden durch den Genueſen Columbus auf einer im Auftrag des Königs von Castilien unternommenen Reise). Es scheint, daß Waldseemüller seither von des Columbus Entdeckungsfahrten gehört hatte und seinen Irrthum gut machen wollte. Auch sein Freund Gregor Reisch, welcher der Ausgabe seiner Margarita Philosophica von 1515 eine nach Waldseemüllers Vorlage gefertigte Weltkarte beigegeben hatte, vermeidet darauf den Namen Amerika und bezeichnet den Norden des neuen Continents mit Zoana Mela [3], den Süden mit Paria seu Prisilia. Allein der Irrthum war

[1] Harrisse, Bibl. amer. vetust. p. 50:

But this newe lands founde lately
Ben callyd America by cause only
Americus dyd furst them fynde.

[2] Die Ausgabe hatte ungeheuren Erfolg; nicht nur in Straßburg wurde sie wiederholt neu aufgelegt, sondern auch in Lyon und Vienne (Dauphiné) kam sie fast unverändert zum Abdruck. Ueber 25 Jahre lang, bis zur neuen Baseler Ptolemäus-Ausgabe des Seb. Münster, blieb sie maßgebend für das geographische Wissen der Zeit.

[3] Dieser Name entstammt einem groben Irrthum in der von Ruchamer gefertigten Ueberſetzung der Vicentiner Sammlung von Reiſebeſchreibungen. Zoana ist die Corruption von „Johanna", welchen Namen Columbus der Insel Cuba beigelegt hatte; me la waren die zwei in dem Berichte unmittelbar auf Zoana folgenden italieniſchen Wörtchen (ma la). Paria ist die jetzt zu Venezuela gehörige schmale Halbinsel des amerikaniſchen Feſtlandes, die Trinidad gegenüber liegt: der

Digitized by Google

nicht mehr gut zu machen: der neue Name hatte bereits seinen Lauf durch die Welt genommen.

Um eben jene Zeit verbreiteten sich über ganz Deutschland die Zeichnungen und geographischen Schriften des unterfränkischen Astronomen Joh. Schöner. Gallois verzeichnet nicht weniger als sechs verschiedene Typen von Weltkugel-Darstellungen, von denen einzelne Exemplare sich erhalten haben, und die er alle glaubt Schöner zuschreiben zu sollen. Zwei derselben gehören der Entstehungszeit nach vor 1515, die anderen vertheilen sich auf die Zeit von 1515 bis 1533 und veranschaulichen den Entwicklungsgang, welchen in diesen Jahren Schöners geographische Erkenntniß genommen hat. Alle, mit Ausnahme der beiden letzten, erscheinen abhängig von den Karten Waldseemüllers; alle geben dem neuen Continent den Namen „America“; das in der Pariser Nationalbibliothek erhaltene Exemplar (vor 1515) verzeichnet diesen Namen sogar an fünf Stellen. In der Mitte des südlichen Continents steht noch überdies der Zusatz: America ab inventore nuncupata [1]. Auf der Globuszeichnung von 1520 heißt die brasilische Küste südlich vom Cap Augustin America vel Brasilia sive Papagelli terra. In seinem 1515 veröffentlichten Werke Luculentissima descriptio terrae hat Schöner nicht nur Vespucci's dritten (d. h. den zuerst gedruckten) Brief sehr stark benutzt, sondern nennt Amerigo auch ausdrücklich als den Entdecker des neuen Erdtheils [2]. In seinen Werken von 1523 und 1533 dagegen, denen er ganz neue Seekarten zu Grunde legen konnte, hat er an Amerigo manches zu tadeln. Er schreibt z. B.: „Amerigo Vespucci, der von Spanien aus gegen den Orient fuhr und die Küsten des obern Indien entdeckte, glaubte, dieses Land sei eine Insel, und man hat dieselbe nach seinem Namen benannt. Aber andere neuere Hydrographen haben erkannt, daß dieselbe nur ein Theil des asiatischen Festlandes sei, denn sie konnten so

---

erste Theil des amerikanischen Festlandes, der von Columbus entdeckt wurde (auf seiner dritten Reise 1498). Den Namen scheint Columbus schon vorgefunden zu haben; er bezeichnete in der Sprache der Eingeborenen die Bogen, deren sie sich bedienten, und die harte Holzart, aus der sie dieselben fertigten, welche auf dieser Halbinsel vorzüglich gefunden wurde. Vespucci erwähnt diesen Namen in seinem ersten Briefe ganz im richtigen Sinne. Aber durch ein grobes Mißverstehen seiner Worte wurde derselbe in Deutschland namentlich von Joh. Schöner auf den Norden Amerika's bezogen. Auf mehreren der ältesten Karten findet sich daher Nordamerika mit diesem Namen bezeichnet. Reisch hatte in dieser Beziehung das Richtigere getroffen.

[1] Die Zeichnung vgl. Gallois l. c. Planche IV.

[2] Knöpfler-Rohrbacher S. 41.

Digitized by Google

bis zu den Molukken vordringen, Inseln, die zum obern Indien gehören." [1] Die neuen Karten hatten den Geographen etwas irre gemacht, und er war inzwischen mit den Entdeckungen des Columbus bekannt geworden.

In der mit den Scholien des Joachim Vadianus (von Watt) versehenen Wiener Ausgabe des Pomponius Mela von 1518 wurde Amerigo noch einfachhin als der Entdecker des neuen Welttheils gefeiert, und auch Pedro Margalho, damals in den Diensten Johanns III. von Portugal, verzeichnete in seinem Werke Physices compendium 1520 die neu entdeckten Länder mit dem Namen „America". Im gleichen Jahre erschien die Weltkarte des Peter Bienewitz (Apianus), auf welcher die brasilische Küste als „America" bezeichnet war. Die Karte bildete die Anlage zu der durch den Conventualen J. Camers (J. Ricutius von Camerino) besorgten Ausgabe des Julius Solinus [2]. Dieses Werk des Apianus hat dadurch Weltberühmtheit erlangt, daß man es bis in die neueste Zeit hinein für die erste Karte hielt, welche der neuen Welt den Namen Amerigo's gegeben und dieser Nomenclatur Eingang und Dauer verschafft habe. Jetzt kennt man noch eine andere kleine Weltkarte des Apianus [3], die gleichfalls Amerigo als Entdecker des neuen Welttheils bezeichnet; man weiß aber auch, daß Apianus in dieser Frage keineswegs den entscheidenden Einfluß geübt hat. Zwei Jahre nach der Karte des Apianus (1522) erschien zu Straßburg die von Laurentius Phrisius besorgte Neuausgabe des Ptolemäus. Hylacomylus war inzwischen gestorben, aber die von seiner Hand gezeichneten Karten nahm sein Freund Phrisius auch jetzt wieder in die Ptolemäus-Ausgabe auf. Auch hier fand sich, wie in dem Ptolemäus von 1513, die Tabula terrae novae, welche den Columbus als den Entdecker des neuen Erdtheiles nennt; gleich hinter derselben aber folgt eine neue, grob gearbeitete Weltkarte, und diese zeigt auf dem brasilischen Festlande den Namen „America". Den Commentar zu diesem Namen liefern die von Thomas Aucuperius verfaßten einleitenden Bemerkungen, in denen es heißt:

„Von ihnen (den Entdeckern) allen verdient vorzüglich und mit außergewöhnlicher Ehre gefeiert zu werden jener Amerigo Vespucci der Neuen Welt, die man auch die quarta pars mundi nennt, und anderer

[1] Opusc. geogr. P. II. c. 1, bei Gallois p. 92.

[2] Joannis Camertis Minoritani, Artium et s. Theologiae Doctoris, in C. Julii Solini Πολυίστωρα Enarrationes . . . anno nat. 1520. Viennae Austriae per Jo. Singrenium, impensis honesti Lucae Alantse, civis et Bibliopolae Viennensis f.

[3] Gallois l. c. 100.

Digitized by Google

benachbarter, bisher unbekannter Inseln ausgezeichneter und berühmter Entdecker, Erforscher und erster Besucher."

Der Name „Amerika" war also, in Deutschland wenigstens, eingebürgert. Bei der Baseler Ausgabe des Pomponius Mela durch Joachim Vadianus (1522) wurde auch die Karte des Apianus neu abgedruckt mit der Bezeichnung America provincia für das brasilianische Festland. Jedoch besagt dabei die Inschrift, daß Columbus dieselbe entdeckt habe, während die Jahreszahl 1497, die beigefügt wird, deutlich auf die irrthümliche Angabe der Briefe Amerigo's hinweist. Auch in Willibald Pirkheimers Atlas, der 1525 in Straßburg erschien, figurirt wieder die Karte des Phrisius (aus dem Ptolemäus 1513) mit dem Namen „America".

Durch den wachsenden Ruhm Amerigo's wurde Columbus immer mehr in Schatten gestellt. In der von Simon Grynäus 1532 zu Basel herausgegebenen Sammlung von Reisebeschreibungen findet sich nur die erste des Columbus, dagegen alle vier Berichte des Vespucci. In dem von dem berühmten Geographen Sebastian Münster verfaßten, einleitenden Aufsatz zu dieser Sammlung heißt es: „Es wurde in unseren Tagen im Ocean des Westens durch Alberigo Vespucci und Christoph Columbus sozusagen eine neue Welt oder, wie man richtig sagen kann, der vierte Erdtheil (quarta pars orbis) entdeckt, so daß die Erde nicht mehr drei, sondern vier Welttheile umfaßt. Denn diese Inseln Indiens übertreffen Europa an Größe, besonders jene, die von Amerigo, welcher sie entdeckt hat, den Namen America erhielt." Dieselbe Auffassung, die Münster hier in einem Werke niederlegte, das schon im gleichen Jahre seine zweite Auflage und noch in den folgenden Jahren deren mehrere erlebte, tritt auch später in seiner berühmten, 1543 zuerst in Basel gedruckten Kosmographie hervor. Die neu entdeckten Länder des westlichen Oceans waren Inseln, die an Bedeutung sich ungefähr die Wage hielten; als die größte und wichtigste unter ihnen aber erschien das von Amerigo entdeckte Brasilien. „Was soll ich sagen von diesen großen Inseln," schreibt Münster in seiner Kosmographie, „von America (d. h. Brasilien), Paria (der von Columbus 1498 entdeckte Theil des Festlandes), Cuba, Hispaniola und Yukatan?" Die der Cosmographia beigegebene Weltkarte gibt dem südlichen Theil des Continents die Inschrift: America seu insula Brasilij; auf der Specialkarte heißt derselbe „Atlantische Insel, die man Brefil nennt oder America" [1].

[1] Nicol. Cop. De Revolutionibus orbium coelestium libri sex 1543. p. 2.

Digitized by Google

Ganz so war die Auffassung des großen Nic. Copernicus. Wo er seine Ansicht über das centrum gravitatis des Festlandes begründen will[1], fügt er hinzu: „Dies wird noch klarer, wenn man die Inseln hinzunimmt, die in unseren Tagen unter der Regierung der spanischen und portugiesischen Könige neu entdeckt wurden, und insbesondere America, das von seinem Entdecker, einem Befehlshaber der Flotte, so genannt ist und welches man ob seiner bisher noch nicht ermeßbaren Ausdehnung gleichsam als eine neue Welt betrachtet."

Schöner war zuerst 1523 zu der Erkenntniß gekommen, daß die neu entdeckten Länder der Hauptmasse nach nicht eine Gruppe von Inseln, sondern einen einzigen großen Continent bildeten. Doch durch den neuen Irrthum von 1533, infolge dessen er diesen Continent mit dem Festland des östlichen Asiens identificirte, wurde diese Erkenntniß ihres Werthes beraubt. Noch auf den Karten Seb. Münsters erscheinen der Norden und der Süden des Continents als Inseln, durch eine ziemlich breite Wasserstraße getrennt. Der Wahrheit etwas näher kommt schon die Neuausgabe der Kosmographie des P. Apian und G. Frisius von 1584, wenn nicht schon die von 1550, indem sie schreibt: „America hat seinen Namen von Amerigo Vespucci, der es entdeckt hat. Andere nennen es Bresil. Ob es ein Festland oder eine Insel sei, ist noch nicht ausgemacht." Es wurde indes immer klarer, daß es sich nicht um mittelgroße Inseln, sondern um ein wirkliches Festland handle, und es war nicht mehr als natürlich, daß der einmal eingebürgerte Name auch dem Festlande verblieb. Der berühmte Antwerpener Kartograph Abraham Ortelius (aus einer alten Augsburger Familie Oertel) soll der erste gewesen sein, der im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in seinem oft aufgelegten großen Atlas den ganzen neuen Continent mit dem Namen „America" bezeichnete. Da er indes mehr Sammler und kundiger Auswähler bereits vorhandener Karten, als selbständiger Zeichner war, so läßt sich bezweifeln, ob in dieser Richtung von ihm gerade eine Initiative ausgegangen sei[2]. Auch in dem Atlas des Gerardus Mercator, den bald nach dem Tode dieses gefeierten Kartographen († 1595) Jodocus Hondius in verschiedenen Auflagen und Formaten herausgab, wird Nordamerika und Südamerika unterschieden und der ganze Continent einfach als „America" bezeichnet. Die

[1] Revue des Quest. Hist. I, 239; die Weltkarte bei Gallois l. c. Planche VI.

[2] Es darf nicht vergessen werden, daß schon Joh. Schöner auf einer seiner älteren Karten sowohl den Norden als den Süden des Continents mit „America" bezeichnet hat.

Digitized by Google

im Atlas minor [1] beigefügte Erklärung des Peter Montanus (Verwandter und Mitarbeiter des Hondius) lautet sehr genau: „Als dieser vierte Welttheil, den die Alten noch nicht kannten, durch Christoph Columbus entdeckt worden war, nannte man ihn ‚Indien‘ oder auch wegen seiner ungeheuren Ausdehnung die ‚Neue Welt‘... Er wird auch America genannt von dem Florentiner Amerigo Vespucci, der zuerst nach Columbus von Osten her den Theil dieses Continents entdeckte, welcher jenseits des Aequators liegt, und welcher Paria und Brasilien in sich faßt.“ Noch einmal auf des Columbus große That von 1492 zurückkommend, fährt er fort: „Nach ihm versuchte unter den Auspicien des Königs von Portugal Amerigo Vespucci das Gleiche und erntete als Siegespreis für seine That, daß diese ganze Ländermasse von seinem Namen, wie wir bereits bemerkt haben, die Benennung ‚America‘ erhielt.“ Weniger klar scheint man über den Stand der Frage an manchen Orten Deutschlands unterrichtet gewesen zu sein. In einem Werke des in Köln ansässigen Geographen und Kupferstechers Matthias Quadus aus Kinkelbach, das 1608 aus der Officin des Joh. Buxenmacher in Köln hervorging [2], finden sich zwei Karten des neuen Welttheils, auf welchen nur der nördlichen Hälfte des Continents der Name „America“ gegeben wird. Die Karte der Südhälfte mit dem Datum 1598 trägt die Aufschrift „Peruvia, d. i. Südhälfte der Neuen Welt, von ihrem größten Reiche im Westen so benannt“. Die Karte der Nordhälfte aber, die ohne Datum ist, wird mit stark hervortretender Unterschrift bezeichnet als: „Der neuen Welt nördlicher Theil, das ist (scilicet) America“. Nachdem die dazu gehörigen Länder aufgezählt, heißt es weiter: „America oder Neu-Indien wurde zuerst im Jahre 1492 von dem Genuesen Christoph Columbus im Dienste des Königs von Castilien entdeckt. Seinen Namen aber erhielt es von dem Florentiner Amerigo Vespucci, der schon auf der ersten Reise mit Columbus ausgesendet war und, nachdem er so die Kunst des Seefahrens erlernt, nach Ablauf einiger Jahre auch selbständige Fahrten unternahm und im Jahre 1497 dieses Land, von dem man früher nicht wußte, ob es eine Insel oder ein Festland sei, als einen Continent erkannte, der jedoch von dem östlichen Continent, welchen wir bewohnen, getrennt ist.“ Doch wird im beigegebenen Texte die Benennung dahin erklärt, daß der

[1] Atlas minor Gerhardi Mercatoris a Jodoco Hondio plurimis aeneis tabulis auctus et illustratus. Amstelodami 1607. p. 18.

[2] Fasciculus Geographicus complectens praecipuarum totius orbis regionum tabulas circiter centum. Colon. a. Rh. 1608. p. 82 sqq.

Digitized by Google

allgemein übliche Name (vulgatum nomen) von Amerigo Vespucci auf den ganzen Continent übergegangen sei; der Herausgeber jedoch habe diesen Namen für den Norden allein vorbehalten, weil dieser an Bedeutung den Süden übertreffe.

Wie rasch und allgemein nun auch, selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus, die für Amerigo so ehrenvolle Benennung des neuen Welttheils Annahme gefunden hatte, so fehlte es doch gleich von Anfang an nicht an Stimmen, welche, wiewohl ohnmächtig, dagegen protestirten. Derselbe Nürnberger Geograph, Joh. Schöner, der durch seine Globenzeichnungen und Schriften nicht wenig dazu beigetragen hatte, dem neuen Namen das Bürgerrecht zu sichern, erhob 1533[1] — wie es scheint als der erste — die schwere Anklage, Vespucci habe in die Karten, die er als spanischer Reichspilote zu fertigen oder umzuändern hatte, listigerweise die Bezeichnung terra di Amerigo eingeschoben. Bald erhob auch ein Spanier seine Stimme. Es war Michael Servet, derselbe, der später (1553) Calvins Fanatismus zum Opfer fiel, damals aber in Paris Vorlesungen über den Ptolemäus hielt. In seiner in Lyon 1535 und abermals 1541 aufgelegten Ptolemäus-Ausgabe schreibt er, weit gemäßigter als der deutsche Gelehrte: „Auf einer neuen Reise entdeckte damals Columbus den Continent und viele Inseln, von denen jetzt die Spanier vollständig Herren sind. Diejenigen täuschen sich also ganz und gar, welche diesen Continent ‚America' nennen wollen, da Amerigo ihn erst viel später als Columbus berührte, und er nicht mit den Spaniern dahinzog, sondern mit den Portugiesen, um Handel zu treiben."

Im Jahre 1559 vollendete Bartolomé de las Casas, des Columbus Freund, bereits in hohem Greisenalter stehend, sein großes Geschichtswerk (Historia general de las Indias), das er 15 Jahre nach Amerigo's Tod (1527) begonnen hatte und zu sehr verschiedenen Epochen weiterführte. Die Abfassung der Arbeit fiel also zusammen mit dem Triumphlauf, den Amerigo's Ruhm über die ganze Welt hin nahm, und in ihren Zeilen spiegelt sich das zunehmende Mißvergnügen und die Entrüstung des Freundes darüber, daß Columbus die wohlverdiente Ehre entrissen werde[2].

„Hier muß ich des Unrechtes erwähnen, welches Amerigo oder vielleicht die, welche seine quatuor navigationes drucken ließen, dem Admiral angethan zu haben scheinen. Es wird dem ersteren allein, ohne andere zu

[1] Opusc. geographic.

[2] Hist. gen. L. I. c. 140; vgl. Humboldts Kosmos II, 494.

Digitized by Google

nennen, die Entdeckung des Festlandes zugeschrieben. Auf Karten soll er den Namen America gesetzt und so gegen den Admiral sündlich sich vergangen haben. Da Amerigo sprachgewandt war und zierlich zu schreiben wußte, so hat er sich in dem Briefe an den Fürsten Renatus für den Anführer der Expedition des Hojeda ausgegeben. Er war jedoch nur einer der Steuerleute, wenngleich erfahren im Seewesen und gelehrt in der Kosmographie. . . In der Welt ist verbreitet worden, er sei der erste gewesen, der das Festland (der Neuen Welt) betrat. Hat er dies mit Absicht verbreitet, so ist es große Bosheit, und war auch vielleicht nicht wirklich Absicht da, so sieht es doch danach aus ..... Die fremden Schriftsteller nennen das Land ‚America'; es sollte ‚Columba' heißen." In späteren Theilen der Arbeit werden die Anklagen gegen Amerigo heftiger und zuversichtlicher.

Es war natürlich, daß die so laut erhobenen Beschuldigungen, die ohnehin einen Schein für sich hatten, vielfach geglaubt und nachgeschrieben wurden. Charlevoix in seiner Geschichte Hispaniola's 1730 [1] erblickt in dem Proceß, den Diego Columbus, der Erbe des Entdeckers, gegen den Fiscus gewann, eine Verurtheilung des Vespucci. Er beschuldigt diesen, die Ehre der Entdeckung sich fälschlich angemaßt zu haben, und findet in den Acten des Processes Angaben, welche ihn widerlegen sollen. Thatsächlich handelte es sich dort nur um den Nachweis, daß wirklich Columbus 1498 zuerst das Festland der Neuen Welt (Paria) entdeckt habe. Vespucci's Name wurde von dem Proceß in keiner Weise berührt. Pierre Prevost [2] (1757) geht weiter, indem er Vespucci direct anklagt, jene Briefe fingirt zu haben. Auch spanische Historiographen stimmten in die Anklage ein. Es ist das Verdienst Alexander von Humboldts, Vespucci seinen ehrlichen Namen wieder zurückgestellt zu haben. Abgesehen von der geschichtlichen Darlegung der Zufälligkeiten, welche zusammenwirkten, dem neuen Erdtheil seinen Namen zu geben, lassen sich die Gründe, die zu Gunsten Vespucci's sprechen, auf wenige Punkte zurückführen:

1. Vespucci konnte gar nicht auf einen solchen Betrug verfallen, da es bis dahin durchaus nicht Brauch war, die neu entdeckten Länder nach ihren Entdeckern zu benennen. So wenig wie Columbus hat Cabral, Balboa oder Magellan daran gedacht, so etwas zu thun. „Fast alle Küsten- und Inselnamen wurden von Spaniern und Portugiesen nach

[1] Histoire de l'Isle Espagnole ou de St. Domingue. Paris 1730 et 1731. I. p. 187. 188.

[2] Histoire générale des voyages. Paris 1757. XIV, 6. 9.

Digitized by Google

Kalenderheiligen benannt. Doch hielt man sich nicht streng an den Tag der Entdeckung, sondern wählte bisweilen den Heiligen des vorausgehenden oder des nächstfolgenden Tages." [1] Ferner ahnte Vespucci ebenso wenig wie Columbus, daß es ein neuer Erdtheil sei, den sie gefunden [2]. Sie waren der festen Meinung, die Inseln entdeckt zu haben, die zur Ostseite Asiens gehören. Cuba hielt Columbus für einen Theil des asiatischen Festlandes, für die chinesische Provinz Mango (Khaini). Als er auf seiner dritten Reise die Wassermassen des Orinoco sah, schloß er, in Indien, der Heimat des Ganges, sich zu befinden. Noch Februar 1502 schrieb er an Papst Alexander VI., daß er einen großen Theil des asiatischen Festlandes entdeckt habe. Nicht anders war es mit Vespucci, der nur darauf aus war, die sagenhaften Stätten Ostasiens aufzufinden, von denen Ptolemäus geschrieben hatte. „Die Reise dauerte 13 Monate," meldet er über eine seiner Expeditionen, „während welcher wir die größten Gefahren bestanden, aber auch das unermeßliche Festland von Asien mit einer Menge von Inseln entdeckt haben." Noch 1533, also lange nach dem Tode der beiden Entdecker, sprach der Nürnberger Astronom Joh. Schöner [3] die Ueberzeugung aus, daß die ganze sogen. Neue Welt nur ein Theil von Asien sei.

2. Wenn Vespucci Betrüger und Fälscher gewesen, so ist es unerklärlich, wie er in seinen Berichten so grobe Widersprüche in Bezug auf die Zeitangaben übersehen konnte. Einzelne Fehler, die sich in die lateinische Uebersetzung seiner Briefe durch Bartolomeo del Giocondo eingeschlichen, machen es augenscheinlich, daß er selbst mit der Veröffentlichung derselben nichts zu thun hatte [4]. Ebenso unbegreiflich bliebe es dann, weshalb nicht Vespucci seine zahlreichen und einflußreichen Freunde

[1] Barros, Da Asia, Dec. I. l. III. c. 1: Ruge, O. Peschels Gesch. der Erdkunde. S. 259 f. In dem „Atlas zur Entdeckung Amerika's" von Kunstmann und Thomas, München 1859, wo der alte portugiesische Atlas des Vaz Dourado abgedruckt ist, kann man die Küstennamen nach den Heiligentagen von Nord nach Süd in strenger Ordnung verfolgen. Einzelne der neu entdeckten Gebiete wurden auch nach besonders auffallenden Natureindrücken, z. B. das Cap Vert, oder nach dem Namen von Souveränen benannt.

[2] Humboldt gibt den ausführlichen Nachweis für Columbus Exam. crit. t. IV, 233. 250. 261; für Vespucci ibid. t. V, 182—185.

[3] Jo. Schoneri Carlostadii Opusc. Geograph. Norimb. 1533. P. II. c. 1—20.

[4] Z. B. ist Bahia de todos os Santos (Allerheiligenbucht) sowohl in der lateinischen wie in der italienischen Ausgabe als Abtei aller Heiligen bezeichnet, ein Irrthum, der bei Vespucci selbst unmöglich war. Vgl. über diese Fehler Gallois l. c. 56 Anm. und Peschel-Ruge, Geschichte der Erdkunde. S. 260.

Digitized by Google

in Italien zu Helfern seiner Usurpation machte, sondern den in der damaligen großen Welt ziemlich unbekannten Martin Waldseemüller in einem abgelegenen Städtchen Lothringens.

3. Nichts Unehrenhaftes oder Unrühmliches ist sonst von Vespucci bekannt. Columbus selbst hat ihn hochgeschätzt, er nennt ihn im Brief an seinen Sohn einen Mann „von unbescholtenstem Charakter, alles Vertrauens würdig, immer geneigt, ihm nützlich zu sein". In dem langen Proceß, den Diego, des Columbus ältester Sohn, gegen den spanischen Staat führte (1508—1527), in welchem der Staat alles aufbot, um Columbus das Verdienst der ersten Entdeckung des neuen Continents streitig zu machen, ist einer Usurpation Vespucci's nie gedacht, noch auch die Priorität der Entdeckung für diesen in Anspruch genommen worden. Und doch wäre Vespucci der nützlichste Zeuge gegen Columbus gewesen. Oviedo, der in seinem nahezu officiellen Geschichtswerke [1] darauf auszugehen scheint, des Columbus Ruhm möglichst herabzusetzen, macht auch nicht den leisesten Versuch, die Priorität der Entdeckung für Vespucci in Anspruch zu nehmen. Fernando, des Columbus zweiter Sohn, der 1535 die Lebensgeschichte seines Vaters vollendete und seiner Entrüstung gegen die Neider und Verleumder seines Vaters kein Hehl hat, erhebt nirgends eine Anklage gegen Vespucci. Ebenso wenig hat Petrus Martyr de Anghiera, des Columbus persönlicher Freund und bekannt als Eiferer für dessen Ehre, in seinen Briefen (bis 1525) ein Wort der Anklage gegen Vespucci. Ja ein Geschichtschreiber jener Zeit, Franz Lopez de Gomara [2], ereifert sich darüber, daß Vespucci's Name durch üble Nachrede befleckt werde. „Es gibt Leute," bemerkt er mißbilligend, „die sich darin gefallen, den Ruf Amerigo's oder Alberigo's Vespucci zu verdunkeln, wie man es in einigen Lyoner Ptolmäus-Ausgaben sehen kann."

Alle diese Momente zusammengenommen schließen jede Wahrscheinlichkeit einer beabsichtigten Täuschung aus. Ebenso wenig wie bei Vespucci liegt gegen Martin Waldseemüller ein Anhaltspunkt vor, der berechtigen würde, ihn des bewußten Betruges anzuklagen. Alles, was von ihm bekannt ist, läßt ihn in günstigem Lichte erscheinen. Es muß angenommen werden, daß er in bestem Glauben und in ehrlicher Begeisterung gehandelt hat, wie es andererseits höchst wahrscheinlich ist, daß Vespucci von der ihm gewordenen Ehre noch keine Ahnung besaß, als er 1512 von dieser Erde schied.

---

[1] Histoire des Indes occidentales, 1535.

[2] L'Histoire de l'Inde, 1551 (die Uebersetzung von M. Fumée, 1578).

Digitized by Google

Auf all dieſe Erwägungen geſtützt, faßt A. v. Humboldt[1] ſein Urtheil über die Frage dahin zuſammen: „Zufall, nicht Betrug und Ränke haben dem Feſtland von Amerika den Namen des Columbus entzogen.“ Sehr mit Recht aber fügt O. Peſchel[2] hinzu: „Nie hätte der Name ſo unverwüſtlich der beſſern Einſicht widerſtehen können, wenn er nicht zugleich dem Gehör gefällig geweſen wäre und eine geheime Lautſymmetrie zu den Namen der anderen Welttheile beſeſſen hätte.“

(Schluß folgt.)

P. T.

Damiani's Zwiſt mit Hildebrand.

(Fortſetzung.)

II.

Wenn es ſich darum handelt, den wahren Sinn von Aeußerungen herauszufinden, die, zwiſchen mehreren gewechſelt, ebenſo eine unverfängliche Deutung, wie eine gehäſſige und ungünſtige zulaſſen, iſt es das Wichtigſte, zunächſt das Geſammtverhältniß der betheiligten Perſonen zu einander klarzulegen. Ganz dieſelben Worte, mit denen ein Freund dem andern gegenüber hinſichtlich einer Meinungsverſchiedenheit ſich äußert, ohne die Freundſchaft im mindeſten zu ſchädigen, können, einem Fremden gegenüber gebraucht, grob und verletzend ſein, einem anerkannten Feinde gegenüber das Gepräge herbſter Bitterkeit tragen. Damiani's Bemerkungen über Hildebrand waren Aeußerungen „unter Brüdern“; das hat man bei ihrer Deutung überſehen. Doch im Falle Damiani's kommt nicht bloß der Sinn der Aeußerungen im allgemeinen in Frage, ſondern weit mehr noch ihr objectiver Werth zur Beurtheilung der Sachlage und der Perſönlichkeit Hildebrands insbeſondere. Um dieſen richtig zu beſtimmen, müſſen die Charaktereigenthümlichkeiten des Schreibenden vor allem ſorgfältig berückſichtigt werden.

Aus Damiani's Schriften iſt es nicht ſchwer, „das lebhafte, äußerſt regſame Naturell“ dieſes „Einſiedlers“ mit Sicherheit zu erkennen. Zu-

[1] Kosmos II, 339.

[2] Geſchichte des Zeitalters der Entdeckungen. 2. Aufl. S. 415.

Digitized by Google

nächst ist er offen und redselig, und dabei ein geborener Rhetor, der Freude hat an starken und malerischen Ausdrücken und pathetischen Wendungen, dessen Aeußerungen daher das Verkleinerungsglas der Prosa und Nüchternheit oft wohl vertragen können. Namentlich in der Schilderung seiner Gefühle ist er überschwänglich in einem Grade, der über die gewöhnliche „Lyrik" hinausgeht. Hang zu Witz und Satire ist ihm ferner angeboren, so sehr, daß er trotz des Versuches, dagegen anzukämpfen, doch immer wieder dahin zurückfällt. Er selbst schildert diesen Hang in einem Briefe an seinen ältern Bruder Damianus, Erzpriester in Ravenna, in welchem er demselben ein Bild seines ganzen Seelenzustandes entwirft[1]: „Unter all diesen Fehlern ist es einer, den ich besonders bitter beweine, und in dem ich mich nach Ausweis meines Gewissens bedenklich befangen erkenne: der Hang zu Witzen war mir stets besonders eigen, und auch infolge meiner Bekehrung hat er mich nicht verlassen. Denn obgleich ich oft gegen dieses wilde Ungeheuer angekämpft, obgleich ich mit dem Hammer der Strenge die bösen Zähne dieser Bestie zermalmt habe, gelang es mir wohl zeitweise, ihn zurückzudrängen, aber niemals konnte ich einen vollständigen Sieg davontragen. Denn eine böse Gewohnheit, wenn auch mit aller Sorgfalt vom Innern der Seele hinausgesperrt, bleibt doch oft zudringlich gleichsam an der Thüre sitzen, und da man sie nicht beißen und packen läßt, so versucht sie wenigstens zu lecken. Wenn ich mich zur Pflege der geistlichen Freude vor den Mitbrüdern heiter zeigen möchte, gleich verirre ich mich in nichtiges Gerede, und wenn ich denke, aus Liebe zu den Brüdern mit wohlberechneter Milderung vom gewohnten Ernst mich einmal herabzulassen, gleich lasse ich unvorsichtig der losen Zunge ihren Lauf zu unnützem Geplauder. Da aber unser Herr sagt: ‚Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden', welches Gericht wird jener warten, welche nicht bloß nicht der heiligen Trauer pflegen, sondern aus freien Stücken Gelächter und eitlen Späßen nach Art der Possenreißer sich hingeben! Da die Tröstung nicht den Fröhlichen, sondern den Trauernden verheißen ist, welchen Trost dürfen die vom künftigen Richter erwarten, die jetzt mit verführerischer Spaßlust in einer nichtigen Heiterkeit sich wiegen, ... was werden die im furchtbaren Gerichte vorbringen können, die nicht nur selbst lachen, sondern noch überdies durch die Witze, die sie reißen, den Hörern mit Gewalt das Lachen abzwingen!"

[1] Ep. V, 2.

Digitized by Google

Diesen Hang, witzige Einfälle vorzubringen, beklagt er seinem Bruder gegenüber in einem Briefe, der einer schriftlichen Beicht nahe kommt, als seinen vorherrschendsten Fehler und bittet zum Schluß um Gebet gegen dieses „wilde Ungeheuer" und um weise Rathschläge gegen dieses „Schlangengift". „Um nur mich selbst anzuklagen," schreibt er über dieses in seinen Augen so bedenkliche Uebel 1061 an Alexander II. und Hildebrand [1], „so wißt Ihr es ja, sobald ich nur zu Euch komme, da platzen dreist Witze und Späße hervor, Artigkeiten und attisches Salz, Wortspiele und Höflichkeiten und tausend Fragen und alle Thorheiten nichtigen Geredes, die uns nicht so fast als Priester denn als Redner und Wortkünstler, oder was schlimmer ist, als Spaßmacher erscheinen lassen. Denn kaum haben wir angefangen, miteinander zu sprechen, da schleichen sich auch schon unbemerkt ein paar Scherze ein, wie sie vertraulichem Geplauder eigen sind, die aber den Ernst des Geistes ungebührlich verweichlichen, und die Kraft heiliger Strenge in lautes Gelächter und unpassende Witze sich lösen machen."

Indem man diese Eigenschaft Damiani's außer Acht ließ, hat man manchen seiner Aeußerungen, namentlich seiner Epigramme, einen ganz tragischen Inhalt gegeben, die sicher nur als Scherze sehr unschuldiger Natur gemeint waren. Ein schlagendes Beispiel bietet das Epigramm 196 „auf den römischen Archidiakon, der mir einen halben Fisch schickte". Damiani als Mönch hielt sich strenge daran, kein Fleisch zu essen, so daß er selbst in der Reconvalescenz lieber ganz ohne Speise blieb, als von dieser Regel eine Ausnahme zu machen [2]. Da seine Gesundheit nicht allzu stark, sein Magen insbesondere geschwächt war, so bildeten Fische die für ihn zusagendste Kost. Nun schickte ihm einmal während eines Aufenthaltes in Rom Hildebrand einen halben Fisch zu, wie es scheint, in scherzhafter Anspielung auf die weitgetriebene Ascese Damiani's, der selbst in dem von ihm so hochgefeierten Kloster von Clugny an den reichgefüllten Schüsseln und dem guten Appetit der Mönche Anstoß genommen hatte [3]. Vielleicht auch wollte Hildebrand zum Zeichen besonderer Freundschaft mit dem guten Alten in denselben Fisch sich theilen. Der Zeitpunkt ist nicht bekannt, aber jedenfalls sandte der römische Archidiakon an den Cardinalbischof von Ostia, das Haupt des heiligen Collegiums, den halben Fisch nicht zur Zeit einer Mißhelligkeit oder eines Zerwürfnisses. Wie immer voll neckischer Einfälle, knüpfte Damiani sofort ein Epigramm an diese splendide Gabe:

[1] Opusc. XX, 7. [2] Ep. VI, 19. [3] Migne CVL, 858/9.

Wahrlich zu wundern ist's nicht, wenn Petrus immer nur karg ist,
Bringen die Flüsse doch nur (jetzt) Hälften von Fischen hervor.

Gewiß nichts unschuldiger, als ein solcher Scherz unter Freunden. Aber was hat man daraus gemacht? „Damiani war kurz darauf mit Hildebrand in Verstimmung gerathen, da er aufs neue Klagen gegen ihn hatte... Eine Frucht des Unmuthes über den Spott Hildebrands ist jedenfalls das in diese Zeit gehörende (?) Epigramm Damiani's“: so in neuerer Zeit ein Biograph des Heiligen[1]. Auf solche Weise ließe sich bei einiger Phantasie unschwer auch eine tiefgehende Rivalität Damiani's mit Cardinal Humbert (aus Epigramm 207) und ein völliges Zerwürfniß mit dem Papst (aus Epigramm 155) nachweisen. Das eine wie das andere Mal handelt es sich um einen Scherz. Das muß man auch wohl im Auge behalten bei Damiani's gelegentlichen Sticheleien auf Hildebrands überwiegenden Einfluß beim Papste. Nichts nöthigt und nichts berechtigt, darin einen bittern Stachel zu suchen.

Aber noch eine andere hervorstechende Charaktereigenschaft Damiani's muß nothwendig in Betracht gezogen werden, damit seine Aeußerungen richtig abgeschätzt werden. Bei seinem lebhaften Gefühlsleben und seinem Sinn für zarte Freundesliebe war Damiani ungemein empfindlich gegen Tadel wie gegen jeden Schein von Vernachlässigung und Zurücksetzung; bei der Heißblütigkeit und Energie seines ganzen Wesens war er aufbrausend und reizbar. Er selbst schildert diese seine Eigenschaften[2], die sich ohnedies in seinen Schriften genugsam verrathen: „Auch mich, der ich dies schreibe, stachelt eine natürliche Anlage zum Zorn, und oft ist die geringste Beleidigung hinreichend, die Ruhe meines Innern heftig zu erschüttern, so daß meistens, was kaum von einer Nadel oder einem Dorn leicht geritzt ist, mir wie von einem vergifteten Pfeile durchbohrt erscheint. Ein leichtes Rüthlein kommt mir vor wie eine Peitsche aus Ochsenleder, ein Backenstreich wie ein Keulenschlag. Doch dies nur innerlich; was die äußere Handlung angeht, mag der Zorn sagen, was er will, mag er knirschen, schäumen, Zähne blecken: für das, was er mir im Innern zuraunt, wird ihm nach außen, soweit ich es über mich vermag, keine Folge gegeben... Nicht die Zunge, nicht die Lippen dürfen sich bewegen, daß er durch sie die Bitterkeit seiner Galle ergieße.“

[1] F. W. E. Roth (wie statt P. Roth S. 286 zu lesen) in den Studien und Mittheilungen aus dem Benediktinerorden, 1886. I, 366 Anm. 30.

[2] Opusc. XL. 9.

Digitized by Google

Solche Eigenschaften führen aber unvermeidlich auch unter Freunden zuweilen zu kleinen Zusammenstößen, besonders wenn sich der eine von Arbeiten und Sorgen fast überwältigt sieht und schon vermöge der Anforderungen seiner Stellung nicht immer jede weitgehendste Rücksicht anwenden kann, der andere aber Muße genug hat, seinen Empfindungen nachzugehen. So war gerade das Verhältniß von Hildebrand und Damiani. Man darf indessen nicht glauben, daß Hildebrand der einzige war, gegen den Damiani's Empfindlichkeit zuweilen rege wurde. Einer von Damiani's besten Freunden war der Abt Desiderius von Monte Cassino, den Nicolaus II. gleichfalls zum Cardinal erhoben hatte. Und doch schreibt er an ihn einmal ganz empfindlich[1]: „Ich habe Dir, ehrwürdiger Bruder, nicht zweimal, sondern öfter geschrieben, aber bis zur Stunde habe ich Dich nicht dazu vermocht, daß Du Dich herabließest, mir auch nur einen Buchstaben zu erwiedern. Du hattest mir ferner versprochen, Du wolltest mir einen Geheimschreiber schicken, der wenigstens das, was ich für Dich besonders verfaßt hatte, auf Deine Kosten auf Pergament niederschriebe. Du hast es aber ganz unterlassen, sowohl mir auf mein Schreiben zu erwiedern, als auch jenen Schreiber Deinem Versprechen gemäß mir zu senden. Und doch hätte das eine die Liebe verlangt, zum andern hätte wie zur Einlösung einer Schuld die Treue Dich antreiben sollen." Leo IX. war ein Heiliger, fromm und mild; Damiani selbst hat später stets mit Verehrung von ihm gesprochen. Und doch auch mit ihm gab es eine Zeit der Mißstimmung. Damiani ist beim Papste angeschwärzt worden. Dieser hatte ihm vorher Lob ertheilt; jetzt aber hört Damiani, der Papst habe seinen Gegnern Glauben geschenkt, und das verletzte ihn tief. „Der Feind von Anbeginn ... hat den Giftsaft seiner Bosheit in die geheiligten Ohren gespritzt, und was Wunder, wenn auch bei meinem Herrn, der von so vielen Sorgen erdrückt wird, die verschlagene Tücke der Menschen sich Zugang verschaffen konnte, da auch David, wenngleich erfüllt mit prophetischem Geiste, dem Siba unbedacht Glauben schenkte und den Miphiboseth unschuldig verbannte! ... Allein wenn wir aufmerksam unsern Blick heften auf die Handlungsweise unseres Schöpfers, dann werden wir nicht mehr so leicht über jeden das Böse glauben dürfen. Denn er selbst, vor dessen Augen alles klar und offen liegt, hat es nicht verschmäht, die Worte zu gebrauchen: ‚Das Geschrei von Sodoma und Gomorrha hat sich gemehrt ... ich will hinabsteigen und

[1] Ep. II, 11.

Digitized by Google

sehen. . .' Zu keinem andern Zweck scheint dies gesagt, als um die menschliche Unwissenheit zu belehren, ohne Prüfung nicht leicht zu glauben, was man hört, über das, was man nicht kennt, nicht leichthin zu richten, noch das Urtheil zu sprechen, bevor man eine zweifelhafte Sache durch Zeugnisse festgestellt hat. Wenn diese Vorsicht uns gegenüber nicht angewendet wurde, während wir doch klar wissen, daß Ihr in anderen Dingen klug zu Werke geht, so schreiben wir dies nicht Euch, sondern jedenfalls unseren Sünden zu. . . Uebrigens wenn Eure Huld mich noch ferner mit der schmerzlichen Geißel Eures Mißfallens züchtigen will, werde ich demüthig die blutenden Schultern darbieten, ich lege den Finger auf meine Lippen, ich klage nicht."

Gegen Hildebrand erscheint die erste Beschwerde in einem Werkchen, das Damiani 1058 schrieb, um nachzuweisen, daß es erlaubt sei, dem Episkopat zu entsagen. Kaum war nach Stephans IX. Tod die Nachfolge Gerhards von Florenz als Nicolaus II. gesichert und die vom Gegenpapst drohende Gefahr beseitigt, so stellte sich Damiani, wahrscheinlich nach der Wahl in Siena, im Vertrauen auf alte Freundschaft bei dem neuen Papste ein, um ihm seine beiden Bisthümer zu resigniren, Ostia, dessen Verwaltung, und Gubbio, dessen Beaufsichtigung er hatte. Der Papst wie dessen alles vermögender Berather hatten ihn nach seiner anstrengenden Reise über den Apennin mit aller Herzlichkeit aufgenommen, ließen ihn ruhig sein Anliegen vortragen und dann, ohne auf seine hundert Gründe einzugehen, wieder nach Hause zurückkehren. Vergebens wartete er in seinem Kloster auf Antwort. Weder Nicolaus II. noch Hildebrand wollten seiner Dienste für die Kirche entrathen. Daß man ihn so ohne Antwort ließ, verdroß Damiani sehr. „Es ist doch auffallend," schreibt er an Nicolaus und Hildebrand gemeinsam [1], „daß Eure so klarblickende Weisheit, und was weit kostbarer ist, Eure so aufrichtige und heiße Liebe, die mich, wenn ich gegenwärtig bin, so herzlich aufnimmt, während meiner Abwesenheit es verschmäht, mit einer Zeile oder einem Worte mich aufzusuchen. Da ich denn von Euch eines Briefes nicht gewürdigt werde, so würde ich, hätte ich es mit anderen zu thun, daraus schließen, daß jener ‚Brief der Liebe', von welchem der Apostel spricht, bei Euch nicht mehr in die Tafeln des Herzens eingegraben, sondern bis auf das letzte Tüpfelchen ausgekratzt ist."

Nun beginnt er aufs neue, sein Anliegen vorzubringen. Er hat sich bereits für die Amtsentsagung eine große Buße an Werken der Abtödtung

[1] Opusc. XX praef.

Digitized by Google

auferlegen lassen, der Papst mag die Buße nach Belieben verschärfen, wenn nur Damiani wieder aus den gefahrvollen Zerstreuungen der Welt sich in die Einsamkeit zurückziehen dürfe. Allein er weiß zu wohl, daß der Hauptwiderstand nicht so fast vom Papste als von Hildebrand ausgehe, und gegen dessen Willen ist einmal an der Curie nichts zu erreichen, alles, selbst des Papstes Wille, beherrscht dieser gewaltige Mann. Damiani wenigstens hat es in seinen Versen so geschildert[1]:

Ehr' ich den Papst, wie's gebührt, so beug' ich vor dir mich im Staube:
Denn ihn machst du zum Herrn; er erhebt dich zum Gott.

Oft hatte er sich mit Hildebrand mündlich über sein Verlangen nach Ruhe auseinandergesetzt, oft vergebens ihm seine Klagen vorgebracht. Hildebrand hatte seine Klagen und Bitten behandelt, wie ein verständiger Mann die übertriebene Bescheidenheit oder eine sonderbare Grille eines sonst werthen Freundes zu behandeln pflegt. Die Noth der Kirche war zu groß, Männer wie Damiani zu selten und kostbar, um auf seine Klagen Rücksicht zu nehmen. Dies möchte Damiani ganz aus der Fassung bringen: „Aber vielleicht bricht da jener schmeichelnde Tyrann, der stets mit neronischer Zärtlichkeit mich bemitleidete, mit Ohrfeigen mich liebkoste, mit Adlerskrallen mich streichelte, scheltend in die Worte aus: ‚Seht ihn, wie er sich im Schlupfwinkel verkriechen und unter dem Vorwand des Bußeifers aus Rom entfliehen will. Durch Ungehorsam will er sich Ruhezeit verschaffen, und während die anderen sich in den Kampf stürzen, sucht er sich die Kühle eines unrühmlichen Schattens.' Ich aber erwiedere meinem heiligen Satan[2], was die Söhne Ruben und Gad ihrem Führer Moses geantwortet haben. . ." Er widerlegt dann weitere Einwürfe, als ob Bischöfe ihr Amt nicht niederlegen dürften, erinnert an die Beschwerden seines Alters und die Gefahren seiner Seele und schließt zuletzt mit dem Stoßseufzer: „Jener möge den armen Petrus aus den Händen des Hildebrand befreien, auf dessen Geheiß dem großen Petrus der Kerker des Herodes sich öffnete!"

Die launigen Wendungen in diesen Stellen selbst, der Ton des ganzen Briefes, die häufig wiederkehrende Anrede „Geliebteste" zeigen zur Genüge, daß hier von einer ernsten Verstimmung nicht die Rede sein konnte. Es war gewiß auch nicht gerade eine Verbitterung schlimmer Art, wenn er seinem Unmuth gegen den unbeugsamen Archidiakon wieder in einem Epigramm[3] Luft machte:

[1] Epigr. 195 de Papa et Hildebrando.
[2] Anspielung auf das Wort Christi an Petrus: „Fort, Satan!" (Matth. 16, 23.)
[3] Epigr. 149 de Hildebrando.

Digitized by Google

Wenn du zu Rom willst leben, so künd' es mit schallender Stimme:
Mehr als dem Papste, dem Herrn, gehorch' ich dem mächtigen Papstherrn.

Bald sah er auch selbst ein, daß man ihn noch brauche. In den ersten Monaten des Jahres 1059 übernahm er die hochwichtige Legation in Mailand, wo er mit so überwältigendem Erfolge Ordnung in die Wirren brachte und die schreiendsten Aergernisse abstellte. Das lange Schreiben, in welchem er nach seiner Rückkehr die Vorgänge während seiner Legation Hildebrand darlegte, ist im Tone herzlicher Uebereinstimmung gehalten. Auf dem bald folgenden Lateranconcil (April 1059) wurde ihm auch das erledigte Bisthum Velletri zur Beaufsichtigung zugetheilt[1], und er hatte auch sonst alle Ursache, mit dem Gang der Concilsverhandlungen zufrieden zu sein. Es waren die von ihm verfochtenen Anschauungen, die hier zum Siege gelangten (gegen die Simonisten, die beweibten Cleriker, die Ehen in verbotenen Verwandtschaftsgraden). Auch der etwas nach dieser Zeit geschriebene Brief an Nicolaus II. über das Interdict von Ancona, in welchem Hildebrands so rühmend gedacht wird, zeigt noch nichts von einer ernsten Verstimmung.

Aber, wie es scheint, fällt die erste Spur einer solchen noch in den Herbst des nämlichen Jahres, nachdem kaum Hildebrand Archidiakon geworden war[2]. Damiani hat diesmal eine ernste Klage, und ohne jede scherzhafte Wendung, ohne das gewohnte Spiel mit Worten wird dieselbe vorgebracht. Um aber zu zeigen, daß er ihm nicht zürne, sondern nur über den wahren Sachverhalt aufklären wolle, beginnt er seinen Brief damit, voll warmen Dankes der Freundschaft zu gedenken, die Hildebrand bei einer frühern Reise an den deutschen Hof für ihn zur Schau getragen habe. Es war dies schon länger her, aber in der letzten Zeit erst hat Damiani es erfahren. Nun aber kommt die Klage: „Ich habe vernommen, zu Florenz sei Dein Sinn, der sonst gegen Schwätzer und Lügner stets auf der Hut und gegen sie unbeugsam zu sein pflegt, durch die einschmeichelnde Ueberredungskunst einiger Verleumder gewonnen worden." In amtlicher Eigenschaft als Archidiakon hatte Hildebrand einen Erbschaftsstreit zu Ungunsten eines der Klöster Damiani's entschieden, während Damiani fest überzeugt ist, daß das Recht auf seiner Seite sei. Er kann

[1] Wenigstens wurde hier die Absetzung des frühern Bischofs, des Gegenpapstes Benedikt X., ausgesprochen, und in der Folge fiel Damiani die Sorge für das Bisthum zu.

[2] Die Datirung Roths (Studien u. Mitth. 1886, I. S. 373 Anm. 29) scheint hier vor der Neukirchs (S. 97) den Vorzug zu verdienen.

Digitized by Google

Hildebrand die Vorwürfe nicht ganz ersparen. „Aber was Wunder," fährt er fort, mit ganz ähnlicher Wendung, wie einst an Leo IX., „wenn Dich, einen so weisen und heiligen Mann, das listige und verschlagene Volk der Leibeigenen (um solche handelte es sich bei dem Streite) zu täuschen vermochte, da selbst den David, einen Mann voll prophetischen Geistes, Siba, der Knecht des Saul, durch listige Lüge von der Gerechtigkeit abbringen konnte." Nachdem Damiani die Gerechtigkeit seiner Sache, die Unbilligkeit von Hildebrands Entscheidung des weitern und mit vielen biblischen Bildern dargelegt hat, jedoch ohne jede persönliche Spitze gegen den Archidiakon, kommt er zu dem Schluß:

„Was soll ich also über Dich sagen, der Du zwar früher die Rechte einträchtiger Verbrüderung gegen mich gewahrt, jetzt aber doch einmal vernachlässigt hast, das Maul der bellenden Hunde zu schließen, und Dich nicht gescheut hast, falschen Anklägern Glauben zu schenken? ... Viele Kälber und fette Stiere haben mich bedroht (Ps. 21) — und Du hast geduldig Gehör gegeben. Ich will von dir, dem Archidiakon des Apostolischen Stuhles, sagen, was einst über den Apostel Jacobus gesagt wurde: ‚Auch der Gerechte hat einmal geirrt.' Aber weil man sowohl für die, welche einem Gutes, als für die, welche Schaden thun, beten soll, so laß mich die Darlegung meiner Klage mit einem Gebete beschließen: Der allmächtige Gott gebe Dir, ehrwürdiger Bruder, reichsten Lohn für die mir erwiesene Liebe, und daß Du den falschen Anklägern geglaubt hast, möge er Dir gnädig verzeihen."

Damit war diese Sache abgethan. Wie es scheint, hat Hildebrand dem Freunde Recht verschafft oder ihn eines Bessern belehrt; denn es ist zwischen beiden nie mehr davon die Rede.

Dagegen trat jetzt, während das Pontificat Nicolaus' II. sich ruhig und glücklich gestaltete, bei Damiani das Verlangen wieder heftiger hervor, sich von den Geschäften der Curie und der Verwaltung seiner Bisthümer zurückzuziehen zu dürfen in die glückliche Stille seines Klosters. Für Hildebrand mußte dieses beständige Zurückkommen auf dieselbe Sache allmählich lästig werden. Er gab ihm auf seine schriftlichen Gesuche gar keine Antwort mehr[1], und wenn er Boten an Damiani senden mußte, so fertigte er diese Angelegenheit mit einigen Scherzen ab, indem er auf das Unberechtigte und Unvernünftige von Damiani's Forderung hinwies, zu

[1] „Zunächst hatte Hildebrand höhere Interessen im Auge, als daß er sich mit dem grollenden Eremiten von Avellana hätte befassen können", anerkennt auch Neukirch S. 75.

Digitized by Google

einer Zeit, wo trotz augenblicklicher Windstille die Kirche auf seine Dienste noch zählen mußte. Damiani hingegen, der seine Forderung für die berechtigtste von der Welt hielt, war durch die scheinbare Geringschätzung, mit welcher Hildebrand dieselbe behandelte, sehr empfindlich berührt und hielt seine Klage nicht zurück. Schon die Ueberschrift des betreffenden Briefes unterscheidet sich von den übrigen: „Dem Herrn Hildebrand, dem Archidiakon, Petrus, Sünder und Mönch, gehorsamen Dienst (servitutem)". „Es ist mir ein Räthsel, ehrwürdiger Bruder, warum Deine heilige Seele sich gegen mich bei keiner Gelegenheit erweichen läßt, so daß Du, besonders wenn ich abwesend bin, kein Wort hören lässest, sei es an mich, sei es über mich, wie es dem Verkehr von Freunden entspricht (quod ad charitatis videatur officium pertinere); nein, so oft eine Botschaft an mich gesandt wird, oder in Deiner Gegenwart zufällig die Rede auf mich kommt, da wird sofort der Name meiner Wenigkeit zerzaust, mein Ruf bemäkelt, meine Grillenhaftigkeit verlacht und über mich solches vorgebracht, wie es für meine Gegner ein willkommener Spaß, für mich eine peinliche Demüthigung ist." Nun erinnert Damiani an den Eifer und die Hingebung, mit welchen er früher Hildebrand in allem unterstützt, und an die besondere Liebe, welche er stets zu ihm gehegt habe; dann fährt er fort: „Doch weshalb gebe ich meinem Schreiben eine solche Ausdehnung, da ich doch nicht hoffen darf, daß Du es lesen wirst? Gewiß, es gibt niemand auf Erden, dem ich lieber schreiben möchte als Dir, wenn Du nur Deine Augen dazu hergeben wolltest. Aber da ich diese Hoffnung nicht habe, siehe wenigstens, ob der Stil gut besorgt, ob die Sprache blühend, die Diction edel ist[1]. Aber magst Du nun darauf achten oder nicht, den Episkopat, den Du mir gegeben hast, stelle ich Dir durch diesen Brief zurück und entsage allem Recht und aller Gewalt, die mir auf denselben zukamen." In diese Zeit und Stimmung hinein passen am besten seine neuen Verse über den Archidiakon[2]:

Gott, der des Tigers Wuth bezähmt und den Rachen des Löwen,
Mach doch, daß, der ein Wolf bisher, mir werde zum Lamm.

Es war ihm mit der Entsagung heiliger Ernst, und bald richtete er eine ausführliche Schrift an den Papst, um seine Bitte zu erneuern, ihre

[1] Wie aus anderen Werken hervorgeht, pflegte Hildebrand an Damiani's literarischen Arbeiten großes Interesse zu nehmen, wie denn auch mehrere derselben ihm gewidmet sind.

[2] Epigr. 150 de eodem Hildebrando.

Digitized by Google

Gründe und ihre Berechtigung nachzuweisen: „Ihr erinnert Euch, mein Herr," schreibt er ihm, „wie viele Klagen ich oft vor Euch niedergelegt habe, wie vieles Gestöhne, wie viele tiefe Seufzer aus dem Innersten meines Herzens ich ausgestoßen habe, wie oft mein betrübtes Antlitz von reichlichen Thränen benetzt war. Aber damals konnte ich von Euch die Enthebung von meinem Amte nicht erlangen, weil dies gegen den Nutzen der Römischen Kirche schien. Jetzt aber, während Du im Schifflein Petri das Steuer führst, freut sich die ganze Kirche Christi in ungetrübtem Frieden. Die Sturmwinde verstummen, es legen sich die schäumenden Wogen, es ruht das Meer, wieder scheint ein lachender Himmel. Da nun unter Eurem Pontificat die ganze Kirche die Segnung des Friedens genießt, so möge auch, das bitte ich, meinen gebleichten Haaren und meinem gebeugten Alter die Ruhe nicht versagt werden. Deshalb zur Vergebung aller meiner Sünden, die ich je freventlich begangen habe, entsage ich den Rechten meines Episkopates, und durch diesen Ring — den Stab habt Ihr bereits genommen — lege ich ihn nieder mit Verzicht auf jedes Recht der Wiedererlangung. Zugleich gebe ich meine beiden Klöster Euch zurück und flehe nur, daß mir als altem und ausgedientem Soldaten ein Ruhequartier gewährt werde."

Im Laufe der Abhandlung erzählt Damiani mehreres, was er aus Hildebrands Mund gehört, berichtet über eine Predigt, die Hildebrand in des Papstes Gegenwart zu Arezzo gehalten habe, und nennt ihn ehrenvoll „jenen hochweisen Mann", dessen Worte er hier niederschreiben wolle, obgleich nicht alles ganz zur Sache gehöre, nur damit sie nicht der Vergessenheit anheimfielen. Die Schrift schließt mit Erneuerung seiner Bitte:

„Den Episkopat wie die Klöster lege ich unwiderruflich in Eure geheiligten Hände nieder und entsage allem Recht auf spätere Ansprüche, und da ich ob der Menge meiner Sünden nicht würdig bin, in einer kirchlichen Würde zu bleiben, so möge die göttliche Barmherzigkeit durch Eure heiligen Gebete, ehrwürdiger Vater, gewähren, den Rest meines Lebens in Buße und Kasteiung zuzubringen. Denn ich bekenne, als Sünder und Missethäter bin ich nicht ohne Fehl zu dieser Würde gelangt, und tadelnswerth habe ich in derselben gelebt. Deshalb schien es mir das Sicherste, daß ich lieber selbst freiwillig mich absetze, als daß ich vor dem Richterstuhl des strengen Richters im Anblick aller Engel und Menschen mit der Strafe ewiger Verdammniß das Absetzungsurtheil vernehme. Dies mag genügen. Der allmächtige Gott ... möge Eurem geheiligten Herzen ... einflößen, durch einen Brief Eurer Heiligkeit mir

Digitized by Google

solche Entscheidung zukommen zu lassen, wie es mit meinem Wünschen und Sehnen übereinstimmt."

An der bei der Curie maßgebenden Stelle stand es fest, diesem hartnäckigen Drängen nicht nachzugeben. Solange aber Damiani, ohne Rücksicht auf das allgemeine Beste und auf die schweren Aufgaben, die für die nächsten Räthe des Papstes zu lösen waren, sich in seine Einsamkeit und Muße zurückzog, glaubte man auch in der Umgebung des Papstes, auf ihn nicht besondere Rücksicht nehmen zu sollen. Wie es scheint, litt man in Rom wieder einmal an Geldnoth, aus welcher Hildebrands Energie und Umsicht auch früher schon hatte retten müssen — soviel ist gewiß, daß jetzt die Einkünfte Damiani's hart mitgenommen wurden. Auch Ring und Stab hatte man ihm nicht zurückgeschickt, sogar den übrigen kirchlichen Schmuck mit Beschlag belegt. Man möchte vermuthen, daß diese Kostbarkeiten, wie es auch sonst in Zeiten der Noth wohl geschah, für einige Zeit verpfändet wurden. Damiani klagt nicht über Ungerechtigkeit, betrachtet dies Vorgehen auch nicht als eine Strafmaßregel gegen sich. Bei seiner Empfindlichkeit und Offenheit hätte er es ganz sicher nicht unterdrückt, wenn das Verfahren an sich ein widerrechtliches oder unwürdiges gewesen wäre. Aber er scheint im Grunde nicht viel dagegen einzuwenden. Er benützt es nur, um in neuer Form seine alte Bitte um Amtsenthebung zu erneuern. Es ist durchaus nicht richtig, wenn gesagt wurde, „in erregter und betrübter Weise" habe Damiani jetzt geschrieben, und er sei durch das Factum sehr unangenehm berührt worden.

„Gepriesen sei der allmächtige Gott," schreibt er „an den heiligsten Vater Papst Nicolaus und Hildebrand, den ehrwürdigen Archidiakon", „daß jetzt endlich, da man wegnimmt, was mir als Beneficium gegeben worden war, und da man selbst den priesterlichen Schmuck von mir nimmt, sichere Anzeigen für mich kund werden, daß in nächster Bälde auch die bischöfliche Würde ganz von mir genommen werde." Eine lange Reihe von biblischen und kirchengeschichtlichen Beispielen wird nun mit den bei Damiani beliebten zierlichen Wendungen vorgeführt, um zu zeigen, wie oftmals die Wegnahme des Gewandes die Entkleidung von der Würde vorbedeutet habe. Dann folgt ganz kurz dasjenige, was als der eigentliche Klagepunkt gedeutet zu werden pflegt: „Außerdem habt Ihr durch Beanspruchung von Gastfreundschaft und Requirirungen ein ganzes Kloster von meinen Einkünften weggenommen, und was von meinem Episkopat einkam, habt Ihr aufgebraucht. Was bleibt also noch übrig, als daß der ausgediente Soldat, der seinen Sold eingebüßt hat, zugleich

Digitized by Google

mit dem Kriegsmantel auch das Wehrgehänge niederlege. Nehmet daher zu Eurer Verfügung den Episkopat und beide Klöster, damit mir künftig niemand mehr den Besitz einer Prälatur vorwerfe, während sie doch nichts einbringt... Es mögen daher Euer Liebden (vestra utriusque benignitas) beiderseits wissen, wie ich Euch dieselben so unwiderruflich hiermit zurückgebe, daß ich sie, solange ich lebe, nicht mehr übernehmen will."

Allein auch dieses wollte nicht verfangen. Damiani's Entschluß, seinen hohen Pflichten sich zu entziehen, fand selbst in mönchischen Kreisen Widerspruch, und er sah sich genöthigt, gegen einen Mönch Johannes sich deshalb zu vertheidigen. Auf der Synode von Melfi sah er den Papst wieder und begleitete ihn von da nach Benevent. Von Ostia aus, wo er dann seinen Aufenthalt nahm, traf er im October 1059 abermals mit dem Papst zusammen und blieb auch in Rom und Florenz in dessen Umgebung. Eine Reihe von päpstlichen Urkunden aus jener Zeit trägt auch seine Unterschrift, ein Zeichen[1], daß Hildebrand gesiegt hatte und Damiani an den Geschäften der Curie sich wieder fleißig betheiligte. Um diese Zeit war es auch, daß er im Namen und Auftrag des Papstes jenen schönen Brief an die Königin Anna von Frankreich[2] verfaßte. Bis gegen Mitte October 1060 weilte er in Rom, wenn auch wahrscheinlich mit manchen Unterbrechungen, und er verkehrte in dieser Zeit, wie früher, in freundschaftlicher und vertrauter Weise mit Hildebrand[3]. Wie herzlich ihr Verhältniß sich wieder gestaltet hatte, zeigt der Brief über den geistlichen Sabbat[4], den Damiani von Fonte-Avellana aus in der ersten Hälfte des Jahres 1061 an Hildebrand und Cardinal Stephan, der mit diesem die Geschäfte führte, richtete. Schon der Umstand, daß Damiani ein Werkchen solchen Inhaltes Hildebrand widmet, erinnert an das freundliche Interesse, das der große Cardinal-Archidiakon stets für Damiani's Muse hegte. Die Worte der Widmung wie des Schlusses verrathen den Ton inniger Freundschaft. „Nur dem Leibe nach, nicht dem Herzen nach" ist er von ihnen getrennt. Dabei ist wohl zu beachten, daß Hildebrand mit Cardinal Stephan in den Augen des Schreibenden gleichsam zu einer Person verwächst, daher die Ueberschrift: „Den beiden Hildebranden des Apostolischen Stuhles." Ueber denselben Cardinal aber hatte er zwei Jahre früher in einem seiner Klagebriefe an Nicolaus II. und „seinen heiligen Satan" besonders bemerkt[5]: „Auch des

[1] Kleinermanns S. 142 Anm. 4. [2] Ep. VII, 9; Jaffé 4423.
[3] Vita Domin. Loric. c. XIII; Migne CXLIV, 1023.
[4] Ep. II, 5. [5] Opusc. XX, 7.

Digitized by Google

Stephan, den ich als einen der liebsten meiner Freunde im Herzen trage, möchte ich zum Schluß meines Briefes gedenken und bitten, daß er nicht uneingedenk sein möge dessen, der seiner gedenkt." Jetzt schließt er seinen Brief an beide Cardinäle: „Möge der allmächtige Gott, Geliebteste, der vor den Menschen Euch hoch erhoben hat, auch gewähren, daß Ihr in seinen Augen stets wahrhaft Vollzieher seines Gesetzes seid."

Es herrschte somit das denkbar beste Einvernehmen unter den hervorragenden Stützen des Heiligen Stuhles, als am 13. Juli 1060 unerwartet früh Nicolaus II. starb. Die Wahl Alexanders II., der sowohl Damiani als Hildebrand persönlich nahe befreundet war, und die durch das Schisma des Cadalus nun der Kirche drohenden Gefahren waren nur geeignet, die Einigung noch fester zu machen. Nach der Weihe des neuen Papstes, die ihm als Cardinalbischof von Ostia zustand, zog sich Damiani zwar in seine Einsamkeit nach Fonte-Avellana zurück, folgte aber mit dem regsten Interesse den Ereignissen, jeden Augenblick bereit, nach Kräften einzugreifen. Dem Gegenpapste, der mit seinem Lombardenheer vom Norden heranzieht, schleudert er eine furchtbare Epistel entgegen[1]. Er erhebt sich darin im vollen Bewußtsein seiner Würde und Stellung als Cardinalbischof: „Was denkst Du über die Cardinalbischöfe," fragt er den Eindringling, „die da den römischen Papst hauptsächlich zu wählen haben und noch durch mehrere andere Vorrechte nicht nur beliebigen Bischöfen, sondern auch Patriarchen und selbst Primaten vorangehen? Denn nicht zu reden von der Heiligkeit der Gesammtkirche, sie sind jene ‚Augen des einen Steines', d. h. der Römischen Kirche, von denen Zacharias spricht..."

Der Brief Damiani's an Bischof Olderich von Fermo[2], welcher in der ersten Zeit des Schismas verfaßt ist, zeigt, wie sehr die Spaltung der Kirche dem Heiligen zu Herzen ging. Es ist derselbe Brief, in welchem er auch Klage führt über die vielen kleinen Fehden und Rachekriege, wie sie leider nicht nur bei Laien, sondern auch bei Kirchenfürsten im Schwange gingen. Längere Zeit weilt er bei dem Ungeziemenden und Mißerbauenden, das darin liege, wenn Priester überhaupt Krieg führten. Er scheut sich nicht, dies auch an dem hl. Leo IX. zu tadeln, obwohl er diesem Papste persönliche Wohlthaten dankte und ihn sonst hoch verehrte. Man hat aber in diesem Brief auch eine Polemik gegen Hildebrand gesehen. Als nämlich im März 1062 der Gegenpapst mit Heeresmacht gegen Rom aufbrach, das er ohne Schwertstreich zu besetzen hoffte, berichten die An-

[1] Ep. I, 20. [2] Ep. IV, 9.

Digitized by Google

nalen von Altaich: „Alexander und sein Anhang wußten schon lange vorher um deren Heranrücken und rüsteten, um sich selbst mit Waffengewalt zu vertheidigen.“ Gottfried von Toscana konnte nicht offen gegen den vom Kaiserhofe selbst aufgestellten Prätendenten zu Felde ziehen, Richard von Capua war eben in andere kriegerische Unternehmungen verwickelt. Wollte Hildebrand nicht mit verschränkten Armen zuschauen, wie die Römische Kirche in die Hand eines gewissenlosen Eindringlings und die Hauptstadt der Christenheit unter den Uebermuth der lombardischen Großen gerieth, so blieb nichts übrig, als selbst ein Heer zu werben und Rom gegen den Ueberfall zu vertheidigen. Er that so mit seiner gewohnten Energie, und trotz des Mißlingens der am 14. April gegen die Feinde versuchten Ueberrumpelung und der bedeutenden Verluste, welche die papsttreuen Römer mehr noch als ihre Gegner erlitten, hat er dadurch Rom vor einer Erniedrigung, das Papstthum vor noch größerem Uebel bewahrt. Hat Damiani in seinem Briefe dies tadeln wollen? Wenn so, dann beweist es nichts gegen Hildebrand, der in dieser Sache richtig und geradezu bewunderungswürdig gehandelt hat. Es würde nur beweisen, wie offen und ungescheut Damiani in der Darlegung seiner Ansichten verfuhr, und daß er sicher auch in anderen Punkten sich ausgesprochen haben würde, hätte er Tadelnswerthes an Hildebrand gefunden. Allein, obgleich in Damiani's Brief vom Kriegführen der Geistlichen im allgemeinen die Rede ist, so findet sich doch keine irgend erkennbare Anspielung auf die Vorgänge um Rom. Leo IX. wird getadelt, von Alexander II. und Hildebrand wird geschwiegen. Ueberdies handelt es sich vorzugsweise, wenn auch vielleicht nicht ausschließlich, um Rachefehden. Allerdings wird des Schismas in dem Briefe Erwähnung gethan, aber nur, wo Damiani im allgemeinen von den großen Uebeln und Leiden seiner Zeit spricht. Was aber noch entscheidender sein dürfte, ist, daß der Brief unmittelbar nach Ausbruch des Schismas geschrieben zu sein scheint. „Daher (von den Anstiftungen des bösen Feindes) kommt es,“ bemerkt Damiani, „daß zur Gefahr für die ganze Christenheit Priesterthum und Königthum sich gegenseitig entfremden, und zum Schimpf gegen den allmächtigen Gott, da schon ein Papst den Apostolischen Stuhl einnimmt, *jetzt* auch noch ein anderer von den Grenzen des Nordens als ‚Erwählter‘ aufgestellt wird.“ [1]

[1] Neukirchs Gegengrund (a. a. O. S. 101), daß der Brief einige Tage nach dem an Cadalus gerichteten Schreiben verfaßt sein müßte, das er auf Ende März 1062 ansetzt, ist nicht überzeugend. Allerdings sagt Damiani Ep. IV, 9, daß erst vor einigen Tagen die Trauer ihm elegische Verse entlockt habe, und verwendet er die

Digitized by Google

Cadalus war am 28. October 1062 zu Basel gegen Alexander II. zum Papst ernannt worden. Da er erst im März des folgenden Jahres kriegerische Unternehmungen begann, so konnte Damiani's Brief geschrieben sein zu einer Zeit, wo man in Rom an Kriegsrüstungen noch gar nicht dachte. Es mag jedoch immerhin sein, daß in Voraussicht der verschiedenen Eventualitäten schon sehr bald in den streng kirchlichen Kreisen der Reformcurie die Frage über die Zulässigkeit bewaffneten Widerstandes zu theoretischer Erörterung kam[1] und daß dieses Damiani's Ausführungen veranlaßt hat. Ein bestimmter Anhaltspunkt ist aber dafür keineswegs geboten, und die Argumente, die Damiani gegen das Kriegführen von Priestern und Bischöfen vorbrachte, berührten den Diakon Hildebrand, der nicht einmal persönlich zu Felde gezogen ist, höchstens nur indirect und in sehr abgeschwächtem Grade. Uebrigens steht Damiani nicht an[2], das „Volk der römischen Quiriten" ausdrücklich zu loben wegen des gerechten Zornes, mit dem es sich einst zu Gregors V. Zeiten gegen dessen Gegenpapst Johann XVI. erhoben und selbst Hand an ihn gelegt hatte. Er billigt ihren Ruf: „Solche Strafe soll erleiden, wer den römischen Papst von seinem Sitze zu vertreiben unternimmt."

Möglich also, aber nicht wahrscheinlich, daß Damiani Hildebrands Kriegsunternehmung in seinem Briefe tadeln wollte, oder doch, daß in dieser Frage die Ansichten beider etwas auseinandergingen. Keinesfalls aber kann von einer Mißstimmung zwischen beiden um diese Zeit die Rede sein. Damiani glühte vor Eifer für die Sache Alexanders II. Da er nach dem ersten Waffenerfolg des Gegenpapstes schon an aller menschlichen Hilfe verzweifelte, richtete er nochmals erschütternde Worte an den Usurpator, um ihn mit Gottes Strafgerichten zu schrecken. Auch blieb er von seiner Einsamkeit in Fonte-Avellana aus mit der Curie in dauernder Verbindung.

Ganz unerwartet trat im Gange der Ereignisse jetzt ein günstiger Umschwung ein. Gottfried von Tuscien zwang Cadalus, die Waffen

---

gleichen Verse am Schluß seines Briefes an Cadalus. Allein die Verse konnten sehr wohl längst vor jenem Briefe gedichtet sein. Hätte Damiani sein Schreiben an den Bischof von Fermo wenige Tage nach dem an Cadalus abgefaßt, so bleibt kaum verständlich, daß er im Zusammenhang der angerufenen Stelle dies verschwiegen haben sollte.

[1] Dahin könnte man vielleicht schließen aus den Worten: „Nonnullos movet, utrum Ecclesiarum rectores expetere vindictam debeant, ut malis mala more saecularium reddant." Migne CXLIV, 313.

[2] Ep. I, 21. Werner (Gerbert von Aurillac S. 295) weist auch aus anderen Schriften Damiani's nach, daß es diesem fern gelegen habe, „die gegen Cadalus aufgebotene Waffengewalt zu mißbilligen".

Digitized by Google

niederzulegen; im Reiche riß Anno von Köln die Obmacht an sich und schrieb den Reichstag nach Augsburg aus, um dort zu Gunsten des rechtmäßigen Papstes eine Entscheidung herbeizuführen. Damiani blieb nicht müßiger Zuschauer, sondern verwerthete sein schriftstellerisches Talent zum Besten der Kirche. Er verfaßte seine Disceptatio synodalis [1], welche für den kommenden Reichstag die Geister vorbereiten und die rechte Stimmung machen sollte. Es ist eine Unterredung zwischen einem Vertreter der papstfreundlichen Anschauungen und einem Verfechter der königlichen Ansprüche und Beschwerden; die letzteren werden theils auf ein erträgliches Maß zurückgeführt, theils widerlegt und abgewiesen. Man einigt sich, und die Darlegungen enden mit Hervorhebung der Nothwendigkeit und Heilsamkeit eines friedlichen Zusammenwirkens zwischen Papstthum und Königthum. Der Reichstag verlief im wesentlichen nach Wunsch. Gottfried von Tuscien führte den Papst nach Rom zurück, der im Januar 1063, von der Bevölkerung mit Jubel empfangen, seine Wohnung im Lateran aufschlagen konnte.

[1] Wegen dieses Werkes pflegt der Heilige von modernen Historikern aufs heftigste verunglimpft zu werden. Man legt ihm geradezu Blasphemien in den Mund und läßt ihn überdies mit sich selbst in groben Widerspruch gerathen. Man thut unrecht, einzelne spielende Wendungen, namentlich den sehr freien Gebrauch von Bibelstellen, wie er im Geschmack der Zeit lag, unnatürlich zu pressen. Man sollte doch stets den ganzen Mann und dessen ganze Denkweise im Auge behalten, wenn es sich um die Würdigung einer vereinzelten Aeußerung handelt. Daß keine wirklichen Widersprüche in der Discept. synod. sich finden, hat Fetzer (Voruntersuchungen S. 42) richtig hervorgehoben: „Es ist ja überhaupt nicht wahrscheinlich, daß Damiani sich in der Discept. synod. widersprechend betreffs ihrer Centralfrage ausgedrückt; über den Vorwurf einer gewissen Undeutlichkeit seiner Aussagen [für uns, nach 800 Jahren], welche absichtlich ist (?), dürfte man doch wohl nicht hinausgehen, ohne das Denkbare zu überschreiten." Um aber doch Damiani mit sich selbst in Widerspruch kommen zu lassen, definirt Fetzer ganz willkürlich die Worte semper ordinandi pontificis principatum dahin, daß zufolge der Discept. synod. der König bei der Papstwahl als princeps inter laicos, d. h. der Zeit nach zuerst, mitzuwirken habe. Aber das ist Damiani zu sagen gar nicht eingefallen. Er widerspricht daher auch in keiner Weise dem, was er im Brief an Cadalus so deutlich gesagt hat. Dort hat er mit dürren Worten gesagt, was er unter dem „principatus ordinandi pontificis", dem königlichen Vorrecht der Genehmhaltung der Weihe (oder Zustimmung zur Wahl), dem „principatus" verstehe, daß nämlich die Mitwirkung des Königs der Zeit nach an letzter Stelle erfolge als Zustimmung zur bereits vollzogenen Wahl. Die beiden Angaben widersprechen sich nicht, sondern ergänzen sich.

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Digitized by Google

Himmelsphotographie.

(Schluß.)

III.

Von dem internationalen Unternehmen wenden wir uns nun zu den Leistungen der einzelnen Sternwarten. Da fällt unser Blick unwillkürlich wieder zurück in die Neue Welt, nach dem Harvard-Observatorium, dessen Arbeitsplan und Geldmittel den sämmtlichen übrigen Sternwarten beinahe ebenbürtig sind. Dem jetzigen Leiter der Sternwarte, Professor Pickering, stehen mehr große Instrumente und mehr Gehilfen zur Verfügung als irgend einer andern Sternwarte der Welt, mit einem jährlichen Geldaufwande von 300 000 Mark.

Seine Arbeiten in der Himmelsphotographie begannen mit dem Tode H. Drapers im Jahre 1882. Bei den ersten Versuchen wurde eine Linse von 7 Zoll Oeffnung und 3 Fuß Brennweite auf dem Aequatorial befestigt; später wurde die Camera unbeweglich aufgestellt und die Platte allein auf einem Schlitten fortbewegt, so daß ganze Himmelszonen wie in einem Panorama durch die Camera zogen.

Den bedeutendsten Schritt vorwärts machte Pickering in der Photographie der Sternspectra, indem er das Prisma nicht in den Brennpunkt, sondern vor das Objectiv setzte, eine Methode, die von Fraunhofer vorgeschlagen und von P. Secchi bei Anwendung des Auges benutzt worden war. Während Draper und Huggins mit Spalt und Prisma im Brennpunkte nur ein einziges Spectrum photographiren konnten, erscheinen jetzt mehr als hundert auf einer Platte, und die Grenze der noch erreichbaren Größenklassen ist von der zweiten bis auf die achte erweitert worden. Eine Schwierigkeit bot noch die nothwendige Verbreiterung der haarfeinen Spectra, welche offenbar nicht mehr wie früher durch eine cylindrische Linse bewerkstelligt werden konnte. Die Frage wurde jedoch ebenso einfach wie sinnreich gelöst. Das Prisma wurde horizontal gestellt und die Triebuhr des Fernrohrs etwas verlangsamt, wodurch der nach Nord-Süd gerichtete Spectrumstreifen in der Richtung Ost-West verbreitert wurde.

Die ersten Versuche galten, wie gewöhnlich, den hellen Sternen des Siebengestirns. Eine Platte von 10 Grad im Gevierte zeigte nach 34 Minuten Aussetzung gegen 40 Spectra, deren Gepräge fast ausschließlich dem ersten Secchi'schen Spectraltypus angehört. Dieser Umstand bekräftigt

Digitized by Google

die Ansicht von der physischen Zusammengehörigkeit dieses Sternhaufens, die man schon früher aus der gemeinschaftlichen Bewegung dieser Sterne gewonnen hatte.

So weit waren die Versuche bis zum Jahre 1886 gediehen. Da vermachte Frau Draper den großen Refractor und Reflector ihres verstorbenen Mannes sammt mehreren kleineren Instrumenten und einer Geldsumme der Harvard-Sternwarte zu dem Zwecke eines Draper-Denkmals in Gestalt eines Spectrum-Verzeichnisses aller Sterne bis zur achten Größenklasse. Nahezu 8000 Spectra sind bereits aufgenommen und haben zur Entdeckung mehrerer Veränderlichen geführt. Der Refractor ist jetzt mit vier Prismen von nahezu 11 Zoll im Gevierte versehen. Fest in einem Rahmen verbunden und vor dem Objectiv des Fernrohrs befestigt, geben dieselben Spectralbilder von nahezu 4 Zoll Länge mit Hunderten von hellen und dunkeln Linien.

Zwei Jahre später konnte Pickering von den Leistungen eines 8zölligen photographischen Refractors berichten, der einem 13-Zöller gewachsen sei. Ueber 3000 Platten stellten 28 000 Spectra von 11 000 verschiedenen Sternen dar. Eine andere Reihe von Platten enthält 12 000 Sterne längs des Aequators als maßgebende Stufenleiter für Größenschätzungen. Eine Merkwürdigkeit bildet die photographische Aufnahme einer kleinen Scheibe um den Nordpol von einem Grad Halbmesser, welche 1000 Sterne zeigt, während die größten Sternverzeichnisse deren nur 40 geben.

Der folgende weitgehende Plan zeigt so recht, wie die Harvard-Sternwarte, unter der Leitung eines zweiten Herschel, ihre eigenen Wege geht und es mit sämmtlichen Sternwarten der Welt aufzunehmen versucht. Der ganze Himmel vom Nordpol bis zum Südpol soll abgebildet werden. Was man in Cambridge nicht sehen kann, wird von einer reisenden Expedition in Südamerika, unter der Leitung des Bruders des Directors, photographirt. Ein 24zölliges Fernrohr soll das Licht einer Himmelsgegend von 5 Grad im Gevierte auf eine Glasscheibe werfen, die nach beiden Seiten 13 Zoll mißt. Eine Stunde Belichtungszeit wird viele sonst ganz unsichtbare Sterne erreichen, vielleicht 20—30 000 auf einer Platte, und über 50 Millionen auf allen 2000 Platten, welche zur Aufnahme des Himmels erforderlich wären.

Aber wie läßt sich dies, wird man vielleicht fragen, mit dem reimen, was vorher über die Pariser Versammlung gesagt war? Wird denn der eine Astronom in Nordamerika das leisten wollen, wovor sämmtliche Astronomen des internationalen Congresses zurückschreckten?

Digitized by Google

Die schwere und kostspielige Arbeit, aus den Glasplatten einen gedruckten Atlas in vergrößertem Maßstabe herzustellen, und die noch saurere Arbeit, die Platten auszumessen und ein Sternverzeichniß herzustellen, liegt allerdings nicht in der Absicht des amerikanischen Astronomen. Auf Entdeckungen geht er aus, und im Sturm durcheilt er mit seiner Mähmaschine das ganze weite Feld, um die Erstlingsfrüchte einzuheimsen. Die 2000 Platten sollen eine Art Museum bilden, wo man sich gelegentlich nach neuen Doppelflecken und Doppelsternen umsehen kann, und wo sich spätere Zweifel über Veränderungen am Himmel lösen lassen.

Doch wenden wir uns wieder zurück über das Atlantische Meer, um auch unserer eigenen Heimat gerecht zu werden. Das neue astrophysikalische Observatorium zu Potsdam ist seit 1884 wohl der Hauptsitz in Deutschland für Untersuchungen in der Himmelsphotographie. Schon gleichzeitig mit den Versuchen zu Paris wurden dort von Dr. Lohse Sternhaufen abgebildet, allerdings noch mit bescheideneren Mitteln.

Als Merkwürdigkeit dieser Sternwarte erwähnen wir eine Vorrichtung zur photographischen Aufnahme des Sonnenbildes, den Heliographen von 160 mm Oeffnung und 4 m Brennweite, parallel der Erdachse fest aufgestellt, und ihm gegenüber den Heliostaten mit versilbertem Spiegel und Uhrwerk, der das Sonnenbild in einer Ausdehnung von 10—30 cm auf die Gelatine-Platte wirft.

Dieses Instrument wetteifert mit Herrn Janssen in Meudon, der durch seine großen und schönen Sonnenbilder die sternkundige Welt in Staunen versetzt hat. Dieselben gelangen ihm durch die Verkürzung der Belichtungszeit bis auf den hunderttausendsten Theil einer Sekunde, wodurch die oben erwähnte Ueberstrahlung des kräftigen Sonnenlichts verhindert wurde.

Die Hauptleistung der Potsdamer Sternwarte auf dem Gebiete der Himmelsphotographie bilden die Spectra der Fixsterne. Alle helleren Sterne stehen seit 1888 auf dem Arbeitsentwurfe. Die Ansammlung der Platten wird dabei freilich nicht so massenhaft, ihre Untersuchung aber dafür um so gründlicher. Zeuge dafür sind die Ergebnisse über die Bewegung der Sterne in unserer Gesichtslinie, die eine zehnmal größere Genauigkeit beanspruchen, als die früheren gleichartigen Untersuchungen in Greenwich. Großes Aufsehen hat jüngst die folgende Entdeckung gemacht.

Der wohlbekannte Stern Algol im Perseus erleidet ungefähr alle drei Tage eine plötzliche Verfinsterung, die einige Stunden andauert. Schon lange hatte man geahnt, Algol sei ein Doppelstern, bestehend aus einem

Digitized by Google

hellen und einem dunkeln Begleiter, die sich um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt des Systems bewegen. Nun zeigen die Potsdamer Platten durch das periodische Hinundherschwanken der Spectrallinien in der That, daß der helle Begleiter unmittelbar nach der Verfinsterung sich uns nähert und vor derselben sich von uns entfernt.

Eine weitere Leistung dieser Sternwarte auf demselben Gebiete bilden die gelungenen Versuche über die Herstellung von Platten, welche für die gelben und rothen Strahlen empfindlich sind und bei einigen Planeten und ihren Begleitern, bei farbigen Sternen und dem rothen Ende des Lichtspectrums Verwendung finden.

Wir haben vorhin der Versuche Dr. Lohse's bei der Abbildung von Sternhaufen Erwähnung gethan. Die Schwierigkeiten sowohl wie die Ergebnisse dieser Art von Photographien verdienen eine etwas eingehendere Besprechung. Sterne der verschiedensten Helligkeit finden sich da bunt durcheinander geworfen und auf einen kleinen Raum zusammengedrängt. Will man die hellsten Sterne als schöne kleine Punkte darstellen, so finden die schwächsten nicht Zeit, ihre Strahlen wirksam zu machen; will man umgekehrt die schwächsten Sterne aufnehmen, so werden die hellsten in der Gelatine-Schichte große Löcher ausbrennen und das Bild des Sternhaufens durch ungestalte Flecken entstellen. Es sind eben viele Sternschichten übereinander gelagert, von denen jede ihre eigene Belichtungszeit erfordert, angefangen von einer Hundertstel-Sekunde bis zu einer vollen Stunde. Ein einziges photographisches Bild kann ebenso wenig alle diese Größenklassen darstellen, wie die wechselnden Phasen des Mondes.

Von dem schönen Sternhaufen im Perseus wurden deshalb auch in der That fünf Abdrücke genommen von bezw. 1, 4, 9, 16 und 25 Minuten Belichtungszeit. Dadurch wurde der Sternhaufen in fünf chemisch verschiedene Schichten zerlegt, die aber, was wohl zu beachten ist, mit den Helligkeitsschichten nicht genau zusammenfallen. Wenn man trotzdem aus der Größe der photographirten Sternscheibchen auf die Helligkeit der Sterne zu schließen sucht, so verläßt man sich eben auf die Annahme, daß in der großen Menge der Sterne die verschiedenen Farben unter sich und mit den chemischen Strahlen jenseits des Violetten in demselben Verhältnisse gemischt auftreten. Wie viele Ausnahmen von dieser Regel wirklich stattfinden, wird sich erst bei der photographischen Herstellung der Himmelskarten zeigen. Verschiedene Formeln zur Berechnung der Helligkeit der Sterne aus dem Durchmesser ihres photographischen Bildes wurden

Digitized by Google

versuchsweise aufgestellt von Pickering, Charlier, Kapteyn und Scheiner, meistens aus der Vergleichung der Plejaden-Sterne.

Von den weiteren Arbeiten auf europäischem Boden mögen noch die folgenden erwähnt werden.

In England hat Pritchard durch eine Reihe von Aufnahmen des geschichtlichen Sternes 61 im Schwan bewiesen, daß auch die scheinbare Verschiebung der nächsten Fixsterne infolge der jährlichen Bewegung der Erde der neuen Methode zugänglich ist. Auf demselben Wege hofft man auch den Doppelsternen nahe zu kommen. Allein wenn auch der helle Doppelstern Mizar unter dem „Reiterlein" im großen Bären schon oft aufgenommen wurde, scheint doch noch kein wirklich verwendbares Verfahren gefunden zu sein.

Erwähnung verdienen auch zwei Sternwarten in Ungarn: die eine gehört dem Herrn Gothard in Hereny, die andere dem Herrn Konkoly in O'Gyalla. Die Besitzer haben aus eigenen Mitteln und theilweise mit eigener Hand ihre photographische Ausrüstung besorgt und betheiligen sich an vielen der vorhin besprochenen Untersuchungen.

Wir wenden uns nun zum Kap der Guten Hoffnung, wo Dr. Gill, ein Mann der alten Schule, sich mit dem classischen Durchgangsinstrument und Heliometer abgab, bis er im Jahre 1882 von einem großen Kometen, der an der südlichen Himmelskugel erschienen war, wenigstens zu einem Versuche mit der neuen Methode herausgefordert wurde. Die Camera, welche von einem Photographen der Stadt zur Verfügung gestellt war, wurde auf das Rohr des Aequatorials gebunden, und eine Belichtungszeit von etwas über zwei Stunden genügte, um die feinsten Fasern des Schweifes zu zeigen und eine Menge Sternchen neunter Größe, welche durch denselben hindurchschimmerten. Der Herr war durch diesen Erfolg gänzlich zu dem neuen Verfahren bekehrt, und bald war ein neuer Arbeitsentwurf für diese südliche Sternwarte ausgearbeitet. Argelanders und Schönfelds Durchmusterung des Himmels sollte auf photographischem Wege bis zum Südpol ausgedehnt werden. Die Durchmusterung des nördlichen Himmels bis zur 9. oder 10. Größenklasse enthält eine Drittelmillion Sterne, welche mittelst Steindruck auf Karten gebracht und in einem dreibändigen Verzeichnisse nach Lage und Helligkeit angegeben sind, ein Werk, dessen Inangriffnahme deutsche Arbeitslust und Ausdauer voraussetzte und dessen Vollendung von unberechenbarem Nutzen ist. Die Hauptarbeit wurde von zwei Beobachtern und vier Gehilfen in sieben Jahren vollendet. Die südlichen Zonen wurden bis zum Wendekreis ausgedehnt

Digitized by Google

und enthalten weit über 100 000 Sterne. Danach werden für Dr. Gill wohl 200 000 Sterne übrig bleiben, etwa die Hälfte der beiden Bonner Durchmusterungen. Dr. Gill hofft sich diese Arbeit mit Hilfe der chemischen Strahlen zu erleichtern, und in der That mag er in zwei bis drei Jahren mit der Aufnahme der dazu nöthigen 1000 Platten von je 6 Grad im Gevierte fertig werden. Allein damit ist erst der kleinste Theil der Arbeit gethan. Was es heißt, diese Tausende von mikroskopischen Pünktchen im dunkeln Bade richtig zu entwickeln, und das, bevor man sie überhaupt sehen kann; was es ferner heißt, alle diese Pünktchen unter dem Vergrößerungsglase zu finden und von Flecken in der Gelatine-Schichte zu unterscheiden, dann nach zwei Richtungen auszumessen und während dessen genau Buch zu führen, davon kann nur der erzählen, dessen Auge bei solcher Arbeit schon wiederholt müde geworden ist. Professor Kapteyn in Groningen hofft diese Arbeit für Dr. Gill in fünf bis sechs Jahren zu vollenden. Erst wenn Karte und Katalog im Druck vorliegen, wird sich entscheiden lassen, ob bei dieser Durchmusterung bis zur 10. Größenklasse die photographische Methode am Kap der Guten Hoffnung oder die optische in Cordoba, wo dasselbe Feld bearbeitet wird, die leichtere sei.

Der Leser, welcher uns auf unserer Zickzackreise geduldig gefolgt ist, möge es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihn noch einmal übers Meer führen und in unser eigenes Haus einladen, in die Sternwarte im Georgetown College. Wir möchten ihm da die Lösung einer jahrelang schwebenden Aufgabe zeigen: die Ausmerzung der „persönlichen Gleichung". Es ist diese persönliche Gleichung, oder besser Ungleichung, eine Fehlerquelle, mit der die Sternkunde seit mehreren Jahrhunderten vergeblich kämpfte, und deren Wesen schon aus ihrem Namen erhellt. Was an einer Beobachtung „persönlich" ist, kann ja unmöglich die Genauigkeit einer Naturkraft, wie Elektricität oder Schwerkraft, theilen; aber ganz besonders tritt die Ungenauigkeit des persönlichen Eingreifens zu Tage, wenn es sich darum handelt, einen Stern in seinem täglichen Laufe durch das Gesichtsfeld des Fernrohrs zu erhaschen, und diese besondere Ungenauigkeit hat man als „persönliche Gleichung" im engern Sinne bezeichnet. Beim Ausmessen eines ruhenden Bildes gibt es keine persönliche Gleichung. Jeder Theil wird an der Stelle gesehen, wo er wirklich ist. Anders verhält es sich bei einem laufenden Sterne. Es vergeht immer eine Zeit, bis der Lichteindruck eines leuchtenden Punktes auf unsere Netzhaut bis zum Sitze unserer Erkenntniß kommt, und noch mehr Zeit, bis von da aus der Befehl zum elektrischen Zeichen in die Fingerspitzen gelangt. So sollte eigent-

Digitized by Google

lich jeder Durchgang eines Sternbildes hinter einem Faden des Gesichtsfeldes zu spät angezeigt werden, also einer negativen persönlichen Ausgleichung bedürfen. Nun trifft auffallenderweise bei angehenden Sternkundigen fast immer das Gegentheil ein. Aus Furcht, den richtigen Augenblick zu verpassen, geben sie das Zeichen zu früh, und es bedarf langer Uebung, bis sie die nöthige Kaltblütigkeit errungen haben; aber zum Nachtheile der Beobachtungen scheint dann diese Kaltblütigkeit mit den Jahren immer mehr zuzunehmen und die persönliche Gleichung immer mehr negativ zu werden.

Die Fehlerquelle wird verdoppelt, wenn man aus den Ergebnissen zweier Beobachter ein Sternverzeichniß herstellen will. Dann hat man es nicht mit der absoluten persönlichen Gleichung jedes einzelnen zu thun, sondern mit ihrer relativen. Wir verweisen zur Erläuterung auf die beiden größten Beobachter ihrer Zeit, Bessel und Struve. Im Jahre 1814 beobachteten sie die Durchgänge um gleichviel zu spät, ihre relative persönliche Gleichung war Null. Im Jahre 1821 war letztere auf acht Zehntelsekunden und zwei Jahre später auf eine volle Zeitsekunde angewachsen. Da man heute mit Leichtigkeit noch Hundertstelsekunden in Rechnung bringt, so kann man auf den Wirrwarr schließen, den dieses wechselnde Element in die feineren Rechnungen hineinträgt. In Anbetracht des oben erwähnten Beispiels könnte der Ausdruck Wirrwarr vielleicht etwas zu stark erscheinen. Allein man bedenke, daß dieses Element von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde sich ändert. Nicht nur sind es Frische oder Ermüdung, Wohl- oder Unwohlsein, Aufregung oder Ruhe des Beobachters, sondern auch die größere oder kleinere Geschwindigkeit des Sterns, seine Helligkeit, die Richtung der Bewegung, die Vergrößerung des Oculars, die Culmination im Norden oder Süden, welche fortwährend an der persönlichen Gleichung arbeiten und den Beobachter zu Verfrühungen oder Verspätungen veranlassen.

Vielfach waren die Versuche, diesen Fehler zu berechnen und auszugleichen, und für je zwei gute Beobachter kann man auch annähernd einen Mittelwerth des Fehlers aus ihren eigenen Beobachtungen ableiten. Sogar eigene Maschinen wurden gebaut, wodurch der wahre Durchgang eines künstlichen Sternes elektrisch verzeichnet wird und mit dem beobachteten unmittelbar verglichen werden kann. Wir erinnern nur an die in den letzten Jahren erfundenen von Eastman, Christie, Bredechin und Bakhuysen.

Allein ein so wechselndes Element bleibt eben, streng genommen, immer unberechenbar und unbestimmbar. Darum haben andere Sternkundige

Digitized by Google

das Uebel bei der Wurzel zu fassen und das bewegliche Bild in ein ruhendes zu verwandeln gesucht.

Einen sehr einfachen Vorschlag machte Langley. Der Sterndurchgang soll von einem Schieber verdeckt und nur für Augenblicke enthüllt werden. Der Stern erscheint dann in ruhendem Zustande, und sein Abstand vom nächsten Faden muß geschätzt werden. Wird die Bewegung des Schiebers von der Uhr besorgt und elektrisch verzeichnet, so ist die Verbindung zwischen Ort und Zeit hergestellt.

Als sehr geistreich wird allgemein der Vorschlag des P. Braun S. J. anerkannt. Derselbe ist in dem Berichte des Haynald'schen Observatoriums für 1886 ausführlich beschrieben und besteht im wesentlichen darin, daß der bewegliche Mikrometerfaden die Bewegung des Sternes mitmacht, daß also beide in Bezug aufeinander als ruhend erscheinen und die genaue Einstellung ohne Einfluß der persönlichen Gleichung gemacht werden kann. Die Verbindung zwischen Ort und Zeit geschieht auch hier auf elektrischem Wege durch die Uhr selbst.

Statt den Mikrometerfaden allein in Bewegung zu setzen, gedachten die Instrumentenbauer Repsold das ganze Transitinstrument dem Sterne folgen zu lassen, während andere einen Mittelweg einschlugen und weder den Faden allein noch das ganze schwere Instrument, sondern das Mikrometer mit Uhrwerk treiben wollten. Während die erwähnten Vorschläge eben nur Vorschläge geblieben sind, hat man es mit der Gelatine-Platte wirklich versucht, und zwar zuerst, wie das kaum anders zu erwarten war, auf der Harvard-Sternwarte. Allein beim Versuche ist es auch hier geblieben. Die Theorie des Verfahrens war gefunden; aber dem Instrumente fehlte noch die Vollkommenheit und Einfachheit, die ihm beim täglichen Gebrauche unentbehrlich ist.

Diese Aufgabe ist von Professor Fargis S. J., dem das Ertel'sche Transitinstrument unserer Sternwarte anvertraut ist, vollständig gelöst worden. Das unscheinbare, kleine, von ihm erfundene Instrumentchen, das dem Ocularende des Fernrohrs angeschraubt wird und den Stern abwechselnd verdunkelt und enthüllt, hat den Namen Photochronograph[1] erhalten, weil die photographische Platte durch dasselbe wirklich das Aussehen eines Chronographenstreifens erhält. Da findet man dieselben Sekundenmarken mit den Pausen der Uhr, nur fehlen die mit der

[1] Näheres hierüber in der jüngst erschienenen Schrift: The Photochronograph and its applications to Stars Transits. Washington D. C., 1891.

Digitized by Google

Krankheit der persönlichen Gleichung behafteten Zwischensignale des Beobachters ganz. An deren Statt zeigt die Platte den Mittelfaden des Fernrohrs, auf welchen alle vom Sterne gezeichneten Sekundenmarken bezogen werden können. Die Vorrichtung ist so einfach, daß sie innerhalb eines halben Jahres schon über 300 meßbare Sterndurchgänge geliefert hat, aus denen das Uebel der persönlichen Gleichung gründlich ausgerottet ist.

So hätten wir denn unsere vielverschlungene wissenschaftliche Reise vollendet. Es war nicht ein Gang durch ein Museum, wo die Gegenstände nach Gattung und Art geordnet daliegen, sondern eine mehr geschichtliche Rundschau, bei der uns die verschiedensten allerorts auftauchenden Entdeckungen nacheinander überraschten und erfreuten, ähnlich einem großen Sternschnuppenfall, der die Aufmerksamkeit des Beschauers vorübergehend auf die verschiedenen Himmelsgegenden lenkt. Wer wollte diese nächtlichen Wanderer während ihres stillen Schauspiels nach Farbe und Glanz oder nach Strahlungspunkten in Gruppen theilen? Das ist erst später möglich, wenn alle aufgezeichneten Bahnen vorliegen und mit Muße studirt werden können. So auch in unserem Falle. Das Schauspiel der sich rasch folgenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Himmelsphotographie ist noch lange nicht zu Ende und kann erst in späteren Jahren in einem einheitlichen Bilde dargestellt werden.

Zum Schlusse legt sich die Frage nahe, ob denn dieses von uns entrollte Schauspiel von rasch sich folgenden allerorts aufblitzenden Erfindungen des menschlichen Geistes nicht auch als ein Widerschein der Allmacht und Weisheit Gottes anzusehen sei, der diesen Geist mit solchen Kräften ausgerüstet hat. Und dennoch finden sich unter den oben erwähnten Namen auch solche, deren Träger, als sie noch im Diesseits weilten, zwischen diesem menschlichen Geiste und dem Glauben an den Schöpfer einen „unlöslichen Widerspruch" zu finden behaupteten. Diesen Widerspruch haben sie aber selbst geschaffen, indem sie den menschlichen Geist vergötterten, einen Widerspruch, in welchen sich schon der Lügner von Anbeginn verwickelt hatte, zu seinem eigenen Schaden, aber leider nicht zur Belehrung dieser Weltweisen.

J. G. Hagen S. J.

Digitized by Google

Der Philoſoph von Palais als Hymnopoet.

> . . . Ingenio varius, subtilis et acer,
> Omnia vi superans rationis et arte loquendi
> Abaelardus erat. . . .
>
> Petrus Mauritius.

Abälard, der Peripatetiker von Palais, der Abt von St. Gildas, der Widerſacher des hl. Bernhard und der Schutzbefohlene Peters des Ehrwürdigen, iſt von jeher eine der merkwürdigſten Geſtalten in der Geſchichte der theologiſch-philoſophiſchen Kämpfe des Mittelalters geweſen. Sein ganzes Leben iſt ein ununterbrochener Roman, wie man ihn ſich abwechslungs- und wirkungsreicher kaum denken kann. Was Wunder, wenn dies abenteuernde Leben wieder und wieder beſchrieben wurde! Wer ſich einen Begriff von der Reichhaltigkeit der Abälard-Literatur machen will, der ſei verwieſen auf Ulyſſes Chevaliers Répertoire des sources und den zugehörigen Supplementband, obſchon die an beiden Orten aufgeführten reichhaltigen Liſten auf Vollſtändigkeit keinen Anſpruch machen können. Es iſt deshalb lediglich eine Pflicht der Selbſtachtung, wenn wir ſo oft Erzähltes hier nicht abermals erzählen. Auch mit den Urtheilen Dritter über Abälard wäre wenig gedient, da dieſelben nur zu oft einſeitig und ungenau ſind, indem das Bild, das ſie uns von dem Geiſte Abälards entfalten, vielfach in einer Weiſe mit dem des Beurtheilers verquickt iſt, daß es ſchwer hält, die beiden Bilder zu ſondern. Wir wollen uns vielmehr auf eine einzige literariſche That Abälards, auf das von ihm verfaßte Hymnar der Abtei Paraklet beſchränken. Iſt doch über dem Philoſophen der Dichter Abälard ſo gut wie vergeſſen worden, obgleich zu den Lebzeiten des genialen Mannes der Ruf des letztern dem des erſtern kaum nachſtand. Aber es ſind die weltlichen Lieder Abälards im Strome der Zeiten verrauſcht und verklungen, und ſeine geiſtlichen Lieder theilten das Schickſal der Hymnenliteratur überhaupt: es war dafür wenig Verſtändniß, wenig Intereſſe vorhanden.

Abälard war kühn und bahnbrechend in der heiligen Poeſie: kühn, weil er der erſte und einzige Autor iſt (es könnte außer ihm nur noch der ſpäte Santeul in Betracht kommen), der ein geſammtes liturgiſches Hymnar verfaßte; bahnbrechend, weil er ſich dabei eines neuen, zum Theil ſehr künſtlichen Versbaues befliß, vermöge deſſen er als einer jener Autoren angeſehen werden muß, auf deren Schultern die ganze wundervolle Blütezeit lateiniſcher Rhythmendichtung ſteht, welche mit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts begann, das ganze 13. hindurch anhielt und nur langſam im 14. von ihrer Höhe herabſank. „Die lateiniſchen Rhythmen des Mittelalters“, bemerkt mit Recht Wilhelm Meyer aus Speier, „verdienen eifrige Erforſchung; nicht nur um des Inhaltes, ſondern auch der Formen willen. Dichtungen wie viele der Carmina Burana, manche des Archipoeta, ſehr viele Hymnen und Sequenzen werden ſtets zu den Perlen der Weltliteratur gehören. Dann

Digitized by Google

haben die lateinischen Rhythmendichter besonders im 11. und 12. Jahrhundert mit feinem Gefühle für den innern Bau der Zeilen Gesetze aufgestellt, welche auf die romanische Dichtung im Mittelalter großen Einfluß gehabt haben und zum Theil noch jetzt fortwirken, wie z. B. der romanische Versbau noch heute auf dem damals gelegten Grunde ruht"; und an anderer Stelle: „Was aber dieser Periode vor allem ihr Gepräge gibt, das sind die neuen Zeilen- und Strophenformen und der Aufbau der ganzen Gedichte. Sonst wird der Genuß dessen, was das Mittelalter hervorgebracht hat, oft gestört durch dessen Nachäffung von Autoritäten; konnte man in der Bibel, in einem Kirchenvater oder alten Classiker ein Vorbild finden oder zu finden glauben, so war die stärkste Geschmacklosigkeit entschuldigt, ja als Zeichen von Gelehrsamkeit rühmlich; an den Formen der rhythmischen Dichtung können wir wie an denen der mittelalterlichen Baukunst reine Freude haben. Denn hier galt nur, was für passend und schön befunden wurde." [1]

Wenn gleichwohl der dichterischen Thätigkeit Abälards verhältnißmäßig so geringe Aufmerksamkeit geschenkt ward und wird, so liegt ein Grund dieser auffallenden Erscheinung auch darin, daß die Hymnen Abälards überhaupt nur mit genauer Noth auf uns gekommen sind. Wie wir die sechs Klagelieder unseres Philosophen einer einzigen (vaticanischen) Handschrift verdanken, so erging es auch den Hymnen nicht viel besser, die bereits von den Verfassern der Histoire littéraire de la France unter seinen verlorenen Schriften aufgeführt wurden.

Daß Abälard überhaupt dichterisch thätig war und, wie das ja im frühen Mittelalter noch vielfach zu geschehen pflegte, seine Gedichte auch selbst mit Melodien versah, dafür haben wir sowohl sein eigenes als Heloise's Zeugniß [2]. Von der Existenz eines durch Abälard verfaßten Hymnars aber gab jederzeit der kurze Widmungsbrief Nachricht, welcher sich vor dem Buche der Predigten befindet und in welchem der Verfasser Heloise mittheilt, er sende ihr, nachdem er erst unlängst auf ihre Bitten hin ein Buch Hymnen oder Sequenzen verfaßt, nunmehr eine Sammlung geistlicher Vorträge und Unterweisungen für ihr Kloster Paraklet [3]. Uebrigens führt auch Henricus Gandavensis bezw. der Fortsetzer von dessen Scriptores ecclesiastici das Hymnar Abälards auf [4], und Amboise, der 1616 eine Ausgabe von Werken Abälards veranstaltete und selbst eine Reise nach Paraklet unternahm, hatte diese Hymnen

[1] Der Ludus de Antichristo und Bemerkungen über die lateinischen Rhythmen des 12. Jahrhunderts. Sitzungsberichte der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1882. Philosophisch-philologische Blätter. I. S. 43 u. 113.

[2] PP. LL. CLXXVIII, 128. 185 sq.

[3] Libello quodam hymnorum vel sequentiarum a me nuper precibus tuis consummato, veneranda in Christo et amanda soror Heloissa, nonnulla insuper opuscula sermonum, juxta petitionem tuam, tam tibi quam spiritalibus filiabus tuis in nostro oratorio congregatis scribere praeter consuetudinem nostram utcunque maturavi. Ibid. c. 380.

[4] Vgl. A. Fabricius, Bibliotheca eccles. XI, 128.

Digitized by Google

gesehen, so daß bei dem Lobe, welches er denselben in seiner Praefatio apologetica spendet [1], nur zu verwundern ist, warum er sie seiner Ausgabe nicht einverleibte. Offenbar waren damals Abälards Hymnen zu Paraklet noch im Gebrauche; zu Ende des Jahrhunderts indes oder zu Anfang des nächsten werden die Nonnen aller Wahrscheinlichkeit nach, der damals ganz Frankreich erfassenden Manie, neue Liturgien und vor allem neue Hymnen einzuführen, Folge gebend, das Erbe ihres Stifters gegen die Muse der Santeul und Coffin eingetauscht haben. Ueber den alten liturgischen Handschriften wird, wie anderwärts, kein günstiger Stern geleuchtet haben, und so erklärt es sich, daß schon zur Zeit der Histoire littéraire die Hymnen Abälards als verloren galten.

Dabei blieb es bis hinein in unser Jahrhundert, als zuerst Oehler auf den Codex 10 147—58 der Bibliothèque de Bourgogne und in demselben auf die verloren geglaubten Hymnen stieß. Oehler sowohl als Gachet und du Meril veröffentlichten nacheinander verschiedene Lieder dieser Handschrift, während das gesammte Hymnar erst 1849 in der von Victor Cousin besorgten Ausgabe der Werke Abälards einen Platz fand [2]. Noch ehe der zweite Band der Cousin'schen Edition erschienen, besorgte (der nachmalige Cardinal) Pitra eine neue Ausgabe der Hymnen für Migne's Patrologiae cursus completus, für welche er während eines längern Aufenthaltes in Brüssel die dortige Handschrift nochmals verglich und einzelne Fehler Cousins verbesserte. Der Codex Bruxellensis, der aus der Lütticher Gegend zu stammen scheint und dem Beginne des 13., vielleicht selbst dem ausgehenden 12. Jahrhundert angehört, ist kein liturgischer, sondern ein Sammelband verschiedener Gegenstände, unter denen Abälards Hymnar den letzten Platz einnimmt. Leider ist die Handschrift nicht vollständig; denn sie schließt mit einem Hymnus, von dem nur die zwei ersten Verse vorhanden, während das Weitere mit dem letzten Blatte fortgerissen ist. Auch innerhalb derselben läßt sich eine Lücke nachweisen, indem Abälard in der Vorrede zum dritten Buch der Hymnen erwähnt, er habe für die Kreuzfeste fünf Lieder verfaßt, während die Brüsseler Handschrift deren nur drei enthält.

Bei der Unvollständigkeit dieser Quelle ist es auffallend, daß man so lange Zeit hindurch die zweite noch vorhandene Handschrift der Hymnen vernachlässigte, um so mehr, als zu wiederholten Malen auf dieselbe hingewiesen worden. Denn schon im Jahre 1855, also in demselben Jahre, in welchem Pitra's Edition zur Veröffentlichung gelangte, verfaßte der damalige Bibliothekar von Chaumont-sur-Marne eine kleine Schrift, betitelt: Notice sur le Bréviaire d'Abélard conservé à la bibliothèque de Chaumont (Haute-Marne), in welcher er auf das Vorhandensein weiterer Hymnen Abälards hinwies und auch ein Beispiel abdruckte, dafür aber gerade ein Lied aussuchte, das viel

[1] Ea etiam mihi communicavit divini officii homilias toto anni curriculo legendas stylo Abaelardico exaratas cum collectis et hymnis, in quibus magna catholicae pietatis lux seu legenti seu canenti affulget. PP. LL. CLXXVIII, 76.

[2] Petri Abaelardi opera hactenus seorsim edita nunc primum in unum collegit ... V. Cousin adjuvante C. Jourdain. Parisiis 1849 et 1859.

Digitized by Google

älter ist als derjenige, dem es hier zugeschrieben wurde. 23 Jahre später, 1878, wies Léon Gautier in seinem berühmten Werke: Les épopées françaises (I, 312) auf dieselbe Quelle hin mit den Worten: Un grand nombre de rhythmes inédits d'Abélard se trouvent dans le Bréviaire du Paraclet qui est conservé à la bibliothèque de Chaumont (Haute-Marne). Als weitere zwölf Jahre später, 1890, Schreiber dieser Zeilen durch Chaumont kam, waren die Hymnen noch immer im Staube begraben.

Die Handschrift von Chaumont ist das einzige liturgische Denkmal des Klosters Paraklet, das uns erhalten. Dieselbe ist leider nur ein Diurnale, kein vollständiges Brevier und ist auch von geringem Alter; denn sie gehört dem ausgehenden 15., wahrscheinlicher sogar dem angehenden 16. Jahrhundert an. Nichtsdestoweniger ist dieselbe bei dem Mangel anderer Quellen von unschätzbarem Werthe. Was das Alter angeht, ist es vielleicht nicht unangebracht, daran zu erinnern, daß unsere Handschrift Abälard immerhin unvergleichlich näher steht, als die ältesten Classikerhandschriften, die wir kennen, den Heroen griechischer und römischer Bildung. Daß dieselbe ein Diurnale, ist zwar sehr bedauerlich; denn ein Brevier hätte uns Hymnen bieten müssen, die hier fehlen, und ein Antiphonar würde uns außerdem in den Melodien einen Gegenstand höchsten Interesses überliefert haben. Allein ein tröstlicher Umstand ist jedenfalls der, daß das Diurnale dank der abweichenden Einrichtung, die Abälard seinen Hymnen gab, wenigstens für die Festtage vier Hymnen statt zwei bietet, mithin unvollständig nur rücksichtlich der Ferialtage ist. So bringt denn das Diurnale von Paraklet bei Beachtung der erwähnten und Vornahme der nicht erwähnten Divisiones die nunmehr bekannten Hymnen Abälards von 93 (bezw. 95) auf 133 (bezw. 131), enthält also 38 neue Lieder. Aber auch abgesehen hiervon, vermittelt es uns interessante Aufschlüsse. So ersehen wir aus demselben, daß Abälards Hymnen zu Paraklet wirklich in liturgischen Gebrauch übergingen und darin bis über das 16. Jahrhundert hinaus verblieben. Wir ersehen aber auch, daß dieselben nicht alle älteren Hymnen zu verdrängen vermochten, wie solches doch wohl in Abälards Absicht dürfte gelegen haben, da sein Hymnar für alle Feste ausreichende Vorsorge trifft. Oder sollten seine Lieder die alten anfangs ausnahmslos verdrängt haben? Es hätten alsdann eine Anzahl der letzteren sich allmählich wieder eingeschlichen; denn unser Diurnale enthält eine Reihe von Hymnen, die älter sind als Abälard, einige wenige, die des Frohnleichnamsfestes, die jünger sind als er. Wir erfahren ferner, daß Abälard außer den Hymnen für Paraklet einzelne andere für andere Kirchen und Klöster verfaßt hat. Es befinden sich nämlich unter den Hymnen von Chaumont, welche im Brüsseler Codex fehlen, je einer auf die Heiligen Dionysius, Aigulphus und Gildas. Diese Heiligen aber sind gerade die Patrone dreier klösterlichen Genossenschaften, in deren Mitte Abälard der Reihe nach weilte.

Wie bekannt, zog sich Abälard um das Jahr 1119 in die Abtei St. Denis bei Paris zurück, woselbst er Profeß machte, während Heloise in dem Kloster von Argenteuil den Schleier nahm. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Hymnus auf den hl. Dionysius für die Abtei, die seinen Namen trug,

Digitized by Google

geschrieben ward, und zwar wahrscheinlich während des ersten Aufenthaltes des Dichters in derselben, vor Wiederaufnahme seiner Lehrthätigkeit in Paris und vor seiner ersten Verurtheilung durch die Synode von Soissons (1121). Der Hymnus nämlich identificirt den Areopagiten Dionysius, von dem Apostelgeschichte 17, 34 die Rede ist, der Legende gemäß mit dem gleichnamigen Blutzeugen und ersten Bischofe von Paris, eine Meinung, welche nicht immer diejenige unseres Philosophen war. Als derselbe nämlich nach seiner Verurtheilung zu Soissons und kurzer Haft in dem Kloster St. Medardus in seine Abtei entlassen wurde, fiel ihm, wie er selbst erzählt, eines Tages eine Stelle Beda's in die Hände, der zufolge der Areopagite Bischof von Korinth gewesen wäre, während die Acten des Dionysius von Paris diesen Bischof von Athen sein ließen. Folglich, so schloß Abälard, kann der Pariser Protoepiskopus nicht der Areopagite sein. Nichts Eiligeres hatte er — nicht zu Unrecht nennt ihn Heinrich Leo einen der keckſten Disputirgeister aller Zeiten — zu thun, als seinen Fund seinen Ordensbrüdern zu zeigen und mit schlechtverhohlener Schadenfreude die Schatten des Unmuths zu beobachten, die über ihre Züge flogen. Ja, er ging auf die Frage, was er denn selbst von der Sache denke, so weit, zu behaupten, Beda's Autorität scheine ihm denn doch schwerer zu wiegen als die Hilduins, auf welchen sich die Mönche jenem gegenüber steiften. Mit solcher Heftigkeit tobte der Sturm des Unwillens, der sich gegen Abälard erhob, daß dieser sich entschloß, eines Nachts aus dem Kloster zu entweichen. Man hatte ihm gedroht, ihn dem Könige von Frankreich zur Aburtheilung zu überliefern, da eine Beleidigung des patronus regni einer Majestätsbeleidigung gleichkomme. Abälard floh nach Troyes zum Grafen Theobald von der Champagne, dessen Gunst er sich erfreute, und dieser sandte ihn in das Priorat von St. Ayoul zu Provins. Von hier aus retractirte Abälard in einem Briefe an den Abt Adam und seine commonachos carissimos seine Ansicht und suchte nachzuweisen, wie und warum Beda geirrt habe. Es wäre also auch möglich, daß der in Rede stehende Hymnus erst jetzt in Provins und zu demselben Zwecke wie obiger Brief geschrieben worden wäre. In liturgischen Gebrauch scheint der Hymnus in St. Denis niemals oder doch nur auf sehr kurze Zeit gekommen zu sein. Man hatte dort Hymnen, als deren Verfasser man Venantius Fortunatus und Eugenius von Toledo nannte.

Der demüthige Brief Abälards hatte nicht den Erfolg, den der Briefsteller sich von demselben versprochen hatte. Abt und Convent verweigerten die erbetene Erlaubniß zum Uebertritt in ein anderes Kloster; es würde eine zu große Schande sein, wenn bekannt würde, daß ein Mann von dem Weltrufe eines Abälard ein anderes Stift dem von St. Denis vorgezogen. Abälard blieb in Provins bis nach dem bald darauf erfolgten Tode des Abtes, dessen Nachfolger, der berühmte Suger, es zufrieden war, wenn Abälard, nicht zwar in ein anderes Kloster übertreten, sich aber in eine beliebige Einsiedelei zurückziehen wolle. Das Priorat von Provins, in dem Abälard Gastfreundschaft genossen, trug den Namen des hl. Aigulphus. Der Leib dieses mit der Martyrerkrone geschmückten Abtes von Lerin war nach Provins übertragen und wurde dort verehrt, obschon die Leriner die Uebertragung läugneten und

Digitized by Google

auch ihrerseits einen heiligen Leib als den Aigulphus' verehrten. Der Hymnus auf den heiligen Lerinenser, den wir im Brevier von Paraklet finden, weist daher mit Fingern auf den Aufenthalt Abälards in Provins hin.

Von Saint-Ayoul war Abälard der erhaltenen Ermächtigung gemäß in eine öde Gegend gezogen und hatte sich daselbst eine Cella errichtet, welche er Paraklet nannte. Kaum war das Gerücht davon kund geworden, als auch schon lernbegierige Jünglinge von allen vier Winden der Welt herbeieilten und sich rund um des Meisters Zelle her eine Art wissenschaftlichen Feldlagers einrichteten. Sie erbauten Abälard ein Haus und Oratorium aus Stein, selbst unter Zelten und Schutzdächern wohnend, allen Mangel und alles Ungemach nicht achtend, um nur seinen Vorträgen lauschen zu können. Aber schon regten sich neue Anfeindungen; da erschienen um das Jahr 1126 Mönche vom Stifte St. Gildas zu Ruits in der Bretagne, die ihn zu ihrem Abte erkoren hatten. Froh, durch den ehrenvollen Ruf neuen Verwickelungen zu entgehen, nahm Abälard an, nicht ahnend, daß er nur Ort und Art der Leiden ändern werde. Denn auch an den fernen Gestaden der Westsee sollte dem Friedlosen keine Ruhe beschieden sein. Ein Denkmal an den Aufenthalt des Dichters in St. Gildas ist der Hymnus auf diesen Heiligen[1], im Hymnar von Paraklet.

Das Vorkommen der gedachten drei Lieder in den im Diurnale von Chaumont zuerst auftretenden Hymnen ist für den mit Abälards Lebenslauf Vertrauten ein so packender Beweis für die Echtheit nicht nur dieser, sondern auch der übrigen, die obendrein nach Inhalt und Form, Stil und Metrik die unverkennbarste Aehnlichkeit mit den Liedern der Brüsseler Handschrift tragen, daß ein Zweifel überhaupt nicht rege wird[2]. Uebrigens fehlt es nicht an anderen Momenten, welche diese Ueberzeugung stützen.

Wie Ambrosius, so hat auch Abälard die Eigenthümlichkeit, in seinen Hymnen Gedanken zu wiederholen, die er bereits anderswo in ungebundener

---

[1] Ueber den hl. Gildas oder Gildasius mit dem Beinamen Sapiens vgl. Acta SS. Jan. II, 952.

[2] Ein einziger Hymnus der Handschrift von Chaumont macht von dem Gesagten eine Ausnahme. Es ist der Hymnus auf den hl. Benedikt: Victimam nostrae tibi Christe laudis. Derselbe ist nämlich quantitirenden Versmaßes, alle anderen Hymnen Abälards sind rhythmisch. Deshalb wäre derselbe aus der Reihe der echten Hymnen unbedingt zu streichen, wenn nicht einmal das Carmen ad Astralabium metrisch gedichtet und somit der Beweis erbracht wäre, daß Abälard so gut wie manche andere Zeitgenossen im alten und modernen Stile von damals zu Hause war; denn die Gründe, mit denen du Meril (Poésies populaires latines du moyen âge, p. 430 ss.) die Echtheit dieses Gedichtes bekämpft, verdienen ernsthafte Beachtung nicht; sodann weist namentlich die Dorologie Aehnlichkeit mit Abälards eigenartigen Dorologien auf. Unter diesen Umständen bleibt Echtheit oder Unechtheit dieses Hymnus eine offene Frage, die nur dadurch eine Lösung finden könnte, wenn es gelänge, das Lied entweder in Handschriften nachzuweisen, die älter sind als Abälard, oder aber eine weitere Verbreitung desselben festzustellen, als die echten Hymnen Abälards erlangt haben. Bliebe dagegen die Handschrift von Chaumont die einzige Quelle, so wäre das ein dritter schwerwiegender Grund für Echtheit des Liedes.

Digitized by Google

Rede ausgesprochen, und zwar ausgesprochen in einer Weise, daß zur Identität der Ideen fast die Congruenz der Worte hinzutritt. Es scheint das eine Eigenschaft solcher Geister zu sein, deren Gedanken wie mit Naturnothwendigkeit in einer bestimmten Form krystallisiren, mit dem prägnanten und einmal als congenial erkannten Ausdrucke so verwachsen, daß es ihnen zur Unmöglichkeit wird, einen andern gleich bezeichnenden, gleich erschöpfenden zu erfinden, ähnlich wie wir uns einen Mann, den wir nur einmal in einem bestimmten Alter, bestimmter Kleidung, Situation sahen, unwillkürlich stets mit denselben Zügen, in derselben Kleidung, unter denselben Umständen vorstellen. So können wir füglich die sämmtlichen Hymni diurni des ersten Buches als eine poetische Paraphrase jener mystisch-allegorischen Erklärung des Sechstagewerkes bezeichnen, wie sie der Autor in seinem Hexaëmeron gegeben. Frappirt uns in dem Hymnus auf Pauli Bekehrung der Vergleich des Apostels mit dem Nashorn nach Job 39, 10, so haben wir nur die Rede Abälards auf das gleiche Fest nachzulesen, um denselben Vergleich des weitern ausgesponnen zu finden. Aehnliches findet sich nun auch in den neuen Hymnen sehr häufig. 16 derselben ist die folgende Doxologie gemeinsam:

Tu tibi compati sic fac nos, Domine,
Tuae participes ut simus gloriae,
Sic praesens triduum in luctu ducere,
Ut risum tribuas paschalis gloriae.

Auffallen wird in dieser Strophe der risus paschalis gloriae, durch den man fast an das kleine „Ostergelächter" erinnert wird, das früher die Prediger ihren Zuhörern am Osterfeste zu bereiten schuldig waren, indem sie irgend eine mehr oder minder gelungene Schnurre in ihren Sermon verwebten. Liest man nun Abälards 13. Predigt, welche auf das Osterfest gehalten ist, so stößt man auf die Stelle: „Was Wunder also, wenn wir die beiden durch Tod und Grablegung des Herrn geheiligten Tage den Thränen des Mitleides weihen, damit nach dem Weinen um so fröhlicheres Gelächter folge wegen der Auferstehung des Herrn."[1] Weitläufig führt zu den Laudes des Charsamstags Abälard die bekannte Sage vom Phönix aus:

Phönix ein Vogel heißt, einzig und wunderbar,
Der sich am dritten Tag, wenn er verstorben war,
Aus seiner Asche hebt, gleichwie der Herr erstand,
Unsres Auferstehens Spiegel und Unterpfand.

Hat sein Gefieder die lohende Glut verzehrt,
Wieder im Glanze er strahlender Jugend kehrt,
Sich zu des Aethers Blau schwingend in kühnem Drang:
Also auch Christus sich auf zu den Himmeln schwang.

[1] Quid igitur mirum, si et biduum illud dominicae passionis ac sepulturae in luctu compassionis praecipue ducimus, ut post fletum gratior habeatur risus ... resurrectionis gloria superveniente? PP. LL. l. c. p. 487.

Digitized by Google

Nicht seinesgleichen der Phönix hat weit und breit,
Einsam er lebt und in keuscher Enthaltsamkeit;
In vollster Aehnlichkeit Christum bedeutet er,
In Thier- und Vogelwelt nichts, das erhab'ner wär'.

Avis mirabilis Phoenix et unica,
Quam et lux reparat, ut ferunt, tertia,
Non minus peragit Christi mysteria
Vel resurgentium promittit gaudia.

Haec cum in funere formam resumpserit
Alasque pristinas rursum induerit,
Volatu solito se sursum erigit,
Cum coelos etiam Christus ascenderit.

Sexus est comparis haec avis nescia,
Sicut est unica, sic semper integra,
Similitudine Christi plenissima
Transcendit bestias et volatilia.

Vergleicht man mit diesen Strophen die gedachte Osterpredigt, so findet man wieder dieselbe Verwandtschaft des Gedankens. „Niemand," heißt es da, „der die Natur des Phönix kennt und weiß, welche Herrlichkeit ihm eignet, der des öftern abstirbt und zu neuem Leben ersteht, kann in Betreff unserer eigenen Auferstehung Zweifel hegen. (Siehe oben Vers 4.) Wenn wir dieses Vogels Natur und die Art seiner Auferstehung mystischerweise auf Christus übertragen, werden wir sehen, wie wohl alles auf ihn paßt." Nun wird die Naturgeschichte des Phönix genau wie im Physiologus erzählt, worauf Abälard die einzelnen Züge also auslegt: „Daß nämlich dieser Vogel einzig ist und seinesgleichen nicht hat, weder der Würde nach noch zum Behufe geschlechtlicher Fortpflanzung, paßt in unvergleichlicher Weise auf die Würde Christi sowohl als auf seine Jungfräulichkeit. (S. oben Vers 11.) Denn wer ist einziger und seiner Würde nach mehr ohnegleichen als Christus? In ihm ist auch weder Mann noch Frau, wie der Apostel sagt (Gal. 3, 28), da am Leibe Christi, welcher die Kirche ist, die Verschiedenheit des Geschlechts keinerlei Würde verleiht, und Christus nicht die Verschiedenheit des Geschlechts, sondern des Verdienstes ansieht" u. s. f.[1]

Ein weiterer Beweis für die uns beschäftigende Frage ist endlich auch der Umstand, daß der Hymnus, von dem uns die Brüsseler Handschrift nur die zwei ersten Verse überliefert, in dem Diurnale von Chaumont vollständig sich wiederfindet. So viel zur Sicherstellung der Authenticität dieser Hymnen.

So reichhaltig indes der Nachtrag ist, den die Handschrift von Chaumont uns bietet, und so nahe wir mit derselben der Vollständigkeit nun kommen: eine Lücke beseitigt merkwürdigerweise auch sie nicht. Es fehlen nämlich die fünf Kreuzhymnen hier vollständig, von denen Abälard im Vorworte des dritten Buches spricht und von denen die Brüsseler Handschrift nur drei bietet. Da-

[1] PP. LL. l. c. c. 488.

Digitized by Google

gegen ist eine andere größere Lücke, deren Existenz behauptet wurde, wohl nicht vorhanden. Neben den Hymnen hat man nach dem Vorgange der Histoire littéraire stets die Sequenzen Abälards als verloren bezeichnet. Noch Pitra thut dies: nondum inventae sequentiae ullae. Dafür aber, daß Abälard neben den Hymnen auch Sequenzen verfaßt, berufen sich alle einzig auf die schon oben erwähnte Stelle des Widmungsbriefes vor dem Buche der Predigten. Hier aber spricht Abälard nicht etwa von einem libellus hymnorum et sequentiarum, wie die Histoire littéraire[1] und Pitra[2] ihn reden lassen, sondern von einem libellus hymnorum vel sequentiarum, woraus hervorgeht, daß diese Sequenzen nicht von den Hymnen verschieden, vielmehr mit den Hymnen identisch sind und der Autor nur mit sich selbst nicht recht im klaren ist, ob er seine Lieder Hymnen oder Sequenzen nennen sollte, vielleicht deshalb, weil er sich von der bisher üblichen Form der Hymnen entfernte und sich eines Strophenbaues befliß, der dem der Sequenzen verwandter war. Wir haben somit durchaus keinen positiven Anhaltspunkt zur Vermuthung, daß Abälard auch einen libellus sequentiarum verfaßt habe[3]. Aus der herrschenden Mode und der Vorliebe für die Sequenzen lassen sich Schlüsse nicht ziehen; denn es gab Diöcesen, Gegenden, Orden — so z. B. der eben mächtig emporblühende Orden der Cistercienser —, die keine Sequenzen zuließen. Andererseits läßt sich aber auch nicht positiv nachweisen, daß Abälard keine Sequenzen geschrieben. Dazu müßten entweder glaubwürdige Zeugnisse vorliegen oder aber Meßbücher und Gradualien des Klosters Paraklet. Leider ist weder das eine der Fall, noch das andere.

Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung und Würdigung des Hymnars selbst. Es zerfällt in drei Bücher, von denen das erste die Hymnen der Wochentage, das zweite die der Festzeiten, das dritte die der Heiligenfeste enthält. Jedes der drei Bücher beginnt mit einer eigenen Vorrede. Die des ersten behandelt die Gründe, weshalb Abälard zur Abfassung eines neuen Hymnars geschritten. Der erste und wohl auch durchschlagende Grund dürfte der Wunsch der Aebtissin von Paraklet gewesen sein, ein solches zu besitzen, der sich wohl mit dem Wunsche Abälards, ein solches zu schreiben, begegnen mochte. Da Heloise von der dichterischen Begabung Abälards eine hohe Meinung hatte, ist ja dieser Wunsch begreiflich genug. Er erklärt sich des weitern

[1] PP. LL. l. c. c. 42.

[2] Ibid. c. 1766: „Porro, ut fit, evanuere postmodum omnia hymnorum et sequentiarum illarum vestigia."

[3] Das Gedicht Heli, Heli, Deus meus, das Martène (Ampliss. Collect. IX, 1092) und neuerdings Cousin (I, 331) Abälard zuschreiben, ist erstens keine Sequenz und zweitens nicht von Abälard, sondern von Hildebert von Le Mans. Vgl. Hauréau, Les mélanges poétiques d'Hildebert de Lavardin, p. 72 ss. Die Sequenz Mittit ad virginem, die zuerst von Jodocus Clichtoväus in seinem Elucidatorium ecclesiasticum und seitdem von vielen, auch Daniel (Thesaurus hymnol. II, 59), Abälard zugeschrieben wird, kann ohne bessere Beweise als sein Eigenthum nicht angesehen werden, da sie klingenden Reim anwendet, wogegen Abälard in seinen Hymnen nur stumpfen Reim kennt.

Digitized by Google

aus dem ganzen Streben jener Tage, das nicht auf Einheit in der Liturgie, sondern vielmehr auf etwas Besonderes gerichtet war. Dabei machte sich ein kräftiges, schaffensfreudiges Leben, ja eine geradezu staunenswerthe Fruchtbarkeit auch in der liturgischen Dichtung bemerkbar. Wem diese Verhältnisse nicht völlig fremd sind, wird sich daher hüten, von vornherein Abälard seines Beginnens wegen der Impietät oder gar des Durchbrechens der bestehenden liturgischen Schranken zu bezichtigen. Was die gallicanischen Neuerer des 17. und 18. Jahrhunderts nur unter offener Verletzung der tridentinischen Gesetzgebung zu thun vermochten, das konnte im 12. Jahrhundert ohne jedwede Ahndung geschehen. Deswegen nimmt auch Pitra den Hymnographen von Paraklet gegen die Anschuldigung in Schutz, als habe er, neuerungssüchtig wie immer, auch an die Liturgie frevelnde Hand legen wollen[1]. Sehen wir doch noch unmittelbar vor dem Trienter Concil die Bischöfe mit großer Freiheit in Meßbuch und Brevier schalten und daher Althergebrachtes unterdrücken oder verändern. Nichtsdestoweniger hat auch Abälard selbst sich nicht völlig des Eindruckes erwehren können, als ob sein Unternehmen trotzdem etwas Revolutionäres an sich habe. Er macht sich nämlich einen doppelten Einwand: „Ich hielt es für überflüssig, auch neue Hymnen zu machen, da ihr einen Vorrath von alten habt, und es erschien mir als eine Art Sacrileg, den alten Gesängen der Heiligen die neuen sündiger Menschen vorzuziehen oder gleichzustellen.“[2] Und in der That ist, wie schon oben bemerkt, Abälard während der ganzen Zeit der sich lebendig entwickelnden Liturgie der einzige, der es gewagt hat, ein völlig neues Hymnar zu schreiben. Und dies hieß allerdings etwas anderes, als etwa eine kleinere oder größere Anzahl von Hymnen unter die üblichen aufnehmen, ja es hieß etwas anderes, als einen ganzen Liber sequentiarum verfassen und in die Liturgie einschalten, wie dies Notker Balbulus gethan. Denn die Sequenz war höchstens präterliturgisch; sie konnte in die bestehende Gottesdienstordnung eingeschaltet werden, ohne irgend etwas von dem Bestehenden zu verdrängen. Abälards Hymnar aber konnte seinem ganzen Umfange nach nur Aufnahme finden, wenn die alten Hymnen alle oder doch fast alle in Wegfall kamen. Es ist interessant, zu sehen, auf welche Gründe gestützt sich Abälard hier über seine Schwierigkeit hinweghilft[3]. Denn obschon

[1] Improbanda opinio. Qui enim eam amplexi sunt, in ea videntur fuisse sententia, easdem tunc viguisse leges, quas nunc servari praecipit ecclesia. Sane, si quis impraesentiarum manus inferret Breviario aliosque substitueret consuetis hymnis, id non impune ferret. Verum saeculo XII. non eadem erat severitas et multa permittebantur episcoporum, praepositorum, abbatum aliorumque praestantium virorum auctoritati et religioni; praecipue quod ad hymnos pertinet et sequentias, cum aliae ecclesiae eas omitterent, aliae adhiberent; et quae adhiberent, uterentur maxime variis. PP. LL. l. c. c. 1770.

[2] Censebam quippe superfluum, me vobis novos [hymnos] concedere, cum veterum copiam haberetis, et quasi sacrilegium videri, antiquis sanctorum carminibus nova peccatorum praeferre vel aequare. Praefat. ad libellum primum.

[3] Zu vergleichen ist übrigens Epist. 10. in welcher Abälard eine verwandte Frage gegen Bernhard von Clairvaux behandelt. Er bedient sich hier des sogen.

Digitized by Google

er diese Beweisführung Heloise in den Mund legt, ist doch kaum zu zweifeln, daß dieselbe auf seinem eigenen Grund und Boden gewachsen. Die erste Erwägung, daß für manche Feste keine eigenen Hymnen vorhanden seien, würde die Einschaltung einiger neuen, nicht aber die Abschaffung sämmtlicher vorhandenen rechtfertigen. Letztere zu entschuldigen, entgegnet Abälard: „Wir wissen ja überhaupt nicht, von wem die meisten Hymnen herrühren" (hymnorum vero, quibus nunc utimur, tanta est confusio, ut qui quorum sint nulla vel rara titulorum praescriptio distinguat). Dies ist durchaus richtig, und es verdient beachtet zu werden, daß man sich demgemäß schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts in ähnlicher Ungewißheit befand wie heute. „Wisse man aber von einigen die Verfasser", so fährt Abälard fort, „so seien sie von so vernachlässigter Factur, daß sie kaum zu singen seien" (tanta est frequenter inaequalitas syllabarum, ut vix cantici melodiam recipiant). Dieser Vorwurf ist allerdings schwerwiegend. Woran der Mönch des 12. Jahrhunderts sich stieß, das waren in erster Linie die häufigen Elisionen. Die ältesten Hymnen, z. B. die des hl. Ambrosius, vermeiden den Hiatus durch Elision, durch welche mehr Silben in den Vers kommen, als dem Metrum gemäß hineingehörten. Zu Ambrosius' Zeit wurden diese Silben im Gesange unterdrückt, wurden wirklich ausgestoßen und beseitigt, so daß sie dem Flusse der Melodie keinerlei Eintrag thaten. Als später die Metrik des Accentes jene der Quantität völlig verdrängte, die Kenntniß und Uebung der Elision im Chorgesange aber abhanden kam, da mußten diese überzähligen Silben vom Sänger als eine Störung empfunden werden. Aus diesem Umstande erklärt es sich z. B., warum der Hymnus des Ambrosius: Veni redemptor gentium außerhalb des mailändischen und des Cistercienser-Brevieres überall seine erste Strophe eingebüßt. Diese lautete nämlich:

Intende qui regis Israel
Super Cherubim qui sedes
Appare Ephraem coram excita
Potentiam tuam et veni.

Offenbar waren es die drei Elisionen in zwei Zeilen, welche zum Anstoße gereichten und zur Beseitigung führten. Mit diesem Grund berührt Abälard somit einen wirklichen Mißstand, wenngleich er durch Ausdehnung desselben

Argumentum ad hominem, indem er eine ganze Reihe von liturgischen Neuerungen der Cistercienser zusammenstellt und unter anderem erwähnt: Quorum ut pauca commemorem pace vestra, hymnos solitos respuistis et quosdam apud nos inauditos et fere omnibus ecclesiis incognitos ac minus sufficientes introduxistis. Die Cistercienser nahmen nämlich statt des römischen das ambrosianische Hymnar an. Er schließt mit dem Hinweise, daß selbst Rom, mit Ausnahme der Lateranensischen Basilika, vom alten römischen Ritus abgewichen sei und daß in Gallien einzig Lyon treu beim alten gallicanischen Ritus ausgehalten. Niemand table dies. Nonnullam enim oblectationem haec divini cultus varietas habet, quia, ut Tullius meminit, identitas in omnibus mater est satietatis. PP. LL. l. c. c. 339 sq. Diese Gründe sind entschieden besser als die hier zu besprechenden.

Digitized by Google

auf alle oder doch die meisten der damaligen Hymnen weit übertreibt; denn die Elision war in denselben selten. Um so mehr zeigen die folgenden Ausstellungen das krittelnde, haarspaltige Wesen unseres Dialektikers. Einige der Hymnen zwingen uns, wenn wir durch irgend welche Umstände verhindert werden, sie zur rechten Zeit zu beten, zum Lügen (Nonnullos denique asserebas esse, in quibus nonnunquam hos, a quibus decantantur, mentiri necesse sit, tum videlicet pro temporis necessitate tum pro falsitatis insertione). Als Beispiel werden angeführt die Verse: Nocte surgentes vigilemus omnes, Noctem canendo rumpimus, Morasque noctis rumpimus. So lögen also heutzutage alle jene, welche die Metten nicht zur Nachtzeit singen, sondern am Vorabend. Es kann wiederum sich treffen, daß man verhindert wird, Theile des Officiums zu beten, bis man im Begriffe steht, sich zu Bett zu legen, und betet trotzdem: Nam lectulo consurgimus; oder es ist eben Abend und Nacht geworden, und man betet: Ales diei nuntius lucem propinquam praecinit. Eine zweite Art, in der uns die Hymnen zum Lügen zwingen, besteht darin, daß sie uns Gefühle ausdrücken lassen, die wir gar nicht haben. Da muß ich z. B. singen: Preces gementes fundimus vielleicht zu einer Zeit, wo mir recht fröhlich zu Muth ist, oder: Fletus benignus suscipe, während kein Tröpfchen Augenwasser fließen will. „Denn nur sehr wenige gibt es, die in der Glut der Betrachtung oder aus Zerknirschung über ihre Sünden seufzend und weinend solches würdig zu singen vermögen.“ [1] Wieder andere Hymnen zwingen uns zum Lügen durch ihre Uebertreibungen; so z. B. wenn es im Hymnus auf den hl. Martin von Tours heißt: Martine par apostolis, oder wenn wir im Hymnus Iste confessor (confessores immoderate de miraculis glorificantes) singen:

Ad sacrum cujus tumulum frequenter
Membra languentum modo sanitati,
Quolibet morbo fuerint gravati,
Restituuntur,

während solche Wunder nicht frequenter, sondern nur bisweilen oder auch gar nicht mehr passiren. Wir haben also, wie aus Gesagtem hervorgeht, allen Grund, uns zu freuen, daß, so schlecht die Gründe auch waren, dieselben doch thatsächlich einen Mann wie Abälard veranlaßten, uns mit einem so interessanten Hymnar zu beschenken.

Mit der Einrichtung desselben befaßt sich die Vorrede des dritten Buches. Sie ist kurz diese: Die Feriatage erhalten drei Hymnen für Matutin, Laudes,

[1] Als Analogon hierzu verdient eine Stelle aus den von Abälard entworfenen Regeln angezogen zu werden, wo er zu dem Texte Psallite sapienter unter anderem bemerkt: Sic enim saepe multos idiotas et literarum sensum ignorantes videmus in ecclesia per errorem nonnulla sibi nociva quam utilia precari, veluti cum dicitur: „Ut sic transeamus per bona temporalia, ut non amittamus aeterna“. Facile ipsa consimilis vocis affinitas nonnullos sic decipit, ut vel sic dicant: „ut nos amittamus aeterna“, vel ita proferant: „ut non admittamus aeterna“. Ibid. c. 307.

Digitized by Google

Vesper; die Festtage aber erhalten vier Hymnen, einen für jede Nocturn und einen für die Laudes der Matutin; zur ersten Vesper sollen die zwei ersten dieser Hymnen, zur zweiten Vesper die beiden letzten per modum unius gesungen werden. Der Sonntag folgt den Festtagen, insofern er drei Hymnen zu den Nocturnen, den Werktagen, insofern er einen eigenen Vesperhymnus hat.

In den Ferialhymnen behandelt Abälard die Schöpfungstage, und zwar so, daß die Hymnen der Nocturn den Wortsinn der Schrift zum Gegenstande nehmen, die Hymnen der Laudes matutinae aber und der Vesper den mystischen oder allegorischen Sinn erläutern; denn der Wortsinn verhält sich zum mystischen „wie die Nacht zum Tage", wie der Alte Bund mit seinen Schatten zum Neuen:

Freut euch, die Wahrheit kam, und es entfloh die Nacht;
Licht hat der Herrschaft der Schatten ein End' gemacht,
Und bei dem Aufgang des himmlischen Glanzes klar
Strahlt das Geheimniß, das eben noch dunkel war.

Weiche nun, Moysis nächtliches Traumgesicht,
Hell sei der Tageszeit Lied wie des Tages Licht,
Alles mit Christus tritt aus der Verborgenheit,
Licht ist's, vorüber ist, Finsterniß, deine Zeit.

Frei nun entschleiern sich mystische Schilderei'n,
Wahrheit wird Wirklichkeit, lebt nicht im Bild allein,
Was graue Seher einst kündeten, sich enthüllt,
Auch nicht ein Jota, kein Pünktchen bleibt unerfüllt.

Advenit veritas, umbra praeteriit,
Post mortem claritas diei subiit,
Ad ortum rutilant superni luminis
Legis mysteria plena caliginis.

Nocturnum Moysi cedat praeconium,
Diurnum congruit diei canticum,
Cum Christo prodeunt cuncta de latebris
Nec locum deserit lux tanta tenebris.

Velamen exuunt figurae mysticae,
Est in re veritas, non jam in schemate,
Promissa liquido complens prophetica
Jota vel apicem non sinit irrita.

In diesen Hymnen legt, wie schon oben bemerkt, Abälard seinen eigenen Commentar zum Hexaëmeron in einer Weise zu Grunde, daß die Hymnen kaum etwas anderes sind als eine poetische Paraphrase jenes Werkes, welches selbst wieder im wesentlichen aus dem gleichnamigen Buche Beda's geschöpft ist, der seinerseits Augustin excerpirt hat. So lassen sich denn diese Lieder Satz für Satz aus Abälard, Beda, Augustin commentiren. Dieselben sind wesentlich Lehrgedichte und lassen meist einen besondern Schwung vermissen, ohne indes im mindesten langweilig und ermüdend zu sein. Sie sind dies

Digitized by Google

trotz ihrer gleichmäßigen Anlage kaum, wenn ſie der Reihe nach geleſen werden, wofür ſie doch nicht beſtimmt ſind. Einzeln befriedigen ſie bei ihrer wohlthuenden Kürze noch mehr und müſſen geſungen zweifellos von Wirkung geweſen ſein. Vor den Werktagshymnen zeichnen ſich die des Sonntags, ja ſchon der Hymnus zur Veſper des Samstags durch größern Schwung und einen größern Zuſatz lyriſcher Momente aus. Letzterer mag hier beiſpielshalber eine Stelle finden. Aus allen Hymnen Abälards iſt dieſer der einzige, der bisher in einer andern Handſchrift als die beiden oben beſprochenen gefunden worden. Man fand denſelben in einem Codex von St. Gallen und edirte ihn, ohne den Autor zu muthmaßen.

O wie ſo herrlich der Sabbat und wunderbar,
Den ohne Unterlaß feiert der Sel'gen Schaar,
Starken welch ſüßer Lohn, Müden welch ſüße Ruh',
Wenn ihnen einſt, o Gott, alles in allem du!

O welch ein Herrſcher, welch Hof, welch ein Königsſaal,
O welch ein Frieden, welch himmliſches Freudenmahl!
Die ihr ſie froh genießt, ſchildert die Wonne dort,
Könnt, was ihr fühlet, kleiden in Menſchenwort?!

Wahrlich, Jeruſalem iſt jene Gottesſtadt,
Friede und Freud' und Ruh' nie dort ein Ende hat,
Dort iſt nicht Sehnſucht mehr, dort kein Verlangen iſt,
Nie ſeine Sättigung dorten ein Wunſch vermißt.

Ledig von allem Leid werden aus froher Bruſt
Droben in Sion wir ſingen des Liedes Luſt,
Da wird dein ſelig Volk, heiliger Schöpfer, dir
Einſtens für deine Huld huldigen für und für.

Niemals der Sabbat dort ſchwindet und wiederkehrt,
Ewig des ewigen Sabbates Freude währt;
Die unausſprechlichen Sänge verhallen nicht,
Die in der Engel Sang froh unſer Chor da flicht.

Dorthin im Geiſte wir müſſen inzwiſchen ſeh'n,
Dorthin zum Vaterland muß unſer Sehnen geh'n,
Daß nach dem Elend an Babylons Strömen wir
Fröhlich einſt ſchauen des himmliſchen Salems Zier.

O quanta qualia sunt illa Sabbata,
Quae semper celebret superna curia,
Quae fessis requies, quae merces fortibus,
Cum erit omnia Deus in omnibus!

Quis rex, quae curia, quale palatium,
Quae pax, quae requies, quod illud gaudium!
Hujus participes exponant gloriae,
Si, quantum sentiunt, possint exprimere!

Digitized by Google

Vere Jerusalem est illa civitas,
Cujus pax jugis est, summa jucunditas,
Ubi non praevenit rem desiderium,
Nec desiderio minus est praemium.

Ibi molestiis finitis omnibus,
Securi cantica Sion cantabimus,
Et juges gratias de donis gratiae
Beata referet plebs tibi, Domine.

Illic nec Sabbato succedit Sabbatum,
Perpes laetitia sabbatizantium,
Nec ineffabiles cessabunt jubili,
Quos decantabimus et nos et angeli.

Nostrum est interim mentes erigere
Et totis patriam votis appetere
Et ad Jerusalem a Babylonia
Post longa regredi tandem exsilia.

Außerdem verdient beſondere Erwähnung der Hymnus, der nach der Mahlzeit, vielleicht ſtatt des Miserere, geſungen werden ſollte. Dazu läßt ihn wenigſtens ſeine außergewöhnliche Länge ſehr geeignet erſcheinen. Auch leſen wir in den Zuſätzen zur Regel von Paraklet, den Schluß der Mahlzeit betreffend: „Nach dem Tu autem gehen wir in Ordnung unter Abſingung des Gratias zum Oratorium. Nach Beendigung des Gratias in der Kirche begeben wir uns ins Kapitel.“ [1]

Gehen wir zum zweiten und dritten Buche, den Feſthymnen, über, ſo müſſen wir dieſelben im ganzen noch höher ſtellen als die Hymnen des erſten Buches. Dies hindert indes nicht, daß ſich gerade hier die allerſchwächſten Lieder Abälards vorfinden. Dahin ſind ohne Zweifel die Lieder für das Kirchweihfeſt zu rechnen. Man braucht dieſelben wahrlich nicht erſt mit dem herrlichen Urbs beata Hierusalem zu vergleichen, um ſie unſchmackhaft zu finden; denn ſie ſind, mit alleiniger Ausnahme des vierten, buchſtäblich nichts als das in Reime gebrachte Cäremoniale und erfreuen ſich einer geradezu claſſiſchen Trockenheit. Abälards unwürdig ſind ebenfalls, wieder mit allenfallſiger Ausnahme des vierten, die Hymnen zum Feſte der unſchuldigen Kinder. Einen höchſt wunderlichen Eindruck muß es gemacht haben, wenn vom Chore geſungen ward, was Abälard aus Macrobius aufgepickt und in ſeinen Hymnus verflochten. Es ſoll nämlich Herodes vom Blutbefehle auch ſein eigenes Söhnlein nicht ausgenommen haben; auf die Nachricht von dieſer unnatürlichen Grauſamkeit hin ſoll Auguſtus ſcherzend bemerkt haben, er möchte lieber Herodes' Schwein als ſein Sohn ſein, da die Schweine vor ihm als Juden ſicher wären, ſeine Söhne aber nicht. Dieſe Anekdote finden wir im dritten der beregten Hymnen alſo verſificirt:

[1] Dicto Tu autem procedimus ordinate gratias cantantes et ingredimur oratorium. Finitis gratiis in ecclesia ingredimur capitulum. Ibid. c. 316.

Digitized by Google

Ad mandatum Regis datum Generale
Nec ipsius Infans tutus Est a caede.
Ad Augustum Hoc delatum Risum movit
Et rex mitis De immiti Digne lusit.

Malum, inquit, Est Herodis Esse natum,
Prodest magis Talis regis Esse porcum[1].

Neben einzelnem Verunglückten iſt aber gerade das Buch 2 und 3 reich an wirklichen Perlen der Poeſie; dahin rechne ich die Weihnachts-, Oſter- und Himmelfahrtslieder, ſowie nicht wenige der Heiligenlieder, dahin vor allem auch die Hymnen des Charfreitags und des ſtillen Samstags, die bei Pitra noch fehlen und nur in der Handſchrift von Chaumont ſich finden. Schon oben iſt ein Bruchſtück aus dieſen Liedern, die Phönixſage betreffend, mitgetheilt. Mögen hier die Hymnen zu den Nocturnen des Charfreitags im Zuſammenhange ihre Stelle finden:

Dieſes, Geliebteſte, dies iſt die finſt're Nacht,
Die zum Geſang'nen den ewigen Tag gemacht,
Die uns zu bitteren Thränen des Schmerzes zwingt,
Da ſie ſo grauſam ihr finſteres Werk vollbringt.

Selber verrathen hat heut' der Verräther ſich,
Der wie ein reißender Wolf in die Hürde ſchlich,
Heut' wird vom Wolfe das Lamm zum Altar geſchleift,
Heute aus Sündenfrucht Heilung der Sünde reift.

Da mit dem Heiland ſie feiern das Liebesmahl,
Schleicht der Verräther ſich fort aus der Zwölfe Schaar,
Heimlichen Sündenrath er mit den Sündern hält,
Preis für ein ſchlechtes Geld gibt er den Preis der Welt.

Judas, kein Schacherer war je wie du von Sinn,
Daß du dir kaufeſt Tod, gibſt du das Leben hin,
Daß dir nichts fromme das Blutgeld, ſo man dir bot,
Kommſt deinem Opfer du heut' noch zuvor im Tod.

Noch zu vermehren die Schmerzen dem Schmerzensmann,
Zeigt der Verräther durch Kuß ihn dem Feinde an,
Daß bei dem ſchwarzen Werk ihr auch ein Antheil ſei,
Küſſend umſchlinget ihr Opfer die Heuchelei.

Einſam zum Schlachtaltar ſteigſt du, o Herr, hinan,
Gibſt dich, zu bannen ihn, frei in des Todes Bann,
Wehe, was werden wir Aermſte nun ſagen, wir,
Die wir verſchuldet, was laſtet auf dir?

[1] Auf das allgemeine Gebot des Königs hin iſt ſein eigenes Kind nicht ſicher vor Mord. Als dies Auguſtus berichtet wurde, erregte es ſein Lachen, und der milde König ſpottete billig des grauſamen. Schlecht iſt's, ſprach er, des Herodes Sohn ſein, beſſer fürwahr iſt's, eines ſolchen Königs Schwein zu ſein.

Digitized by Google

Unſere Sünde, Herr, unſere Sündenſchuld
Iſt es, für welche die Strafe du trägſt in Huld,
Laſſe dein Leiden auch unſere Leiden ſein,
Daß der Vergebung der Sünde wir würdig ſei'n.

Dieſe betrübte Nacht, dieſe hochheil'ge Zeit
Ganz ſei der nächtlichen Trauer im Herrn geweiht,
Bis, wenn der fröhliche Morgen der Urſtänd' tagt,
Engel uns kündigen: Nun iſt genug geklagt!

Laſſe uns alſo jetzt leiden, o Herr, mit dir,
Daß auch der Herrlichkeit einſtens theilhaftig wir,
Laſſe uns jetzt mit dir weinen in Traurigkeit,
Daß wir einſt fröhlich ſei'n, naht ſich die Oſterzeit.

Haec nox, carissimi, nox illa flebilis,
Qua comprehenditur dies a tenebris,
Piis fidelium est plena lacrimis,
Ad quas immanitas compellit sceleris.

Hac nocte proditor est per se proditus,
Qui lupus fuerat permixtus ovibus,
Agnus ad victimam per lupum traditus,
Scelus antidotum fecit sceleribus.

Dum sacrum celebrat Christus mysterium,
Egressus traditor sanctum collegium,
Ad pravum congregat pravos consilium,
Ut his in pretium det mundi pretium.

Mercator omnium Juda stultissime,
Cum mortis emptio sit vitam vendere,
Ne quid susceptio possit pecuniae,
Quem vendis praevenis mortis in funere.

Ut patientia probetur traditi,
Monstrat hunc traditor per signum osculi
Pioque impie permixta nomini,
Nec salutatio defuit crimini.

Solus ad victimam procedis, Domine,
Morti te offerens, quam venis tollere,
Quid nos miserrimi possumus dicere,
Qui, quae commisimus, scimus te luere?

Nostra sunt, Domine, nostra sunt crimina,
Qui tua criminum facis supplicia,
Quibus sic compati fac nostra pectora,
Ut vel compassio digna sit venia.

Nox ista flebilis praesensque triduum,
Quo demorabitur, fletus sit vesperum,
Donec laetitiae mane gratissimum
Surgente Domino sit moestis redditum.

Digitized by Google

Tu tibi compati sic fac nos, Domine,
Tuae participes ut simus gloriae,
Sic praesens triduum in luctu ducere,
Ut risum tribuas paschalis gratiae.

Eine intereſſante Studie wäre es, Abälards Hymnen mit Rückſicht auf Symbolik und Tropologie zu analyſiren, da dieſelben an Bildern und Gleichniſſen jeder Art reich ſind. Und zwar begnügt ſich Abälard ſehr häufig nicht damit, das Bild, das Symbol vorzuführen, er fügt oft die Erklärung bei, wofür ich auf das Beiſpiel verweiſe, das ich unlängſt in einem Aufſatze über die Symbolik des Kreuzes gerade Abälard entlehnt habe (dieſe Zeitſchrift, Bd. XL. S. 296). Neben den alten mehr oder minder allen gemeinſamen Bildern ſtoßen wir nicht ſelten auf ſolche, die mindeſtens in der liturgiſchen Dichtung neu und ungewohnt ſind; ſo z. B. im Hymnus auf die jungfräulichen Martyrinnen die Anſpielung auf die rothe Kalbe, von der Num. 19, 12 die Rede iſt:

Integra tam spiritu quam corpore
Holocaustum vere fit ex virgine;
Ad incensum hujus refer hostiae
Rufae typum et tenellae vitulae.
Illic umbra, sed hic veritas,
Si res signis bene conferas [1].

Indes müßte es uns, wollten wir näher auf dieſen Gegenſtand eingehen, nothwendig zu weit führen. Begnügen wir uns, nachdem wir die Hymnen Abälards einigermaßen rückſichtlich ihres Inhaltes betrachtet, auch der Form einen Augenblick unſere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Denn ſie ſind unter dieſer Rückſicht mindeſtens ebenſo intereſſant.

Es iſt ein Verdienſt Wilhelm Meyers, den kunſtreichen Bau der Zeilen und Strophen Abälards zuerſt eingehend unterſucht und dargelegt zu haben [2]. Von den Rhythmendichtern des 12. Jahrhunderts redend, ſagt er: „Von ihnen ſcheint mir bis jetzt Abälard der wichtigſte zu ſein, und es iſt um ſo mehr zu bedauern, daß ſeine Gedichte theils ſo ungenügend, theils noch gar nicht edirt ſind. In den kurz vor 1130 für Heloiſe und ihre Genoſſinnen gedichteten Hymnen zeigt er große Feinheit im Bau der Zeilen, überraſchenden Reichthum an verſchiedenen Zeilenformen, aber ziemlich einfache Strophenformen. Die Einfachheit in dieſen hat er gewiß nur mit Rückſicht auf die Beſtimmung dieſer Hymnen eingehalten; denn in den Planctus, beſonders dem dritten und vierten, zeigt er ſeine Kraft auch im kühnen Aufbau von

[1] Die an Seele und Leib gleich unverſehrte Jungfrau iſt ein wahres Brandopfer; auf dies bezieht ſich das Vorbild der zarten, rothen Kalbe. Dort der Schatten, hier die Wahrheit, wenn du Zeichen und Gegenſtand recht vergleicheſt.

[2] Neben dem ſchon oben erwähnten Ludus de Antichristo in „Petri Abaelardi Planctus Virginum Israel super filia Jephte Galaditae“ (München 1885) und „Petri Abaelardi Planctus I—VI“ (Erlangen 1890).

Digitized by Google

großen Leichen."[1] In der That geht Abälard, was Zeilen- und Strophenbau betrifft, mit den Ersten seiner Zeit. Was letztern angeht, so sind die meisten Hymnenstrophen allerdings einfach im Vergleich mit seinen Planctus, aber reich und abwechselnd im Vergleich mit der sonstigen Hymnenliteratur. Die Metren der liturgischen Hymnen waren und sind überhaupt wenig zahlreich. Der Grund hierfür liegt in dem Umstande, daß neue Hymnen fast nur auf alte Melodien gemacht wurden. Von diesem Brauche hat sich Abälard, der seinen Hymnen eigene Singweisen gab, gründlich losgesagt. Sehen wir von dem quantitirenden und ebendeshalb bezüglich seiner Authenticität verdächtigen Benedictushymnus ab, so finden wir ältere Hymnenmetren nur drei verwendet, den jambischen Dimeter zweimal, für die Hymnen zum Feste der Darstellung Christi und dem des hl. Dionysius, den trochäischen Tetrameter in den Hymnen für die Engelfeste und das abweichende und bezüglich seines Ursprungs noch immer sehr räthselhafte Metrum des Ave maris stella für die Marienhymnen. Außerdem finden wir ein Versmaß, das sicherlich vor Abälard bestanden hat, wenn es sich gleich in liturgischen Hymnen, die nachweislich älter sind als Abälard, nicht finden sollte. Ich sage absichtlich: finden sollte, da heute noch niemand im Stande ist, die Hymnenliteratur so zu übersehen, daß er eine ähnliche Frage ohne Vermessenheit beantworten könnte. Es ist dies das Metrum, in dem sämmtliche hymni diurni des ersten Buches, die Hymnen für den Freitag und Samstag der Charwoche, endlich die Hymnen für die Feste der hll. Aigulphus, Eustachius, Gildas geschrieben sind. Wie, mit Ausnahme des Ave maris stella und einiger weniger lokalen Hymnen, alle mittelalterlichen Hymnenmetra einer Umbildung classischer Metra ihren Ursprung verdanken, so offenbar auch dieses. Der Proceß hierbei war ein sehr natürlicher. Bei dem Verschwinden der Quantität aus dem Bewußtsein und dem Gefühle verlegte man im musikalischen Vortrage den Ictus auf jene Silben, die den gewöhnlichen Redeton hatten. Man betonte beim Gesange nicht mehr:

Sanctorum meritis | inclita gaudia,

wie man zu Ambrosius' Zeiten zweifellos gesungen hätte, sondern man sang:

Sanctorum meritis | inclita gaudia,

und wie in classischer Zeit der Musiker dem Metrum des Dichters den Tact entlehnt hatte, so entlehnte nun umgekehrt der Dichter vom Musiker sein Versmaß. Man dichtete nun:

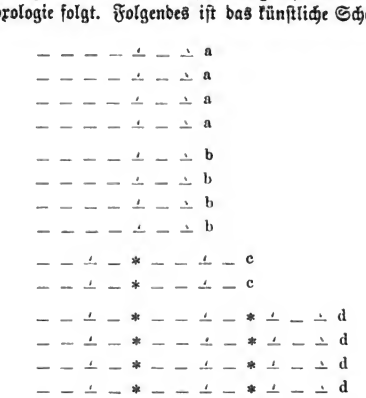
Sacris solemniis | juncta sint gaudia.

Unser Versmaß ist somit eine Umbildung des Asclepiadeum tertium. Gerade so kann das in Rede stehende Versmaß Abälards als eine Umbildung des Asclepiadeum primum angesehen werden, bei der überdies je vier Linien zu

[1] Ludus de Antichristo. p. 110 sqq.

Digitized by Google

einer Strophe vereinigt wurden. Die sämmtlichen übrigen Metren, 14 an der Zahl, hat Abälard jedenfalls zuerst in der Hymnenpoesie verwandt und wahrscheinlich auch manche schlechthin erfunden. Die künstlichste Strophenbildung weisen neben jenen für Ostern und Pfingsten die Hymnen der Martyrer, Bekenner und Jungfrauen auf. Am abweichendsten sind die Hymnen der Martyrer gebaut; denn sie tragen die Leichform — wohl ein einzig dastehender Fall — in die streng liturgische Poesie. Sie bestehen nämlich aus einer doppelten Folge verschiedener Strophen in gleicher Anordnung, auf welche eine isolirte Doxologie folgt. Folgendes ist das künstliche Schema der Strophe:



Während aber Abälard so in Zeilen- und Strophenbau seiner Zeit neue Wege weist, ist es doppelt auffällig, ihn in Bezug auf den Reim hinter älteren und wenig jüngeren Zeitgenossen zurückbleiben zu sehen. Denn während schon Hildebert von Le Mans, während Peter der Ehrwürdige, während Adam von St. Victor klingenden Reim anwenden, kennt Abälard nur stumpfen Reim; wo ihm einmal ein zweisilbiger Reim, gleichviel ob männlich oder weiblich, unterläuft, da ist dies Zufall, nicht Absicht; denn nirgends sehen wir denselben, sei es auch nur in einem Hymnus, sei es auch nur in einer Strophe, durchgeführt. Mit Recht bemerkt Meyer: „So hat Abälard hie und da nur Assonanz der letzten Silbe, weitaus in den meisten Fällen Reim der letzten Silbe mit häufiger Assonanz der vorletzten und weniger häufig reinen Reim der beiden letzten Silben; demnach kann der Hymnus Mittit ad virginem (Dan. 2, 59), wenn er auch sowohl vom Hiatus als von rein daktylischem Wortschlusse frei ist, nicht von Abälard sein, da er nur zweisilbige Reime hat.“ [1]

Wie mit dem Reime, so verhält es sich scheinbar auch mit dem Rhythmus oder, was dasselbe ist, mit der Accentuirung. Wer Abälard liest, ohne

[1] Ludus de Antichristo. p. 137.

Digitized by Google

in den metriſchen Fragen und Problemen zu Hauſe zu ſein, wird entweder ſagen, derſelbe habe Knittelverſe gemacht, oder, er habe die Betonungsgeſetze der lateiniſchen Sprache nicht gekannt; etwas weniger Vorlaute werden vielleicht meinen, derſelbe habe nur ſyllabiſche Verſe geſchrieben. In der That iſt es nicht ſchwer, ſolche ſcheinbaren Schnitzer in Menge nachzuweiſen. Man hat nur einen beliebigen Hymnus herauszugreifen. Es wird keiner ſein, in dem nicht das eine oder andere Beiſpiel ſich vorfindet. Nehmen wir beiſpielsweiſe den zweiten Hymnus zum Feſte Hypapante; derſelbe iſt im ambroſianiſchen Versmaße geſchrieben, verlangt alſo folgende Betonung:

– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑

Aber ſchon in der erſten Strophe weicht eine Zeile, die dritte, von dieſem Geſetze ab:

Paréntes Chrístum déferúnt,
In témplo témplum ófferúnt,
Légi parére vóluit,
Qui légi níhil débuit.

In der zweiten Strophe iſt aber nach dem obigen Schema kein einziger Vers richtig gebaut, ſondern jeder hat einen Betonungsfehler:

Offér, beata, parvulum,
Tuúm et patris unicum,
Offér per quem offerimur
Pretíum, quo redimimur.

Dasſelbe ſehen wir, wie geſagt, in allen Hymnen. Werden wir alſo zu dem Schluſſe berechtigt ſein: Abälard kannte keine Proſodie? Thöricht. Denn dann müßten ſolche ſogen. Schnitzer gleichmäßig an allen Stellen des Verſes ſich finden; es gibt aber in jedem Versmaße, deſſen Abälard ſich bediente, Stellen, an denen er nie einen Accentfehler macht. So wird man z. B. in dem obigen Metrum vergeblich nach einer Stelle ſuchen, wo eine Accentverletzung gleich den obigen in der zweiten Dipodie vorkäme. Abälard hat alſo den Accent ſehr genau gekannt, und wenn er denſelben an gewiſſen Stellen nicht einhält, ſo geſchieht dies bewußt und mit Abſicht. Wir müſſen alſo das Versmaß des obigen Hymnus, wie Abälard es auffaßt, alſo ſchreiben:

– – – ⏑ – ⏑ – ⏑

Meyer hat dem hier zu Grunde liegenden Geſetze den Namen Tactwechſel gegeben. Er ſchreibt darüber: „Dies Geſetz widerſpricht allerdings unſerem jetzigen deutſchen Versbau, der genaue Beobachtung des Schemas verlangt, d. h. daß die entſprechenden Zeilen auch den gleichen trochäiſchen oder jambiſchen Anfang und den gleichen trochäiſchen oder jambiſchen Tonfall der ganzen Zeile haben. Dagegen wundere ich mich, daß Gaſton Paris den Tactwechſel licence oder faute nennen konnte. Denn dieſer Bau der lateiniſchen Rhythmen, wonach bei gleicher Silbenzahl und gleichem Schluſſe der Tonfall der ganzen Zeile nicht nach der Schablone regelmäßig, wohl aber nach beſtimmten

Digitized by Google

Gesetzen wohlklingend gebaut wird, ist ja das Ideal, dem die romanischen und englischen Dichter nachstreben müssen. Man müht sich in neuester Zeit, z. B. in den französischen Gedichten, besonders in den Alexandrinern, feine Gesetze des Baues nachzuweisen: ob mit Recht, kann ich nicht beurtheilen; aber das ist sicher, daß die Dichter der lateinischen Rhythmen des 12. und 13. Jahrhunderts solche, ganz feste Gesetze sich geschaffen hatten. Ich bin auch der Ueberzeugung, daß diese Dichter den Tactwechsel nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus einem andern guten Grunde angewendet haben. Fast alle Kurzzeilen sind in diesen Jahrhunderten mit Reim und zwar mit dem vollklingenden zweisilbigen belegt; wenn nun der Tonfall aller Kurzzeilen regelmäßig der gleiche ist, so ist Eintönigkeit unvermeidlich. Wie der rhythmische Fluß der Silben den Wohlklang wahrt, so wehrt der Tactwechsel die Eintönigkeit ab, bringt Abwechslung und Mannigfaltigkeit in die Reihen der sonst regelmäßig abwechselnden betonten und unbetonten Silben und gibt dem Dichter wie dem Declamator die Möglichkeit, die Darstellung plastischer zu machen, wozu den griechischen und römischen Dichtern die Elisionen und die Ersetzung von einer Länge durch zwei Kürzen zu Gebote gestanden waren. Der jetzige deutsche Versbau wird oft eintönig und klappernd genannt; die romanischen und englischen Dichter haben dieselbe Freiheit der Rhythmenwahl wie die lateinischen Dichter des Mittelalters; sie haben es zwar nicht wie jene zu bestimmten Gesetzen über den Tactwechsel gebracht; aber auch so, wo sie in diesem Punkte nur ihrem Geschmacke überlassen sind, befinden sie sich wohl bei jener Freiheit." [1]

Aus dem Gesagten geht wohl zur Genüge hervor, daß Abälards Hymnar nicht bloß eine eigenartige, in der Geschichte der lateinischen Hymnendichtung fast ohne Beispiel dastehende Erscheinung ist, sondern auch vom literarhistorischen Standpunkte aus unser volles Interesse und unsere volle Anerkennung verdient. Die Hymnen zeichnen sich nach der formellen Seite hin durch äußerste Feinheit und Gesetzmäßigkeit der Form aus; nur wer für diese Gesetzmäßigkeit kein Auge hat, kann mit Pitra zu dem Urtheile kommen, Abälard thue in seinen Hymnen nichts als längst bekannte Dinge in einen wie auch immer beschaffenen Rhythmus (qualicunque rhythmo) zwängen. Wie dies Urtheil unrichtig ist bezüglich der Form, so ist es einseitig rücksichtlich des Inhaltes. In religiösen Hymnen Neues fordern, woran von niemand bisher gedacht ist, namentlich nach so vielen Männern von der Tiefe und Fruchtbarkeit eines Augustinus, Gregorius und anderer, das ist eine Zumuthung, jener vergleichlich, Latein zu schreiben nur mit Worten, die bei Cicero niemals vorkommen. Uebrigens nimmt Pitra sein eigenes Urtheil so gut wie zurück, wenn er schreibt: „Uebrigens ist alles in diesem Hymnar durch und durch katholisch, und obgleich Abälard zur Zeit, da er es verfaßte, sich in innerlicher Aufregung befand, hat er ihm doch kaum irgendwo eine Spur seiner sonstigen Kampflust eingedrückt; ja vieles findet sich, was von einem wahrhaft poetischen, vieles, was von einem wahrhaft frommen Gemüthe zeugt, namentlich im zweiten

[1] Ludus de Antichristo. p. 132 sqq.

Digitized by Google

Buche.“ [1] Gewiß reicht Abälard als Dichter nicht an einen Adam von St. Victor; aber ebenſo tief er unter dieſem bleibt, ebenſo hoch erhebt er ſich über das gewöhnliche Niveau. Was die Sequenzen des Victoriners über die Hymnen des princeps logicorum erhebt, iſt weniger die Originalität des Gedankens; denn auch bei Adam wird man ſchließlich für jeden Gedanken, jedes Bild einen ältern Autor auffinden können, der weſentlich dasſelbe ſchon früher geſagt: es iſt das vielmehr der höhere Kothurn, auf dem die Muſe des Victoriners ſchreitet. Bei Abälard hält der Verſtand theils infolge angebornen Naturells, theils, wie wir ſahen, mit Abſicht und Vorbedacht den Flug der Lyrik in einer niedern Sphäre. Iſt der Philoſoph von Palais auch nicht immer kalt, ſo doch nie packend, zündend, elektriſirend wie Adam.

Ein wahrer Jammer bleibt es, daß die einzige liturgiſche Handſchrift des Kloſters von Paraklet gerade ein Diurnale ſein mußte. Wir wiſſen, daß Abälard ſeinen Hymnen eigene Singweiſen gab; ſchon ſeine Metra zwangen ihn dazu. Wären uns dieſe Melodien erhalten, wir würden Abälard auch in der Geſchichte der Muſik einen ehrenvollen Platz einnehmen ſehen. Seine Melodien weltlicher Lieder gingen ja von Mund zu Mund. Wie mögen dieſe, wie mögen jene gelautet, wie mag man im Anfange des 12. Jahrhunderts componirt haben? Wie belehrend müßte es für uns ſein, ein ganzes Hymnar von einer Hand in Muſik geſetzt zu beſitzen! Doch wozu mit dem Schickſale rechten! Müſſen wir der böſen Zeit doch noch dankbar ſein, daß ſie nicht mit den Weiſen auch die Texte der Lieder verſchlang; denn wahrlich wenig fehlte, und auch ſie waren unrettbar verloren.

---

[1] Ceterum omnia in hac hymnorum sylloge probe sunt catholica; et quamquam, quo eos Abaelardus scripsit tempore, animo minus esset pacato, vix tamen aliquod eis impressit pugnacitatis suae vestigium; quin etiam ut nonnulla hic occurrunt satis poetica, sic quaedam quoque obvia sunt vere pia maxime in libello secundo. PP. LL. l. c. c. 1770.

G. M. Dreves S. J.

Digitized by Google

Recenſionen.

Cursus Scripturae Sacrae, auctoribus **R. Cornely**, **J. Knabenbauer**, **F. de Hummelauer** aliisque Soc. Jesu presbyteris.

Commentarius in S. Pauli Apostoli Epistolas, auctore **Rudolpho Cornely** S. J. Prior Epistola ad Corinthios. 536 p. gr. 8°. Parisiis, sumptibus P. Lethielleux, 1890. Preis *Fr.* 9.60.

Commentarius in Ecclesiasten et Canticum Canticorum, auctore **Gerardo Gietmann** S. J. VI et 547 p. gr. 8°. Parisiis, sumptibus P. Lethielleux, 1890. Preis *Fr.* 9.50.

Commentarius in Danielem Prophetam, Lamentationes et Baruch, auctore **Jos. Knabenbauer** S. J. 524 p. gr. 8°. Parisiis, sumptibus P. Lethielleux, 1891. Preis *Fr.* 8.50.

Dieſe drei Commentare, durch welche der Cursus Scripturae Sacrae wieder um ein gutes Stück gefördert worden iſt, ſchließen ſich ihren Vorgängern ebenbürtig an. Alle Vorzüge, welche an den früheren Commentaren hervorgehoben worden ſind, finden ſich auch in dieſen: genaue und bündige Erläuterung der Textworte der Vulgata mit Anwendung aller Mittel der Kritik und Exegeſe, ausgiebige Benutzung der einſchlägigen exegetiſchen Literatur, namentlich der katholiſchen, lichtvolle Entwicklung und Darlegung des Sinnes des heiligen Textes nach dem Wortlaute und Zuſammenhange, gründliche Beweisführung mit ſteter Bezugnahme auf andere Bücher der Heiligen Schrift, ruhige, durchaus ſachlich gehaltene Polemik gegen abweichende Meinungen und durch mehr als gewöhnliche Reinheit ausgezeichnete Sprache.

P. Cornely, der ſich in den früher von ihm edirten Bänden als erfahrenen und zuverläſſigen Führer in den bibliſchen Einleitungswiſſenſchaften bewährt hat, erweiſt ſich in dieſem ſeinem erſten Commentare über die Pauliniſchen Briefe als ebenſo gewiegten Interpreten. Referent geſteht gern, daß er denſelben mit wahrem Genuſſe und reichem Gewinne geleſen hat. Alles iſt gründlich, lichtvoll, leichtverſtändlich. Ganz beſonders hat uns die Erklärung der Charismen angeſprochen, ſowie die Ausführungen über das corpus animale und das corpus spirituale. Bezüglich des ſo viel ventilirten Textes 15, 51 entſcheidet P. Cornely ſich für die beſtbezeugte Lesart des griechiſchen Textes: πάντες οὐ κοιμηθησόμεθα, πάντες δὲ ἀλλαγησόμεθα. Der Apoſtel ver-

Digitized by Google

kündet demnach den Christen von Korinth das Geheimniß, daß am Ende der Welt, wenn der Heiland zum Gerichte kommt, zwar nicht alle Gerechten sterben, wohl aber alle werden verwandelt werden. Die für diese Lesart beigebrachten Gründe scheinen uns durchaus entscheidend zu sein. Dazu kommt noch, daß der Verfasser namhafte Exegeten auf seiner Seite hat. Daß statt des textus receptus der Text des Codex Vaticanus aufgenommen worden, wird hoffentlich Beifall finden. Die wichtigsten Varianten sind unter dem Striche verzeichnet und auf ihren Werth geprüft worden. Möge es dem hochwürdigen Verfasser vergönnt sein, die Erklärung aller Pauliniſchen Briefe zum glücklichen Abſchluſſe zu bringen.

P. Gietmann hat ſich keiner leichten Aufgabe unterzogen, als er ſich an die Erklärung des Buches Coheleth und des Hohen Liedes machte; das weiß jeder, der ſich mit dieſen Büchern auch nur oberflächlich beſchäftigt hat. Dank ſeinen reichen linguiſtiſchen und literaturgeſchichtlichen Kenntniſſen, ſeinem kritiſchen Scharfblicke und dem großen Fleiße, den er angewendet, hat er Reſultate erzielt, welche Beachtung und Anerkennung verdienen. Wer ſeinen Ausführungen über das Buch Coheleth mit Aufmerkſamkeit folgt, wird ſich gleich uns der Ueberzeugung nicht verſchließen können, daß das ſo wenig umfangreiche Buch, auch von rein natürlichem Standpunkte aus betrachtet, ein Kunſtwerk erſten Ranges iſt, ein nach den Regeln der Rhetorik meiſterhaft disponirtes, einheitliches Ganze, in welchem ſich keinerlei überflüſſiges Beiwerk findet, ſondern alle Theile der Erreichung des einen großen Zweckes dienen, die Menſchen von den eitlen oder gottloſen, d. h. nicht von der Rückſicht auf Gott und ſeinen heiligen Willen getragenen Beſtrebungen abzuziehen und zum Streben nach der wahren Weisheit zu begeiſtern, welche das Büchlein in den Worten kennzeichnet: „Fürchte Gott und halte ſeine Gebote; dies iſt ja der ganze Menſch“ (12, 13).

Was das Hohe Lied betrifft, ſo hält P. Gietmann mit anderen katholiſchen Gelehrten an der Ueberzeugung feſt, daß die Auffaſſung der Alten, nach welcher das Hohe Lied ausſchließlich Allegorie iſt, worin die wechſelſeitige Liebe Chriſti und der Kirche in hochpoetiſcher Weiſe geſchildert wird, allein berechtigt und der Würde eines inſpirirten Buches entſprechend iſt. Wir müſſen geſtehen, der Beweis hierfür iſt ſo allſeitig und ſo gründlich erbracht, daß es den zahlreichen Gegnern katholiſcher Schrifterklärung ſchwer fallen wird, demſelben irgend etwas Stichhaltiges entgegenzuſetzen, geſchweige denn ihn zu entkräften. P. Gietmann war durchaus der Mann, die wunderbaren Schönheiten dieſes Meiſterwerkes hebräiſcher Poeſie aufzuzeigen, und er iſt ſeiner Aufgabe in dankenswerther Weiſe gerecht geworden. Die häufige Verwendung, welche das Lied der Lieder in dem kirchlichen Officium findet, indem ganze Abſchnitte desſelben, welche zunächſt von der Kirche, der Braut Chriſti, im allgemeinen zu verſtehen ſind, mit Fug und Recht auf die ſeligſte Jungfrau als das vornehmſte und meiſtbegnadete Glied der Kirche angewendet werden, wird dazu beitragen, daß dieſer Commentar in den weiteſten Kreiſen des Clerus beſonders willkommen geheißen wird. Es verſteht ſich von ſelbſt, auctorem carmen castissimum castissime esse interpretatum.

Digitized by Google

Schließlich kann Referent den Wunsch nicht unterdrücken, P. Gietmann möchte uns in nicht allzu ferner Zukunft mit einem ebenso gründlichen Commentar über das dritte Salomon'sche Buch, die Sprichwörter, erfreuen.

P. Knabenbauer hat mit vorliegendem Commentar die stattliche Reihe seiner Commentare über die prophetischen Bücher des Alten Testaments abgeschlossen. Die Freunde der Exegese werden ihm für diese ebenso mühevolle als verdienstliche Arbeit Dank wissen. Alle diese Commentare sind wie aus einem Guß. Alle bekunden den gründlichen katholischen Exegeten, der seine ganze Kraft für Lösung seiner Aufgabe einsetzt, für die allmähliche Fortentwicklung und Ausgestaltung der göttlichen Offenbarungen ein scharfes Auge hat und es meisterhaft versteht, den einen Propheten im Lichte des andern zu betrachten und den innern Zusammenhang der Prophezeiungen nachzuweisen. Es ist deshalb kaum nothwendig, die Vorzüge des vorliegenden Commentars im einzelnen hervorzuheben. Wer die früheren Commentare des hochw. Verfassers gelesen hat, weiß, was er erwarten darf, und er wird sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht sehen. Es sei beispielsweise nur auf die geradezu meisterhafte exegetische Beweisführung S. 238 ff. für die Aufstellung hingewiesen, daß das fore, ut ungatur sanctus sanctorum (hebr. sanctum sanctorum) nicht direct und unmittelbar auf Christus zu beziehen ist, sondern auf die Kirche, deren mystisches Haupt Christus ist, der Gesalbte κατ' ἐξοχήν, und die durch Ausgießung des Heiligen Geistes am Pfingstfeste der Salbung ihres Hauptes theilhaftig geworden ist. Das Studium des Propheten Daniel, der von Gott berufen wurde, „unter den Heiden die Herrlichkeit und Macht des einen wahren Gottes zu bezeugen", und die Schicksale der vier großen Weltreiche und des Reiches Gottes auf Erden vorherzusagen, bietet ganz besonderes Interesse und ist auch wegen des Lichtes, welches einzelne Partien desselben auf die eschatologischen Theile der neutestamentlichen Bücher werfen, von großer Wichtigkeit.

Die Klagelieder des Propheten Jeremias und das Buch Baruch bieten bekanntlich dem Exegeten weniger große Schwierigkeiten. P. Knabenbauer hat sich aber die Mühe nicht verdrießen lassen, dieselben mit gewohnter exegetischer Akribie zu behandeln.

Joh. Bapt. Lohmann S. J.

Moralphilosophie. Eine wissenschaftliche Darlegung der sittlichen, einschließlich der rechtlichen Ordnung. Von **Victor Cathrein** S. J. II. Bd.: Besondere Moralphilosophie. XIV u. 633 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 9.

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir den zweiten Band dieser gediegenen Moralphilosophie. Legte der erste Theil die allgemeinen sittlichen Begriffe und Grundsätze dar, so bietet dieser zweite Theil deren Anwendung auf die verschiedenen menschlichen Verhältnisse und Beziehungen. Da nun der Mensch in seinen Rechten und Pflichten hauptsächlich unter doppeltem Gesichtspunkt betrachtet werden muß, als Einzelperson und als Glied der Gesammtheit, so ergibt sich für die angewandte Moralphilosophie von selbst eine Zweitheilung:

Digitized by Google

1. Die Lehre von den individuellen oder rein persönlichen, 2. die Lehre von den gesellschaftlichen Rechten und Pflichten des Menschen.

Als Einzelperson hat jeder Mensch Beziehungen zu Gott, zu sich selbst und zu seinesgleichen; als gesellschaftliches Glied ist er den drei großen Körperschaften: Familie, Staat und Kirche, eingefügt. Hiermit haben die zwei großen Haupttheile in klarer Abfolge ihre Gliederung erhalten: Erster Theil: Erstes Buch: Der Mensch in seinem Verhältniß zu Gott: 1. Von der natürlichen Religion. 2. Von den wichtigsten Acten der Gottesverehrung im besondern. Zweites Buch: Der Mensch in seinem Verhältniß zu sich selbst: 1. Pflichten in Bezug auf die Seele. 2. Pflichten in Bezug auf Leben und Gesundheit. 3. Pflichten in Bezug auf äußere Güter. Drittes Buch: Von den persönlichen Beziehungen der Menschen untereinander: 1. Pflichten der Liebe und der Wahrhaftigkeit. 2. Von den gegenseitigen Rechten, Rechtspflichten und deren Schutz. Viertes Buch: Vom Eigenthumsrecht: 1. Begriff und Arten des Eigenthums und Besitzes. 2. Der Socialismus. 3. Das Privatgrundeigenthum und seine Gegner. 4. Positive Begründung des Privateigenthums. 5. Von den abgeleiteten Erwerbstiteln. Fünftes Buch: Von den Verträgen: 1. Von den Verträgen im allgemeinen. 2. Von den Verträgen im besondern. — Zweiter Theil: Erstes Buch: Die Familie: 1. Von der Gesellschaft im allgemeinen. 2. Die Ehe. 3. Das gesellschaftliche Verhältniß zwischen Kindern und Eltern. 4. Das Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienstboten. Zweites Buch: Die Lehre vom Staat: 1. Ursprung des Staates. 2. Zweck des Staates. 3. Bestandtheile des Staates. 4. Natur und Umfang der Staatsgewalt. 5. Die Functionen der Staatsgewalt. 6. Erwerb und Verlust der Staatsgewalt. 7. Von den Staatsverfassungen. Drittes Buch: Das Völkerrecht: 1. Vom Völkerrecht im allgemeinen. 2. Das Völkerrecht in Friedenszeiten. 3. Das Völkerrecht im Kriege. 4. Die Völkerfamilie.

Schon diese trockene Aufzählung läßt den Reichthum des Inhalts erkennen. Wir erlauben uns jedoch zu dieser Inhaltsangabe eine Kritikerbemerkung. Wäre es nicht besser (logischer) gewesen, das Kapitel „Von der Gesellschaft im allgemeinen" als Einleitung oder Vorbemerkung dem zweiten Theil voranzustellen, und dann erst den Gesammttitel: „Die Familie" folgen zu lassen? Jetzt ist man etwas überrascht, unter der Ankündigung: „Die Familie" als erstes Kapitel eine Abhandlung über „Die Gesellschaft im allgemeinen" zu erhalten.

Klar und gründlich — übrigens ständige Eigenschaften des Verfassers — sind die Ausführungen über das Verhältniß des Menschen zu Gott. Der Mensch muß Religion üben, d. h. Gott als seinen Schöpfer und Herrn anerkennen und dies auch äußerlich kundgeben. Der Mensch muß auch, wenn Gott eine bestimmte Religionsform vorgeschrieben (geoffenbart) hat, diese Form annehmen: religiöser Indifferentismus ist eine schwere Pflichtverletzung. Beim Kapitel „Aberglaube" haben wir ungern vermißt eine kurze Darlegung des immer weitere Kreise ziehenden modernen Aberglaubens: Wahrsagerei und Spiritismus. Gerade die „Religionslosen" sind die An-

Digitized by Google

hänger solcher Afterreligionsübungen. — Unseren Gegnern empfehlen wir besonders das Kapitel: Von der Pflicht der Wahrhaftigkeit (S. 71 bis 84). Was die Jesuiten von Wahrheit und Lüge denken, ist dort ausgeführt, und gezeigt, daß sie die Lüge viel schärfer und allgemeiner verurtheilen, als so manche Lehrer an deutschen Hochschulen. — Selbstmord und Duell, die dunkeln Flecken unserer aufgeklärten Zeit, finden ihre treffende Beleuchtung (S. 50—57; 100—107). Nach einleitenden Bemerkungen über Eigenthum und Besitz folgt (S. 115—249) die ausgezeichnete Abhandlung über den Socialismus. Die Ausführungen gegen diesen Feind alles Bestehenden und den großen Volksbetrüger sind in Sonderausgabe schon in 4. Auflage (Freiburg, Herder) erschienen, und ausnahmslos auf das allergünstigste besprochen worden. (S. auch diese Zeitschrift Bd. XXXIX. S. 554.)

Aus dem ersten Theil heben wir noch besonders hervor die Kapitel über das Gelddarlehen. Der zweite Theil bringt eine wahrhaft gediegene Ausführung über die Ehe (S. 314—350). Nur in diesem von Gott zum Sacrament erhobenen Naturverhältniß der beiden Geschlechter ist ein Damm zu finden gegen den verheerenden Strom der Unsittlichkeit. Auch Predigern ist hier ein reicher und sehr zeitgemäßer Stoff geboten. In dem Kapitel „Frauenemancipation" wäre das Citat aus Schiller (S. 355) entschieden besser fortgefallen; es ist der Form nach fade und der Sache nach unrichtig. Auffallen ist uns, daß in den der Sklaverei gewidmeten Ausführungen (S. 367—380) der Encyklika Leo's XIII. über diesen Gegenstand keine Erwähnung geschieht.

„Die Lehre vom Staat" nimmt den stattlichen Raum von 207 Seiten (S. 380—587) ein und gehört nach Form und Inhalt mit zu dem Hervorragendsten des ganzen Werkes. Um das Interesse zu wecken, genügt es, auf folgende Kapitel hinzuweisen: Entstehung des Staates. Zweck des Staates. Staat und Familie. Staatsgewalt und Sittlichkeit. Staatsgewalt und Religion. Staat und Kirche. Staat und Schule. Der Staat und das wirthschaftliche Leben (die sociale Frage). Katholische Politiker, Parlamentarier und Staatsmänner sollten sich in das Studium dieser Stoffe vertiefen, und Nichtkatholiken würden hier reiche Aufklärung und damit Beseitigung vieler Vorurtheile finden. Nichtsdestoweniger sei es uns erlaubt, auch hier den Kritiker herauszukehren. Zunächst hätte es sich, wie uns scheint, empfohlen, bei der Lehre der Scholastiker vom Ursprung des Staates und der Staatsgewalt schärfer, als geschehen ist, zu betonen, daß sie — wenigstens ihre Hauptvertreter Bellarmin und Suarez — eine ganz bestimmte gegnerische Auffassung bekämpften. Gewiß wollten sie auch ihre allgemeine Ansicht vom Ursprung des Staates vortragen, aber vor allem war ihre Ausdrucksweise gerichtet gegen Jakob I. von England und dessen Auffassung vom Staat. Gegenüber seiner Behauptung, die königliche Gewalt komme ebenso unmittelbar von Gott wie die päpstliche, läugnen sie, daß Königthum und Papstthum gleicherweise durch ein positives göttliches Gesetz entstanden sei, und läugnen ferner, daß das Recht einer bestimmten Staatsgewalt über bestimmte Unterthanen gerade so unmittelbar aus der Natur der Dinge sich

Digitized by Google

ergebe, wie z. B. das Recht der Eltern über ihre Kinder. Hält man diese historische Gegnerschaft der genannten Scholastiker im Auge, so ist zuzugestehen, daß ihre Grundanschauung über den Ursprung der Staatsgewalt nicht verschieden ist von den sonstigen katholischen Auffassungen, auch nicht von jener des Verfassers; denn sie läugnen die göttliche Unmittelbarkeit der Staatsgewalt nur in einem ganz bestimmten Sinn, und so konnte Suarez mit vollem Recht schreiben: Concluditur, nullum monarcham habere (secundum ordinariam legem) immediate a Deo politicum principatum. Hoc est egregium Theologiae axioma, quia recte intellectum verissimum est (Defens. fid. III, c. 2. n. 10). Ob ferner die Uebereinstimmung der Glieder (communis consensus), durch welche die Scholastiker den Staat entstehen lassen, aufgefaßt werden muß als eigentlicher Vertrag (ausdrücklicher oder stillschweigender), scheint doch nicht so ganz sicher. Beruht in einer gesetzgebenden Körperschaft die per acclamationem (= communi consensu) geschehene Wahl des Vorsitzenden auch auf einem Vertrag??

In Bezug auf den staatlichen Lern- und Schulzwang (S. 494 ff.) sind wir vollkommen der Ansicht des Verfassers, daß derselbe in den meisten Staaten thatsächlich die Grenzen des Zulässigen weit überschreitet. Abweichend vom Verfasser halten wir aber einen auf das richtige Maß beschränkten Lern- und Schulzwang (nicht Zwangsschule, welche ganz zu verwerfen ist) in unserer Zeit für durchaus gerechtfertigt, und wir glauben, daß ein wahrhaft christlicher und mit der Kirche Hand in Hand gehender Staat durch Ausübung des Schulzwangs seine Befugnisse nicht überschreitet. Ein gewisses Maß von Bildung ist für jeden Menschen einfach nothwendig. Der Unterricht in der christlichen Religion und das materielle Fortkommen in dieser Welt verlangen als Voraussetzung gewisse Kenntnisse, zum mindesten: Lesen, Schreiben, Rechnen. Ohne eine gewisse Schulung des Verstandes — formale Bildung, wenn man will — ist es gewöhnlich unmöglich, die Wahrheiten und Geheimnisse unseres Glaubens genügend aufzufassen; und was das materielle Fortkommen angeht, so ist in der heutigen Zeit ohne die Kenntniß des Lesens, Schreibens und Rechnens selbst eine Dienstmagd und ein Ackerknecht dem Betrug und der Uebervortheilung — in den meisten Fällen — hilflos überantwortet. Es ist ja nun ganz schön, zu sagen: Diese für das Erfassen des Christenthums und für materielles Fortkommen nothwendige Bildung können die Eltern den Kindern geben. Jawohl „können"! Aber unter 1000 Fällen wird dies 950mal nicht geschehen, und selbst das „Können" ist für sehr viele Fälle zu läugnen. Man sehe sich doch das „Familienleben" in so vielen Fabrikbezirken an. In England haben wir das Verlangen nach Lern- und Schulzwang schon wiederholt von katholischen Geistlichen aussprechen hören, weil ohne Schulzwang die Eltern ihre Pflicht den Kindern gegenüber thatsächlich nicht erfüllen, meistens sogar nicht erfüllen können und in sehr vielen Fällen nicht erfüllen wollen. Der Verfasser hält es für ein mehr oder weniger nichtssagendes Schlagwort, wenn man, um den Lern- oder Schulzwang zu rechtfertigen, sagt: „Unsere Zeit verlangt ein höheres Maß von Bildung", und antwortet darauf: „Wer ist diese ‚Zeit'? Die Zeit verlangt nichts!" Allerdings, die Zeit, als philo-

Digitized by Google

sophischer Begriff gefaßt, verlangt nichts; aber die Zeit, d. h. die Verhältnisse und Umstände, in welchen der Mensch lebt, verlangt sehr viel und, wie uns scheinen will, auch den Schulzwang, aber nur gehandhabt von dem wahrhaft christlichen Staat, also natürlich unter Wahrung aller Rechte der Kirche und der Eltern. Zudem glauben wir nicht, daß Lernzwang und Schulzwang praktisch und in concreto genommen sich unterscheiden und trennen lassen. Der Lernzwang in seiner Verwirklichung führt nothwendig zum Schulzwang, wenn auch die Begriffe verschieden sind.

In dem Artikel „Kirche und Staat" (S. 471—484) fehlt bei der Literaturangabe die classische Schrift des P. Tarquini S. J.: Juris ecclesiastici publici Institutiones. Die Abhandlung: „Der Staat und das wirthschaftliche Leben (die sociale Frage)" und der „Excurs über den Liberalismus" (S. 508—528) sind von hervorragend actuellem Interesse. In erstgenannter Abhandlung wird die gesunde Lehre über die Berechtigung des Staates, bei der Lösung der socialen Frage gesetzgeberisch einzugreifen, lichtvoll dargelegt. Sehr gefreut hat es uns, daß der Verfasser die Concordate zwischen Kirche und Staat als „eigentliche Verträge auffaßt, die beiderseitig aus Gerechtigkeit zur vereinbarten Leistung verpflichten" (S. 603).

Doch der uns gewährte Raum zwingt uns, abzubrechen. Selbst auf die Gefahr hin, der Parteilichkeit beschuldigt zu werden, glauben wir es aussprechen zu dürfen, daß vorliegendes Werk die seit Jahrzehnten bedeutendste deutsche Leistung auf dem Gebiete der Moralphilosophie ist. Kein Punkt und keine Frage auf dem weiten Gebiet der philosophischen Moral ist übergangen; über alles findet man dankenswerthen Aufschluß.

Paul von Hoensbroech S. J.

De Natura Peccati deque ejus Remissione disputatio. Auctore **Caesare Manzoni,** sacerdote, in philosophica et theologica facultate Doctore, SS. Ambrosii et Caroli coetus socio. 432 p. 8°. S. Angeli Laudensis, ex typographia Rezzonico, 1890. Preis *Lire* 4.25.

Einen hochwissenschaftlichen Gegenstand hat sich der junge Verfasser zur Erstlingsarbeit ausersehen. Wenn auch manchmal eine größere Durcharbeitung und gefälligere Darstellungsform erwünscht wäre, so muß doch anerkannt werden, daß das Werk sowohl große Schärfe des Urtheils beim Verfasser bekundet, als auch eine rühmliche Belesenheit und Bekanntschaft mit den Schriften des Aquinaten. Letzteres war nicht nur deshalb nothwendig, weil es einem jeden theologischen Schriftsteller zur Unehre gereichen müßte, wollte er den Fürsten der Theologie und dessen Ansichten vernachlässigen, sondern auch darum, weil es der ausgesprochene Zweck der Schrift ist, die Lehre des hl. Thomas von Aquin über die Sünde klarzulegen.

Wäre auch nur eine nach bestimmten Gesichtspunkten angestellte Sammlung der einzelnen Stellen aus den zahlreichen Werken des heiligen Lehrers geliefert, wo dieser sich über die Sünde ausspricht, so wäre manchen damit

Digitized by Google

schon ein großer Dienst geleistet. Allein man würde dem Verfasser unrecht thun, wenn man das Werk nur als eine solche Sammlung bezeichnete. Es ist vielmehr eine auf Grund der Lehre des hl. Thomas selbständig ausgeführte Behandlung des Gegenstandes. Ja, in einer Frage scheut sich der Verfasser nicht, wenn auch schüchtern, sich gegen die Ansicht des heiligen Lehrers auszusprechen. Wir nennen sie hier zugleich als Beispiel der Reichhaltigkeit der Detailfragen, an welche das Werk herantritt.

Die Frage, wie die läßlichen Sünden bei denen gestraft werden, welche ohne persönliche schwere Sünden, jedoch mit der Erbschuld und mit läßlichen Sünden behaftet, in die Ewigkeit treten, wird bekanntlich verschieden beantwortet, da wir eine sichere Offenbarung oder kirchliche Entscheidung hierüber nicht besitzen. Der hl. Thomas läugnet die Möglichkeit des Falles. Er glaubt, einerseits könne niemand vor dem vollen Vernunftgebrauch eine läßliche Sünde begehen; andererseits aber habe ein jeder die schwere Pflicht, sobald er zum vollen Vernunftgebrauch gelangt sei, sich durch einen eigentlichen Liebesact zu Gott als dem übernatürlichen Ziele hinzuordnen; thue er dies, so werde er gerechtfertigt und von der Erbschuld befreit; unterlasse er es, so lade er die Schuld einer Todsünde auf sich; mithin gehe der ersten möglichen läßlichen Sünde eines jeden Menschen entweder die Rechtfertigung und die Tilgung der Erbsünde, oder aber eine persönlich begangene Todsünde der Unterlassung voraus. Wolle man aber den thatsächlich unmöglichen, theoretisch denkbaren Fall annehmen, meint ferner der heilige Lehrer, so müsse man die zur Erbsünde hinzugetretene, auch bloß läßliche Sünde nach diesem Leben für unerlaßbar und ewiger Bestrafung unterstehend annehmen. — In beiden Punkten nun vertritt der Verfasser eine andere, mildere Ansicht. Ob in der That mit der Möglichkeit, läßlich zu sündigen, der Mensch seinem habituellen Vernunftgebrauch nach einer Todsünde schon fähig sei oder nicht, braucht nicht näher untersucht zu werden. Der Verfasser meint mit vielen angesehenen Theologen — und darin dürfte er Recht haben —, daß jenes bejahende Gebot, nach erlangtem Vernunftgebrauch durch einen Act der Liebe auf Gott als übernatürliches Ziel sich hinzuordnen, jedenfalls den wenigsten hinlänglich bekannt sei, und dessen Unterlassung daher schon aus diesem Grunde von subjectiver Todsünde entschuldige; daß aber ferner jenes Gebot, auch objectiv genommen, bezüglich der Zeit, wo seine Erfüllung dränge, einen gewissen Spielraum habe; daß ferner nicht als unmöglich ausgeschlossen bleibe der Fall, wo in jener Zwischenzeit jemand irgend eine läßliche Sünde begehe und sofort durch ein plötzliches Naturereigniß dem Tode verfalle. In der That, daß ein Ungetaufter mit der Erbsünde und mit persönlichen bloß läßlichen Sünden in die Ewigkeit eintrete, scheint nicht etwas so Unmögliches zu sein, ist vielleicht sogar etwas thatsächlich Häufiges. Sollte ein solcher nun für die läßlichen Sünden die Ewigkeit hindurch positive Strafe erleiden? Das wäre um so härter, als die Strafe für die Erbschuld nach der jetzt sehr allgemeinen Annahme nur negativer Natur ist und zwar im Ausschluß von der übernatürlichen Seligkeit besteht, den ganzen Inhalt der rein natürlichen Seligkeit, sachlich genommen, aber einschließt. Fußend auf dieser wohlbegrün-

Digitized by Google

deten Lehre, daß für die Erbschuld zwar formell eine in der andern Welt nicht mehr erlaßbare Strafe verhängt wird, die nur mit ihr Behafteten jedoch sachlich die vollen Freuden des rein natürlichen Endziels genießen, behauptet nun Manzoni auch, daß die läßlichen Sünden diesem einstmaligen Genusse nicht im Wege ständen, ebenso wenig wie beim Gerechten der dereinstigen Erreichung der übernatürlichen Seligkeit und des übernatürlichen Endziels. Eben weil die läßliche Sünde keine eigentliche Unordnung bezüglich des Endziels des Menschen in sich enthalte, sondern nur eine Unordnung bezüglich der Mittel, verdiene sie auch nicht den Ausschluß vom Ziel; nach zeitweiliger Sühne müsse das Ziel erreicht werden: bei den Gerechten die übernatürliche Anschauung Gottes, bei den mit der Erbschuld Behafteten die natürliche Seligkeit. Uns scheint die Ansicht durchaus folgerichtig.

Noch einen andern Punkt möchten wir, wenn auch kurz, lobend hervorheben. S. 46 ff. bespricht der Verfasser die Frage betreffs der Wiederauflebung der Verdienste, falls jemand nach dem Unglück einer Todsünde sich wieder in den Stand der Rechtfertigung erhebt. Der Beweis, den er für die bejahende Ansicht bringt, verbreitet neues Licht über den betreffenden Gegenstand. Die Offenbarungsquellen — so ist im wesentlichen der Gedankengang — legen uns nirgends nahe, daß Gott aus sich die verdienstlichen Werke nur bedingungsweise zum ewigen Lohne annehme, vielmehr, daß er dies absolut thue; dann folgt aber, daß alle verdienstlichen Werke ihren Lohn erhalten, falls nur der Mensch, der sie verrichtet hat, fähig ist, d. h. im Stande der Gnade aus diesem Leben scheidet; ein etwa dazwischen liegender Sündenfall, der wieder gutgemacht wurde, ist kein Grund, einen Abstrich der Verdienste zu machen.

Auch in den Punkten, wo wir die Ansicht des Herrn Verfassers nicht theilen, können wir ihm das Zeugniß einer wohldurchdachten und folgerichtigen Behandlung seines Gegenstandes nicht versagen. Wir gestatten uns, hier einen solchen Punkt, freilich einen der Cardinalpunkte des Werkes, zu berühren. Wir meinen die Formalursache der Tilgung der läßlichen Sündenschuld. Der Verfasser kennzeichnet die läßliche Sünde im Unterschied von der Todsünde als eine Unordnung des Willens bezüglich der Mittel zu Gott, als unserem Endziel, unter Wahrung der rechten Ordnung und Richtung auf das Endziel selbst; die Todsünde hingegen als die Unordnung des Willens und dessen Abkehr vom Endziel. Die Formalursache der Tilgung der Todsünde findet er deshalb in der Mittheilung der heiligmachenden Gnade, insofern diese und sie allein die rechte Richtung auf Gott als unser thatsächliches Endziel verleiht; die Formalursache der Tilgung der läßlichen Sünde in dem fervor caritatis, d. h. in einem jeden übernatürlichen Act des Gerechten, der irgendwie in Gegensatz zu der begangenen läßlichen Sünde tritt. Gegen diese Auffassung haben wir schwere Bedenken. Wir glauben in jenem Acte in sich kaum mehr die Formalursache der Tilgung läßlicher Sündenschuld finden zu können, als im Acte der vollkommenen Liebesreue eines Sünders die Formalursache der Tilgung der Todsünde; in beiden Acten aber wohl die verdienstlich bewirkende Ursache, im Acte des Sünders natürlich weniger als im Acte des Gerechten. Daß die Mittheilung der heiligmachenden Gnade Formalursache der Tilgung

Digitized by Google

der Todsünden genannt werde, findet unsere Beistimmung, doch nicht so sehr, insofern sie als ein Gnadenschmuck der Seele anhaftet und sie zur Erlangung ihres übernatürlichen Zieles physisch befähigt, als vielmehr, insofern sie der concrete Ausdruck des Freundschaftsverhältnisses ist, welches Gott wieder zur Seele einnimmt. Die Sünde, die habituelle Sünde — denn um diese handelt es sich — ist eben nichts physisch Seiendes, sondern besagt ihrem innersten Begriff nach ein moralisches Verhältniß; deshalb braucht auch die Formalursache, durch welche sie getilgt wird, nichts Physisches zu sein, und ist sie etwas Physisches, dann ist sie Formalursache doch gerade durch den moralischen Werth, der in ihr liegt. Wir glauben uns da in Uebereinstimmung mit den beiden Leuchten der theologischen Wissenschaft, wie sie Benedikt XIV. nennt, Suarez und besonders Lugo, wo dieselben die allgemeine Natur der habituellen Sünde erörtern. — Nun ist aber auch die läßliche Sünde nicht gerade deshalb Sünde, weil sie eine Hinneigung zu den Mitteln, d. h. den Geschöpfen besagt, sondern weil sie gegen Gottes Ordnung und Gottes Willen verstößt, weil sie, wenn auch nicht eine völlige Abkehr von Gott, einen Bruch mit ihm, so doch ein geringeres Zerwürfniß mit Gott enthält. Dieses muß gehoben werden. Diese Hebung und somit die Tilgung der läßlichen Schuld wird zwar angebahnt von seiten des Menschen, des Gerechten, durch den fervor caritatis; Vollendung und Formalursache der Schuldtilgung scheint jedoch eher die gnädige Annahme von seiten Gottes zu sein, durch welche er die Schuld als nicht geschehen aus seinem Schuldbuche austilgt. Der hl. Thomas von Aquin betont freilich stets den fervor caritatis, durch den allein die läßliche Sünde getilgt werde. Ob er aber damit sagen wollte, der fervor caritatis allein sei die Formalursache der Tilgung der Sündenschuld, dürfte doch angezweifelt werden. Wir ziehen daher vor, den Schlußsatz des hochw. Herrn Verfassers S. 308 zu befolgen: „Wenn übrigens jemand den fervor caritatis lieber bewirkende Ursache als Formalursache nennen wollte, so erheben wir keinen Widerspruch"; die folgende Verclausulirung aber können wir nur in sehr beschränktem Sinne annehmen: „vorausgesetzt, daß er dann eine eigentliche Formalursache gar nicht annehme, und daß er zugestehe, der fervor caritatis sei die nächste Ursache der Vergebung läßlicher Sünden, auf welche alle anderen Ursachen zurückzuführen sind". Letztere Forderung mag angehen, erstere verlangt absolut Unmögliches und innerlich Widersprechendes.

Wir scheiden von dem Werke mit dem aufrichtigen Wunsche, daß der Herr Verfasser noch oft und lange sein Talent gebrauche zur Vertheidigung und zum weitern Ausbau der theologischen Wissenschaft, welcher er in dieser Schrift so viel Interesse und Verständniß entgegengebracht hat.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Grundriß der Geschichte der bildenden Künste. Von Dr. Adolf Fäh. Mit vielen Illustrationen. Erscheint in 8—10 Lieferungen Lex.-8°. Freiburg, Herder, 1887 ff. Preis jeder Lieferung *M.* 1.25.

Vier Lieferungen sind bis jetzt von diesem Grundriß erschienen. Er verdankt sein Entstehen zunächst dem Antrage der Herder'schen Verlagshand-

Digitized by Google

lung an den Verfasser der Schrift „Das Madonnenideal in den älteren deutschen Schulen", er möge F. Clements weitverbreitete Histoire abrégée des beaux arts deutsch bearbeiten. Der tiefere Grund liegt in dem vielerseits anerkannten Bedürfniß, daß den gebildeten Katholiken eine von christlichen Principien getragene Darstellung der Kunstentwicklung geboten werde. Mit einem der gefeiertsten deutschen Kunstschriftsteller, welcher Dr. Fähs Buch recensirte, würden auch wir es beklagen, wenn im Gegensatz zu einer „gemeinsamen Arbeit im Dienst der Wissenschaft", welche „segensreich gewirkt hat, eine schroffe Spaltung der Kräfte empfohlen und die Kunstgeschichte in den Dienst einer kirchlichen Partei gestellt würde". Bei wissenschaftlicher Behandlung jeder Geschichte, also auch derjenigen der Kunst und Cultur, soll keinerlei Parteistandpunkt, sondern nur die objective Wahrheit als Ausgangspunkt wie als Ziel dienen. Daß man gerade auf katholischer Seite diesen Standpunkt festhält, beweist in glänzender Weise die „Zeitschrift für christliche Kunst". Ihre Gründung war seit vielen Jahren von den katholischen Generalversammlungen gewünscht worden; ihr Erscheinen ward durch Freiherrn v. Heereman, der nicht nur als hervorragendes Mitglied des Centrums, sondern auch als feinfühlender, erfahrener Kunstfreund bekannt ist, ermöglicht; ihre Herausgabe ist nun bereits im vierten Jahre durch Herrn Domkapitular Schnütgen zu Köln in meisterhafter Weise geleitet worden. Freilich ist die christliche Kunst ihr Hauptgegenstand; freilich legt sie auf die praktische Verwerthung mittelalterlicher Kunstwerke für katholische Kirchen den Nachdruck. Aber nie hat sie, wie auch jener Kunstschriftsteller in seiner Kritik anerkennt, irgend „eine schroffe Spaltung der Kräfte" empfohlen, sondern immer „gemeinsame Arbeit im Dienste der Wissenschaft" erstrebt. Viele Glieder des Clerus und viele Laien, welche für ein eingehendes Studium der Kunst Zeit, Vorbildung und Lust haben, werden gewiß fortfahren, diese Zeitschrift nach Kräften zu unterstützen, um dem immer weiter um sich greifenden Abfall künstlerischer Kräfte und der damit eng zusammenhängenden unwissenschaftlichen Behandlung der Kunstgeschichte einen Damm entgegenzustellen.

Wie nöthig ein solcher Damm sei, zeigt jede größere Kunstausstellung; denn jede vervollständigt den Beweis für die traurige Thatsache, daß echt christliche Kunst bei Malerakademien kaum mehr zulässig erscheint. Unverdächtige Zeugen für diese Thatsache sind die protestantische „Christliche Welt" mit der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung"; entnimmt doch letztere der erstern folgende Ausführungen: „Es sind insgesammt 149 Nummern religiöser Kunst (auf der diesjährigen Berliner Kunstausstellung), dabei die Mehrzahl solche religiöse Sittenbilder, die man kaum noch unter die eigentlich religiöse Kunst zu rechnen befugt ist. Dazu kommen noch 7 Prachtwerke religiösen Inhalts und 9 Radirungen religiöser Gemälde, demnach Summa Summarum 165 Stück. Eine kleine Anzahl Landschaften aus dem Heiligen Lande sind dabei nicht mitgezählt, und ebensowenig die von acht Architekten ausgestellten Pläne zu Kirchenbauten. Also von 4579 ausgestellten Kunstwerken gehören nur 165 Stück der religiösen, und zwar sogar nur 48 der biblischen und 8 der christlich-geschichtlichen Kunst an. Das ist in der That ein ver-

Digitized by Google

schwindend kleiner Procentsatz. Wir würden das schließlich nicht einmal beklagen, wenn nur das Wenige wenigstens durchgängig gut, wirklich religiöse Kunst wäre. Aber wie oft ist der biblische oder christliche Stoff auch hier lediglich ein Vorwand, die Mache aber, die virtuose Technik, der raffinirte Effekt die Hauptsache! Legten wir den strengsten religiösen Maßstab an diese Bilder, suchten wir in ihnen die Offenbarung gläubigen Sinnes, wirklich religiöser Erfahrung, spürten wir in ihnen nach einem wirklich christlichen Pulsschlag — es würden die wenigsten bestehen können." Steht die Sache so, dann ist es doch sicher angezeigt, dem großen Publikum, das ja den Kunstmarkt beherrscht, dessen Geschmack durch solche Ausstellungen gebildet oder verwirrt wird, vor allem aber der Jugend, welche in nicht zu langer Zeit eben dies Publikum bilden wird, klar zu machen, was echte Kunst sei und was ein Christ vom Künstler verlangen müsse. Diese Einführung in ein tieferes Verständniß der Kunstwerke wäre freilich eigentlich Aufgabe der Aesthetik, wird aber heute leichter durch kunstgeschichtliche Darstellung vermittelt. Ist es nicht darum durchaus nothwendig, daß heute für Gebildete und für die reifere Jugend Kunstgeschichten geschrieben werden, in welchen diejenigen Gesichtspunkte zur Geltung gelangen, wodurch die Genannten in den Stand gesetzt werden, über alte und neue Kunstwerke so zu urtheilen, wie Philosophie und Geschichte, Erfahrung und Religion es verlangen?

Freilich, es gibt große und kleine Kunstgeschichten, in welchen fast mit naturgeschichtlicher und statistischer Genauigkeit die Schulen klassificirt, der Entwicklungsgang und die Leistungen der Künstler dargelegt werden. Solche Bücher sind gut für Kunstgelehrte, gut für diejenigen, welchen die obersten leitenden Grundsätze klar sind. Es werden aber für weniger Eingeführte viele populäre Kunstgeschichten ausgeboten, welche durch schöne Ausstattung und reiches Illustrationsmaterial selbst in katholischen Kreisen weit verbreitet sind (erinnern wir nur an Lübke's zahlreiche Schriften), obgleich sie einen entschiedenen Parteistandpunkt einnehmen. Ihre Verfasser bekennen sich nicht nur offen als Freunde der Reformation und der reformatorischen Principien, sondern vertreten überdies oft politische und sittliche Grundsätze, welchen ein Katholik nun und nimmer zustimmen kann. Dr. Adolf Fäh hat sich darum warmen Dank verdient, als er der Einladung einer katholischen Verlagshandlung nachkam, die den Versuch machen will, jenen vom gehässigsten Parteistandpunkt aus verfaßten populären Kunstgeschichten eine der christkatholischen Wahrheit entsprechende entgegenzustellen. Wer weiß, wieviel heute in der Kunstgeschichte geforscht, gefunden und geleistet wird von tüchtigen Männern, mit fast unbeschränkten Mitteln und mit Anstrengung aller geistigen Kräfte, der muß freilich mit uns den Muth des jungen Gelehrten bewundern, welcher nicht davor zurückschreckt, eine solche Aufgabe zu übernehmen. Zeigt sich doch die Schwierigkeit ihrer Lösung schon im langsamen Erscheinen der Hefte. Daß manche der neueren oder neuesten Ergebnisse nicht verwerthet sind, daß hie und da veraltete Ansichten vorgetragen werden, war unter diesen Verhältnissen unvermeidlich. Solche Fehler haben indessen auf den Gesammtinhalt des Buches keinen entscheidenden Einfluß. Darum stehen wir nicht an, nicht

Digitized by Google

nur den Entschluß, sondern auch die Arbeit des Verfassers zu loben und ihr viele Freunde zu wünschen. Hat doch die Kunstwissenschaft, diese jüngste, schnell aufblühende Tochter des wissenschaftlichen Strebens unseres Jahrhunderts, weite Kreise für sich begeistert! Dies zeigt, daß der Materialismus doch noch nicht alles beherrscht und auch die Ideale noch manches Herz anziehen. Gerade die Jugend liebt die Ideale, gerade edlere Seelen freuen sich gerne der Kunst. Eltern und Erzieher mögen darum diese Kunstgeschichte der reifern Jugend als anregende und nützliche Unterhaltungsschrift übergeben. Auch solche, welche schon die Entwicklung der Kunstthätigkeit kennen, werden mittelst des fließend geschriebenen, schön ausgestatteten und mit vielen, guten Bildern gezierten Buches ihre Kenntnisse auffrischen und durch manche treffende Bemerkung Anregung und Belehrung gewinnen.

Steph. Beissel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Compte-rendu analytique du Congrès social international de Liège 7—10 Sept. 1890. 112 p. Lex.-8°. Bruges, Plancke, Fr., 1891. Preis 50 *Ct.* (100 Exemplare *Fr.* 35).

Dasselbe beschränkt auf Assemblées générales et résolutions. 44 S. Lex.-8°. Preis 25 *Ct.* (100 Exemplare *Fr.* 15).

Der vorigjährige sociale Congreß zu Lüttich wird noch auf lange Zeit hin unvergessen bleiben; vielleicht wird gerade nach der diesjährigen Mechelner Versammlung desselben mit neuem und erhöhtem Interesse gedacht. Die in beiden obgenannten Schriften auszüglich mitgetheilten Verhandlungen und Ergebnisse des Congresses orientiren über ihn leichter, als der umfangreiche Band der stenographischen Aufzeichnungen. Es dürfte daher nicht bloß der niedrige Preis es sein, welcher diese Broschüren für eine weite Verbreitung empfehlbar macht, sondern auch die Ersparung an Zeit und Mühe bei denjenigen Lesern, denen es genügt, eine getreue Wiedergabe des Congresses oder seiner Verhandlungen ihrem wesentlichen Inhalte nach zu haben, ohne auf den vollen Wortlaut Gewicht legen zu müssen. Uebrigens hat die Redaction dennoch Sorge getragen, bei wichtigeren Anlässen auch den Wortlaut der gemachten Aeußerungen zu wahren.

Andenken an die Schatzkammer des Domes zu Trier. Zwölf Abbildungen der wichtigsten Reliquien und Kunstgegenstände, in Lichtdruck nebst kurzer Beschreibung derselben von J. **Hulley**, Domvikar. Zwölf Lichtdrucktafeln und 8 S. Text in 8°. Trier, Paulinusdruckerei, 1891. Preis *M.* 1.

Der Trierer Domschatz ist oft in Bildern herausgegeben, besonders von Ernst aus'm Weerth, sowie von Paluſtre und Barbier de Montault. Die Abbildungen,

Digitized by Google

welche Hulley hier bietet, sind vortrefflich, oft besser als die in jenen großen Werken gegebenen. Wegen dieser Güte der Darstellungen und des überaus billigen Preises verdient diese kleine Publication besondere Empfehlung und ist eines Platzes in der Bibliothek aller Freunde mittelalterlicher Kunst durchaus würdig.

Die Kunst Jedermanns Sache. Von Dr. August Reichensperger. Zweite Auflage. XX u. 41 S. 8°. Wegberg, Floitgraf, 1891. Preis *M.* 1.

Wenn diese inhaltsreiche, anregende Schrift erst nach 25 Jahren zu einer zweiten Auflage gelangt ist, so ist das wohl hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß sie als eine der frühesten Frankfurter Broschüren bei ihrem ersten Erscheinen eine ungewöhnliche Verbreitung gefunden hat. Sie ist einer der zahlreichen Mahn- und Weckrufe, durch welche der hochverdiente Vorkämpfer der deutschen Katholiken seit fünfzig Jahren bemüht war, den Mitlebenden Sinn und Geist der mittelalterlichen Kunst zu erschließen, mit dem Verständniß derselben auch ihre Uebung und Pflege neu anzuregen, vom bloßen Wissen wieder zum gründlichen Können zu führen und durch dieses den einstigen schöpferischen Geist des deutschen Volkes neu zu beleben. Die Schärfe, mit welcher er alle Stil- und Geschmacksmacherei, alles Schein- und Surrogatwesen bekämpfte, hat vielseitigen Widerspruch hervorgerufen, und die unnachgiebige Strenge und Ausschließlichkeit, mit welcher er sein Ziel verfolgte und der eklektischen Kunstrichtung der Neuzeit entgegentrat, hat ihm sogar manche abwendig gemacht, die einst die mächtigsten Anregungen von ihm empfangen hatten und in Bezug auf religiöse Kunst im Grunde seine wesentlichen Anschauungen theilten. In weiten Kreisen sind jedoch seine Ideen siegreich zum Durchbruch gelangt und haben die schönste, segensreichste Erneuerung des kirchlichen Kunstlebens hervorgerufen; Bischöfe und Priester, Künstler und Kunstschriftsteller, profane Bauherren und Kunstliebhaber sind begeistert seinen Anregungen gefolgt, und es ist schwer, einen Mann zu nennen, der auf diesem Gebiete einen mächtigeren und günstigeren Einfluß geübt hat. In einer Zeit, wo das ganze außerkirchliche Geistesleben und mit ihm die Kunst immer mehr dem flachsten Realismus zustreben, verdienen die zündenden Worte des greisen Reichensperger mehr als je Gehör. Es weht in ihnen jener kernige, tiefreligiöse Volksgeist, jener Hauch der Poesie, welcher die Seele der Kunst ist, und ohne welchen alles archäologische und technische Wissen weder Farbe noch Stein zu beseelen vermag.

Zur Charakterisirung des Baumeisters **Friedrich Freiherrn von Schmidt,** von Dr. August Reichensperger. 24 S. 8°. Düsseldorf, Schwann, 1891. Preis 80 *Pf.*

Obwohl der ausgezeichnete Architekt Friedrich von Schmidt sich durch seine gesammte Bauthätigkeit als ein entschiedener Anhänger und Bekenner der mittelalterlichen Gotik ausgewiesen hatte und noch auf seiner Grabschrift nur das Lob beanspruchte, als „ein deutscher Steinmetz" in Gott zu ruhen, wurde er von verschiedenen Kunstschriftstellern alsbald nach seinem Tode (23. Januar d. J.) für ihre bezügliche moderne Kunstrichtung in Anspruch genommen und demgemäß gepriesen. Gegen dieses in den verschiedensten Farben schillernde Lob richtet sich die vorliegende Charakteristik, nicht aus künstlichen Hypothesen, Vermuthungen und Deutungen zusammengelesen, sondern aus den Briefen des wackern Meisters selbst schlicht und einfach zusammengestellt. „Je mehr ich studire", sagt Schmidt in einem dieser Briefe (15. Oct. 1888), „und einen Ueberblick über die Gesammtleistung unseres Mittelalters gewinne, desto unbegrenzter wird meine Ehrfurcht vor den Meistern jener

Digitized by Google

Zeiten, und desto mehr erkenne ich, wie wenig wir können im Vergleich mit ihnen" (S. 16). „Es ist unglaublich", heißt es in einem andern Briefe (28. März 1879), „welch höherer Blödsinn jetzt mit der Renaissance aufgeführt wird. Ich habe nichts dagegen, wenn ein Architekt in dieser Richtung arbeitet; ich war ja selbst schon in der Lage, es thun zu müssen; allein es zeugt von einer totalen Unkenntniß der Entwicklungsgesetze der Kunst, wenn man etwas so Unfaßbares, bestimmter Gesetzlichkeit Entbehrendes zum Ausgangspunkt einer neuen Richtung nehmen will. Einmal müssen die Kerls doch ans Mittelalter glauben lernen; vielleicht leider, wenn es zu spät ist." Diese und zahlreiche andere Aeußerungen, die sich zu einem ziemlich vollständigen Abriß seiner Kunstanschauungen verbinden, stellen es über jeden Zweifel, daß Schmidt im wesentlichen dieselbe Ansicht hegte, welche A. Reichensperger in Wort, Schrift und That — qualis ab incepto — unerschrocken und unermüdlich gegen ein ganzes Heer von Mode-Kunstschriftstellern vertheidigt hat. Der „Anhang" gibt einen kurzen, gediegenen Lebensabriß Schmidts und erhöht nicht wenig den Werth der kleinen Schrift, welche die allgemeinste Beachtung verdient.

Geschichte des Klosters Beuron im Donauthale. Urkundlich dargestellt von Dr. K. Th. Zingeler. Mit der Lichtdruck-Nachbildung der Urkunde Lothars III. in natürlicher Größe. V u. 271 S. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis *M.* 2.40.

Diese Darstellung der Geschichte Beurons wurde für die „Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde" auf Anordnung des erlauchten Protectors des genannten Vereins, des Fürsten von Hohenzollern, geschrieben. Demselben hohen Gönner des Klosters verdankt man auch die schöne phototypische Abbildung der wichtigen, am 29. März 1131 von König Lothar für Beuron ausgestellten Urkunde. Der Verfasser hat es verstanden, den reichen Stoff so zu gliedern und zu verarbeiten, daß nicht nur der erfahrene Geschichtskenner, sondern jeder Leser den lehrreichen Ausführungen gerne folgt. Er weist nach, daß eine Karl dem Großen zugeschriebene Urkunde, wodurch die 786 vollzogene Stiftung eines „Alt-Beuron" genannten Mutterklosters bewiesen werden sollte, eine Fälschung aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist, und daß Beuron erst im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts wahrscheinlich von Peregrinus von Hoßkirchen gegründet, den Augustinern von der Congregation der regulirten Lateranensischen Chorherren übergeben und dem Heiligen Stuhl als eigenes Lehen übertragen ward. Er geht dann die Reihe der Pröpste (bis 1687) und Aebte (bis 1802) durch und schildert die Geschichte des Gotteshauses unter Beiziehung zahlreicher Urkunden und Handschriften, wobei er in gemeinverständlicher Weise auf die in ihnen erwähnten culturhistorisch interessanten Einzelheiten aufmerksam macht. Sechzig Jahre nach der Aufhebung durch den so verhängnißvollen Reichsdeputations-Hauptschluß übergab die Familie der Fürsten von Hohenzollern die ihr zugefallenen, verlassenen Klostergebäude jenen Benediktinern, welche Beuron schon jetzt einen Glanz verliehen haben, den das alte Chorherrenstift nie erreicht hat. Möge er wachsen in segensreicher Wirksamkeit für weite Kreise.

Pontificale Romanum. Summorum Pontificum jussu editum, a Benedicto XIV. et Leone XIII. Pont. Max. recognitum et castigatum. Editio prima post typicam. (Sine cantu.) XII et 460 p. 8°. Ratisbonae, Pustet, 1891. Preis *M.* 4.80.

Nachdem im Jahre 1888 das Pontificale Romanum cum cantu als „Editio typica" in drei Bänden mit Anhang von F. Pustet in Regensburg herausgegeben

Digitized by Google

worden (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXVI. S. 587), hat dieselbe Verlagshandlung nunmehr eine Ausgabe ohne Gesang in einem Bande herstellen lassen. Druck und Ausstattung sind, wie es bei allen literarischen Erzeugnissen dieses Verlages der Fall ist, vorzüglich. Der mit rothen Linien umzogene Druck hebt sich von dem gelblich getönten Papier sehr deutlich ab. Die als Kopfleisten verwandten Bilder sind eine würdige, wohlgelungene Zierde des Buches. Möge diese neue und billige Ausgabe dazu beitragen, daß die herrlichen Gebete und Ceremonien der Kirche durch die Seelsorgsgeistlichen dem katholischen Volke näher gebracht und mehr und mehr erschlossen werden.

Explanatio critica editionis Breviarii Romani, quae a S. R. Congr. uti typica declarata est. Studio et opera Georgii Schober C. SS. R. sacerdotis. 364 p. 8°. Ratisbonae, Pustet, MDCCCXCI. Preis *M.* 2.50.

Für einen genauen, fehlerfreien Neudruck des Römischen Breviers bietet dieses Werk eine wesentliche Hilfe; für den, welcher den liturgischen Fragen ein reges Interesse entgegenbringt, bietet es reiche Belehrung. Erstaunlich ist der Fleiß und die Mühe, welche der Verfasser dem Werke opfern mußte. Aber derjenige wird sie erklärlich finden, welcher bedenkt, mit welcher Sorgfalt die Kirche bemüht war, die jetzige, seit Jahrhunderten fast unveränderte Form dem Brevier, jenem heiligen Codex des öffentlichen und amtlichen Gebetes, nicht so sehr zu geben, als vielmehr zu erhalten. — Freilich hatte die Form des kirchlichen Stundengebetes früher manche Wandlungen erfahren. Dieselben werden kurz in den 94 Seiten der Introductio berührt. Den folgenden Theil des Werkes füllt das Verzeichniß all der Abweichungen aus, welche sich finden, wenn man die als typisch erklärte Pustet'sche Brevierausgabe von 1884 mit den verschiedenen früheren Ausgaben vergleicht. Man sieht daraus, wie peinlich streng die heilige Ritencongregation verfuhr, nichts zu ändern, was nicht nöthig sei; wie sehr sie in der Lesart von Texten der Heiligen Schrift das durch hohes Alterthum Geheiligte unverkürzt erhalten wissen wollte, ohne auch nur einen Buchstaben oder ein Unterscheidungszeichen zu ändern. Hoffentlich wird dies bei folgenden Neudrucken des Breviers allen Herausgebern ein Wink sein, um eine eben so große, bis ins kleinste gehende Sorgfalt aufzuwenden auf die genaueste Uebereinstimmung der Neudrucke mit der typischen Ausgabe. Leider hat man bis in unsere Zeit hinein die so streng lautenden kirchlichen Vorschriften vielfach mißverstanden oder nicht genug beachtet, und theils einer vermeintlich bessern Schreibweise oder Lesart zu lieb, theils zur Bequemlichkeit des Gebrauches sich kleinere Freiheiten erlaubt, welche Rom nie gebilligt hat und welche, einmal zugegeben, den Weg zu größeren Freiheiten und zu größeren Ungenauigkeiten öffnen würden.

Angedruckte Dominikanerbriefe des 13. Jahrhunderts. Von Dr. Heinrich Finke, Privatdocenten der Geschichte in Münster. IV u. 174 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1891. Preis *M.* 5.

Aus einem von Münster 1875 an die Berliner Kgl. Bibliothek abgegebenen Codex der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sind hier 161 in den Jahren 1250 bis kurz nach 1294 von Mitgliedern des Dominikanerordens oder an dieselben geschriebene Briefe veröffentlicht, wodurch die bekannte Dürftigkeit älterer Urkunden über den rasch aufblühenden Orden in etwas wenigstens vermindert wird. Sehr wichtig sind die Briefe, weil sie die innersten Verhältnisse der Ordensglieder untereinander, zu den Dominikanerinnen, zu anderen Orden, zu Bischöfen und Herren,

Digitized by Google

selbst zu Königen und Päpsten berühren. Sie behandeln überdies vier Streitsachen der Dominikaner mit den Städten Warburg und Straßburg, sowie mit den Kapiteln in Regensburg und Zofingen. Die in der Einleitung auf Grund einzelner Thatsachen oder Aeußerungen gemachten allgemeinen Schlüsse dürften jedoch hie und da etwas zu weit gehen und aus einzelnen Schatten zu viel folgern. Der Abdruck ist mit bemerkenswerther Sorgfalt veranstaltet, der Text von sehr dankenswerthen Anmerkungen begleitet und durch ein Namensverzeichniß noch übersichtlicher gemacht.

La Russie et l'Orient. Mariage d'un Tsar au Vatican. Iwan III. et Sophie Paléologue, par le P. Pierling S. J. (Bibliothèque slave elzévirienne, IX.) VIII et 209 p. 16°. Paris, Leroux, 1891. Preis *Fr.* 2.50.

In Rom war es, wo der letzte der Paläologen, Thomas, aus Morea vertrieben, 1461 seine Zuflucht suchte. Nachdem er im Gram über sein schweres Schicksal bereits 1465 daselbst verstorben, nahm sich Cardinal Bessarion seiner hinterlassenen jüngeren Kinder an. Von den zwei Söhnen ging indes der eine nach Constantinopel und ward Muselmann, der andere starb 1502 im Elend. Die ältere Tochter Juliana starb schon 1474 als Königin der Serben; die jüngere, die schöne Zoe, wurde von Bessarion dazu ausersehen, die Braut des Großfürsten Iwan zu werden und so eine Annäherung der russischen mit der römischen Kirche anzubahnen. Dieses merkwürdige Heiratsproject, durch welches die Erbansprüche des alten Byzanz an die Czaren von Moskau übergingen, und dessen Verwirklichung im Jahre 1472 bildet den Gegenstand der vorliegenden überaus interessanten Studie, welche die Berichte des Jakob Massei von Volterra, sowie die bereits bekannten griechischen und russischen Nachrichten durch neugefundenes Actenmaterial aus italienischen und deutschen Archiven (namentlich Venedig, Vicenza und Rom) ergänzt. Mit der heutigen orientalischen Frage hängt diese Hochzeit allerdings nur sehr entfernt zusammen, aber sowohl als Episode in den verschiedenen Anknüpfungsversuchen freundlicher Beziehungen zwischen Rom und Moskau, wie auch als Culturbild aus dem 15. Jahrhundert ist dieselbe von nicht geringem Interesse, und die Resultate der Forschung sind zu höchst anziehender Darstellung vereint. Die Reise von Rom nach Moskau führte die schöne byzantinische Braut über Siena, Florenz, Venedig, Trient, Innsbruck, Augsburg, Nürnberg nach Lübeck. Dort bestieg sie ein Schiff nach Reval, wo die Deutschritter sie glänzend bewillkommten. In Dorpat ward sie von den Gesandten ihres Bräutigams abgeholt und über Pskow nach Moskau geleitet. In Nürnberg hielt sie sich vier Tage auf. „Der Rath beschenkte sie mit einem kostbaren Gürtel, die Frauen von Nürnberg mit einem Fäßchen Wein und Zuckerwerk. Ein großer Ball vereinigte auf dem Rathhaus die Blüte der Bürgerschaft. Die Prinzessin wohnte demselben bei, aber sie erklärte sich für unwohl et ne voulut pas de ses pieds byzantins remuer la poussière allemande." Sie bekam dafür aber später genug russischen Staub zu schlucken. Von den großen Hoffnungen, welche Bessarion an die Heirat geknüpft, verwirklichte sich leider keine.

Ein Besuch am La Plata. Von Ambros Schupp S. J. Mit 38 Illustrationen. XII u. 248 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis: eleg. brosch. *M.* 4; eleg. geb. *M.* 6.

Politische Ereignisse lenkten in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit auf Buenos Ayres, „die Königin des La Plata". Um so willkommener wird das vorliegende,

Digitized by Google

herrlich ausgestattete Buch unseren Lesern sein, in welchem P. A. Schupp, durch seine sinnigen Märchendichtungen wohl bekannt, einen Besuch am La Plata beschreibt, den er kurz vor dem Ausbruche der Unruhen den drei Städten Montevideo, Buenos Ayres und La Plata an der Mündung des Silberstromes abstattete. In einfacher, schlichter Sprache erzählt er seine Reise, schildert die Städte, die an Pracht ihrer Bauten den Städten Europa's nicht nachstehen, und sucht uns mit dem Volksgeist und mit der geschichtlichen Entwicklung jener Freistaaten bekannt zu machen. Manches werthvolle statistische Material hat er geschickt in seine Beschreibung verflochten. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser natürlich den kirchlichen Verhältnissen, in denen er manche trostreiche Seite hervorzuheben weiß. Aber auch die wissenschaftlichen Sammlungen finden in ihm einen begeisterten Verehrer, und in diesem Punkte werden vielleicht einige Leser der Meinung sein, er habe des Guten etwas zu viel gethan. Recht gelungen sind manche der kleinen Lieder, die P. Schupp seinen Schilderungen eingestreut hat, einige sind wahre Perlen; zu ihnen rechnen wir namentlich die aus dem Spanischen übertragenen Weihnachtsdichtungen. Wir bedauern nur, daß es P. Schupp nicht vergönnt war, seine Reise landeinwärts etwas weiter fortzusetzen und uns ein geographisches und historisches Bild der gesammten La Plata-Staaten zu entwerfen.

Vierhundertvierzig merkwürdige und seltene Todesarten. Wahrheitsgetreu erzählt von Dr. Jos. Ant. Keller, Pfarrer in Gottenheim bei Freiburg. XXIV u. 446 S. 12°. Mainz, Kirchheim, 1890. Preis *M.* 3.

Aus den zahlreichen Exempelbüchern des fleißigen und seeleneifrigen Dr. Keller greifen wir das oben genannte heraus, an welchem wir nichts Belangreiches auszusetzen haben, wiewohl auch hier ein etwas wählerischeres Vorangehen nur zu billigen gewesen wäre. Jedenfalls ruft das Buch allen Lesern ein heilsames Memento mori zu. Die vielen plötzlichen Todesfälle, welche berührt werden, sind ernst ergreifender Natur. Will der Prediger oder Katechet die Nothwendigkeit, stets auf den Tod vorbereitet zu sein, durch Beispiele beleuchten, so braucht er nur zu dieser Sammlung zu greifen. Ermuthigend und tröstlich sind die zahlreichen Züge der Bekehrung auf dem Todesbett, wie sie das XVIII. Kapitel bringt, und doch wieder bei aller Anregung zur Ermuthigung ein vermessenes Vertrauen zurückdrängend, weil sich die Bekehrung oft an das lange und heiße Gebet eines Dritten knüpft, von dem niemand weiß, ob es ihm zu theil wird. Wegen dieses Kapitels allein schon, welches eine herrliche Beleuchtung der göttlichen Barmherzigkeit bietet, verdient dieses Büchlein eine warme Empfehlung. — S. 360 wird der gleiche Todesfall, über den bereits S. 124 berichtet wurde, wörtlich nochmals mitgetheilt.

Studium und Studentenleben vor vierzig bis fünfzig Jahren und eine schwere Prüfung nach absolvirtem Universitäts-Studium. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts von Leopold Kist. VIII u. 588 S. kl. 8°. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1891. Preis *M.* 3.

Es sind Erinnerungen recht trüber Natur, die untermischt mit Betrachtungen verschiedenster Art und den Früchten fleißiger Lectüre hier als buntes Ganze geboten werden. Von den Beobachtungen der Studentenzeit war gewiß manches werth, niedergeschrieben zu werden, und kann zur Beurtheilung von Personen und Verhältnissen gute Dienste thun. Auch unter den vielleicht allzu reichlich eingestreuten all-

Digitized by Google

gemeinen Zeitbetrachtungen findet sich manche treffliche Bemerkung. Das Buch ist in gutem Geiste geschrieben und enthält ernst belehrende Momente. Doch dürften Ton und Geschmack, in welchen dieselben niedergelegt sind, nicht allgemeinen Beifall finden. Als Lesung für die Jugend, auch die studirende, ist das Buch nicht zu empfehlen. So bezeichnend übrigens die gegebenen Schilderungen für badische Zustände sein mögen, wird man sich doch vor Verallgemeinerung hüten müssen.

Changarnier par le Comte d'Antioche. VIII et 487 p. 8°. Paris, Plon, 1891.

Für die politische Geschichte Frankreichs in diesem Jahrhundert und die Beurtheilung mancher, einst vielgenannter Personen ist diese Biographie von Bedeutung. Ueberdies gewährt sie das Interesse, welches die nähere Bekanntschaft mit Menschen von Charakter und Geist zu bieten pflegt, zumal wenn es ihnen beschieden war, in den großen Ereignissen der Geschichte eine Rolle zu spielen. Changarnier, 1793 unter den Schrecken der Revolution geboren, verließ anfangs 1815 die juristische Laufbahn, um in die Armee einzutreten, bedeckte sich in den Feldzügen in Spanien und Algier mit militärischen Ehren und zeigte alle Eigenschaften eines geborenen Feldherrn. In der Zeit von der Februar-Revolution 1848 bis zur Proclamirung des Kaiserreiches stand er auch in politischer Hinsicht stark im Vordergrund; denn von Napoleon verbannt und durch die eigene Charakterfestigkeit vom Wiedereintritt in die Armee ausgeschlossen, trat er erst in den Tagen des Unglücks für sein Vaterland 1870 als selbstloser Patriot wieder mehr hervor. Seine Jugend scheint er leichtfertig durchlebt zu haben, Duelle machten ihm wenig Skrupel, noch als General hat er G. v. Lamartine gefordert. Aber als gefeierter Kriegsheld vertieft er sich in die Bekenntnisse des hl. Augustin, in der Zeit pecuniärer Bedrängniß spart er sich die Mittel fast am Munde ab, um ein umgestürztes Kreuz vor seiner Kirche durch ein neues ersetzen zu lassen; stets war er gerecht und wohlthätig. Man trifft ihn in den Kreisen eines Montalembert und Dupanloup. Bei Louis Philippe's Tod ließ er, dem Präsidenten Louis Napoleon zum Trotz, für die Seelenruhe des entthronten Königs in den Tuilerien die heilige Messe lesen. Beim Herannahen seines letzten Kampfes war der alte Soldat gern bereit, durch die heiligen Sacramente sich darauf vorzubereiten. Das Crucifix in seinem Zimmer war der Gegenstand seiner besondern Vorliebe. „Sieh, Karl," sagte er auf dasselbe hinweisend noch in den letzten Tagen zu einem Verwandten, „sieh, das ist mein Anführer." Als in jener Zeit die öffentlichen Blätter ihm besondere Aufmerksamkeit zuwendeten, und eines derselben u. a. eine ausführliche Beschreibung seines Wohnzimmers gebracht hatte, bemerkte er dazu: „Das Schönste in meinem Zimmer haben sie vergessen, meinen schönen Christus. Freilich darf einen das nicht wundern, der Gedanke an Gott ist ihnen fremd."

Aus den Jahrbüchern des Klosters Maria Mai im Ries. Aufzeichnungen der Priorin Walpurgis Schefflerin über die Geschicke ihres Conventes im Jahre 1525. Eine Quellenschrift zur Geschichte des Bauernkrieges im nordöstlichen Schwaben. 39 S. 4°. Augsburg, Huttler, 1891. Preis *M.* 1.20.

Eingehende Mittheilungen über die von den Stürmen des Bauernkrieges 1525 heimgesuchten Klöster sind selten. Um so werthvoller ist ein hier in schöner Ausstattung mit hübschen Illustrationen abgedruckter Bericht, welchen Schwester Walpurg von Eichstädt aus dem Salvatororden der hl. Brigitta nach eigenen Erlebnissen im

Digitized by Google

Unglücksjahre niederschrieb, und in welchem sie die Gefahren, Aengste und Verluste ihrer Genossenschaft Maria Mai (Maihingen) in anspruchsloser Einfachheit treu und ausführlich schildert. Beim Anfang der Fastenzeit begannen die Bauern der Nachbarschaft das Kloster zu bedrängen und zu schädigen. Ende April mußten 30 Schwestern mit der Oberin sich nach Oettingen begeben; 20 blieben mit der Priorin im Kloster, wurden aber von den Bauern so heimgesucht, daß ein Graf von Oettingen ihnen zu Hilfe kam und auch sie in die Stadt sandte. Er ward aber von den Bauern gefangen genommen, die Oettingen eroberten, bald nachher jedoch bei Ahausen an der Wörnitz eine entscheidende Niederlage erlitten. Die Schwestern kehrten heim und versuchten, ihr verwüstetes Kloster, sowie dessen abgebrannten Maierhof Uttenstetten herzustellen. Es erholte sich aber nicht mehr von so wuchtigen Schlägen, kam 1605 in die Hände der Franziskaner, wurde 1719 Familienbegräbnißstätte des Hauses Oettingen-Wallerstein, 1803 durch den Reichsdeputations-Hauptschluß dessen Eigenthum und beherbergt jetzt die zum großen Theil alten Klosterbibliotheken entstammenden unschätzbaren Besitzthümer und andere wissenschaftliche Sammlungen des fürstlichen Hauses.

Titular-Domherr **Anton Engelb. Maurer,** der angebliche Ketzerstifter. Ein Beitrag zur Geschichte der Diöcese Seckau. Von Joseph Zapletal, Sr. päpstlichen Heiligkeit Ehrenkämmerer, fürstbischöfl. geistlicher Rath, Hauskaplan bei den Frauen vom guten Hirten und Redacteur. 62 S. 8°. Graz, Styria, 1891.

In verschiedenen Werken, selbst in Hergenröthers Kirchengeschichte (3. Aufl., III, 957), wird der Seckauer Domherr Maurer (gest. 4. Januar 1814) mit einer mystisch-rationalistischen Secte in ursächliche Verbindung gebracht. Die vorliegende kleine Monographie unternimmt auf Grund der im Seckauer Ordinariatsarchiv, sowie im k. k. Staatsarchiv und anderen Archiven zu Wien ruhenden Acten die Vertheidigung des Angeschuldigten. Der Verfasser, Monsignore Zapletal, der verdiente Redacteur des „Grazer Volksblattes", legt dar, wie der flache Josephinismus eine spiritualistische Reaction hervorrief und das verlassene Volk sich an Maurer hing, weil er einer der wenigen seeleneifrigen Priester war und sich besonders im Beichtstuhl und in der Krankenpflege sehr thätig erwies. Wegen Unvorsichtigkeit und unklugen Eifers von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit verfolgt und verbannt, erschien er vielen, welche noch an der alten Zeit hingen und eine kräftige Bethätigung des kirchlichen Lebens schwer vermißten, nicht ohne Grund als ein unschuldiges Opfer einer unkatholischen Bureaukratie. Ehre dem Verfasser, welcher die Ehre eines jedenfalls überstreng Verurtheilten und Gestraften wiederherstellt.

Digitized by Google

Miscellen.

Europäisches Sklavenleben. Man pflegt von gewisser Seite mit Vorliebe und Schadenfreude hinzuweisen auf gedrückte Arbeiterverhältnisse in „ultramontanen Ländern“. Dem alten Sprichwort vom „Krummstab“ zum Trotz möchte man gar gerne der Geschichte ins Gesicht lügen, daß der Ultramontanismus schuld sei an der Bedrückung und Aussaugung der Massen. Dem gegenüber ist es von Interesse, wenn einmal der Schleier gelüftet wird betreffs der Arbeiterverhältnisse an Orten, wo es keinen Ultramontanismus gibt. England, die classische Heimat der Fabrikarbeit, mit seiner gerühmten Philanthropie und seiner Zärtlichkeit selbst für die Leiden der Thiere, kannte vor 80 Jahren noch nichts von Ultramontanismus. Es war die Zeit, wo die ganze Nation sich erhob und wo reichlich die Millionen flossen zur Abschaffung der Sklaverei in fernen Welttheilen, einer Sklaverei, welche die meisten nur kannten aus Romanen und Sensationsberichten. Die Industrie hatte einen ungeheuern Aufschwung genommen; überall entstanden Fabriken, aber es fehlte an Arbeitern. Es galt noch als eine Schande, namentlich für Mädchen, in einer Fabrik zu arbeiten, oder auch nur für einige Zeit da gearbeitet zu haben. Erst die bittere Noth, wie die Masseneinwanderung von Irland her, hat später hierin eine Aenderung herbeigeführt. Inzwischen bedurften aber die Fabrikherren der Arbeitskräfte, und sie verschafften sich diese aus den Armenhäusern und aus der Reihe derer, die von Gemeindewegen als Arme unterhalten wurden. H. de B. Gibbins (The Industrial History of England, 1890, p. 179) schildert die Zustände, die sich daraus ergaben:

„Aus allen Theilen Englands ließen sie (die Fabrikherren) Gemeindelehrlinge (Kinder, die von der Gemeinde unterhalten und zu Handwerkern in die Lehre gegeben wurden) kommen, unter dem Vorgeben, sie für die neuen, eben erst eingeführten Arbeitszweige in die Lehre zu nehmen. Die Fabrikherren traten in geordnete Geschäftsverbindung mit den Armenpflegern, welche bestimmte Tage ansetzten für die Inspicirung der Kinder der Gemeindearmen. Diejenigen, welche dann ausgesucht wurden, brachte man auf Lastwagen oder Kanalbooten an ihren Bestimmungsort, und von dem Augenblick waren sie verdammt zur Sklaverei. Manchmal traten Handelsunternehmer an die Stelle der Fabrikherren, beförderten eine Anzahl Kinder nach einem Fabrikdistrict und hielten sie dort auf Lager, gewöhnlich in einem dunkeln Keller, bis sie dieselben an einen Fabrikherrn absetzen konnten, der gerade neue Arbeitskräfte brauchte. Dieser kam dann und prüfte ihre Größe, Stärke und körperliche Beschaffenheit genau so, wie die Sklavenkäufer es thaten auf den Märkten Amerika's. Von da an waren die Kinder einfach der Willkür ihrer Besitzer preisgegeben, vorgeblich als Lehrlinge, thatsächlich als Sklaven, die keinen Lohn erhielten, und bei denen es auch nicht der Mühe werth war, sie angemessen zu füttern und zu kleiden, da sie so billig und so leicht zu haben waren. Oft wurde es durch die Pfarrverwaltung ausbedungen, um

Digitized by Google

auch die stumpfsinnigen Kinder los zu werden, daß der Fabrikherr auf je 20 Kinder auch einen Idioten mit in den Kauf nehmen müsse. Das Schicksal dieser unglücklichen Idioten war noch trauriger als das der übrigen. Das Geheimniß ihres Endes ist niemals gelüftet worden, aber man kann sich einen Begriff ihrer Leiden bilden an dem Schicksal der übrigen, die der Gewinnsucht und Grausamkeit der Kapitalisten zum Opfer fielen. Ihre Behandlung war im höchsten Grade unmenschlich. Ihre Arbeitsstunden wurden nur begrenzt durch ihre Erschöpfung, nachdem verschiedene Arten von Quälerei vergeblich angewendet waren, sie zur Fortsetzung der Arbeit zu zwingen. Kinder wurden oft 16 Stunden täglich an der Arbeit gehalten, und zwar Tag und Nacht. Selbst die Sonntage wurden benutzt als geeignete Zeit, die Maschinen zu reinigen (und das im puritanischen England!). Der Verfasser der History of the Factory Movement schreibt: ‚Im Gestank, in überhitzten Räumen, unter dem beständigen Sausen von tausend Rädern wurden kleine Hände und kleine Füße in ununterbrochener Beschäftigung gehalten, in unnatürliche Thätigkeit hineingezwungen durch Schläge oder Stöße von den schweren Händen und Füßen der erbarmungslosen Aufseher und durch körperliche Züchtigung mittelst Strafwerkzeugen, erfunden durch den erhöhten Scharfblick einer unersättlichen Selbstsucht.‘ Mit der gröbsten und billigsten Kost wurden sie genährt, oft derselben, welche den Schweinen ihres Herrn zum Futter diente. Abwechselnd, ‚in Relais‘, schliefen sie in denselben schmutzigen Betten, welche niemals kühl werden konnten; denn die eine Abtheilung der Kinder mußte sich darin schlafen legen, sobald die andere zu ihrer Tages- oder Nachtarbeit aus denselben sich erhoben hatte. Oft war nicht einmal Trennung der Geschlechter; Krankheit, Elend und Laster gediehen wie in einem Zuchtbeet der Ansteckung. Einige dieser ärmsten Geschöpfe versuchten zu fliehen. Um solches für die Zukunft zu verhindern, wurde denen, die einer derartigen Neigung verdächtig waren, Eisen an die Füße geschmiedet mit Ketten, die zu den Hüften reichten, und man zwang sie, in diesen Fesseln zu arbeiten und zu schlafen. Junge Frauen und Mädchen waren dieser brutalen Behandlung ebenso ausgesetzt wie Knaben. Viele starben hin und wurden heimlich bei Nacht an irgend einem abgelegenen Fleck eingescharrt, damit nicht die Bevölkerung der Umgegend die Zahl der Gräber gewahr werden sollte; viele endeten durch Selbstmord. Die ganze Liste von Grausamkeit und Elend ist zu lang, um hier aufgeführt zu werden; man mag sie lesen in den Memoirs of Robert Blincoe, der selbst ein ‚Gemeindelehrling‘ war, oder in den Blättern des Blaubuchs vom Anfang dieses Jahrhunderts, in welchem selbst die pedantisch trockene Amtssprache zum Leben aufgerüttelt wird durch das Elend, welches sie zu berichten hat.“

Erst als das Uebel auf das äußerste gestiegen, und in directer Folge der vorhandenen Uebelstände in den Fabrikdistricten Manchesters eine ansteckende Seuche ausgebrochen war, wurde mit dem bisherigen System aufgeräumt. Aber die Kinderarbeit dauerte fort, nur daß sie auf 12 tägliche Arbeitsstunden (mit Ausschluß der Ruhepausen) eingeschränkt wurde. Die Zustände, unter welchen von da an bis 1833 beständig etwa 50—60 000 Kinder (vom 7. bis 18. Jahre) in den Fabriken Englands arbeiteten, waren kaum bessere als die

Digitized by Google

früheren. „Der Sklavenhandel ist im Vergleich dazu noch Barmherzigkeit", schrieb am 1. März 1833 ein damals bekannter Politiker. Mit den Gesetzen von 1833 und 1847, welch letzteres u. a. 10 Stunden Arbeitszeit als das Maximum für Kinder festsetzte, wurde es besser.

Die Kirche lebt noch. Es hat eine Zeit gegeben, und sie ist noch nicht gar ferne, da galt es in freigeistigen Kreisen als Dogma, daß die katholische Kirche sich ausgelebt habe. Der große Leichnam, der nur des Todtengräbers harre, war fast zum Sprichwort geworden. Unter den schalen Witzen, mit welchen 1849 eines der vielen Spottblätter, die damals zur Carikirung der „Kreuzzeitung" erschienen, ihre Spalten füllte, fand sich unter der Ueberschrift „Anstellungs- und Beschäftigungsgesuche" nach einem fingirten Anstellungsgesuch Louis Philipps aus London auch die niederträchtige Annonce: „Aus Mangel an Beschäftigung will ich mich zu allem gebrauchen lassen. Papst." Heute ist das viel anders geworden. Man findet, daß die Kirche „noch sehr stark existire". Die frühere Täuschung sucht mit Recht der Jenaer Geschichtsprofessor O. Lorenz zu erklären nicht aus der Beobachtung der Wirklichkeit, sondern aus der vor 50 Jahren herrschenden und auch die Geschichtsauffassung bestimmenden Hegelschen Philosophie. Danach war es ja ausgemacht, daß die Gegensätze der antiken und der mittelalterlichen Geschichte ihre Auflösung finden müßten in der Cultur der Gegenwart, als der Synthese der beiden ersteren. Aus derselben doctrinären Verwirrung, meint er, sei „der hoffnungslose Kampf" zu erklären, „den in unserem Jahrhundert der Liberalismus gegen die katholische Kirche geführt hat". Drastisch schildert er das Erwachen von der Täuschung:

„Der Hochmuth des Systems, welches den historischen Verlauf logisch entwickelt, hat die römische Kirche natürlich längst für ‚abgeblüht' und verstorben erklärt; als man nun bemerkte, daß sie noch sehr munter ist und sich wohl befindet, auch dreimal mehr Bekenner zählt als zur Zeit der Blüte, so wurde man sehr ungehalten, tobte gegen die Verkehrtheiten der Staaten und Regierungen und erhitzte sich in Angriffen, welche das gerade Gegentheil von dem ergaben, was man wünschte. Nach jedem Angriff zeigte sich das ‚System der mittelalterlichen Weltanschauung' stärker und mächtiger als zuvor. Nachdem die römische Kirche den Glauben, daß sie todt sei, vortrefflich benützt hatte, um in aller Stille sich auszurüsten, fand sie auf dem Kampfplatze zunächst einen Gegner, welcher sich so geberdete, als habe man ihm ein bloßes Gespenst, ein nicht mehr bestehendes Wesen gegenübergestellt, das er wohl zu belächeln, aber durchaus nicht zu verscheuchen brauchte. Denn es war ja etwas ‚Mittelalterliches', was ihm da in den Weg gelaufen kam. Die Einbildung der liberalen Theologie, welche natürlich eben im Begriffe war, in eine noch ‚höhere Epoche' hinaufzusteigen, vermochte sogar der ‚mittelalterlichen Weltanschauung' einen mitleidigen Blick zuzuwenden, indem sie das Gespenst für ‚seine Zeit' gar nicht so übel fand und geneigt war, dasselbe fast besser zu behandeln, als seinen Nachfolger in der Entwicklung, das abscheuliche Muckerthum — allein mit einemmal sah sich der Fortschritt, indem er den Sprung zur neuesten Stufe versuchte, am

Digitized by Google

Kragen gefaßt und von dem leblosen Gespenste des Mittelalters noch einmal wirklich und leibhaftig angepackt. Das Mittelalter lebte wirklich noch!"

Aber Lorenz findet, „daß diese Kirche nicht nur besteht, sondern auch sich innerlich wohler befindet als jemals zuvor". Nachdem er an mehreren Hauptpunkten nachgewiesen, daß sie in Lehren, Anschauungen und Gebräuchen unverändert dieselbe geblieben sei, fährt er, allerdings mit einiger rhetorischen Uebertreibung in der Herabsetzung der kirchlichen Vergangenheit, fort:

„Der Cölibat ist heute viel energischer zur Ausführung gekommen, als es jemals im Mittelalter gelungen ist. Die Idee des Mönchswesens ist in einer Anzahl von neuen und neuesten Orden viel reiner aufgefaßt worden, als zur Zeit des Papstes Hildebrand. Die kirchliche Disciplin ist durch das Tridentinische Concil zu einer Höhe emporgebracht, welche dem größten mittelalterlichen Idealismus nicht erreichbar geschienen hätte. Der kirchliche und religiöse Unterricht hat heute eine Verbreitung, von der das Mittelalter keine Vorstellung hatte. Der Clerus ist von einer Reinheit, welche im Mittelalter ohne weiteres jedem einzelnen Anspruch auf die Heiligsprechung gegeben hätte. Während die mittelalterliche Weltanschauung Bischöfe und Päpste [doch selbst in den ganz vereinzelten abnormen Fällen noch mehr als fraglich] kannte, welche vom Wort Gottes weniger wußten als ihre Stallknechte, wird heute in fünf Welttheilen nicht ein völlig Unwürdiger zum Priester geweiht, gibt es vielleicht auf dem weiten Erdenrund nicht so viele Simonisten und Nicolaitisten, als zur Zeit Gregors VII. und Innocenz' III. in jeder Diöcese" (Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen II, 158).

Fast zur selben Zeit mit dem Buche des geschichtskundigen Jenaer Protestanten erschien ein Werk des erfahrenen Weltumseglers Graf A. v. Hübner, eines Katholiken: „Ein Jahr meines Lebens", Leipzig 1891. Hier wie dort führt der Gang der Gedanken nur wie zufällig auf die gegenwärtige Stellung der Kirche. Was der Protestant aus der Vergleichung ferner Zeiten, schöpft der Katholik aus der Anschauung ferner Länder. Er schreibt:

„Dieser Fürst (der Papst) ist vor allem das geistliche Oberhaupt der katholischen Kirche und nennt sich den Stellvertreter Christi auf Erden. Niemals seit der Reformation ist die Bedeutung seines Magisteriums selbst in dem von Rom getrennten Theile der Christenheit in ähnlichem Maße anerkannt worden, wie unter dem großen Papste, welcher heute den Apostolischen Stuhl einnimmt. In der Schule der Erfahrung und im Lichte der großen Oeffentlichkeit unserer Tage haben die Menschen kennen gelernt, was sie früher kaum ahnten: den Einfluß, welchen das Haupt der römischen Kirche auf Millionen von Gewissen übt. . . Die große Gemeinde, welche dasselbe glaubt und hofft (wie ihr Oberhaupt, der Papst), verbreitet sich allmählich über den Erdenball und hat in den letzten Jahrzehnten an Zahl und Einfluß ungeheuer zugenommen. In dieser Beziehung berufe ich mich auf das unparteiische Zeugniß aller jener, welche die beiden Hemisphären besucht haben."

Digitized by Google

Die Philosophie des „wissenschaftlichen" Socialismus.

(Schluß.)

III.

Kritik.

Jeder Irrthum verneint sich schließlich selbst. Der „wissenschaftliche" Socialismus theilt dieses Loos. Genau derselbe Widerspruch, den er Hegel zum Vorwurfe machte, steht auch ihm auf der Stirne geschrieben:

a. Der Widerspruch zwischen Methode und System.

43. Marx und Engels lebten in einer Zeit, wo „der Dampf und die Maschinerie die industrielle Production revolutionirten"; in einer Zeit, welche kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen, als das nackte Interesse, die gefühllose „baare Zahlung"; in einer Zeit, welche durch eine gewissenlose Handelsfreiheit den wirthschaftlichen Kräften volle freie Bahn geschaffen, in der die „altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen aufgelöst wurden, alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige entweiht ward" [1]. — Sie lebten in einem Lande, in welchem die kapitalistische Productionsweise ihre größte Entwicklung erreicht hatte, wo sie die Politik beherrschte und in alle Verhältnisse des Lebens eingriff. Seit der Durchführung der Großindustrie, mindestens seit 1815, drehte sich in England der ganze politische Kampf um die Herrschaftsansprüche der grundbesitzenden Aristokratie und der Bourgeoisie. Aehnliches trat in Frankreich seit der Rückkehr der Bourbonen zu Tage. Die Geschichtschreiber der Restaurationszeit, von Thierry bis Guizot, Mignet und Thiers, erblicken in diesem Kampf der Klassen geradezu den Schlüssel zum Verständniß der französischen Geschichte seit dem Mittelalter. Namentlich aber trat der Kampf um ökonomische Interessen seit 1830 in den Vordergrund. Es war die Zeit, wo in England und Frankreich bereits das

[1] „Communistisches Manifest". Dritte Ausgabe. Zürich 1883. S. 6 f.

Digitized by Google

Proletariat als dritter Kämpfer um die Herrschaft anerkannt wurde. „Die Verhältnisse hatten sich so vereinfacht, daß man die Augen absichtlich verschließen mußte, um nicht im Kampf dieser drei großen Klassen und im Widerstreit ihrer Interessen die treibende Kraft der modernen Geschichte zu sehen, — wenigstens in den beiden fortgeschrittensten Ländern." [1]

Das war die Umgebung, in welcher die socialistische Geschichtsphilosophie erstand.

Hätten die Theoretiker des wissenschaftlichen Socialismus sich damit begnügt, in den ökonomischen Verhältnissen die Grundlage, die Erklärung der Ereignisse und Zustände ihrer Epoche, ihrer nächsten Umgebung zu finden, so würden sie freilich nicht ganz von dem Vorwurf einseitiger Oberflächlichkeit freigesprochen werden können, — allein die Theorie wäre in Uebereinstimmung geblieben mit der „dialektischen Denkweise". Indem sie sich aber verleiten ließen, aus den eigenthümlichen und krankhaften Verhältnissen ihrer Zeit und Umgebung eine allgemeine Geschichtsauffassung abzuleiten [2], die Bewegungsgesetze, die „Dialektik" ihrer Epoche, auf alle früheren Epochen zu übertragen, als ursprünglich treibende und bewegende Mächte aller Geschichte hinzustellen; indem sie von uns forderten, daß wir in ihren „objectiv durch die geschichtliche Lage und subjectiv durch die Körper- und Geistesverfassung der Urheber beschränkten" [3] Ideen die „wirklichen Zusammenhänge" aller bisherigen Weltgeschichte erkennen sollten: fielen sie einer noch größern Absurdität zum Opfer als der liberale Oekonomismus, der — ohne an die „dialektische Methode" sich zu binden — in den Wirthschaftsgesetzen seiner Zeit, in der freien Concurrenz, der Arbeitstheilung u. s. w. die ewigen, unwandelbaren Wirthschaftsgesetze aller zukünftigen Zeiten entdeckt zu haben vermeinte.

Nach der Lehre des wissenschaftlichen Socialismus sind die Ideen und Systeme lediglich Frucht und Abbild ihrer jeweiligen Wirthschaftsepoche. Marx verübelt es darum dem Stagiriten nicht, wenn er erklärt, der Mensch sei von Natur zum Städtebürger bestimmt. Ebenso findet Franklin Gnade mit seiner Behauptung, der Mensch sei von Natur ein Instrumentenmacher. Beide, Aristoteles und Franklin, befinden sich eben in voller Uebereinstimmung mit „der Logik ihres Zeitalters". — Wie auf philosophischem, so wird man auch auf historischem

[1] Engels, „Feuerbach". S. 55.
[2] Ebendas. S. 57 f.
[3] Engels, „Dühring". S. 21 f.

Digitized by Google

Gebiete wenig „endgiltige Wahrheiten" auftreiben können, wenn man nicht etwa „Plattheiten und Gemeinplätze der ärgsten Art" — z. B. „daß die Menschen im allgemeinen ohne Arbeit nicht leben können; daß sie sich bisher meist eingetheilt haben in Herrschende und Beherrschte; daß Napoleon am 5. Mai 1821 gestorben ist" [1] — für „ewige Wahrheiten" halten will.

Wehe aber dem, der es wagen wollte, diese Lehren auf die materialistische Geschichtsauffassung anzuwenden, der die Lehrsätze des „wissenschaftlichen" Socialismus entweder als „Plattheiten der ärgsten Art" bezeichnen oder ihnen jeden dauernden Werth absprechen wollte! Er würde mit ähnlichen Artigkeiten überschüttet werden, wie seiner Zeit Proudhon, Rodbertus, Lassalle, Dühring, die Verfasser des Gothaer Programms, die Herren Bebel, Liebknecht und Genossen.

Das ist also jener erste auffallende Widerspruch, in welchem die Theoretiker des „wissenschaftlichen" Socialismus sich immerfort bewegen. Einerseits gebärden sie sich als Skeptiker, die an allem zweifeln; andererseits als unfehlbare Propheten, welche endlich einmal die lautere Wahrheit entdeckt haben. — Es gibt keine „endgiltige Wahrheit", so lautet ihr erstes Dogma. Allein gleichzeitig gilt ihnen dennoch jeder, auch noch so gemäßigte, Idealismus als endgiltig überwundener Standpunkt. Der Materialismus ist die einzig richtige Weltanschauung für alle Zukunft. — Wie der ganze Mensch, so sind auch insbesondere seine Ideen, seine Denkweise u. s. w. ihrer Lehre zufolge lediglich Ergebniß seines örtlichen und zeitlichen „Milieu". Indessen die „dialektische Methode" macht von diesem Gesetze eine Ausnahme. Sie wird nicht als „objectiv durch die geschichtliche Lage und subjectiv durch die Körper- und Geistesverfassung ihrer Urheber beschränkt", sondern als die einzig richtige Denkweise in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hingestellt. — Endgiltig steht es schließlich für jene Herren fest, daß die gesammten Lebensbedingungen der Menschen in ihrer historischen Folge und ihrem gegenwärtigen Endergebniß, die gesellschaftlichen Zustände, die Rechts- und Staatsformen mit ihrem idealen Ueberbau von Philosophie, Religion, Kunst u. s. w. in letzter Instanz allein von der wechselnden ökonomischen Unterlage, durch die Veränderungen in Productionsmitteln und Productionsverhältnissen, bestimmt werden.

Der russische Publicist Anienkow hat mit wenigen Zügen ein charakteristisches Bild von der Persönlichkeit des Begründers der materialistischen

[1] Engels, „Dühring". S. 101.

Digitized by Google

Geschichtsauffassung entworfen, ein Bild, welches Herrn Marx gerade nicht als den bescheidenen Apostel bloß „relativer" Wahrheit erscheinen läßt. Marx „sprach nicht anders als in imperativen, keinen Widerspruch duldenden Worten, die übrigens noch durch einen mich fast schmerzlich berührenden Ton, welcher alles, was er sprach, durchdrang, verschärft wurden. Dieser Ton drückte die feste Ueberzeugung von seiner Mission aus, die Geister zu beherrschen und ihnen Gesetze vorzuschreiben. Vor mir stand die Verkörperung eines demokratischen Dictators, wie sie auf Momente der Phantasie vorschweben mochte."[1] Dieser Mann zweifelte an allem, nur an einem nicht, — nicht an sich selbst. Er übte die rücksichtsloseste Kritik an jedem, der anders dachte als er. Eine Kritik seiner eigenen Ansichten aber gestattete er nicht. Er unternahm es, alle bisherige Philosophie, Oekonomik, Moral und Theologie umzustürzen, um einzig *seine* „Wissenschaft" an deren Stelle zu setzen. Wenn Marx uns versichert, daß die Ideen bloß „historische, vergängliche, vorübergehende Producte"[2] sind, so wird er gleichzeitig fordern, daß wir seine eigenen Ideen stets von dieser allgemeinen Regel auszunehmen haben.

44. Derselbe Widerspruch, welcher sich kundgibt in der gleichzeitigen Läugnung aller „endgiltigen Wahrheit" auf Grund der materialistischen Dialektik und in dem Aufbau einer Weltanschauung und Geschichtstheorie, deren Obersätze „unanfechtbar" sind, absolute Geltung beanspruchen, — dieser selbe Widerspruch zwischen „System und Methode" offenbart sich auch, wenn wir die *praktischen Ziele* des „wissenschaftlichen" Socialismus ins Auge fassen.

„Bei allen Philosophen ist gerade das ‚System' das Vergängliche, und zwar deshalb, weil es aus einem unvergänglichen Bedürfniß des Menschengeistes hervorgeht: dem Bedürfniß der Ueberwindung aller Widersprüche. Sind aber alle Widersprüche ein für allemal beseitigt . . ., so ist die Weltgeschichte zu Ende, und doch soll sie fortgehen, obwohl ihr nichts mehr zu thun übrig bleibt — also ein neuer unlösbarer Widerspruch."[3] — Engels ahnte nicht, als er diese Worte niederschrieb, daß er damit nicht nur Hegel, sondern auch sein eigenes „System" traf. Wenn es wahr ist, daß mit der Beseitigung aller Widersprüche die Weltgeschichte zu Ende ist, — wo hinaus will denn eigentlich der „wissenschaftliche" Socialismus?

[1] „Neue Zeit". Mai 1883; vgl. Dr. G. Adler, „Grundlagen der Marx'schen Kritik". Tübingen 1887. S. 282.

[2] Marx, „Elend der Philosophie". S. 101.

[3] Engels, „Feuerbach". S. 9.

Digitized by Google

Ist nicht gerade die Beseitigung aller Widersprüche sein praktisches Ziel? Strebt er ja doch nach einer Gesellschaftsordnung ohne Widersprüche, nach einem Reiche ungetrübten Glückes, nie gestörten Friedens. Da gibt es keine Klassen, keinen Klassengegensatz, keinen Klassenkampf mehr. Die Träger der bisherigen Bewegung und der gesammten Cultur während der ganzen langen Dauer der Civilisation haben sich dort zur Ruhe begeben; die „Negation der Negation" hat abgedankt. An Stelle des ewigen Werdens und Vergehens, des auf- und abwogenden Kampfes, ist die Unwandelbarkeit, die Unveränderlichkeit des Glückes und Genusses getreten. Hatte Hegel, im Widerspruche mit seiner dialektischen Methode, in der Monarchie Friedrich Wilhelms III. die endgiltige Verkörperung der absoluten Idee, den definitiven Abschluß einer „endlosen" Entwicklung gefunden, so unterscheidet sich der „wissenschaftliche" Socialismus von Hegels Lehre nur dadurch, daß er an Stelle der ständischen Monarchie die stand- und klassenlose communistische Gesellschaft setzt.

Wir wollen hier nicht bei dem Gedanken verweilen, daß der „wissenschaftliche" Socialismus bisher außer Stande war, irgendwelche befriedigende Aufschlüsse über die specielle Gestaltung dieser „zukünftigen" Gesellschaft zu geben, daß er somit seine Anhänger zu einem Sprung ins Dunkle verleiten will. Ist ja doch stets der Utopismus der Fluch jedes communistischen Socialismus, und Marx in seiner Art ebenso sehr Utopist wie St. Simon, Fourier und Robert Owen. Allein die Frage wird man uns erlauben, welcher von den beiden socialistischen Behauptungen wir eigentlich Glauben schenken dürfen, ob der einen, daß mit der Beseitigung aller Widersprüche die Weltgeschichte zu Ende sein, oder der andern, oft wiederholten, daß dann erst recht die Weltgeschichte beginnen werde. Gilt die erste Aussage als richtig, — nun wohl, dann ist die Lehre von einer endlosen Entwicklung eine Phrase. Soll aber die zweite Behauptung gelten, dann wird, der materialistischen Dialektik zufolge, auch die socialistische Gesellschaft den Keim des Todes mit auf die Welt bringen, an den Gesetzen ihrer eigenen Entwicklung zu Grunde gehen müssen, dann wird auch in jenem phantastischen Eldorado rasch eine neue Klasse oder Partei sich bilden, die, unzufrieden mit den ökonomischen Verhältnissen und deren Leitung, mit der Vertheilung der Arbeit und der Consumtionsmittel, den Umsturz des Bestehenden fordern und bewirken wird. Vielleicht liegt es im Plane der göttlichen Vorsehung, zuzulassen, daß die socialistische Gesellschaft als Uebergangsstadium der Geschichte sich einfüge. Eine socialistische Gesellschaftsordnung ist ja immerhin möglich, nicht nur in der

Digitized by Google

Vorstellung, sondern auch in der Wirklichkeit. Sie ist durchführbar, wenigstens für kurze Zeit, aber nur in der Form — einer asiatischen Despotie. Menschen, die lediglich von den materiellen Lebensbedingungen und natürlichen Trieben sich leiten lassen, bedürfen einer entsetzlich starken Hand, um in Zucht und Ordnung gehalten zu werden.

45. Bedenken allgemeiner Art, wie sie sich aus der Vergleichung von System und Methode ergaben, haben wir bisher gegen den „wissenschaftlichen" Socialismus geltend gemacht. Wir wenden nunmehr unsere Aufmerksamkeit der dialektischen Denkweise, der materialistischen Weltanschauung und socialistischen Geschichtsphilosophie im einzelnen zu. Beginnen wir mit der dialektischen Denkweise, von der man rühmt, daß sie die „wirklichen Zusammenhänge in Natur und Geschichte an Stelle der ideellen und phantastischen" gesetzt habe.

b. Die Phantasie im Gewande der Erfahrungsphilosophie.

„Die große Grundfrage aller, speciell neuern Philosophie ist die nach dem Verhältniß von Denken und Sein." [1] Allerdings! Glaubt aber Engels diese Grundfrage gelöst zu haben? Für ihn, geradeso wie für Marx, ist jede Philosophie, die den Materialismus verneint, ein in bloßen Idolen, subjectiven Vorstellungen ohne irgendwelche objective Realität befangener Wahn. Er kennt nur die Extreme, — eine wahnwitzige Traumphilosophie nach Art des Hegel'schen Pantheismus und eine phantastische „Wirklichkeitsphilosophie" im Sinne des Feuerbach'schen Materialismus. Daß auch z. B. die Meister der Scholastik lediglich solche Begriffe als wahr anerkannt, welche auf die sinnliche Erfahrung gegründet, die Abbilder wirklicher Dinge waren, die wirklichen und thatsächlichen Zusammenhänge u. s. w. zur Darstellung brachten, — das wird verkannt oder verschwiegen. Den Begriff als „Abbild der wirklichen Dinge" auffassen, gilt ohne weiteres als gleichbedeutend mit „materialistischer Auffassung" [2].

Der Grund dieses Verfahrens liegt auf der Hand. Der „wissenschaftliche" Socialismus suchte nicht nach Erkenntniß einer objectiven Wahrheit, deren Existenz seine Dialektik läugnet. Für ihn handelte es sich auch nicht um gerechte Beurtheilung philosophischer Systeme. Sein Ziel war ein praktisches. Er bedurfte der „Gründe" für ein im voraus bestimmtes Beweisthema, für eine höchst praktische Folgerung: — den

[1] Engels, „Feuerbach". S. 15.
[2] Engels, „Feuerbach". S. 45; „Dühring". S. 130.

Digitized by Google

Umsturz der bestehenden Verhältnisse. Hierzu aber genügte es, sich der Phrasen unserer modernen atheistischen und subjectivistischen Wissenschaft zu bemächtigen, die „wirklichen Zusammenhänge" durch die Doppelbrille des Hegelianismus und Feuerbachianismus „unmittelbar" zu erforschen.

Dickens hat in seinem Roman „Harte Zeiten" das ekelhafte Gebahren der „Erfahrungsphilosophen" treffend gekennzeichnet: „Thatsachen, nur Thatsachen brauchen wir; lehren Sie diese Knaben und Mädchen nichts anderes als Thatsachen!" Gleichwohl spielt die Phantasie nirgends eine größere Rolle als bei dieser Art von Empiristen.

Einige Beispiele werden genügen, um uns die Herren Marx und Engels als „Aprioristen" im übelsten Sinne des Wortes erkennen zu lassen, als Leute, welche ihr Urtheil über Verhältnisse des alltäglichen Lebens, „ohne Benutzung der Erfahrungen, die uns die Außenwelt bietet" [1], einfachhin aus dem Kopfe fertig stellen.

46. Marx will uns die Natur der „Waare" offenbaren. Aber er untersucht die „Waare" nicht auf dem Markte, sondern hinter seiner Studirlampe — a priori —, indem er dabei mit der Logik spielt wie das Kind mit dem Balle. Trugschlüsse werden am sichersten verdeckt, indem man verschiedene Begriffe durcheinanderwürfelt. Herr Marx, als trefflicher Denker, versteht sich vorzüglich auf diese Kunst. Er weiß, daß man in den Dingen, welche den Reichthum ausmachen, zwei „Begriffe" unterscheiden kann, den Begriff der Nützlichkeit und den des Werthes. Es ist ihm wohl bekannt, daß man die Eigenschaft oder Fähigkeit einer nützlichen Sache, mit einer andern nützlichen Sache vertauscht zu werden, also die Tauschfähigkeit, die Tauschbarkeit, „Tauschwerth" nennen kann und nennt. Er weiß, daß der abstracte Begriff „Tauschbarkeit" formell den Begriff „Nützlichkeit" nicht enthält; daß der Tauschwerth im Sinne von Tauschfähigkeit die Nützlichkeit (Gebrauchswerth) bloß materiell, als stoffliche Basis, voraussetzt; daß er nichts von der Qualität der Waaren sagt, sondern nur die Möglichkeit des gegenseitigen Umtausches hervorhebt, sofern die Waaren in gewissen quantitativen Proportionen vorhanden sind; daß endlich nur Homogenes als activer Maßstab zur Messung und zum Ausdruck des Tauschwerthes dienen kann. Der Tauschwerth einer Waare wird eben nicht durch die Nützlichkeit, sondern wiederum durch einen Werth, durch das Quantum einer andern Waare, ausgedrückt: „20 Ellen Leinwand sind 1 Rock werth." — Allein mit

[1] Engels, „Dühring". S. 22.

Digitized by Google

dem abstracten Begriffe der Tauschbarkeit kann Herr Marx wenig anfangen. Er ist ein Mann der Praxis und weiß, daß auf dem Markte ein „Begriff" schlecht bezahlt wird, selbst wenn es der kostbare Begriff „Tauschwerth" wäre. Er bedarf einer Wissenschaft, die für das „Leben" verwendbar ist. Ohne die Lehre vom „Mehrwerth" aber läßt sich ein socialistischer Roman über die Kapitalgenesis nicht schreiben, eine auf Privateigenthum an den Productionsmitteln gegründete Gesellschaft nicht so leicht in ihren Grundfesten erschüttern. Es muß darum „nachgewiesen" werden, daß der Arbeiter, der seine Arbeitskraft zu Markte trägt, zwar nach den Gesetzen des Waarenaustausches, nach dem Gesetz der Aequivalenz — der Werthengleichheit, wie es auf dem Markte gilt — im Lohne als Entgelt und ausgleichende Gegengabe deren vollen „Werth" erhält, aber dennoch zugleich „ausgebeutet" wird. Herr Marx, als vorzüglicher Logiker, geräth nicht leicht in Verlegenheit. Er sieht ein, wie leicht dieses Ziel zu erreichen wäre, wenn man die Eigenschaften, deren sich der abstracte Begriff „Werth" im Sinne von Tauschfähigkeit erfreut, auf die „Werthsubstanz", auf das, was regelmäßig im Tauschverkehre geschätzt, gemessen wird (mensura passiva), wofür der gerechte Preis die Vergütung bietet, übertragen werden könnte; wenn man auch von dem, was dem Tauschwerthe zu Grunde liegt, ebenfalls behaupten könnte, es enthalte formell kein Atom Gebrauchswerth, sondern besitze in der qualitativen Nützlichkeit der Sache lediglich sein materielles Substrat. Um diesen Salto mortale zu vollziehen, bedient sich nun Marx des bekannten, rein aprioristischen Argumentes, welches offenkundig aller Logik Hohn spricht.

Weizen, von bestimmter, gegebener Quantität, soll mit Eisen, ebenfalls von gegebener Quantität, vertauscht werden. Es entsteht die Frage, was ist es in dem Eisen, und was ist es in dem Weizen, um dessentwillen die gegebenen Quantitäten jener Waaren, Naturproducte[1] oder in-

[1] Wenn der Beweis, wie er von Marx gestellt ist, überhaupt richtig wäre, so würde seine Geltung eine ganz allgemeine sein, keineswegs sich auf die „Waaren" im engern Sinne des Wortes beschränken, sondern ebenfalls auf Naturproducte sich ausdehnen. Auch in den Naturproducten sind die natürlichen Eigenschaften sehr verschieden; auch sie sind, bevor sie auf dem Markte erscheinen, irgendwie Gegenstand menschlicher Arbeit gewesen. Aber abgesehen von der ganz allgemein gehaltenen Beweisführung, zeigen die innerhalb derselben gewählten Beispiele, daß Marx hier thatsächlich seine Werthanalyse keineswegs auf die Waaren im engern Sinne beschränken wollte, wenn auch einzelne Ausdrücke eine solche Erklärung zulassen sollten.

Digitized by Google

dustrieller Erzeugnisse, im Tausche einander gleichgesetzt werden können? — was ist es, das diesen beiden Waaren von bestimmter Quantität ihre gegenseitige Tauschbarkeit verleiht? — was ist der materielle Grund, warum jene bestimmte Quantität Weizen als Gegengabe, Vergütung für die gegebene Quantität Eisen betrachtet werden kann? Marx schließt, daß die Gleichsetzung jener Waaren ein „Gemeinsames von gleicher Größe" in denselben voraussetze. Ganz recht so! Aber die Frage bleibt: was ist denn dieses Gemeinsame? Herrn Marx zufolge nichts anderes als die beiden Waaren gemeinsame Eigenschaft, Arbeitsproduct zu sein.

Daß außer der Eigenschaft, Arbeitsproduct zu sein, noch manches andere beiden Waaren gemeinsam ist, daß jene Waaren vor allem darin übereinkommen, nützliche Gegenstände zu sein, wenn auch, vermöge der Verschiedenheit der natürlichen Eigenschaften, der Grad ihrer Nützlichkeit verschieden ist, — das alles kümmert Herrn Marx sehr wenig. Auch für die einfachste und augenfälligste Thatsache des alltäglichen Lebens, daß nicht nur bei einem beliebigen, individuellen Tauschgeschäft, sondern allgemein, regelmäßig, zu allen Zeiten gerade die Nützlichkeit der Waare neben ihrer Seltenheit im Tauschverkehre für die Schätzung derselben entscheidend ist, zeigt Marx weder Sinn noch Verständniß. Er wollte beweisen, daß die „Werthsubstanz", das, was jenes „Gemeinsame von gleicher Größe" in den Tauschobjecten ausmacht, kein Atom Gebrauchswerth enthalte. Dieser Beweis mußte von ihm geführt werden à tout prix. Erst nachdem der Gebrauchswerth aus der „Werthsubstanz" entfernt, war die Passage frei für die Mehrwerth-Theorie. Die Werthanalyse hatte nur den Zweck, als Brücke zu dienen zur Construction der Lehre vom Mehrwerth [1].

[1] Die unklare Ausdrucksweise, welche Marx mit so vielen deutschen Philosophen theilt, hat zu mannigfachen Mißverständnissen seiner Werththeorie Anlaß geboten. So hat man z. B., unter Berufung auf frühere Aufsätze, welche Marx 1848—1849 in der „Neuen Rheinischen Zeitung" geschrieben (vgl. die 1881 erschienene Broschüre „Lohnarbeit und Kapital"), gemeint, Marx führe auch im „Kapital" das Gemeinsame der Tauschgleichung einfach nur auf die Productionskosten zurück. — Eine kritische Würdigung dieser Ansicht gehört nicht hierher. Nur daran möchten wir erinnern, daß der Kostenwerth, wie Marx ihn versteht, sich lediglich mit der aufgewendeten gesellschaftlich nothwendigen Arbeit identificirt, und somit keineswegs mit der von namhaften Autoren vertheidigten Productionskosten-Theorie verwechselt werden darf.

Auffallender dürfte eine Ansicht erscheinen, wie sie neuerdings in einer deutschen Zeitschrift zum Ausdruck gelangte: Marx rede in seiner Werthanalyse „nur von dem logischen Begriff des (Tausch-) Werthes". Der logische Begriff des Tauschwerthes

Digitized by Google

„Es steht somit fest" — leider nur a priori —, daß in der Waare „die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich nothwendige Arbeit" als „Werth" „geronnen" oder „krystallisirt" sitzt, wie der Kaiser im Kyffhäuser. Es steht fest, daß bei der Werthmessung nur die zur Herstellung der Waare gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit und nicht ihre Brauchbarkeit, nicht die Dringlichkeit des Bedürfnisses, nicht ihre geringere oder größere Seltenheit gemessen wird, wie doch die alltägliche Erfahrung zu lehren scheint. Es steht fest, daß der Arbeiter auf dem Markte den vollen „Werth" seiner Arbeitskraft ersetzt und vergütet erhält, sobald der Lohn nicht etwa dem, was der Arbeiter leistet, sondern nur den Productionskosten der Arbeitskraft entspricht. Das ist's, was Marx beweisen wollte: der Arbeiter wird ausgebeutet, und gerade diese Ausbeutung, diese Aneignung un-

---

aber abstrahire vom Gebrauchswerthe und lasse als das Gemeinsame in den Waarenwerthen nur die in ihnen vergegenständlichte oder geronnene menschliche Arbeit zurück. Wir möchten dazu folgendes bemerken.

Der logische Begriff des Tauschwerthes stellt die Eigenschaft einer nützlichen Sache, mit einer andern vertauscht werden zu können, dar (Liberatore, Grundsätze der Volkswirthschaft. S. 35). Jene Tauschbarkeit oder Tauschfähigkeit ist keine absolute, sondern lediglich eine relative Eigenschaft, eine gegenseitige Beziehung, ein gegenseitiges Verhältniß der Waaren zu einander. Als abstracter Begriff und formell sagt diese „Tauschbarkeit" nichts von der Nützlichkeit der Waare. Sie abstrahirt vom Gebrauchswerthe; aber sie abstrahirt auch von der Eigenschaft der Waare, Arbeitsproduct zu sein.

Bei jeder Relation unterscheidet man nun ein dreifaches: das Subject der Relation, den Zielpunkt oder Terminus der Relation, und ihr Fundament, d. h. den Grund, um dessentwillen ein Ding auf ein anderes bezogen wird. — In unserem Falle sind die Waaren Subject, beziehungsweise Terminus der Relation oder Correlation. — Will man die Tauschfähigkeit einer Waare „messen", so kann nicht die Nützlichkeit den Maßstab abgeben. Ein „Werth" kann streng genommen nur durch einen „Werth" gemessen werden. Actives Maß oder Maßstab kann eben nur Homogenes sein (Liberatore a. a. O. S. 37). Man wird demgemäß die Tauschbarkeit einer Waare allein durch die Tauschbarkeit einer andern Waare messen können. So sage ich z. B. auf die Frage: wie viel sind jene 20 Ellen Leinwand werth? — nicht, dieselben sind von diesem oder jenem Nutzen, sondern 20 Ellen Leinwand sind z. B. 1 Rock werth. — Der Kampf mit Marx bezieht sich auf das dritte Element, welches zu einer Relation gehört, das Fundament, den sachlichen Grund der Tauschfähigkeit einer Waare, das „Gemeinsame von gleicher Größe" in den tauschbaren Waaren, die „Werthsubstanz". Was ist es, warum diese oder jene Waare in einer bestimmten Quantität mit anderen Waaren von bestimmter Quantität vertauscht werden kann?

Bei der Antwort auf diese Frage wird man nicht mehr von der Nützlichkeit der Waare abstrahiren können; vielmehr lehrt die alltägliche Erfahrung im allergerechtesten Tauschverkehr, daß es gerade die Nützlichkeit ist, welche den Waaren ihren Werth verleiht, daß es vor allem die Nützlichkeit der Waare ist, welche sich

Digitized by Google

bezahlter Arbeit, erzeugt das Kapital. — Wir fühlen in der That das Bedürfniß, Herrn Marx Glück zu wünschen zum kühnen Ritt. Er hat der Welt gezeigt, wie ein Erfahrungsphilosoph sein Ziel erreichen kann, ohne die Erfahrung um Rath gefragt zu haben, ja im offenbarsten Widerspruche mit den klarsten Erfahrungsthatsachen, — rein a priori.

47. Mit den Thatsachen und der Erfahrung hat es überhaupt eine merkwürdige Bewandtniß. Thatsachen können sehr unbequem werden. Herr Marx weiß dies, und darum gibt er der Theorie den Vorzug. Was kümmert's ihn, wenn er dabei in Widerspruch geräth mit der Anschauungsweise der ganzen Welt? So hatte man nämlich bis auf Marx und Engels stets gemeint, daß eine allgemeine Geschichtsauffassung erst als Frucht eingehender und allseitiger Durchforschung der gesammten

---

mit der Nützlichkeit einer anderen Waare im Tauschverkehre mißt, wo „Gut" gegen „Gut" vertauscht wird. — Auch mit jener Frage sind wir noch im Reiche der Abstraction geblieben. Es handelt sich dabei zunächst noch nicht um eine actuelle Realisirung eines individuellen Werthes, oder gar um die Zufälligkeiten, denen der Preis unterliegt. Die Frage ist eine allgemeine, lediglich principielle, — eine Frage, bei deren Lösung man freilich auch auf die Erfahrung Rücksicht nehmen wird.

Wenn man unter Bezugnahme auf die heutige „Anarchie, Gesetzlosigkeit, Unordnung" der wirthschaftlichen Verhältnisse vor der Erfahrungserkenntniß auch in dieser Frage warnen zu müssen geglaubt hat, so beweist dies unseres Erachtens nur die Verlegenheit, welche die Vertheidigung eines Irrthums selbst dem tüchtigsten Logiker und Oekonomen bereiten kann. — Die von uns bestrittene Ansicht verwechselt die Relation mit ihrem Fundament, von dem diese logisch verschieden ist, — die Tauschbarkeit mit dem sachlichen Grunde derselben. Sie setzt voraus, die Marx'sche Werthanalyse wolle bloß eine Analyse des logischen Werthbegriffes sein, während sie doch evident vor allem eine Analyse der reellen „Substanz der Werthe" zu sein beansprucht, und damit allerdings auch eine ganz andere Bedeutung für den „Werth" im Sinne des actuellen Tauschverkehrs gewinnt. Würde Marx lediglich vom „abstracten" Werthbegriff geredet haben, so könnten manche Aeußerungen, welche er bei der Darlegung seiner Theorie gethan, unbeanstandet bleiben. Allein Marx wirft die Frage auf, woher ein Gut seinen Werth habe, und er antwortet: „Ein Gebrauchswerth oder Gut hat nur einen Werth, weil abstract menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisirt ist." („Kapital". I. S. 13.) Die Arbeit ist ihm zufolge ausschließlich die „werthbildende Substanz", so zwar, daß die Größe des Werthes einer Waare lediglich durch Arbeitsquanten gemessen werde. — Marx selbst hat auf S. 23 des „Kapital" kurz seinen Gedankengang bei Entwicklung der Werththeorie gezeichnet: „Wir gingen in der That vom Tauschwerth (!) oder Austauschverhältniß der Waaren aus (!), um ihrem darin versteckten Werth (!) auf die Spur zu kommen." Um diesen „im Austauschverhältniß versteckten Werth", um das „Gemeinsame von gleicher Größe" in beiden Waaren, um die „Werthsubstanz" handelt es sich also in der Marx'schen Werthanalyse, keineswegs bloß um einen abstracten „Begriff".

Digitized by Google

Geschichte sich ergeben könne. Gleichwohl scheinen die Theoretiker des „wissenschaftlichen" Socialismus anderer Meinung gewesen zu sein.

Die materialistische Geschichtsauffassung wird von ihnen als „Entdeckung" gefeiert, ähnlich wie die Enthüllung des Geheimnisses der kapitalistischen Production. Erst nachdem diese Wissenschaft „entdeckt" ist, „handelt es sich darum, sie in allen ihren Einzelheiten und Zusammenhängen auszuarbeiten" [1]. Wer könnte etwas gegen dieses Verfahren einzuwenden haben? Mußte doch auch Amerika zuerst entdeckt werden, ehe es weiter durchforscht werden konnte.

Nur eine Probe davon, wie Marx mit seiner Geschichtsauffassung eher als mit der Geschichte selbst im reinen war. Die materialistische Geschichtsauffassung findet sich schon in der „Heiligen Familie" vom Jahre 1845 dargelegt. Das „Communistische Manifest", welches im Auftrage des zu London im November 1847 versammelten „Bundes der Communisten" verfaßt und wenige Wochen vor der Februarrevolution 1848 herausgegeben wurde, beginnt seinen ersten Abschnitt: „Bourgeois und Proletarier", mit dem grundlegenden Principe: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen." Hieran schließt sich eine Anwendung dieses Princips auf die Geschichte: „Freier und Sklave, Patricier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Geselle, kurz, Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatze zu einander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf; einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen." [2] Wir haben also im classischen Alterthum als kämpfende Klassen sowohl die Freien und Sklaven als auch die Patricier und Plebejer zu unterscheiden. — So lehrt die materialistische Geschichtsauffassung im Jahre 1848. — Allein im Jahre 1852 hat Herr Marx sich eines Bessern besonnen. „Im alten Rom spielte der Klassenkampf nur innerhalb einer privilegirten Minorität, zwischen den freien Reichen und den freien Armen, während die große productive Masse der Bevölkerung, die Sklaven, das bloß passive Piedestal für jene Kämpfer bildete." [3] — Indessen, das sind nur Kleinigkeiten. Weiß auch Herr Marx

[1] Engels, „Dühring". S. 12.

[2] Communist. Manifest. 3. Ausg. Hottingen-Zürich 1883. S. 5.

[3] Im Vorworte zum „Achtzehnten Brumaire", S. V. In der Bostoner Zeitschrift „Die Revolution". 2. Heft. — Neue Ausgabe in Buchform. 1869. — Vgl. Adler, „Grundlagen". S. 3, Anmerkung.

Digitized by Google

über die Klassengegensätze im classischen Alterthum wenig oder nur Widersprechendes zu berichten, so erzählt uns Herr Engels um so mehr von der Urgeschichte der Menschheit[1].

Herr Engels besitzt alle Eigenschaften eines Traumdeuters. Er weiß uns von einer „sehr frühen Zeit" zu erzählen, „wo die Menschen, noch in gänzlicher Unwissenheit über ihren Körperbau und angeregt durch Traumerscheinungen, auf die Vorstellung kamen, ihr Denken und Empfinden sei nicht eine Thätigkeit ihres Körpers, sondern einer besondern, in diesem Körper wohnenden und ihn beim Tode verlassenden Seele"[2]. Kein Wunder also, wenn Engels Lewis Morgan, Mac Lennan, Bachofen u. dgl. eine gewisse Sympathie entgegenbringt. Man verstehe uns recht! Es wäre unbillig, wenn man Engels vorwerfen wollte, er wisse keinen Unterschied zu machen zwischen beglaubigter und unbeglaubigter Geschichte. Ganz im Gegentheil! Für Herrn Engels ist es „sicher, daß wir an der Schwelle der beglaubigten (!) Geschichte die Heerden schon überall im Privateigenthum (!) einzelner Familienvorstände finden, ganz wie die Kunsterzeugnisse der Barbarei, Metallgeräth, Luxusartikel und endlich das Menschenvieh — die Sklaven"[3]. Allein Herr Engels bewegt sich dennoch mit Vorliebe und nicht ohne Gewandtheit auf dem Boden der unbeglaubigten Geschichte. Der Grund ist einleuchtend. Es lassen sich eben dort die „unzweifelhaften", „wirklichen Zusammenhänge" in der Entwicklung der Menschheit leichter „auffinden", als auf dem Boden der beglaubigten Geschichte. So weiß z. B. Herr Engels ganz genau, daß unsere Vorfahren in den tropischen oder subtropischen Wäldern auf Bäumen lebten und sich bei Früchten, Nüssen und Wurzeln wohl sein ließen, indem sie sich gleichzeitig bemühten, ihre unartikulirten Laute in eine artikulirte Sprache zu verwandeln. „Aus directen Zeugnissen" wissen wir über diesen Urzustand allerdings nichts. „Aber die Abstammung des Menschen aus dem Thierreiche einmal zugegeben (!), wird die Annahme dieses Ueberganges unumgänglich."[4] — In der That: „Wissenschaft ist Courage!" Man behaupte nur kühn, setze das voraus, wessen man bedarf, — und alles ist in Ordnung! — „Es sind gar wohlfeile Künste," sagt Zöckler, „womit man das Märlein von der Urbarbarei und Urbestialität unseres

[1] In „Ursprung der Familie u. s. w.". 3. Aufl. Stuttgart, Dietz, 1889. Eine 4. Aufl. wird laut Mittheilung in der „Neuen Zeit" — IX. Jahrg. n. 41. S. 460 — bald erscheinen.

[2] Engels, „Feuerbach". S. 15.

[3] Engels, „Ursprung". S. 29. [4] Ebendas. S. 7. 8.

Digitized by Google

Geschlechtes in die Region geschichtlicher Wahrheit zu erheben versucht hat." [1] Man sucht sich unter den heutigen Wilden die allerrohesten heraus, und die Zustände, die man bei ihnen findet, müssen dazu dienen, um die Blätter der Urgeschichte zu beschreiben. Morgan lebt inmitten der Irokesen, läßt sich von diesen adoptiren, studirt ihre Familienverhältnisse. Aehnliche Verwandtschaftsausdrücke wie dort finden sich auch bei gewissen indischen Stämmen. Also ist die Sache in Ordnung, der Beweis erbracht — nicht etwa, daß jene Stämme im Laufe der „Jahrtausende" degenerirt sind — beileibe nicht —, nein, daß es in der Urzeit bei den Urmenschen ebenso bestialisch zugegangen ist. „Indem Morgan auf diese Weise die Geschichte der Familie rückwärts construirt (!), kommt er, in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl seiner Collegen, auf einen Urzustand, wo unbeschränkter Geschlechtsverkehr innerhalb eines Stammes herrschte, so daß jede Frau jedem Mann, und jeder Mann jeder Frau gleichmäßig gehörte." [2]

Das nun nennt man „materialistische Denkweise", deren Hauptverdienst es ist, an Stelle der „ideellen, phantastischen" die „wirklichen Zusammenhänge" in der Welt- und Menschheitsgeschichte gesetzt zu haben. — In einem Thale der Schweiz haben fast alle Leute einen Kropf. Dieselbe Erscheinung findet sich auch in anderen Ländern. Also müssen auch die Urmenschen einen Kropf gehabt haben. Das ist ungefähr der Typus einer Schlußfolgerung nach der „Logik" des „wissenschaftlichen" Socialismus und seiner Vorreiter, mögen sie nun Darwin, Lubbock, Tylor, Morgan, v. Hellwald, Lippert geheißen haben [3]. Treffend hat Virchow diese „Urgeschichte" als „gelehrte Dichtung" verurtheilt, welche der „Sagendichtung nichts nachgibt" [4]. „Es gibt einen materialistischen Dogmatismus so gut wie einen kirchlichen und idealistischen", sagt derselbe Gelehrte an einer andern Stelle [5]. „Sicher ist der materialistische der gefährlichere, weil er seine dogmatische Natur verläugnet und in dem Kleide der Wissenschaft auftritt; weil er sich als „empirisch darstellt, wo er nur speculativ ist".

---

[1] „Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft". Gütersloh 1877—1879. Bd. II. S. 745.

[2] Engels, „Ursprung". S. 17.

[3] W. Schneider, „Naturvölker". Paderborn 1885. S. 413 ff.

[4] „Die Urbevölkerung Europa's". Berlin 1874. S. 4.

[5] Archiv für pathologische Studien. Bd. II. S. 9. — Bei Schneider S. 63.

Digitized by Google

c. Die socialistische Weltanschauung — Wahnsinn oder Wissenschaft?

48. Wir haben früher den Zweifel ausgesprochen, ob man den sogenannten „wissenschaftlichen" Socialismus nicht eher eine Krankheit als eine Wissenschaft nennen solle. Der Zweifel war unbegründet. Der Materialismus[1] ist der Wahnsinn im wissenschaftlichen Gewande, und dieser Wahnsinn bildet gerade den Inhalt der socialistischen Weltanschauung.

Einige kurze Andeutungen werden genügen, um jene Geistesverwirrung ins rechte Licht zu rücken.

„Die Welt hat den Grund ihres Seins in sich selbst", behauptet der Materialismus. Ihr Sein ist also ein nothwendiges, unveränderliches, weil ein im Wesen des Stoffes begründetes. Dennoch verändern sich die Eigenschaften, Vollkommenheiten der Dinge, verändert sich ihr ganzes physisches Sein tagtäglich vor unseren Augen.

„Die Materie ist ewig" —, und doch verkündet die Geologie, daß alles noch so jung ist auf dieser Erde; und doch lehrt die Physik, daß die Welt längst nicht mehr bestünde, wäre sie anfangslos. Dasselbe Gesetz von der Umwandlung der Energie, in welchem Engels eine Bestätigung seiner Entwicklungslehre sucht, zeigt, daß die gespannten Kräfte dem Zustande des Gleichgewichtes entgegenstreben. Längst schon wäre alles erstarrt, was da lebt und sich bewegt, wenn der Weltproceß ohne Anfang, ewig wäre.

„Bewegung ist die Daseinsweise der Materie", meint Herr Engels, indem er die Beweglichkeit mit der Bewegung verwechselt. Erstes Gesetz der Bewegung, so lehrt Laplace in Uebereinstimmung mit der täglichen Erfahrung, ist, daß die Körper in sich selbst den Grund zur Bewegung nicht haben, in Ruhe und Bewegung von äußeren Ursachen abhängig sind. Ohne eine Macht, die Welten bewegen, ohne eine Weisheit, die den Sternen ihre Bahnen vorzeichnen konnte, ohne Gott — keine Bewegung, keine Welt.

Leben ist „der Chemismus des Eiweißes". Diese Phrase erklärt für Herrn Engels das Leben mit seiner besondern, die allgemeinen physikalischen und chemischen Gesetze beherrschenden, leitenden, theilweise aufhebenden

[1] Vgl. Dr. Paul Haffner, „Der Materialismus in der Culturgeschichte". Mainz 1865. G. M. Schuler, „Der Materialismus". Berlin 1890. Joh. Wieser S. J., „Mensch und Thier". Freiburg 1875. Tilm. Pesch S. J., „Die großen Welträthsel". 2 Bde. Freiburg 1883.

Digitized by Google

„Daseinsweise". Die Wissenschaft kennt den Chemismus des Eiweißes. Aber leider reicht kein Chemismus aus, um Organismen zu bilden, zu erhalten oder zu erklären. Nach dem Zeugnisse Liebigs, eines der größten Chemiker unserer Tage, wird es der Wissenschaft nie gelingen, eine Zelle, eine Muskelfaser, einen Nerv, kurz, einen der wirklich organischen, mit vitalen Eigenschaften begabten Theile des Organismus in ihrem Laboratorium darzustellen[1]. Die chemischen und physikalischen Kräfte können bleiben, und dennoch kann das Leben entflohen sein.

Was ist „Geist"? fragt der Materialist. — Wir fragen ihn mit demselben Rechte: Was ist „Materie"? — Aber eine bescheidene Frage genügt der „Wissenschaft" nicht. Sie „behauptet" auch, daß Geist und Stoff identisch seien. Wäre diese Behauptung richtig, so müßte eine Uebereinstimmung zwischen der Wirksamkeit beider bestehen.

Wo aber in aller Welt findet sich im Stoffe auch nur die schwächste Analogie zu jenen Thätigkeiten, welche wir als „geistige" bezeichnen? Die Materie ist in ihrem Sein und ihrer Thätigkeit ausgedehnt und theilbar. Der Gedanke aber füllt keinen Raum aus, hat keine Theile. Er umfaßt Uebersinnliches, Allgemeines, Abwesendes, Vergangenes, Zukünftiges, während die Materie an das Sinnliche, Einzelne, Gegenwärtige gebunden ist. Das Selbstbewußtsein, wie der Mensch es hat, vermöge dessen er sich selbst, ganz, als Subject seiner Handlungen erfaßt, sein in allgemeinen Ideen sich vollziehendes Denken, die diesen Vorzügen zu Grunde liegende Abstractionsfähigkeit und reflexive Thätigkeit, die Möglichkeit, Vergleiche anzustellen zwischen dem Allgemeinen und dem Besondern, Urtheile zu fällen, Schlüsse zu formen, sogar mit einer alle Epochen umspannenden Erkenntniß eine Geschichtsphilosophie — und wäre sie auch noch so schlecht — aufzubauen, sich frei zu dieser oder jener Thätigkeit zu entschließen, Uebersinnliches anzustreben, auch wenn es bloß Phantome sind u. s. w., — dies alles erhebt den menschlichen Geist weit über den Stoff. Es gehört die ganze Naivetät eines Materialisten dazu, dort noch den Stoff zu suchen, wo auch nicht eine Spur von ihm zu finden ist.

Bayle hat einmal gesagt: „Der vernünftigste Atheismus ist ein Gewebe von lächerlichen Phantasien und halsbrechenden Widersprüchen." Was soll man dann aber vom „wissenschaftlichen" Socialismus sagen, der nicht einmal den Anspruch erheben kann, den vernünftigsten Atheismus darzustellen? Gibt es einen lächerlichern Widerspruch, als einerseits

[1] Liebig, „Chemische Briefe". I. S. 252.

Digitized by Google

von dem menschlichen Genie auf dem Gebiete der Erfindungen „unendliche" Fortschritte zu erwarten, andererseits denselben menschlichen Geist dem Staube gleich zu achten, den unser Fuß berührt? Der Mensch wird zuerst zu Gott gemacht, und dieser Gott dann in den Koth hinabgezogen. Die Befriedigung der niedrigsten Triebe — das ist das praktische Ziel und Ende aller atheistischen Wissenschaft. Man läugnet Gott, damit der Mensch ein Thier sein könne. Daß an der Wahrheit dieser unserer Behauptung nicht gezweifelt werden kann, zeigt nur zu deutlich Bebels Werk: „Die Frau und der Socialismus."

Der Schöpfungsbegriff erscheint Herrn Engels „verzwickt" und „unmöglich". Eine nähere Erklärung, worin diese angebliche Unmöglichkeit bestehe, gibt er nicht. Allein da er auf philosophischem Gebiete über eigene Gedanken nicht verfügt, so werden wir nicht fehlgreifen mit der Annahme, daß Engels der atheistischen Phrase „Aus nichts wird nichts" gedacht hat. In der That, eine höchst weise Bemerkung, deren Wahrheit jedermann einleuchten muß. Schade nur, daß sie offenkundig macht, wie wenig man den Schöpfungsbegriff zu verstehen im Stande war. Der Einwand hätte Bedeutung, wenn das Nichts als die Ursache oder als der Stoff hingestellt würde, aus dem die Welt hervorgegangen. Da aber die „Schöpfung aus nichts" lediglich besagt, daß die Welt, die vorher nicht existirte, zu sein anfing, ohne daß es hierzu irgend eines Stoffes oder irgend einer andern Ursache bedurft hätte als allein des freien Willensentschlusses, der Weisheit und der Allmacht eines Gottes, so verliert die Einwendung der „Wissenschaft" jeden Sinn und jede Bedeutung. — Doch ein werthvolles Geständniß liegt darin verborgen. Wer behauptet: „Aus nichts wird nichts", der erkennt stillschweigend als unumstößliche Wahrheit an, daß alles, was ist und wird, einen hinreichenden Grund seines Seins eine genügende Ursache seiner Existenz haben muß, — mit einem Worte: der verneint den Materialismus. Woher denn die Bewegung in der von Natur trägen Materie, deren Dasein der Materialist erkennt, ohne einen Grund dafür angeben zu können? — Woher die wunderbare Stellung der Himmelskörper? — Woher diese erhabene Harmonie im Weltall, diese Zweckmäßigkeit selbst in den kleinsten Dingen, in der Einrichtung des Ohres, des Auges, der Zunge? — Aus Milliarden bewegter Atome sollte unter der Herrschaft blindwirkender Ursachen, ohne Leitung einer Intelligenz, das Universum mit all seiner Pracht, jener wunderbare Mechanismus, bei dem zahllose Kräfte gesetzmäßig, harmonisch zusammenwirken, entstanden sein? Wie würde Marr den verlachen, der

Digitized by Google

von einer rohen Steinart behaupten wollte, sie sei von selbst, vielleicht durch Zufall entstanden! Ach nein! das ist eine kostbare „Reliquie", aus der man den Culturstand einer frühern Epoche „rückwärts construiren" kann. Und diese Welt gestattet keinen Schluß auf eine höhere Intelligenz, auf eine mit Weisheit ausgestattete Macht, die sie gebaut hat? — Der hl. Paulus sagt im Römerbrief, Gott habe sich in der Welt so überaus klar offenbart, damit die, welche ihn nicht erkennen wollen, unentschuldbar seien: „εἰς τὸ εἶναι αὐτοὺς ἀναπολογήτους".

49. In der That, der Unglaube ist Wahnsinn oder Betrug, hier ein Betrug, so bitter, so verrucht, so schmachvoll, wie er seinesgleichen in der Geschichte nicht hat. Die Unwissenheit von armen Arbeitern wird auf das schändlichste mißbraucht, um ihnen das letzte Gut, das höchste Gut, ihren Glauben, ihre Religion, zu rauben und sie dann in den Tod zu hetzen. Das geschieht von Männern, die sich Freunde der Arbeiter nennen! — Man hüllt sich in den Mantel der hohen „Wissenschaft", verkündet laut, daß endlich der Pfaffentrug beseitigt, „die wirklichen Zusammenhänge in der Natur und Geschichte" gefunden seien; daß es keinen Unterschied gebe zwischen Mensch und Thier und Pflanze, der nicht durch Entwicklung, Anpassung überbrückt werden könnte, und man verschweigt, daß niemals eine Ueberbrückung von Art zu Art, nicht einmal innerhalb desselben Naturreiches, erwiesen worden ist. Man verschweigt, daß auch nicht der mindeste positive Anhaltspunkt gegeben ist für die Annahme einer Urzeugung. Man verschweigt, daß die verschiedenen Versuche, die gemacht wurden, um ein Protoplasma zu finden, aus welchem sich die embryonalen Urwesen im darwinistischen Sinne entwickelt hätten, als betrügerische entlarvt worden sind. Man verschweigt, daß es zwischen dem Affen und dem Menschen keine Mittelglieder gibt, daß nach dem Zeugnisse der hervorragendsten Naturforscher der sogenannte Proanthropos „für die Anthropologie überhaupt kein Gegenstand der Erörterung mehr ist. Der Anthropologe kann ihn vielleicht im Traume gesehen haben; im Wachen ist er ihm nicht nahe getreten"[1]. Fürwahr, hier ist jenes Wort am Platze, dessen sich Lassalle gegenüber Senior bediente: „Arbeitern, armen Arbeitern, darbenden Arbeitern hat man den Muth, diesen unendlichen Spott, diesen beißenden Hohn öffentlich ins Gesicht zu werfen?! Gibt es gar kein Gewissen mehr, und ist die Scham zu den Bestien entflohen?"[2]

[1] Virchow, auf dem Anthropologencongreß zu Wien 1889.
[2] Bastiat-Schulze. Berlin 1864. S. 111.

Digitized by Google

— Der Kapitalismus hat die Menschenwürde des Arbeiters verkannt, mit Füßen getreten. „Die großen Denker" des „wissenschaftlichen Socialismus" haben sie dem Arbeiter geraubt, abgeläugnet. Der Sklave war, um Engels' Wort zu gebrauchen, ein „Menschenthier". Der Arbeiter ist in seinen Augen nicht einmal ein Menschenthier, sondern schlechthin ein Thier. Und das nennt man „Wissenschaft". Das heißt „an Stelle der ideellen, phantastischen Zusammenhänge die wirklichen Zusammenhänge in Natur und Geschichte" ergründet haben.

Doch wir vergaßen, daß Herr Engels sich auf die „Thatsachen" aus der „Urzeit" noch besser versteht als die darwinistischen Träumer. Er kennt sogar genau den feierlichen Augenblick, wo das Thier zum Menschen wurde. Es war jener ewig denkwürdige Moment, als einige Affen Reibfeuer erzeugt hatten. Bevor sie rieben, waren sie noch Affen. Aber nachdem sie gerieben hatten und der Rauch aus dem entzündeten Holze emporstieg, — da begann die Geschichte der Menschheit. — Wie kommt es denn aber, daß nur jene glücklichen Exemplare auf den „blitzgescheidten Gedanken" kamen, Reibfeuer zu machen? Wie erklärt es sich, daß in den vielen tausend Jahren bis zur Stunde aus den Millionen von Affen, die seither existirt, und denen es in ihrer „waldursprünglichen" Einsamkeit weder an Holz, noch an Zeit gebrach, trotz des „leuchtenden" Beispiels seiner Genossen, auch nicht ein einziger den glücklichen Einfall hatte, wieder einmal Reibfeuer zu erzeugen und nach erfolgter „Standeserhöhung" das Joch der „Klassenherrschaft", welches seine früher avancirten Brüder dem Thierreiche seit Jahrtausenden auferlegt, endgiltig abzuschütteln? — Herrn Engels bringt man niemals in Verlegenheit. Hilft ihm die deutsche Sprache nicht mehr, so versucht er es mit dem Latein. Er hat ein Wort zur Hand, das er bei Rousseau gefunden und zu dem seinigen gemacht, ein kostbares, ein unbezahlbares Wort, ein Wort, das hellstes Licht verbreitet, alle Zweifel löst. Man höre und staune. Die „hypothetischen" Thiermenschen hatten vor den anderen Thieren eine Eigenschaft voraus. Diese war der Grund ihrer Entwicklung, zugleich der Grund, warum sie bis heute keine Nachfolger gefunden. Und wie nennt sich jene wunderbare Eigenschaft? — „Perfectibilität" ist ihr Name[1], nicht bloß jene „Perfectibilität" innerhalb der natürlichen Vorzüge ihrer Art und Gattung, nicht jene „Perfectibilität", welche sich auf die Ausbildung mechanischer Fertigkeiten beschränkt, nein, eine höchst seltene, eine erhabenere Perfectibilität, die aus Bestien Menschen

[1] Engels, „Dühring". S. 130.

Digitized by Google

machen konnte. Jetzt ist es „wissenschaftlich" erklärt, warum heute der ehemalige Affe die Bahnen der Himmelskörper bemißt, in das Innere der Erde dringt, um sie zu durchforschen und ihre Schätze sich anzueignen, warum er den Lauf der Geschichte enträthselt, die Kräfte der Natur sich dienstbar macht, Beziehungen anknüpft, die sich über Erdtheile erstrecken, während die anderen seines Geschlechtes, im Waldesdunkel auf Bäumen hockend, die Entbehrung jener einen kostbaren Gabe, der „Perfectibilität", betrauern. — Es lebe die „dialektische Denkweise", welche die „wirklichen" Zusammenhänge in Natur und Geschichte an Stelle der „phantastischen" gesetzt hat!

d. Irrthümer und Einseitigkeiten in der materialistischen Geschichtsauffassung.

50. Die „dialektische Denkweise" enthält einen gesunden Kern. Sie lehrt zunächst ein beständiges Werden und Vergehen, den Wechsel, die Vergänglichkeit alles Irdischen. In wunderschönen Bildern hat die Heilige Schrift denselben Gedanken zum Ausdruck gebracht mit Rücksicht auf das Leben der Menschen. Schaum, Schatten, Rauch, ein Pilgerzelt, das heute hier, morgen dort aufgeschlagen wird, — Töpferthon, den Kinderhand zerdrückt, — das ist unser Leben auf Erden. — Auch bei den Völkern folgt auf die Zeit der Blüte eine Zeit des Verfalls, der Erschlaffung, des Greisenalters.

Wahr ist es ferner, daß die Geschichte allmählich, nicht ruckweise, nicht in Sprüngen voranschreitet. Unläugbar gilt hier das Gesetz, daß jede folgende Zeit im großen und ganzen das Ergebniß der vorhergehenden sei, — daß die Keime jeder neuen Ordnung sich bereits in der alten entwickeln, — daß Extreme leicht ins Gegentheil umschlagen. Würde die materialistische Dialektik nichts anderes haben lehren wollen als dieses, — es läge kein Grund vor, sie zu bekämpfen. Aber da wird gesprochen von einer Entwicklung der Menschheit ohne bestimmenden Einfluß eines über die Materie sich erhebenden Geistes, von einer bewußtlosen, vom freien Willen Gottes und der Menschen in letzter Instanz unabhängigen, mit Naturnothwendigkeit sich vollziehenden, von einer allein und ausschließlich durch materielle Verhältnisse bedingten Entwicklung. Damit aber hört die socialistische Geschichtsphilosophie auf eine Wissenschaft zu sein, und verliert vollständigst jeden Zusammenhang mit der Wirklichkeit.

Digitized by Google

a. Die innere Unmöglichkeit einer „materialistischen" Geschichtsauffassung.

51. Man hat Karl Marx als einen „tüchtigen Logiker" gefeiert, als einen „eminenten Gelehrten und Denker". Alle seine Gegner, „die irgendwie urtheilsberechtigt seien", müßten dies zugeben. Wir sind nicht blind für den Scharfsinn jenes Mannes. Indessen, daß Marx gerade ein eminenter Denker, vor allem, daß er ein tüchtiger Logiker gewesen sei, möchten wir denn doch zu bestreiten uns erlauben. Ein Mann, dessen grundlegende Theorie geradezu ein Nest von Absurditäten ist, wird schwerlich als ein „tüchtiger Logiker" gelten können. Was ist aber die „materialistische Geschichtsauffassung" anders als ein wahrer Hohn auf alles gesunde Denken? Wie kann man überhaupt eine „Geschichtsauffassung" auf materialistischer Grundlage aufbauen wollen, da allein schon der Umstand, daß eine Geschichtsauffassung möglich ist, den Materialismus verneint? — Wer sich bemüht, die Thatsachen früherer Zeiten in seinem Gedächtnisse anzusammeln, wer ihren Zusammenhang, die Entwicklung des einen aus dem andern, das bestimmende Princip der historischen Bewegung erforschen will, der kann diesen seinen Bestrebungen nicht das Wörtchen „materialistisch" auf die Stirne schreiben. Keine auch noch so schwache Analogie für ein derartiges Unternehmen findet sich in der gesammten materiellen Welt. Nach Wahrheit und Wissenschaft strebt allein der Mensch, weil nur für ein geistiges Wesen geistige Güter von Werth und Bedeutung sind. Gehört aber zum Menschen mehr und Höheres als der bloße Stoff, tritt neben und über den materiellen Leib eine geistige Seele, dann wird jede Geschichtsauffassung, welche nur mit dem einen, niedrigern Factor, der materiellen Ordnung, rechnet und die materiellen Verhältnisse als allein in letzter Instanz bestimmend und ausschlaggebend hinstellt, keinen Anspruch auf Wahrheit erheben können.

Die Theoretiker des „wissenschaftlichen" Socialismus reden oft von einer planmäßigen Entwicklung, von den Naturgesetzen der Entwicklung, von „Tendenzen" der Entwicklung, die mit „eherner Nothwendigkeit" wirken und sich durchsetzen [1]. In der That, ohne Gesetz ist „Entwicklung" ein leeres Wort, ebenso thöricht, wie wenn man die mannigfachen Gestaltformationen des vom Sturme getragenen Staubes der Landstraße als Entwicklungsstadien desselben bezeichnen wollte [2]. — Eines nur haben die großen Denker dabei übersehen, — daß nämlich ohne Voraussetzung eines vernunftbegabten Geistes jeder Plan, jedes Gesetz zur inhaltlosen Phrase wird.

[1] Marx, „Kapital". I. S. 5. [2] Tilm. Pesch, „Welträthsel". II. n. 541.

Digitized by Google

Kurz, die „materialistische" Geschichtsauffassung übt die denkbar heroischste Selbstverläugnung. Sie hebt sich selbst auf, eben dadurch, daß sie sich „materialistisch" nennt.

52. Dem „wissenschaftlichen" Socialismus zufolge sind es die „künstlichen Arbeitsmittel", welche in letzter Instanz das gesellschaftliche wie das geistige Leben der Völker beherrschen und bestimmen. Allein gerade diese Behauptung enthält wiederum eine neue unlösbare Schwierigkeit für die materialistische Geschichtsphilosophie.

Der Mensch birgt als Mikrokosmos in sich die wunderbare Vereinigung aller Grundgestalten und Kräfte des sichtbaren Weltalls, der bloß stofflichen wie der belebten Natur. Er kann den Reichthum seiner vielgestaltigen Anlagen durch Fleiß und Uebung zu einer beständig fortschreitenden Vervollkommnung seiner selbst und seiner Herrschaft über die ihn umgebende Welt benützen. Er kann die Grenzen dieser Herrschaft weiter stecken, kann Erde, Fluß und Meer, Pflanzen und Thiere sich dienstbar machen. Aber er herrscht allein durch das, wodurch er sich als Souverän erhebt über diese ganze Welt. Er herrscht und entwickelt sich nur als vernünftiges, freies Wesen, — durch seinen Geist. Ohne Geist, ohne Eingreifen einer von der Vernunft geleiteten, freien Thätigkeit kann zwischen einem Natur- und einem Culturzustande überhaupt nicht unterschieden werden. Kein Thier konnte jemals seinen Naturzustand verlassen. Allein der Mensch hat eine Geschichte. — Nun sind es aber gerade und vor allem die ersten Schritte auf der Bahn der Cultur, die Erzeugung des Engels'schen Reibfeuers, der ersten Werkzeuge u. s. w., die ohne Einfluß eines vernünftigen, frei thätigen Geistes absolut unerklärbar bleiben. Der Mensch mußte hierzu frei und selbstbewußt der Natur gegenübertreten, ihre Kräfte erkennen, diese mit seinen Plänen und unter sich in Zusammenhang bringen. Er mußte das Zweckmäßige vom Unnützen scheiden, das Brauchbare frei erwählen und durch zielbewußte Thätigkeit verwirklichen. Gerade die ersten Arbeitsinstrumente setzen also schon den bestimmenden Einfluß eines freien, vernünftigen Wesens voraus und können darum nicht als das in letzter Instanz bestimmende Moment der Culturbewegung betrachtet werden. — Mit Vorliebe verweilt der „wissenschaftliche" Socialismus bei den Urzuständen der Menschheit, welche er in den rohesten Naturvölkern der Jetztzeit uns nahe gerückt und verwirklicht wähnt. Nun wohl, was lehrt uns denn das Leben jener Naturvölker? — Man betrachte nur den aus Baumrinde gefertigten Kahn des Feuerländers, die Fischreusen und Harpunen, die Bogen und Pfeile der

Digitized by Google

Buschmänner, den Bumerang des Australnegers, mit dem er Vögel erlegt; man betrachte die verschiedenartigen Figuren, welche er auf Känguruhfelle oder in Baumrinde ritzt, die mannigfachen Schnitzereien, mit denen er seine Geräthe verziert, die Verschiedenheit der Wohnungen in Bezug auf Material und Bau, das vor dem Eingange der Hütte brennende Feuer, die Grabstätten der Todten, — wer hier nicht das Wirken eines mit Vernunft begabten, frei thätigen, seiner eigenen Wahl und Bestimmung überlassenen Wesens erkennt, der muß darauf verzichten, daß man ihn ernsthaft nimmt.

Wie sehr wir übrigens den Einfluß des Geistes auf die gesammte culturelle Entwicklung der Menschheit betonen, so sind wir doch weit entfernt, die Einwirkung anderer Momente, namentlich des wirthschaftlichen Lebens, bestreiten zu wollen.

β. Einfluß der materiellen Verhältnisse auf die äußere Machtstellung und auf das innere politische und sociale Leben der Völker.

53. Die ökonomischen Verhältnisse, das materielle Erwerbs- und Verkehrswesen bilden in der That nicht bloß einen der vorzüglichsten Gegenstände individueller und socialer Bestrebungen, sie haben auch zu jeder Zeit auf die Gestaltung des Gesammtlebens der Völker einen hervorragenden Einfluß gehabt. Wurde ein Volk von der Höhe wirthschaftlicher Cultur herabgedrängt, so verlor es jedesmal seine Bedeutung, sein Ansehen nach außen. Portugal, Spanien, Holland, England haben nacheinander unter den Culturvölkern Europa's und sogar über Europa hinaus eine dominirende Stellung eingenommen, wie sie nacheinander zur Höhe materieller Cultur sich emporgeschwungen.

In ähnlicher Weise, wie die äußere Machtstellung der Nation, wird auch die innere Blüte des Volks- und Staatslebens bedingt durch die ökonomischen Verhältnisse. Wer wollte läugnen, daß in Griechenland und Rom gerade die wirthschaftliche Verfassung einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausgeübt auf die gesammte politische, geistige und sittliche Cultur jener Zeit? — Ohne einen gewissen materiellen Wohlstand ist überhaupt ein wahrhaft civilisirter Staat undenkbar. Es verhält sich hier mit den Völkern ähnlich, wie mit den einzelnen Menschen. Der ganze Mensch befindet sich in steter Abhängigkeit von den materiellen Lebensbedingungen. Prius est vivere, quam philosophari. Den höheren, geistigen Interessen insbesondere kann man erst sich widmen, wenn die leibliche Existenz nicht unmittelbar in Frage gestellt ist. So vermag auch ein Volk nur in der Voraussetzung einer genügenden Menge materieller

Digitized by Google

Mittel seinen wesentlichen socialen und politischen Aufgaben nach innen und außen zu genügen. Schon Aristoteles behauptet darum, daß ein Volk aus Bettlern nicht bestehen könne.

Ebenso bedeutsam für Leben und Entwicklung jeder Nation ist die Sicherheit und Ordnung der materiellen Lebensbedingungen. Mitten in der Fülle materiellen Reichthums wird ein Staat zu Grunde gehen müssen, der sich die Productionsverhältnisse über den Kopf wachsen läßt. Die Anarchie in der Production führt allmählich zur Anarchie im gesammten Volks- und Staatsleben. Wenn die breiten Massen der Bevölkerung ohne eigene Schuld dauernd dem Elend überantwortet werden, wenn eine einzelne Klasse sich der Productionsmittel bemächtigt, ihre materielle Machtstellung zur Unterdrückung und Ausbeutung der anderen Klassen mißbraucht, so liegt es auf der Hand, daß hieraus unhaltbare, verderbliche Zustände erwachsen müssen. Die gesellschaftlichen Zusammenhänge lösen sich, schroffe Gegensätze im wirthschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Leben entstehen. Da weder übergroßer Reichthum noch bitteres Elend der Sittlichkeit förderlich sind, wächst die Sittenlosigkeit in erschreckendem Maße. Die bis ins innerste Mark verdorbene Gesellschaft wird endlich sich naturgemäß nach einer theoretischen Rechtfertigung ihrer Verderbniß umsehen. So entstehen die wahnsinnigsten religiösen und philosophischen Systeme. Der Materialismus und der Pantheismus finden Glauben. Die abenteuerlichsten Lehren werden als „Wissenschaft" verkündigt. — Allein diese „Wissenschaft" dient nur als Maske für weitergehende Pläne. Der Durchbruch des revolutionären Gedankens vor allem ist es, welchen Marx in der deutschen pantheistischen und materialistischen Philosophie feiert. In dieser Philosophie haben, Marx zufolge, die Deutschen ihre Nachgeschichte bereits in Gedanken erlebt. „Die deutsche Philosophie ist die ideale Verlängerung der deutschen Geschichte." Mit anderen Worten: in denselben Lehren, mit welchen die Reichen ihre Laster decken, werden die Unterdrückten eine Rechtfertigung ihrer Umsturzpläne finden.

54. Ungesunde wirthschaftliche Zustände haben jederzeit im Laufe der Geschichte auf das gesammte sociale, politische, geistige, religiöse und sittliche Leben eines Volkes ihre düsteren Schatten geworfen. Ist der Leib nicht gesund, dann phantasirt die Seele. So war es zur Zeit der französischen Revolution. Die socialen, wirthschaftlichen und intellectuellen Zustände boten den trostlosesten Anblick. Alles drängte zum gewaltsamen Umsturz. Die Forderungen und Bedürfnisse der sinnlich-materiellen Existenz waren für die große Mehrzahl des Volkes in Frage gestellt. Man „nahm

Digitized by Google

den Armen das Brod, um den Reichen Karossen daraus zu machen". Stärker aber als die Achtung vor dem Bestehenden, historisch Gewordenen, ist im Menschen der Trieb der Selbsterhaltung. Wo es sich um Erhaltung des Lebens handelt, wird Gewalt mit Gewalt, Unrecht mit Unrecht beantwortet. Die Macht der Leidenschaft treibt über die Grenzen des Erlaubten hinaus, und die atheistische „Wissenschaft" spendet ihren Segen dazu. Die Veranlassung zur Revolution, zur Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse war zum großen Theil durch die ökonomischen Verhältnisse und, im Anschlusse hieran, durch den geistigen und sittlichen Verfall gegeben. Der Grund aber, weshalb die allgemeine Unzufriedenheit sich zunächst gegen die politische Ordnung richtete, lag in der Ueberzeugung, daß der Staat in der alten Form und Gestalt seinem wesentlichen Zweck nicht mehr genügte, daß er zu schwach war, um das materielle Wohl der Gesammtheit vor den Künsten und der Habsucht einzelner Personen oder Stände wirksam zu schützen.

Kurz, wir läugnen nicht, daß die ökonomischen Verhältnisse die unentbehrliche Basis des gesammten Volks- und Staatslebens nach außen und innen, eine unerläßliche Bedingung und Voraussetzung der Existenz und culturellen Entwicklung der Gesellschaft sind. Ebenso wenig bestreiten wir, daß die ökonomischen Verhältnisse einen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung des politischen, socialen, geistigen und sittlichen Lebens eines Volkes ausüben können und im Laufe der Geschichte thatsächlich geübt haben, mehr vielleicht, als die bisherige Geschichtschreibung vermuthen ließ. Was wir bekämpfen, sind nur jene einseitigen Uebertreibungen, welche die socialistische Geschichtsphilosophie sich erlaubt, als wäre die Oekonomie das einzige bestimmende Moment in der Geschichte.

γ. Andere Factoren der historischen Bewegung.

55. Die ökonomischen Verhältnisse bilden das Fleisch und Blut der Völker. Allein die Völker bestehen nicht nur aus Fleisch und Blut. Wer die Entwicklung der gesellschaftlichen und staatlichen, ja auch nur der wirthschaftlichen Zustände, die Eigenthumsordnung einer Nation verstehen will, wird sich mit der Erforschung der künstlichen Arbeitsmittel nicht begnügen dürfen. Alle Seiten und Gebiete des Lebens hängen zusammen und stehen in Wechselwirkung zu einander. Bald ist es der eine, bald der andere Factor, der den ersten Anstoß zu neuen Entwicklungsformen gibt. Richtig erfaßt stellt die Geschichte sich dar als ein Gemisch von natürlicher Plastik und freithätiger Entfaltung. Sie steht unter dem Einfluß materieller Verhältnisse, aber mehr noch geistiger, sittlicher, religiöser Motive.

Digitized by Google

Vor allem war es die Religion, welche Cultur und Civilisation am mächtigsten gefördert, den ganzen Gang der Geschichte beherrscht hat. Wäre der Einfluß der Religion auf das politische und ökonomische Leben, auf die Gestaltung der Familie u. s. w. nicht sehr groß, fürwahr, Marx und Engels hätten nicht so begierig alle die Absurditäten des Materialismus hinabgewürgt, nur, um eine Weltanschauung zu gewinnen, die ihre Umsturzpläne begünstigt.

56. Neben der Religion ist die gesellschaftliche Organisation ein hervorragender Factor, eine tiefgreifende Ursache, wie der geistigen, so auch der materiellen Entwicklung. Ohne die besondere Macht, welche in der Gesellschaft als solcher liegt, besäßen wir überhaupt keine materielle Cultur. Die sociale Verbindung vieler erweitert den Kreis der Bedürfnisse, schafft erst die Möglichkeit einer umfangreichern Production, regt an zur Erfindung neuer Werkzeuge, künstlicher Productionsinstrumente, und gestattet deren allseitige Ausnützung. Die großen Erfindungen der letzten Jahrhunderte wären unmöglich geblieben ohne eine lange Reihe früherer Erfindungen, die ihrerseits wiederum nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft ihren Einfluß auf die Fortbildung der Productionsverhältnisse erlangen konnten. Der Socialismus beruft sich zum Beweise des bestimmenden Einflusses der Oekonomie hinsichtlich des politischen und socialen Lebens der Völker auch auf die Urgeschichte der Menschheit. Wir glauben gerne, daß bei einem Volke, welches sich im Zustande der Barbarei befindet, das Materielle in den Vordergrund tritt, geradeso wie beim Kinde die Entwicklung des Körpers das ganze natürliche Streben und Verlangen erschöpft. Allein nicht einmal für die ersten Anfänge war die Oekonomie das einzige, welches der gesellschaftlichen Form Dasein und Form gegeben hat. Alle Elemente, die den Menschen zu einem socialen Wesen machen, die Sprache, das Bedürfniß der gegenseitigen Ergänzung, des Schutzes u. s. w., ferner die besonderen Charaktereigenschaften der verschiedenen Stämme und Völker haben auf die politische und sociale Gestaltung des nationalen Lebens jederzeit einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Bei gleichen ökonomischen Verhältnissen entstehen die verschiedensten gesellschaftlichen und staatlichen Verfassungsformen. Ja, innerhalb eines und desselben Volkes wechselt zuweilen die Verfassung, ohne daß in den ökonomischen Verhältnissen eine wesentliche Veränderung eingetreten wäre.

Es ist also ein Irrthum, wenn man die socialen und politischen Formen einzig von den Productionsmitteln und Productionsverhältnissen abhängig wähnen wollte.

Digitized by Google

57. Außer der Religion oder gesellschaftlichen Organisation mit ihren Besonderheiten sind es zumeist bloße Facta, rein historische Thatsachen, die, in ihrem Entstehen und ihrem Verlaufe gänzlich oder zum großen Theile unabhängig von ökonomischen Ursachen, dennoch ihrerseits den gewaltigsten Einfluß auf das politische und wirthschaftliche Leben der Völker ausgeübt haben. Wir wollen hier absehen von den Entdeckungen und Erfindungen, die, in sich freie Thaten des Genies und des Muthes, tiefe Furchen im wirthschaftlichen Leben gezogen haben, ohne selbst „ökonomische" Thatsachen zu sein. Aber wie bedeutsam sind nicht siegreiche oder unglückliche Kriege immerdar gewesen? Was wäre aus Rom geworden ohne seinen Sieg über Carthago? — Unwahr ist es, wenn der Socialismus behauptet, daß alle oder auch nur die meisten Kriege, ähnlich wie die Handelskriege der letzten Jahrhunderte, aus ökonomischen Gründen sich erklären lassen. Ebenso oft, wenn nicht häufiger, sind es politische, dynastische, religiöse Interessen gewesen, um die mit den Waffen gestritten wurde. Erfolgreiche Kriege, die aus bloßer Eroberungssucht geführt wurden, bildeten vielfach die Quelle materiellen Reichthums einzelner Völkerschaften. Jene ungeheure Kapitalconcentration, welche das spätere Rom charakterisirt, die vollständige Beseitigung des kleinen Bauernstandes und des freien Handwerkes durch den Großbetrieb der Oikenherren schloß sich erst an die durch rein politische Thatsachen geschaffene Lage an, war nur in zweiter Linie Wirkung der anarchischen Productionsverhältnisse. Das Kapital mußte zuerst gewonnen werden, ehe es sich concentriren konnte. Nur infolge der Eroberungskriege, vermittelst der Weltherrschaft konnte der römische Großhandel seine Ausdehnung und Macht gewinnen, schwoll der Reichthum der herrschenden Familien an.

Wer vermöchte ferner die tiefgreifende Einwirkung z. B. der Kreuzzüge auf die gesammte nachfolgende ökonomische Entwicklung Europa's zu bestreiten? Sie erschlossen neue, ergiebige Gebiete für den Handel, eröffneten eine Bewegung, welche in der Entdeckung Amerika's, in der Auffindung der Seewege nur ihre natürliche Fortsetzung fand. — Ein Krieg wiederum war es, der die wirthschaftliche Blüte Deutschlands vernichtete, der unser Vaterland von jener Höhe materiellen Wohlstandes herabzog, auf welche es nicht etwa durch den naturnothwendigen Entwicklungsgang, sondern gerade durch die freie Beherrschung dieser Entwicklung, durch eine im wesentlichen frei gewollte, unter der Herrschaft religiöser und sittlicher Ideen gestaltete Organisation der Productionsverhältnisse sich emporgeschwungen hatte. Wir meinen den Dreißigjährigen Krieg.

Digitized by Google

Allein nicht bloß durch die großen Actionen der äußern Politik, sondern gerade durch die innere Staatsleitung, durch die Wirksamkeit einzelner Männer u. dgl. wird oft Blüte und Verfall der Wirthschaft eines Volkes wesentlich mitbedingt. Geradezu entscheidend wirkte z. B. für die industrielle Entwicklung Frankreichs ein Colbert. — Der Vertrag, den Lord Methuen zwischen England und Portugal schloß, zerstörte die portugiesische Industrie. — Spaniens Handel mit den eigenen Kolonien erlahmte, nachdem es im Utrechter Frieden durch den Assiento-Vertrag England das Recht zuerkannt, immerfort ein Schiff mit englischen Waaren in die spanischen Kolonien zu senden. — Doch wozu viele Beispiele? Man greife nur irgendwo eine bestimmte einzelne Phase der geschichtlichen Entwicklung heraus und vergleiche sie mit den Lehrsätzen der materialistischen Geschichtsauffassung. Die Theorie hat etwas Bestechendes, solange man sie in ihrer allgemeinen Ausdrucksweise vor Augen hat. Sie verflüchtigt sich, wird sofort als einseitige Uebertreibung erkannt, sobald man ihr die wirklichen Thatsachen der Geschichte entgegenhält.

58. Wie wenig die socialistische Geschichtsphilosophie geeignet ist, das richtige Verständniß der historischen Entwicklung zu vermitteln, erhellt insbesondere, wenn man die Lehre vom Klassengegensatz und den Klassenkämpfen im Lichte der geschichtlichen Thatsachen betrachtet. Der Theorie zufolge bilden die Klassenkämpfe den Träger der geschichtlichen Bewegung, die Form, in welcher sich insbesondere der Uebergang zu einer neuen Wirthschaftsepoche vollzieht. Aber war es denn eine früher ökonomisch und politisch unterdrückte, nunmehr obsiegende Klasse, welche die Feudalordnung begründete? Nicht einmal die Erfindung eines neuen künstlichen Werkzeuges, das die alte Ordnung revolutionirt hätte, für dessen Verwerthung die früheren Productionsverhältnisse zu enge geworden wären, bildet die Scheide zwischen der antiken und der mittelalterlichen Epoche. Rom brach unter den Fluten barbarischer Völkerwogen zusammen. Sein Untergang wurde vorbereitet durch die Anarchie der wirthschaftlichen Verhältnisse, aber ebenso sehr durch die Herrschaft der babylonischen Göttin, durch das Völker verschlingende Ungeheuer der Wollust. — Eine neue Ordnung der Dinge erhob sich dann auf den Trümmern Roms, gebildet durch eine Vermischung römischer und germanischer Elemente. Das Feudalwesen, welches für lange den ökonomischen Verhältnissen Gestalt und Form gegeben, erklärt sich durchaus nicht allein aus den Productionsmitteln damaliger Zeit. Das Land des besiegten Feindes galt rechtlich als erobertes Land. Es gehört dem König, der nach germanischer Auffassung über

Digitized by Google

„Land und Leute" gebietet. Die Verwaltung und Bewirthschaftung weit ausgedehnter Gebiete allein durch den König war thatsächlich unmöglich. Allein diese Unmöglichkeit hätte in verschiedener Weise gehoben werden können. Daß sie gerade in der Form des Lehenswesens ihre Lösung fand, daß jenes eroberte Land zugleich öffentliche Domäne und privates Nutzeigenthum ward, das erklärt sich lediglich aus der Mischung römischer und germanischer Einrichtungen und Ideen, aus der Verbindung der römischen Kolonisation mit der deutschen Vorstellung von einer organischen Einheit und hierarchischen Gliederung der Gesellschaft im Staate.

Die Einwirkung des Christenthums war es, welche zu einer vollständigen Umgestaltung der antiken Social- und Wirthschaftszustände drängte. Indem die Kirche für den einzelnen, wie für die Gesammtheit an Stelle einer ausschließlich sinnlich-egoistischen Richtung höhere Lebenszwecke neben und über die materiellen Interessen setzte, mußte das Heidenthum auch auf ökonomischem Gebiete endgiltig überwunden werden. Der Grundsatz allein, daß die materielle Ordnung nicht allein zu bestimmen habe, führte folgerichtig zu einer socialen Organisation der Productionsverhältnisse. Aber auch das Ziel, der Inhalt dieser Organisation war mit dem Christenthum im Princip gegeben. Der Grundsatz der gleichen Berechtigung aller Menschen auf Grundlage und nach Maßgabe der natürlichen und übernatürlichen Bestimmung und Ausstattung, die Forderung gegenseitiger Liebe und Brüderlichkeit, die Milderung des absoluten Eigenthumsbegriffes, die Achtung vor der Arbeit, als vorzüglichster Quelle des Wohlstandes, führten nothwendig zu einer Wirthschaftsordnung, in welcher die Interessen aller Stände miteinander versöhnt, Recht und Ehre der Arbeit gewahrt, das wahre materielle Gemeinwohl durch eine gesunde Vertheilung des Einkommens wirksam geschützt, die Ausbildung schroffer Klassengegensätze unmöglich gemacht war. Deutschland war im 13., 14. und 15. Jahrhundert das wohlhabendste und zugleich bürgerlich freieste Land. Durchgängig herrschte Selbstverwaltung und Selbstregierung. Jedes Land, jede Stadt, jeder Berufsstand erfreute sich seines eigenen Rechtes. Jeder konnte von seinesgleichen gerichtet werden. Die geringen Steuerabgaben wurden nur mit Zustimmung der Reichs- und Landesstände auferlegt. — Jedermann besaß ferner sein gutes Auskommen.

Die Unsicherheit der materiellen Existenzbedingungen für einen großen Theil der Bevölkerung, welche die gegenwärtige sociale Noth ausmacht, war unbekannt. Auch der geringste Taglöhner hatte seine Mitnutzung an Wald und Weide. Der Hörige verfügte als Eigenthümer über Gebäude und Saaten, das todte und lebende Inventar, nahm theil

Digitized by Google

an der Allmende. Die Abgaben an den Gutsherrn waren unbedeutend. Der Hof galt als untheilbar und bildete eine Heimstätte für die ganze Familie. Gegen Verpfändung und Verkauf schützte das Einspruchsrecht des nächsten Erben, und nur die fahrende Habe haftete für etwaige Schulden. So wurden dem Wucher einerseits und der Schleuderwirthschaft andererseits feste Grenzen gezogen. — In ähnlicher Weise sicherte die Zunftorganisation dem Handwerkerstande eine selbständige wirthschaftliche Existenz, Wohlstand, Ehre, Ansehen und politischen Einfluß. Im 15. Jahrhundert hatten die Zünfte fast in allen Städten politisch die Oberhand. Die Vorstellung, daß das Handwerk ein Amt sei, wie sie innerhalb des hofrechtlichen Verbandes des Frohnhofes bestanden hatte, wurde auch in der spätern Zeit beibehalten, als die städtische Obrigkeit jenes Amt zum gemeinsamen Wohle der Bürgerschaft verlieh. Der ausschließliche Gewerbebetrieb war den Zunftgliedern gesichert. Die Entstehung eines übermäßigen Kapitals wurde theils durch die canonische Zinsgesetzgebung, theils durch Verhinderung einer willkürlichen Vergrößerung des Geschäftsbetriebes unmöglich gemacht. Auch auf den Lohnsatz, auf das geistige und leibliche Wohl der Gesellen und Lehrlinge erstreckte sich die Fürsorge der Zunftbehörde. Das Gesellenthum blieb die Vorstufe des Meisterstandes. — Kurz, auf der ganzen Linie wirthschaftlichen Strebens war die Arbeit der Weg zum Besitze.

Die ökonomischen Verhältnisse sind also keineswegs das einzige bestimmende Moment der geschichtlichen Entwicklung. Sie selbst vielmehr stehen zum Theil unter dem Einfluß anderer, höherer Factoren. Ebenso ist es irrig, daß mit jeder auf Privateigenthum an den Productionsmitteln gegründeten Gesellschaftsordnung naturnothwendig politische und ökonomische Knechtung, Klassengegensatz und Klassenkampf verbunden sei.

Die Geistesverwirrung, welche sich im „wissenschaftlichen" Socialismus kundgibt, erreicht ihren Höhepunkt in der Lehre von der allseitigen und unbedingten Abhängigkeit der geistigen, sittlichen und religiösen Anschauungen von den jeweiligen ökonomischen Verhältnissen.

5. Die ideologische Ordnung ist kein bloßes Abbild der wirthschaftlichen Zustände eines Volkes.

59. Inhalt und Umfang unserer Erkenntniß ändern sich. — Bei den Wissenschaften, welche vorzüglich mit der Beschreibung wechselnder thatsächlicher Verhältnisse sich befassen, liegt das auf der Hand. Aber auch für die Wissenschaften, die über die Beschreibung hinaus nach den Gründen dessen, was ist und wird, forschen, gilt ein Gleiches. Neue Wahrheiten werden gewonnen, alte Irrthümer aufgedeckt. Ebenso ändert

Digitized by Google

sich die Gewißheit unseres Erkennens. Was vordem Vermuthung, Hypothese war, kann durch Auffindung neuer Gründe zu einer sichern geistigen Errungenschaft werden. Allein die fortschreitende Entwicklung der Wissenschaften, der Wechsel unserer Erkenntniß von der Wahrheit ist noch lange kein Wechsel der Wahrheit selbst, wie ihn die materialistische Geschichtsphilosophie lehrt. Wäre es richtig, daß die Wahrheit in sich absolut veränderlich, mit Nothwendigkeit allen Veränderungen in den äußeren Productionsverhältnissen folgte, dann müßten wir an allem zweifeln, dann wäre jede Gewißheit des Erkennens unmöglich, — dann gäbe es keinen den verschiedenen oder gar allen ökonomischen Entwicklungsstufen gemeinsamen Wahrheitsschatz. Dennoch sieht sich sogar Engels genöthigt, für alle Gebiete menschlichen Wissens eine ganze Reihe „endgiltiger" Wahrheiten thatsächlich anzuerkennen, obwohl er im Princip die „ewigen Wahrheiten" läugnet. Woher diese Wahrheiten trotz der behaupteten absoluten Veränderlichkeit der ganzen ideologischen Ordnung ihre unveränderliche Festigkeit, mitten unter den Veränderungen der ökonomischen Unterlage, bewahren, dafür vermag der „wissenschaftliche" Socialismus nicht einmal den Schein einer vernünftigen Erklärung zu bieten. Eine höchst naive Aeußerung findet sich darüber im Communistischen Manifest: „Die Ausbeutung des einen Theiles der Gesellschaft durch den andern ist eine allen vergangenen Jahrhunderten gemeinsame Thatsache. Kein Wunder daher, daß das gesellschaftliche Bewußtsein aller Jahrhunderte, aller Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit zum Trotz, in gewissen gemeinsamen Formen sich bewegt, Formen, Bewußtseinsformen, die nur mit dem völligen Verschwinden des Klassengegensatzes sich gänzlich auflösen. Die communistische Revolution ist das radikalste Brechen mit den überlieferten Eigenthumsverhältnissen; kein Wunder, daß in ihrem Entwicklungsgange am radikalsten mit den überlieferten Ideen gebrochen wird."[1] — Diese gemeinsamen „Bewußtseinsformen" werden also in Zukunft verschwinden. Es wird in der communistischen Gesellschaft z. B. nicht mehr verwerflich sein, zu lügen, das gegebene Versprechen zu brechen, seinen Freunden treulos zu sein, Weib und Kind in Noth und Entbehrung sitzen zu lassen. Zwei mal zwei wird fünf und die drei Winkel eines Dreiecks vielleicht gleich zwei und ein halb Rechten sein. Das Princip des Widerspruchs hat da seine Geltung verloren; man kann zu gleicher Zeit auf dem Kopfe und auf den Beinen stehen.

[1] Communist. Manifest. S. 17.

Digitized by Google

Gebratene Tauben werden jedem von selbst in den Mund fliegen, da die Cassation aller „Bewußtseinsformen", einschließlich des Princips vom ausreichenden Grunde, die Abdankung aller Köche zur Folge haben wird.

Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, wenn der „wissenschaftliche" Socialismus „radikal mit den überlieferten Ideen zu brechen" vorgibt und zugleich doch nur mit den aus der „Bourgeoisie-Epoche" überlieferten Ideen seine Theorien aufbaut. Was ist denn der Materialismus, die materialistische Dialektik anderes als „Bourgeois-Philosophie", dem antiken Heidenthum entlehnt, zu Nutz und Frommen des liberalen Geldprotzenthums von neuem aufgewärmt? Wäre die materialistische Geschichtsauffassung richtig, entspräche wirklich jeder einzelnen wirthschaftlichen Entwicklungsstufe eine besondere Weltanschauung, dann könnte jedenfalls der materialistische Atheismus nicht die Weltanschauung der Zukunft sein, da er ja nothwendigerweise mit der liberalen Bourgeoisie, die ihn erzeugt, zusammenbrechen müßte.

60. Was von der Philosophie, von der Wahrheit und Erkenntniß, das gilt auch von der *Sittlichkeit*. — Die sittlichen Anschauungen und Verhältnisse sind zweifelsohne einer Entwicklung fähig. Die Moralität wird eben theilweise bedingt durch den Fortschritt der intellectuellen Erkenntniß. Die sittlichen Begriffe können sich klären oder verdunkeln. Es werden auch einigermaßen die ökonomischen Verhältnisse auf die Anschauungen, auf den sittlichen Zustand eines Volkes einwirken, wie sie andererseits wiederum selbst abhängig sind von der sittlichen Blüte oder dem sittlichen Verfall der Nation. Allein die Sittenlehre ist mehr als ein bloßes *Abbild* der wirthschaftlichen Ordnung. Ihrer Natur nach erhebt sie sich über alle Verhältnisse des Lebens, billigt keineswegs alles, was ist und geschieht, sondern stellt ihre Forderungen hinsichtlich dessen, was sein und geschehen *soll*. — Zu allen Zeiten, an allen Orten ferner ist die Sittenlehre in ihren *Hauptsätzen* dieselbe geblieben. Sogar Marx und Engels erkennen die Jahrtausende alte Sittenlehre stillschweigend an, appelliren an sie überall da, wo sie über „Ausbeutung", Unterdrückung der industriellen Arbeiter Klage erheben. — Wäre die Lehre von der absoluten Veränderlichkeit der sittlichen Ideen richtig, dann würde der *Bestand der menschlichen Gesellschaft* jeden Augenblick *in Frage gestellt* werden können. Es gäbe überhaupt keine Sittlichkeit. Recht und Sittlichkeit würden jeder dauerhaften Grundlage entbehren. Man könnte unter Berufung auf angeblich „sittliche Anschauungen" einer zukünftigen Zeit immerfort den Umsturz predigen. Es gäbe keine objective, durch die Autorität eines Gottes geschützte Norm unseres Verhaltens, kein Sittengesetz,

Digitized by Google

keine sittliche Freiheit, keine Pflicht, keine Verantwortlichkeit. Der Mensch wäre nur das „unschuldige Ergebniß seiner Umgebung", wie bereits Proudhon lehrte, seines jedesmaligen Milieu, — das Gewissen nichts anderes als ein vergängliches Product vergänglicher äußerer Verhältnisse. Was heute Laster ist, könnte morgen Tugend sein. Jene „officielle und nicht officielle Prostitution", welche dem Communistischen Manifest zufolge mit Nothwendigkeit „aus den heutigen Productionsverhältnissen hervorgeht" [1], wäre heutzutage „sittlich" unanfechtbar, geradeso wie die allgemeine Prostitution der „freien Liebe" in der communistischen Gesellschaft als Tugend gelten könnte.

61. Derselbe Fehlschluß, dessen sich der „wissenschaftliche" Socialismus immerfort bedient: aus der Entwicklungsfähigkeit auf die absolute Veränderlichkeit, aus dem Einfluß ökonomischer Verhältnisse auf das intellectuelle und moralische Leben zu schließen, und zwar so, daß dessen gänzliche, allseitige Abhängigkeit allein von der Oekonomie abgeleitet wird, — derselbe Fehlschluß findet sich wieder in der socialistischen Auffassung vom Recht.

Das Recht führt kein isolirtes, auf sich beschränktes Dasein. Es steht im innigsten Zusammenhang mit dem Leben und entwickelt sich fort, entsprechend den Culturstufen, welche eine Nation nach und nach ersteigt. Selbstverständlich wird es stets nur solche Verhältnisse normiren können, die mit der gerade vorliegenden Stufe nationaler Entwicklung gegeben sind. Wenn z. B. das römische Recht ein ausgebildetes Obligationenrecht, das deutsche Recht dagegen ein vollständigeres und eigenartig gestaltetes Sachenrecht besitzt, so erklärt sich dies aus dem Umstande, daß Rom, von einer städtischen Entwicklung ausgehend, früh schon zum Handel und zur Geldwirthschaft gelangte, während in Deutschland für lange Zeit Ackerbau und Naturalwirthschaft im Vordergrunde blieben. Allein das Recht empfängt nicht seinen ganzen Inhalt, seine höchsten Principien von den ökonomischen Verhältnissen. Es ist nicht bloß Wirkung, sondern auch ein bestimmender Factor der nationalen Cultur, zugleich Symptom und Ursache der verschiedenen Culturzustände. Eben darum, weil das Recht mehr unter dem Einflusse der geistigen und sittlichen Anschauung eines Volkes steht, wie unter der Einwirkung seiner ökonomischen Verhältnisse, wird es zu einer der wichtigsten Ursachen in der culturellen Entwicklung. Oder wer in aller Welt wollte sich denn davon überzeugen lassen, daß die Gegensätze, welche in der Behandlung der väterlichen Gewalt, des ehelichen Güterrechtes, der Familienerbfolge, der Zinsnahme, der Arbeit und der Freiheit das römische und das deutsche Recht

[1] Communist. Manifest. S. 16.

Digitized by Google

unterscheiden, lediglich aus ökonomischen Ursachen sich herleiten? Wer wollte andererseits bestreiten, daß gerade diese Verschiedenheiten, welche in letzter Instanz auf wesentlich verschiedene principielle Anschauungen sich zurückführen, nicht einen geradezu entscheidenden Einfluß auf das wirthschaftliche Leben beider Völker geübt haben? — Jedem, der nicht mit verbundenen Augen die Geschichte erforscht, wird die Wechselwirkung zwischen Geistigem und Materiellem im Leben der Völker nicht entgehen können. Nur im Zusammenhange mit der gesammten ökonomischen, geistigen und religiösen Entwicklung der Nation kann das Recht verstanden werden, wie andererseits die Geschichte eines Volkes ohne Berücksichtigung seiner Rechtsanschauungen und Rechtsverhältnisse gar keine oder nur eine halbe Erklärung findet.

62. Zur höchsten Komik erhebt sich die materialistische Geschichtsauffassung, wo sie die Religion aus ökonomischen Ursachen „erklärt". Kühne Behauptungen, phantastische Schilderungen müssen hier jeden Versuch einer Beweisführung vollständig vertreten. Der Monotheismus gilt ihr als nothwendiger Ausfluß der patriarchalischen Verfassung, obwohl alle Völker die patriarchalische Entwicklung durchlaufen, aber nicht alle den Jehovaglauben besessen haben. — Die christliche Religion ferner soll aus dem Bedürfnisse des römischen Weltreiches nach einer Weltreligion entstanden sein. Wir wollen davon absehen, daß diese Erklärung zunächst nicht von ökonomischen „Gründen", sondern lediglich von einem politischen „Grunde" ausgeht. Aber jedenfalls scheint jenes angebliche „Bedürfniß" doch etwas gar sonderbarer Art gewesen zu sein, ein Bedürfniß, ein Verlangen, das seine Liebkosungen auf der Arena spendet, Millionen von Christen erwürgen läßt. Ferner soll das Christenthum auf dem Nicänum sich dem Staate angepaßt haben. Inwiefern dies geschehen, darüber schweigt Herr Engels wohlweislich. Und ist es nicht höchst merkwürdig, daß das Christenthum, aus dem dringenden Bedürfniß nach einer Weltreligion entstanden, erst dann zur Staatsreligion erkoren ward, als Roms Weltherrschaft bereits gebrochen war, — daß diese Weltreligion fortdauerte, ja ihre ganze Kraft auf den Trümmern des römischen Weltreiches erst recht entfaltete, als die Wirthschaftsordnung Roms unter dem bestimmenden und leitenden Einflusse des Christenthums bereits durch eine neue, völlig veränderte Wirthschaftsordnung ersetzt war? — Doch Engels unterscheidet, wie es scheint, zwischen Christenthum und katholischer Kirche. Das Christenthum ist ihm römische Weltreligion, die katholische Kirche aber gehört der „feudalen Periode" an. Aus der Hierarchie des Feudalismus entwickelte sich die Hierarchie der Kirche. — So fordert es ja der „wissenschaftliche" Socialismus. — Es kümmert dabei Herrn Engels sehr wenig, daß die

Digitized by Google

kirchliche Hierarchie historisch nachweisbar schon vor der feudalen Hierarchie bestanden, daß die katholische Kirche heute noch mächtig und jugendfrisch dasteht, obwohl die feudale Epoche längst dahin ist, und bereits auch die folgende kapitalistische Aera ihrem Ende entgegengeht. Das Christenthum, die katholische Kirche müssen nun einmal als Producte einer bestimmten ökonomischen Entwicklungsstufe gelten, mit dieser entstanden und vergangen sein.

Wir glauben gerne, daß gerade die katholische Kirche dem „wissenschaftlichen" Socialismus höchst unbequem ist. Schon das bloße Vorhandensein eines geistigen Universalreiches, welches alle Völker umspannt, rohe Naturvölker wie die civilisirtesten Nationen, das unverkennbar einen gewaltigen Einfluß nicht nur auf die sittliche und intellectuelle, sondern auch auf die politische und ökonomische Entwicklung der Menschheit ausgeübt hat, und zwar unter den verschiedenartigsten materiellen Bedingungen, unter dem mannigfachsten Wechsel der Productionsverhältnisse, — schon das bloße Dasein der katholischen Kirche ist eine thatsächliche, unläugbare, mit Händen greifbare und höchst beredte Widerlegung des Materialismus und der materialistischen Geschichtsauffassung. Darum ziehen Marx und Engels es vor, sie für die heutige Zeit einfachhin zu ignoriren. Fort mit dieser Kirche, die es als einen ihrer obersten Grundsätze, als eine sittliche Forderung an die Menschheit wirksam verkündigt hat, daß der Mensch, daß die Völker sich *nicht* allein durch natürliche Triebe und materielle Verhältnisse bestimmen und leiten lassen *dürfen*! Eine solche Kirche paßt nicht in die aufgeklärte Zeit des Liberalismus und Socialismus. Sie gehört ausschließlich der feudalen Epoche an.

Es war die *Theorie* des „wissenschaftlichen" Socialismus, welche wir hier einer kritischen Würdigung unterziehen wollten. Indessen, wenn Marx und Engels zunächst auch nur als Theoretiker auftreten, so haben sie doch gerade bei ihren Theorien ein höchst *praktisches Ziel* im Auge: den Umsturz der bestehenden Verhältnisse. Die Theorie soll lediglich zeigen, wie die heutige Gesellschaft durch ihren „naturnothwendigen" Zusammenbruch der Revolution die Wege bereitet. Aus der *Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung auf die heutigen wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse* schöpft die socialistische Agitation zum großen Theil ihre Kraft. Dieser Gegenstand ist so wichtig, daß wir ihn einer besondern Behandlung vorbehalten müssen.

Heinrich Pesch S. J.

Digitized by Google

Damiani's Zwiſt mit Hildebrand.

(Schluß.)

Das Schisma war mit dem Einzug des Papſtes in Rom zwar noch nicht beendet; Damiani insbeſondere ſah ſich ſogar in ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten durch Cadalus, wie durch „einen ſcheußlichen Drachen", geſtört; aber die Hauptgefahr ſchien vorüber. Alexander II. als alter Freund und in dankbarer Anerkennung der Verdienſte Damiani's gewährte dieſem jetzt, was er ſo heiß erſehnte. Er geſtattete ihm, ſich von den Sorgen der weltlichen Verwaltung ſeines Bisthums frei zu machen, ſo daß er ruhig in Fonte-Avellana der Beſchauung pflegen könne, und nahm ihm den Grafenbann von Oſtia (den Comitat) völlig ab.

„O welch willkommene, welch freudige Nachricht war das," ſchrieb Damiani [1], „welch ſüße Kunde für mein Ohr, als vor kurzem die Nachricht mich traf, daß Ihr den Comitat von Oſtia mir entzogen und einem andern verliehen hättet! Einer aus Rom hat, wie mit einem Vorwurf gegen Euch und voll Theilnahme und Fürſorge für mich, mir mitgetheilt, was geſchehen war. Aber indem er glaubte, Euch anzuklagen, hat er, ohne es zu wiſſen, Euch meinen Dank gewonnen. Anfangs zwar nahm ich den Schein an, als ob ich von der Sache betroffen wäre; aber bald brachen trotzdem die Zeichen der Freude hervor, und ich vermochte es nicht, auch nur äußerlich mich betrübt zu zeigen. Nun flehe ich aber noch mehr die göttliche Barmherzigkeit an, daß Du nicht lange ſäumeſt, ſondern möglichſt bald auch über den Epiſkopat verfügeſt und den unfruchtbaren Pflug des ſandigen Uferlandes (Oſtia) mir aus den Händen nehmeſt."

Es ſcheint faſt, als ob Alexander auch in dieſer Beziehung ihm Hoffnung gemacht hätte; wenigſtens ſpricht Damiani im Eingange ſeines Briefes davon, daß der Papſt hinſichtlich der Niederlegung ſeines biſchöflichen Amtes ihm völlig zugeſtimmt habe. Doch einſtweilen verblieb er jedenfalls noch in ſeiner Würde als Cardinalbiſchof, und der Papſt hatte ihm ausdrücklich zur Pflicht gemacht, ihm öfter zu ſchreiben. Aber auch jetzt noch klagte der Heilige wegen Ueberbürdung mit Angelegenheiten, da man von allen Seiten nach Fonte-Avellana zuſammenſtrömte, um in den verſchiedenſten Anliegen ſeinen Rath zu erbitten. Indes machte er Ge-

[1] Ep. I, 15.

Digitized by Google

brauch von des Papstes Befehl, um dessen Aufmerksamkeit auf manche Schäden und Gefahren des öffentlichen Lebens hinzulenken. Bald nach Abfassung dieses Briefes fand die Synode vom 20. April 1063 statt, an welcher auch Damiani theilnahm. Sie ging mit Strafbestimmungen gegen Simonie und Nicolaitismus vor und sprach die Excommunication über Cadalus aus.

Auf dieser Synode war auch Abt Hugo von Clugny erschienen, um gegen die unberechtigten Anforderungen des Bischofs von Macon, der über das exempte Kloster Hoheitsrechte beanspruchte, sich Schutz zu verschaffen. Eine Untersuchung der Frage an Ort und Stelle schien das Zweckentsprechendste; aber kaum einer schien geneigt, die mühsame und undankbare Legation zu übernehmen. Da erbot sich Damiani freiwillig dazu, trotz der Beschwerden seines Alters, vielleicht getrieben durch seine alte Liebe und Verehrung für das um die Kirche so hochverdiente Kloster. In seine Hände beschloß der Papst jetzt die ganze Angelegenheit zu legen.

Die neue Last drückte schwer auf Damiani's Schultern; „ganz zerschlagen und ausgetrocknet" kehrte er von der Synode zurück, mit dem Vorsatz, solange er lebe, nie wieder an einer römischen Synode theilzunehmen, wenn nicht unausweichliche Nothwendigkeit ihn zwinge[1]. Sein Geist ist noch erdrückt von der Masse der Synodalarbeiten, hart wie ein Kieselstein. Aber da der Papst ihm befohlen, zu schreiben, kommt er dem Wunsche nach und macht ihn freimüthig auf mehrere Schäden der kirchlichen Verwaltung aufmerksam. Im Mai brach er dann nach Clugny auf. Ein Brief des Papstes an die Bischöfe Galliens geht ihm voraus[2]. Der Papst schreibt: „Da Wir, mit allzu vielen Sorgen für die Gesammtheit der Kirchen beschäftigt, nicht selbst zu Euch reisen können, haben Wir Sorge getragen, einen Mann an Euch abzusenden, der nach Uns die höchste Stellung in der Römischen Kirche einnimmt, Peter Damiani, den Bischof von Ostia, Unser Auge und die feste Säule des Apostolischen Stuhles. Ihm haben Wir an Unserer Stelle alle Vollmacht übertragen, und alles, was er in Euern Sprengeln mit Hilfe Gottes festsetzen wird, das soll feste Geltung haben, als wenn es aus Unserer eigenen Erwägung und Entscheidung hervorgegangen wäre. Deshalb ermahnen Wir Eure ehrwürdige Heiligkeit mit der Liebe des Bruders, und überdies befehlen Wir es mit apostolischer Machtvollkommenheit, daß Ihr einen so ausgezeichneten und hervorragenden Mann wie Unsere eigene Person mit ge-

[1] Ep. I, 12. [2] Jaffé 4516.

Digitized by Google

bührender Ehrfurcht aufnehmet und seinen Entscheidungen und Anordnungen aus Ehrfurcht für den heiligen Apostelfürsten Petrus demüthig gehorchet." So viel galt Damiani an der Curie, deren Seele Hildebrand war.

Die Legation verlief glücklich und segenbringend für das berühmte Kloster, für die umliegenden Sprengel und für Damiani selbst. Man hatte ihm in Aussicht gestellt, die ganze Reise werde höchstens drei Monate in Anspruch nehmen. Allein erst am 27. October kam er nach Fonte-Avellana zurück, allerdings nachdem er sich in Turin, Fructuaria und vielleicht noch an anderen Orten einigen Aufenthalt gegönnt hatte. Er scheint neugestärkt und erfrischt zurückgekommen zu sein; denn gerade in den nächsten Monaten lebte er einer fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit. Aber schon waren neue Störungen im Gange. Die Excommunication der römischen Ostersynode hatte Cadalus wieder neu aufgestachelt, abermals hatte er zu den Waffen gegriffen, rückte nach Rom vor und bemächtigte sich der Engelsburg. Ein großer Theil des Römervolkes hing ihm an, während es sich kaum nachweisen läßt, daß von Gottfried von Tuscien und den Normannen etwas zum Schutze des rechtmäßigen Papstes geschah. Damiani hörte in Frankreich von diesen Vorgängen, welche die Entfernung noch schrecklicher erscheinen ließ. Voll Bestürzung und Eifer für die gute Sache wandte er sich alsbald, ohne erst mit den Leitern der Curie sich zu verständigen, an Erzbischof Anno von Köln, damit dieser, der einst auf dem Reichstag von Augsburg die Entscheidung zu Gunsten Alexanders II. herbeigeführt hatte, auch jetzt wieder ein Eingreifen des deutschen Hofes veranlassen sollte: die beiden Gewalten müssen sich gegenseitig stützen. Gerade dadurch stärkt das Königthum sich selbst, daß es das Priesterthum beschützt. Ueberdies handelt es sich um Anno's eigenes Werk; er soll demselben jetzt die Krone aufsetzen. Der Bau, den er selbst aufgeführt, ist im Wanken; er soll ihn stützen, daß er nicht zu Grunde geht. Anno möge alles aufbieten, daß möglichst bald ein allgemeines Concil zusammentrete, damit der Irrung ein Ende gemacht werde.

Dieser Brief scheint die Veranlassung gewesen zu sein, daß Anno einige Monate später für Pfingsten 1064 wirklich eine Synode nach Mantua ausschrieb.

Die Annalen von Altaich berichten allerdings, daß Legaten von Rom gekommen seien; Lambert von Hersfeld führt die Veranlassung auf die Romani principes zurück. Allein es scheint doch, daß Damiani's Brief allein den Anstoß gegeben habe. Er hatte denselben auf der Reise geschrieben; als er aber nach Fonte-Avellana zurückkehrte, war eine volle

Digitized by Google

Wendung der Dinge eingetreten. Dem Cadalus war in Rom das Geld ausgegangen und damit auch die Treue der Römer. Mächtige Herren der Stadt, die für seine Sache Auslagen gemacht, d. h. Geld vertheilt hatten, verlangten Ersatz, und Cencius, der Sohn des kürzlich verstorbenen Stadtpräfecten Stephanus, ein Hauptanhänger des Gegenpapstes, nahm ihn jetzt gefangen. „Er sitzt wohlverwahrt in einem Thurm und seufzt," schrieb freudig erregt über diese Wendung Alexander II. an Gervasius von Reims[1]. „Mit der Barmherzigkeit Gottes hoffen wir," fuhr der so lange hart bedrängte Papst fort, „daß er nicht eher wieder loskommt, als bis er durch gründliche Besserung alles wieder gutgemacht hat, was er in seiner Verkehrtheit gegen den hl. Petrus gefrevelt hat." Wohl gelang es Cadalus trotzdem, gegen ein Lösegeld sich frei zu machen und aus Rom zu entkommen; aber die Sache Alexanders stand wieder fest.

Da kam, sehr ungelegen in dieser Siegesfreude, die Einladung zum Concil in Mantua, wo die aufs neue strittig gemachte Frage der Papstwahl endgiltig entschieden werden sollte, und dies, nachdem der rechtmäßige Papst längst anerkannt war und erst auf der Ostersynode 1063 die moralische Macht seines Ansehens so glänzend erprobt hatte. Die Schuld, diese Ungelegenheit bereitet zu haben, fiel auf Damiani's Uebereifer zurück; die Folgen der Synode erschienen unabsehbar; unter allen Umständen drohten sie das Papstthum in eine falsche Stellung zum deutschen Königthum zu bringen. Wie es zu geschehen pflegt, drangen übertriebene und falsche Gerüchte über den Inhalt jenes Briefes zu den Ohren des Papstes, und dieser, wie auch Hildebrand sprachen Damiani ihr Mißfallen darüber aus. Damiani antwortet, indem er ihnen den Brief zuschickt und aufs heiligste betheuert, daß er auch nicht ein einziges Wort mehr oder anders geschrieben habe, als in diesem Brief stehe. Er ist überzeugt, daß der Brief, wie er liege, dem Papst nicht Anlaß zur Unzufriedenheit geben könne. Es könnte scheinen, wenn es auch gar nicht klar zu Tage liegt, daß ihm bei dieser Gelegenheit Hildebrand einmal etwas kräftig zugesetzt und ihm ungeschminkt seine Meinung gesagt habe. Damiani wehrt sich, aber nur so, wie man es unter Freunden thut, mehr im Scherz oder doch in scherzhafter Wendung. Nichts im Briefe zeigt ein entfremdetes Gemüth oder ernste Verstimmung. „Dem Vater und dem Sohne, dem Papst und dem Archidiakon, Petrus, Sünder und Mönch," lautet schon in familiärem Tone die Anrede. „Den Brief, wegen dessen Ihr

[1] Jaffé 4527.

Digitized by Google

mich bezichtigt habt, sende ich Euch, damit Ihr ihn sehet und Euch klar überzeuget, was ich durch denselben gegen Euch verbrochen habe . . . Wenn ich für diesen Brief umgebracht werden soll, so halte ich gern den Nacken dar; stoßt nur das Schwert hinein. Im übrigen flehe ich meinen heiligen Satan demüthig an, daß er nicht gar so sehr gegen mich wüthe, und daß sein aller Ehren werther Herrscherstolz doch nicht so stark zum Schlag gegen mich aushole, sondern sich's endlich genug sein lasse und ruhe. Denn schon versagen die wunden Schultern, und der Rücken, durch so viele Schläge und Striemen angeschwollen, will es nicht mehr aushalten . . . Wohlan denn, es ist endlich Zeit, daß ich einmal — aber ich will an mich halten; ich lege den Finger auf die Lippen und bitte um Barmherzigkeit, wie spät sie auch kommt."

Die Art, wie Hildebrand zu tadeln pflegte, wo die Sache es erheischte, liegt uns in den Briefen, die er als Papst geschrieben hat, zur Beurtheilung vor[1]; etwas Hartes, Heftiges, Herrisches findet sich nirgends. Verletzender Ausdrücke hat er sich ganz gewiß nicht bedient gegen den ehrwürdigen und hochverdienten Cardinalbischof von Ostia, einen seiner nächsten Freunde und Gesinnungsgenossen. Wohl aber war Damiani's Verehrung und Liebe für diesen wunderbaren Mann eine so außergewöhnliche, daß er jede, auch leise Mißbilligung, die von ihm ausging, noch weit schwerer empfand, als dies seine Feinfühligkeit an sich schon mit sich brachte. Es ist daher mehr Dichtung als Wahrheit, wenn Giesebrecht schreibt[2]: „Vor allem war Hildebrand zornig und schmähte auf Petrus Damiani, der in seiner Einfalt auf das Concil gedrungen hatte", oder wenn Roth meint[3]: „Das stürmische Benehmen Hildebrands scheint ihn (Damiani) sehr verletzt zu haben", oder gar Neukirch es als einen Schritt bezeichnet, der Damiani „den schwersten Tadel und die entschiedenste Feindschaft Hildebrands" zugezogen habe. Ja es ist fraglich, ob überhaupt diese Beschwerde Damiani's sich auf einen Tadel bezieht, den er von Hildebrand erfahren hatte, und nicht vielmehr auf dessen Auseinandersetzungen über Damiani's Verpflichtung, noch ferner an den Geschäften der Curie sich zu betheiligen. Letzteres scheint der weitere Inhalt des Briefes sehr wahrscheinlich zu machen. Denn dieser läßt alsbald deutlicher erkennen, was Damiani darunter versteht, wenn er von „Verfolgung" und „harter

[1] Z. B. Reg. I, 16; I, 30; I, 62 (an Hugo von Clugny); I, 77 (an Beatrix und Mathilde von Toscana); I, 72.

[2] Geschichte der deutschen Kaiserzeit. III, 106.

[3] Studien und Mittheilungen, 1886. II, 54.

Digitized by Google

Behandlung" spricht. Hätte es sich um wirkliche Vorwürfe und Tadel gehandelt, so hätte Damiani ganz sicher im einzelnen erwiedert. Auch der Hinweis auf frühere derartige Vorgänge, die Bemerkung, daß die Kräfte versagen, die Schultern nicht mehr tragen können, deutet darauf hin.

Weit entfernt, Damiani in Ungnade von sich zu weisen, hatte im Gegentheil Alexander II. in der herzlichsten Weise (paterni favoris affabilitate) ihn eingeladen, nach Rom zu kommen und ihn von da zum Concil nach Mantua zu begleiten. Auch Hildebrand hatte ihm darüber geschrieben und, wie es scheint, ihn sehr nachdrücklich auf seine Pflichten gegen die Kirche und die Verantwortung aufmerksam gemacht, im Falle er sich diesen Pflichten entziehen würde. Es war eine solche Mahnung durchaus nicht überflüssig, nachdem erst im Jahre zuvor Damiani erklärt hatte, nie wieder zu einer Bischofsversammlung gehen zu wollen, und so beharrlich darauf bestand, den öffentlichen Geschäften sich zu entziehen.

Damiani erwiederte, diese zweifache Reise sei für ihn in Anbetracht der Gebrechlichkeit seines Alters sehr hart und schwierig; den Besuch in Rom, durch den ein größerer Nutzen doch nicht gestiftet werde, habe er bereits ganz aufgegeben; die Reise nach Mantua dagegen scheine ihm zum Nutzen der Sache des Papstes zu sein. Er konnte sich bei der Antwort nicht versagen, die Art, wie Alexander, und die, wie Hildebrand ihn zum Erscheinen auf der Synode bewegen wollten, schelmisch miteinander zu vergleichen. Alexander hat „mit väterlicher Güte geschmeichelt", Hildebrand „mit feindlichem Schimpfen furchtbar gedroht". Dies gibt ihm Anlaß zur Erzählung von der Wette, welche einst die Sonne mit dem Sturmwind eingegangen habe, einem Wanderer den Mantel zu entreißen. Nach seiner Art weiß er dann noch biblische und naturgeschichtliche Reminiscenzen spielend damit zu verknüpfen. Darauf fährt er fort:

„Aber da ich alles, was von Euch kam, zurückgegeben habe, warum leide ich noch Verfolgung?" Diese „Verfolgung", wie auch das „Wüthen" Hildebrands bestand darin, daß man ihn wieder in die Geschäfte der Curie hineinzwingen wollte. Deshalb nannte er ja auch Stephan IX., der ihn zum Cardinalat gezwungen hatte, seinen „Verfolger" [1]. Er bringt dann zum Vergleich aus der Naturgeschichte des Plinius die Fabel vom Biber, der, von Jägern verfolgt, sich selbst dessen beraube, um dessentwillen man ihn jagt, und der dann den Jägern seine Verstümmelung zeige, um von ihnen verschont zu werden. „Soll also ein Mensch härter behandelt werden,

[1] Op. XIX. praef.

Digitized by Google

als ein unvernünftiges Thier? Doch, um nicht die Grenzen eines Briefes zu überschreiten, sehe ich, um mich hierüber mit Euch auseinanderzusetzen, Eurer Ankunft in unseren Gegenden (auf der Durchreise nach Mantua) entgegen."

Das Concil von Mantua kam; es verlief glänzend für die Sache des Papstes, der seiner Würde nichts vergab, während Cadalus erst durch sein Fernbleiben, dann durch einen mißglückten Ueberfall seiner Sache selbst den Todesstoß gab. Damiani war nicht zum Concil gekommen. Roth weiß zu berichten, „Verstimmung über Hildebrand habe ihn wohl ferngehalten". Dies ist schon deshalb unzutreffend, weil Hildebrand gar nicht nach Mantua gereist war; es scheint, daß aus politischen Gründen Anno dessen Gegenwart nicht wünschte. Vielleicht aber hatte gerade deshalb Hildebrand so nachdrücklich auf Damiani's Betheiligung gedrungen.

Doch Damiani hatte die Liebe zur Einsamkeit und die Scheu vor solchen geräuschvollen Versammlungen zurückgehalten. Er benützte die Zeit, eine literarische Arbeit für Alexander II. fertigzustellen, um sie ihm auf der Rückreise überreichen zu lassen. Er wußte, daß Alexander an seinen Schriften Freude habe und daran Interesse nehme. Erzählt er doch selbst bei Gelegenheit: „Eure Heiligkeit, ehrwürdiger Vater, hat mir anempfohlen, niemals Briefe an Euch zu schicken, die von gleichgiltigem, unbedeutendem oder nichtssagendem Inhalte wären, wie die, welche man zu verbrennen pflegt, sobald man sie überflogen hat. Vielmehr soll ich Dir stets solches schreiben, was verdiene, zur Erbauung der Lesenden aufgehoben und unter den Schriften von Wichtigkeit aufbewahrt zu werden. Dem Vater alles Lichtes muß man dafür Dank sagen, der das Heiligthum Deines Herzens mit diesem Feuer seiner Liebe entzündet hat, daß Du im Studium der alten Väter noch immer Deine Freude findest, und überdies darauf bedacht bist, solche zum Schreiben aufzumuntern, welche Dir dazu geeigenschaftet erscheinen." [1]

Während Damiani jetzt noch an der Arbeit war, in einer längern Abhandlung die Frage zu erörtern [2], die Alexander selbst angelegentlich an ihn gestellt hatte: warum denn im Durchschnitt die Regierungszeit der Römischen Päpste eine so auffallend kurze sei, traf ihn die willkommene Botschaft, sofort aufzubrechen und zum Papst zu kommen, der, von Mantua zurückkehrend, bereits in der Nähe weilte. Damiani vergleicht sich mit

[1] Vita S. Rod., praef., Migne CXLIV, 1009.
[2] Opusc. XXIII.

Digitized by Google

Jakob, dem „einfachen Bewohner der Zelte", der mit Geschenken Esau entgegeneilte, ihn zu beschwichtigen. Er sucht auch sein Fernbleiben von der Synode durch verschiedene biblische Vergleiche zu entschuldigen.

Daß er mit den Häuptern der Curie auch jetzt in gutem Einvernehmen stand, zeigt am besten sein Bittgesuch für Bischof Harderich von Orleans, das in die nun folgende Zeit fällt (1064). Damiani lag schwer krank danieder, als der Bischof ihn aufsuchte, um ihn, dessen Einfluß beim Papste bekannt war, um Fürsprache anzugehen. Der Heilige kam dem Wunsche nach:

„Ich flehe daher unterthänig die Gnade Eurer Heiligkeit an, und bitte auch demüthig die brüderliche Liebe meines bösen Freundes (hostilis amici mei), des Herrn Archidiakon, und der übrigen aus Eurer ehrwürdigen Umgebung, daß Ihr aus Liebe zu mir diesem Bruder zu Hilfe kommen wollet, der meine Hilfe anfleht, und, soweit es nicht mißfällig ist vor Gott, die Strenge Eurer Gerechtigkeit gegen ihn mildert.

„Damit Ihr aber auch wisset, wie es um mich steht, so sind es ungefähr 70 Tage, seitdem ich nur mit großer Mühe liegen oder sitzen und noch weniger stehen kann. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich Ekel empfinde gegen Wein und ihn nicht ertragen kann, und auch gegen alle Arten von Kräutersäften und Syrupen einen Abscheu habe. — Aber ich will nicht fortfahren, dies weiter zu beschreiben; denn während ich von der brüderlichen Liebe meiner übrigen Amtsgenossen ein herzliches Mitleid erhoffe, zweifle ich nicht, daß es dem ersten meiner Freunde (summo amicorum meorum), dem Herrn Archidiakon, nur ein Lachen abringen wird."

Die ganze Fastenzeit 1065 verbrachte Damiani in Rom. Er gedenkt später des eifrigen Verkehrs, den er in dieser Zeit mit Desiderius von Monte Cassino, seinem und Hildebrands gutem Freunde, gepflogen. Hier wohnte er auch am 6. Mai der Synode[1] an, bei welcher außer den Cardinälen 43 Bischöfe mitunterschrieben. Wie es scheint, befand er sich auch am 11. Juni noch in Rom, da dann auf seine Bitten Alexander II. dem Clerus von Velletri besondere Vorrechte verlieh[2]. Alles deutet auf das beste Einvernehmen hin. Um so auffallender ist es, daß viele Historiker den Brief Damiani's an Heinrich IV., der gewöhnlich in diese Zeit verlegt wird[3], als einen Act der Eigenmächtigkeit und Sonderpolitik

[1] Jaffé 4565. [2] Jaffé 4569.

[3] Die Gründe für diese Datirung beschränken sich darauf, daß man aus den Angaben der Annales Altahenses den Brief allenfalls erklären könnte, und auf

Digitized by Google

Damiani's im Gegenſatz zur Curie hinſtellen und denſelben mit ſpäteren Mißhelligkeiten in Verbindung bringen wollen. Wenn es wahr iſt, daß um dieſe Zeit die in den Annalen von Altaich geſchilderten Umtriebe des Cadalus der Kirche wieder mehr Gefahr bereiteten, und daß jetzt gerade Damiani an Heinrich ſchrieb, um ihn zum Einſchreiten aufzufordern, ſo geſchah dies ſicher im beſten Intereſſe für die Kirche und nicht ohne Vorwiſſen des Papſtes. Eine ſo fabelhafte Kindesunſchuld in politiſchen Dingen ſollte man doch dem vielerfahrenen Manne nicht zutrauen, daß er aus Einfalt der päpſtlichen Politik zum zweitenmal den Weg durchkreuzt habe.

War bisher von den beiden Freunden ſtets Alexander derjenige geweſen, der mit Damiani am gütigſten verfuhr und auf ſeine Eigenheiten am meiſten Rückſicht nahm, ſo ſollte doch der Augenblick kommen, wo der Einſiedler von Fonte-Avellana ſich nicht beim Papſt über Hildebrand, ſondern bei Hildebrand über den Papſt beklagte. Es zeigt dies, wie wenig ernſt die früheren Klagen zu nehmen waren. Damiani hatte wieder einmal ein kleines Werk verfaßt, das den Papſt intereſſirte. Da Alexander aber wußte, wie zäh Damiani an ſeinen literariſchen Schätzen hing, verlangte er nicht, daß dieſer es ihm ſchenke, ſondern beauftragte in Damiani's Gegenwart den Abt von San Salvatore, eine Abſchrift davon zu fertigen. Gutwillig ſtellte der Autor das Manuſcript zur Verfügung; aber nachdem er weggegangen war, nahm es der Papſt in aller Stille an ſich, um es ſeiner eigenen Bibliothek einzuverleiben. Es war eine kleine Vergewaltigung, die aber bei ſo nahe befreundeten Männern mehr die Natur eines Scherzes und, in Anbetracht der Stellung des Bücherräubers, die einer Auszeichnung und einer Schmeichelei hatte[1]. Allein daß man ihn ſo

die Stelle: cur armaris, si non proeliaris; cur accingeris . . .?, aus der man ſchließt, der Brief müſſe kurz nach der feierlichen Schwertumgürtung Heinrichs IV. (29. März 1065) geſchrieben ſein. Allein dieſe Stelle, wie die vorhergehende: rex enim praecingitur gladio, erklären ſich zur Genüge und weit natürlicher daraus, daß Damiani in der ganzen Stelle eine Paraphraſe geben will zu Rom. 13, 4: non enim sine causa (rex) gladium portat. Dem Inhalt nach ſcheint der Brief in die Zeit zwiſchen dem Reichstag von Baſel und dem von Augsburg zu paſſen, in eine Zeit, in welcher Anno von Köln zu den einflußreichen Perſönlichkeiten zählte, ohne jedoch Herr der Lage zu ſein. Der Brief mag mit zum günſtigen Ausgang des Augsburger Reichstages beigetragen haben. So ſcheint auch Werner (Gerbert von Aurillac. S. 293) zu urtheilen.

[1] Dieſe Auffaſſung, die beim Studium der Werke Damiani's, unabhängig von jeder fremden Anſicht, ſich aufgedrängt hatte, fand unerwartet eine Beſtätigung durch Werner (Gerbert von Aurillac. S. 294). Auch Werner ſieht in der Handlungsweiſe

Digitized by Google

hintergangen habe, konnte Damiani doch nicht stillschweigend hinunterwürgen; in seinem Briefe spiegelt sich eine wahrhaft komische Entrüstung, die jedoch den Grundton freundschaftlicher Gutmüthigkeit durchaus nicht verloren hat. Er schreibt[1]: „Den unüberwindlichen Beschirmern der Römischen Kirche, Hildebrand, seinem Herrn, und seinem süßesten Bruder (Cardinal) Stephan: Petrus, Sünder und Mönch, gehorsamen Dienst".

„Dem allmächtigen Gott und Euch, die Ihr seine Glieder seid, klage ich mein Leid über unsern Herrn, den Heiligen Vater, der mein Herz mit nachhaltigem Schmerze betrübt und die Seele eines gebrochenen Greises zur Bitterkeit reizt. Mein Buch hat er mir weggenommen, das ich der Armuth meines beschränkten Geistes[2] mühsam abgewonnen hatte und wie ein einziges Kind mit süßer Mutterliebe umfangen hielt." Nun erzählt er den Hergang. Das Schlimmste ist noch: Da er beim Papst sich beschwert und ihm Vorwürfe macht, nimmt es dieser nur in scherzender Weise auf und antwortet nur mit Scherzen. Aus seinem Namen weist er ihm nach, daß er ihm das Buch überlassen müsse: Da mi Ani! („Anius" war Priester und König auf Delos, der großmüthige Gastfreund des Anchises und des Aeneas — also ganz ein Scherz, wie man sie in Damiani's Kreisen liebte)[3]. Dieser Scherz aber erzürnt den beraubten Autor noch vollends: „Das also ist die Unbescholtenheit des priesterlichen Geistes, das die Ehrlichkeit eines Papstes! Und wenn man ihm deshalb Vorwürfe macht, dann lacht er und salbt mir voll der Güte gleichsam das Haupt mit dem Oele scherzender Artigkeit: aus dem Priester macht er sich zum Spaßmacher; während er durch die That mich

---

des Papstes „einen in die Form des Scherzes gekleideten Ausdruck höchster Werthschätzung". Damiani habe denselben „halb widerwillig hingenommen" und durch die schmeichelhaften Deutungen, die er an den Namen des Papstes knüpfte, „nach seiner Weise erwiedert".

[1] Ep. II, 6.

[2] Librum quem de paupertatula inopis ingenioli cum magno labore decerpseram übersetzen Roth (a. a. O. S. 57) und andere so, daß es sich um ein unbekanntes Werkchen De paupertatula inopis ingenioli handle, das Damiani „mit vieler Mühe zusammengetragen habe". Dieser Auffassung scheint nicht beizupflichten zu sein. Man achte auf den später folgenden Satz: pauperculum ejusdem styli auctorem. Damiani will andeuten, ihm habe die Schrift große Mühe gekostet, und deshalb sei sie ihm besonders theuer; für den Papst aber habe sie wenig Werth, da sie die Frucht eines so armen Geistes sei. Im übrigen ist es der passende Ausdruck der Bescheidenheit.

[3] Vgl. Virgil, Aen. III, 85, wo Aeneas den Anius anfleht: Da propriam, Thymbraee, domum, da moenia fessis. . . . Da, pater, augurium.

Digitized by Google

schädigt, will er es mit Worten versüßen; die Hand versetzt mir Backenstreiche, und der Mund will mich ins Lachen bringen."

Bibel und Geschichte müssen jetzt beweisen, daß dies die allerschlimmste Art von Scherzen sei. Von den Possenreißern des Tiberius erzählt die Geschichte, daß sie sich mit dem Namen des Kaisers solche Wortspiele erlaubt haben. „Auch ich," so fährt Damiani fort, „wenn ich auch nicht (wie jene Possenreißer) tanzen kann, so kann ich doch schreiben, und am Ende werde ich vielleicht auch einmal schreiben, wie es nicht dem Priester, sondern dem Possenreißer ansteht. Denn auch ich könnte den Namen meines Herrn mit dem Salz des Witzes bewerfen, wenn nicht die Erhabenheit seiner Würde es mir verwehrte." Nun beginnt er das Wort „Alexander" aus hebräischen Sprachwurzeln nach seiner Bedeutung zu erklären, aber in einer Weise, die nur eine fortlaufende Lobrede auf die Person und den Pontificat Alexanders II. ist. Gerade das Neue und Scherzhafte der Wendung benimmt seinen Ausführungen das Unangenehme, das solche Lobreden sonst leicht an sich tragen. Es ist übrigens klar, daß der Brief für die Augen Alexanders bestimmt war. Man hat diesen Brief dargestellt als den Aufschrei eines tiefverletzten Herzens und der ganzen Sache einen hochtragischen Hintergrund gegeben. Der Papst „hatte vielleicht unliebsame Anspielungen in dem Schriftchen gefunden und wollte wohl auch die Empfindlichkeit Damiani's reizen" [1]. In der That hat der Brief weit mehr das Gepräge einer literarischen Spielerei, wie sie in jenem hochgebildeten Freundeskreise nun einmal beliebt waren, wo gerade die tonangebenden Männer auf die Erzeugnisse von Damiani's Muse so großen Werth legten.

„Aber wenn unser Herr das Obige liest," fährt daher Damiani fort, „so wird er wahrscheinlich, wie es seine Gewohnheit ist, sofort sagen: ‚Wie bös sprichst du? Wie habe ich das verdient? Was habe ich dir Uebles zugefügt?' — So haben es die Söhne Dans auch gemacht, nachdem sie Michan alles geraubt hatten, was er besaß . . . Aber da der Weise sagt: ‚Musik in der Trauer ist wie eine Erzählung, die nicht zur Sache paßt', so will auch ich, obgleich ein Spaßmacher, nicht scherzen, da ich gezwungen bin, zu trauern. Es kann den nicht ergötzen, die Leier zu rühren, den der Verlust seines lieben Büchleins in Betrübniß hält.

„Er soll also das Buch herausgeben, wenn er will, daß der Schreiber des Buches ihm angehöre. Er möge nicht wegen eines kurzen Schriftchens

[1] Studien und Mittheilungen, 1886. II, 57.

Digitized by Google

von wenigen Seiten den armen Verfasser selbst für sich verloren gehen lassen. Ist das der Lohn für so viel Mühe, für so manche bestandene Todesgefahr, da ich mit dem Propheten [1] das Klagelied anstimmen könnte: ‚Um deinetwillen sterben wir den ganzen Tag; wie Lämmer sind wir, die zum Tode geführt werden?'"

Ein längeres Spiel mit Bibelterten, immer fromm und anmuthig, bringt Damiani endlich auf die Lage des Papstes in Rom zurück. Den Römern ist es nicht um den Papst, sondern um dessen Geld zu thun, und da Alexander II. kein Geld hat, sind die Römer ihm feindlich. Das führt nun aber zur Nutzanwendung, mit welcher der Brief abschließt: „Es sollte daher unser Herrscher, da er nichts hat, um aus dem Seinigen uns zu geben, wenigstens uns das nicht entreißen, was uns gehört. Es ist die Lehre des Apostels: ‚Nicht die Kinder sollen Reichthümer sammeln für die Eltern, sondern die Eltern für die Kinder.' Doch da wir uns anmaßen, gegen einen solchen Vater die Stimme zu erheben, so bitten wir von Euch, Geliebteste, eine Buße für unsere vorlaute Zunge, weil wir durch eine solche Bezichtigung die gebührenden Schranken überschritten haben. Denn wo Streit ist zwischen Diener und Herrn, muß dem noch Vergütung geleistet werden, der gefehlt hat, und der erhält die Buße, der geprügelt worden ist."

Herrscht in diesem ganzen Briefe noch der neckende Ton eines unschuldigen Zankes, einer Neckerei im Freundeskreise, so kam bald ein Anlaß für Damiani, ernste Klage zu erheben, und zwar abermals gegen den Papst selbst. Schon unter Stephan IX., wie es scheint, war Damiani in ein näheres Verhältniß zur Diöcese von Gubbio getreten, in welcher sein Kloster lag. Man faßt dieses nur unklar nachweisbare Verhältniß als eine Art von Beaufsichtigungsrecht auf, so daß zur Zeit der Sedisvacanz Damiani die Verwaltung geführt und vielleicht auch auf die Bischofswahl Einfluß ausgeübt habe. Wenigstens folgten sich zu dieser Zeit mehrere Mönche aus Fonte-Avellana auf diesem Bischofssitz. Nun traf der Papst eine Verfügung, die, wie es scheint, dieser Diöcese zum Nachtheil gereichte, und Damiani empfand dies nicht nur aus christlichem Mitgefühl, wie er bei anderen Kirchen, z. B. Ancona oder Ravenna, that, sondern er nahm es als eine ihm persönlich zugefügte Rücksichtslosigkeit und Verletzung auf. In dem Briefe, in welchem er darüber Beschwerde führt, fehlen die sonst unvermeidlichen spielenden Wendungen; keine biblische oder classische Re-

[1] Ps. 43, 22.

Digitized by Google

miniscenz drängt sich ein. Alles geht darauf hin, den Papst zu schleunigster Abhilfe zu bewegen. Der Vergleich dieser ernsten Vorwürfe mit den spielenden Anklagen früherer Zeit gegen Hildebrand ist geeignet, jene in das richtige Licht zu setzen. Er schreibt:

„Daß die Kirche von Gubbio, die mir vor langer Zeit schon von Euern Vorgängern anvertraut worden ist, jetzt leider ganz in Verwirrung, trostlos daliegt, wie ein Feld, das mit Füßen zerstampft ist, das schreibe ich der Schuld meiner Sünden zu und nicht — das sei ferne von mir — einem Fehler Eurer Heiligkeit. Die Menge meiner Sünden erheischt es, daß derjenige sogar mit eigener Hand meiner Brust die Wunde schlage, für den ich mich kraftvoll erhob, um gegen die ganze Welt den Kampf aufzunehmen, und mich als unermüdlichen und unüberwindlichen Streiter den Schwertern und Pfeilen des ganzen Menschengeschlechtes entgegengeworfen habe. Diesen Lohn also hast Du mir dafür gegeben, ehrwürdiger Vater, daß ich so oft auf den heiligen Versammlungen der Bischöfe als Sachwalter für Dich aufgetreten, daß ich in den Sorgen und Geschäften Deiner Legationen so oft selbst in den Versammlungen von Laien und Weltleuten gleich einem Anwalt vor Gericht für Dich gesprochen habe. Das ist der Sold, der mir gezahlt wird dafür, daß ich auf Deine Feinde mit aller Gewalt losfuhr und sie durch zermalmende Reden und Schriften niedergeschmettert, Dich aber durch zahlreiche Schriften erhoben und Dein Andenken und Dein hohes Lob, soweit ich es vermochte, selbst der Nachwelt überliefert habe! Möget Ihr also prüfen, was ich gethan und was ich geduldet habe, damit nicht ich, durch gerechte Beschwerde gedrängt, das verlauten lasse, worüber ich bisher geschwiegen, was ich aber kaum länger mehr unterdrücken kann. Bis jetzt hat niemand zu Rom etwas von der Sache weder durch Wort oder Schrift von mir erfahren, noch ist durch mich anderen etwas davon bekannt geworden, was den Ruf Eurer Heiligkeit schädigen würde. Der, welcher Unrecht gethan hat, möge also Buße thun, damit nicht der, welcher Unrecht gelitten, dazu getrieben werde, berechtigte Beschwerde zu erheben. Mildes Oel möge die Herbe des beißenden Essigs mildern und auf die durch grausame Schläge blutunterlaufenen Striemen der Balsam der Wohlthaten mild und erquickend Linderung träufeln. Sonst wird es für den, welcher so viele Schläge aushalten muß, zuletzt unvermeidlich, daß auch er — aber ich halte die kühne Zunge zurück, ich unterdrücke die Freiheit der Sprache, ich lege den Finger auf die Lippen und, nachdem ich Leid erduldet habe, bitte ich dafür jetzt um Mitleid."

Digitized by Google

Daran schließt Damiani die Fürbitte für den excommunicirten Bischof von Ravenna, welche zeigt, daß es von einem wirklichen Bruch zwischen ihm und Alexander noch sehr weit entfernt war. Ohne Zweifel handelte es sich um eine Sache, die Damiani sehr am Herzen lag; aber ebenso unzweifelhaft verräth sich dieser auch hier wieder als der Rhetoriker par excellence, welcher die Farben bis zur Uebertreibung stark aufzutragen pflegt, ohne bei dem Ueberströmen seiner Gefühle der Uebertreibung sich bewußt zu sein. Er schließt: „Wir wollen aber die Augen Eurer Heiligkeit nicht mit längerem Schreiben belästigen, sondern vertrauen alles, was zu sagen ist, der Erfahrung des Ueberbringers dieser Zeilen an. Ihm möge die Huld Eurer Heiligkeit geneigtes Gehör schenken, als wäre ich es selbst in eigener Person, und möge die beiden Bitten gewähren, die ich hier nur kurz angedeutet habe, damit ich es nicht zu bereuen habe, daß ich Boten und Troß in so weite Entfernung entsandte, und daß mein Herz, das in Bezug auf Euch nicht nur sich abzukühlen, sondern geradezu zu erkalten begonnen hat, wieder zu der Innigkeit der alten Liebe sich erwärme."

So unbekannt, wie die ganze Angelegenheit selbst, ist auch der Austrag, den sie fand. Indes steht vielleicht das Schreiben Alexanders[1] an Clerus und Volk von Gubbio damit in Verbindung, durch welches der Papst erklärt, daß er die zu Ehren des hl. Lucas geweihte Kirche seines „theuersten Bruders und Mitbischofs Petrus Damiani" unter den besondern Schutz des hl. Petrus und des Papstes stelle. Hildebrand wurde in der ganzen Angelegenheit nicht genannt, und Damiani legte sogar einigen Nachdruck darauf, daß die Wunde von Alexander persönlich ihm zugefügt werde.

Wenn es wirklich der Auftrag des Papstes war[2], der Damiani im Anfang des Jahres 1067 nach Florenz führte, um in den Streitigkeiten der Mönche mit dem Bischof zu vermitteln, so zeigt dies, daß er nach wie vor im Vertrauen des Papstes feststand, und daß ein gutes Einvernehmen hergestellt war. Jedenfalls drang er in Florenz vor allem darauf, daß die erhobenen Beschwerden dem Römischen Stuhle vorgelegt und von diesem entschieden werden sollten: „Die jährliche Synode steht bevor; der Apostolische Stuhl ist für alle zugänglich, die sich an ihn wenden wollen. Bei

[1] Jaffé 4697. Wie bei so vielen anderen Schreiben, die hier in Betracht kommen, läßt sich das Datum nicht genau bestimmen. Das Schreiben fällt zwischen 1061 und 1072.

[2] Damiani deutet dies in keiner Weise an, sein Lebensbeschreiber weiß nichts davon, sein eigenes Auftreten scheint gar nicht dafür zu sprechen. Auch die Annalen Bertholds melden nichts davon.

Digitized by Google

der Römischen Kirche möge also sich einfinden, wer da glaubt, eine gerechte Klage gegen den Bischof zu haben."

Wie weit Damiani's persönliche Beziehungen zu den Leitern der Curie durch diesen langwierigen und heftigen Streit berührt wurden, ist unbekannt. Es steht fest, daß er, wie die meisten Bischöfe und, nach der Angabe Bertholds, auch Gottfried von Tuscien, dem Florentiner Bischof günstig war und am Benehmen der Mönche manches zu tadeln fand. Der Lebensbeschreiber des hl. Johannes Gualbert dagegen erzählt [1]: „Der Archidiakon Hildebrand wurde in allem der Gönner und Vertheidiger der Mönche." Der Papst schwankte, wollte weder den Bischof absetzen, noch den Mönchen die verlangte Feuerprobe gestatten. Die Verwirrung stieg; auch des Papstes persönliche Anwesenheit in Florenz vermochte den Frieden nicht herzustellen. Das Gottesgericht entschied endlich zu Gunsten der Mönche, und der Bischof von Florenz wurde auf der Synode 1068 als Simonist seiner Würde beraubt.

Während dieser Wirren, wahrscheinlich bereits zur Ostersynode 1067, jedenfalls aber im Mai dieses Jahres, war Damiani wieder für einige Zeit in Rom. Mit Unrecht hat man aus einem Briefe, den er vor der Abreise dahin an die Kaiserin Agnes schrieb, eine Mißbilligung der damaligen päpstlichen Politik und somit einen neuen Gegensatz zu Hildebrand herauslesen wollen [2]. Dagegen scheint es, daß die schmerzlichen Erfah-

[1] Acta SS. Jul. III, 357.

[2] Ep. VII, 8. In seinem gewöhnlichen hyperrhetorischen Schwung beschreibt Damiani seinen und Italiens Schmerz über die Abwesenheit der Kaiserin Agnes, die bis Anfang 1067 in Rom geweilt und durch ihr Beispiel ungemein erbaut hatte. Der Brief gleicht mehr einer elegischen Dichtung: „Weh mir, daß ich feige und stumpf zu Eurer Abreise die Zustimmung gegeben! Warum habe ich nicht selbst, als Ihr abreisen wolltet, mit Gewalt mich entgegengestellt, die Zügel Eurer Pferde ergriffen und, soweit es sich ziemte, selbst Hand angelegt, Euren Lauf zu hemmen! In Eurer Abwesenheit trauert Rom, weint die Kirche des hl. Petrus, wehklagt durch den Mund so vieler heiligen Männer und Frauen ganz Italien. Wie das goldene Tagesgestirn schienst Du die Finsterniß derer zu erleuchten, die sonst nur das Irdische suchten, und indem Du auf Gott hinwiesest, übergossest Du diejenigen, die Dir folgten, mit dem Lichtglanze Deines leuchtenden Beispieles. Und, um nicht mehr zu sagen, ich selbst scheue mich davor, die Mauern Roms wiederzusehen, solange ich seufzen muß, daß Du so ferne davon weilest. . . ." Aus diesen Worten schließt ein neuerer Schriftsteller: „Damiani hat hier im Auge, daß die Kaiserin für den Heereszug gegen die Normannen als eine kirchliche Sache im Interesse Hildebrands am deutschen Hofe weilte. Nach Rom zu gehen graut ihm, da damals wohl die Cardinäle sich dem Heere Gottfrieds angeschlossen und Damiani dies jedenfalls nicht billigte." — In Damiani's Worten ist so etwas gewiß nicht ausgesprochen.

Digitized by Google

rungen im Florentiner Streit ihn seine Bitten um Amtsenthebung erneuern ließen. Diesmal drang er durch; bereits im Sommer 1067 hatte er in der Person Gerolds, eines Mönches aus Clugny, einen Nachfolger als Bischof von Ostia. In diese Zeit mag das Epigramm auf Hildebrand fallen, in welchem er sich rühmt, gegen ihn, „der alles vermag, vor dem viele zittern", seinen Willen durchgesetzt zu haben.

Doch das war weit entfernt, seine freundlichen Beziehungen zur Curie zu lösen. Nicht nur behielt er seinen Titel bei, sondern er griff auch persönlich ein, wo das Wohl der Kirche es zu erheischen schien. Als er 1068 vernahm, daß Gottfried von Tuscien mit Cadalus eine Zusammenkunft gehabt habe und mit diesem in Verbindung stehe, suchte er ihn durch ein ernstes Schreiben davon abzuschrecken. Für ein Mönchskloster in Florenz erwirkte er persönlich vom Papste Bestätigung[1] aller Rechte und Besitzungen. Als 1069 Heinrich IV. seinen Entschluß ausgesprochen hatte, sich von seiner jungen Gemahlin zu trennen, und Erzbischof Siegfried von Mainz um Lösung der Ehe beim Papste einkam, war es noch einmal der greise Peter Damiani, den Alexander und Hildebrand für Lösung dieser schwierigen Angelegenheit zum Legaten ausersahen. Sein Auftreten vor den versammelten Fürsten zu Frankfurt a. M. wirkte überwältigend. Selbst Heinrich IV. beugte sich und nahm seine Gattin jetzt zu sich. Der kurze Aufenthalt Damiani's in Deutschland hatte aber genügt, ihn die Greuel erkennen zu lassen, die während der Zeit der Regentschaft und in den unreifen Jugendjahren Heinrichs IV. sich im kirchlichen Leben ausgewachsen hatten. Es ist kaum vermessen, seinem Einfluß die Vorgänge der Ostersynode von 1070 zuzuschreiben, von welcher die deutschen Bischöfe Anno von Köln, Siegfried von Mainz und Hermann von Bamberg so erschüttert und innerlich umgewandelt in die Heimat zurückkehrten.

Das bewegte Leben des großen Einsiedlers sollte schließen mit einem letzten Act des Vertrauens, das die höchsten Leiter der Kirche, der Papst und sein Archidiakon, auf ihn setzten. Bischof Heinrich von Ravenna war anfangs 1072 ohne Versöhnung mit der Kirche gestorben. Die Fürbitte, welche Damiani zur Zeit seiner eigenen Mißhelligkeit mit dem Papste für Bischof Heinrich eingelegt hatte, war wirkungslos geblieben, wohl infolge des Trotzes, den der Ravennate dem Heiligen Stuhl entgegenzustellen sich vermaß. Denn der Bischof hatte, unbekümmert um alle päpstlichen Censuren, seine Amtsthätigkeit fortgesetzt, und es war ihm gelungen, seine

[1] Jaffé 4678.

Digitized by Google

ganze Diöceſe mit ſich fortzureißen, ſo daß Ravenna jetzt ſeit Jahren ſchon eine ausgeſprochen ſchismatiſche Stellung einnahm. Der Papſt, der Damiani's Vorliebe für Ravenna, ſeine Vaterſtadt, wohl kannte, legte es in deſſen Hände, die Ausſöhnung der Stadt mit dem Heiligen Stuhl zuwege zu bringen. „Als endlich der Gottloſe durch den Tod entfernt war," berichtet Damiani's Schüler und Lebensbeſchreiber Johannes von Lodi[1], „beſchloß der Papſt, voll chriſtlichen Erbarmens über die verhängnißvolle Mitſchuld, in die ein ſo zahlreiches Volk gerathen war, unſern großen Vater dahin abzuſenden, der, ausgerüſtet mit der Autorität des Apoſtoliſchen Stuhles, das Volk ausſöhnen und losſprechen ſollte. Denn er hielt keinen andern für würdiger und geeigneter zu dieſem Werke, ſowohl weil jener hervorragendes Anſehen genoß und durch die Gnade der Taufe ein Kind der Kirche von Ravenna, als weil durch ſeine Bitten der Papſt ſchon oft zu dieſem Gnadenact aufgefordert worden war."

Auch dieſe Legation nahm einen glücklichen Verlauf. Wie ein Vater und Wohlthäter wurde der Heilige vom Volke begrüßt; die Ausſöhnung wurde gefeiert. Nachdem alles erledigt war, brach Damiani nach Rom auf; aber unterwegs in einem Kloſter bei Faenza erkrankte er. Es war das Fieber, das er in Rom ſo gefürchtet hatte. Acht Tage ſpäter, am Feſte Petri Stuhlfeier, 22. Februar 1072, ſchied er, groß und heilig, aus dieſem Leben. Faſt um dieſelbe Zeit ſtarb Cadalus, der Gegenpapſt; Alexander II. folgte ein Jahr ſpäter. Am 22. April 1073 beſtieg Hildebrand als Gregor VII. den Stuhl des hl. Petrus, um nun, ganz im Geiſte Damiani's, die Erneuerung und Reinigung der Kirche anzuſtreben.

Es iſt nicht nothwendig, um Damiani's ſittlichen Werth zu heben, den Hildebrands herabzuſetzen, noch um Hildebrands geiſtige Bedeutung richtig zu zeichnen, die Damiani's zu verkleinern. In Liebe und Achtung waren beide verbunden während der beſten Zeit ihrer Schaffenskraft; beide haben gemeinſam gedacht und geſtrebt. Die kleinen Schatten, deren Andenken zufällig durch Damiani's Briefe der Nachwelt bekannt geworden ſind, können nur dazu dienen, die Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit beider in ihrem Geiſtesleben erkennen zu laſſen; aber ſie ſind weit entfernt, eine Feindſchaft, eine Kluft zwiſchen beiden zu bezeugen. Eine ſolche hat keinen Augenblick beſtanden[2]. Sie bringen vielmehr in ihrem Leben

[1] Vita Petr. Dam. c. XXI.

[2] „Daß es in dem Freundſchaftsverhältniß zwiſchen beiden Männern nicht an vorübergehenden Verſtimmungen fehlte, laſſen Damiani's Briefe unzweideutig erkennen; ebenſo unzweifelhaft leuchtet aber aus Damiani's Beſchwerden gegen Hilde-

Digitized by Google

das ſchöne Bild in Erinnerung, das Damiani ſelbſt einmal dem „beſten ſeiner Freunde“ ſo farbenreich geſchildert hat[1], von den zwei Säulen am Eingang des ſalomoniſchen Tempels[2]: Beide auf mächtigem Sockel, beide mit reichgeziertem Kapitäl, kraftvoll auf zum Himmel ragend, beide ſich ſtets unzertrennlich nahe, belaſtet mit der gleichen Bürde, betraut mit der gleichen hehren Aufgabe für den Tempel des Allerhöchſten, und doch jede mit ihrer eigenen Schönheit, ihrem eigenen Namen, ihrer beſondern Himmelsrichtung. So ſtanden in einer der ſchwierigſten, aber auch großartigſten Epochen des Papſtthums Hildebrand und Damiani neben dem Throne des Statthalters Chriſti auf Erden, zwei Männer, von denen mit Recht jeder den andern die „unerſchütterliche Säule des Apoſtoliſchen Stuhles“ genannt hat[3].

Otto Pfülf S. J.

Woher ſtammt der Name „Amerika“?

(Schluß.)

Gerade die Behauptung, daß es Zufall geweſen ſein ſoll, welcher dem neuen Continent den Namen gab, ja eine Reihe von Zufälligkeiten, deren Zuſammentreffen den Eindruck des Abenteuerlichen und Unwahrſcheinlichen hervorzurufen geeignet iſt, wollte manche Geiſter nicht befriedigen. Sah doch auch Humboldt, wo er in ſeinem Kosmos[4] verſichert, daß ſeine früher in dieſer Frage ausgeſprochene „Ueberzeugung“ „unerſchüttert“ geblieben ſei, zu der Bemerkung ſich genöthigt, daß „das un-

---

brand die hohe Verehrung hervor, welche er gegen die Perſon desſelben hegte. Die Kundgebung dieſer ſeiner Denkart über Hildebrand iſt um ſo höher zu veranſchlagen, da die ungeſchminkte Offenheit und heilige Wahrheitsliebe Damiani's den Verſicherungen ſeiner höchſten moraliſchen Achtung gegen ſeinen Freund den Stempel der reinſten und lauterſten Wahrhaftigkeit aufdrückt.“ Werner, Gerbert von Aurillac. S. 292

[1] Opusc. XXXII. c. 9. [2] II. Paralip. 3, 15.

[3] Damiani ſo über Hildebrand Ep. II, 9; Hildebrand ſo über Damiani im Briefe Alexanders II. bei Damiani's Legation nach Clugny. Jaffé 4516.

[4] II, 495.

Digitized by Google

ermeßliche Feld der ‚unbekannten‘ Urſachen oder der ‚möglichen‘ moraliſchen Verwicklungen nicht zum Gebiete der poſitiven Geſchichte gehöre“, mit anderen Worten, daß trotz der höchſten hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit ſeiner auf wiederholtes und eingehendes Quellenſtudium gegründeten Anſicht, dennoch auch andere Möglichkeiten nicht ausgeſchloſſen ſeien. Durch lokalpatriotiſche Tendenzen, wenn nicht ſelbſt durch nationale Antipathien, wurde dieſer Zweifel rege erhalten und ſtets aufs neue angefacht. „Angeſichts der authentiſchen Documente“, ſchreibt noch in neueſter Zeit ein im Auslande angeſehener Fachmann [1], „ſcheint der Zweifel hinſichtlich des von alters her dem Continent beigelegten Namens nicht mehr erlaubt. Und doch exiſtirt eine ganze Literatur, deren Autoren den Beweis zu erbringen verſuchen für den rein lokalen Urſprung des Namens, welcher jetzt thatſächlich die Länder bezeichnet, deren Oſtküſte vom Atlantiſchen Ocean beſpült wird. Die Deutſchen nehmen ihn für ſich in Anſpruch wie etwas, was zu ihrer Sprache gehört; man wird ſich nicht wundern dürfen, daß die Amerikaner ihrerſeits mit Freuden die Forſchungen begrüßen, welche den Urſprung desſelben in ihrem eigenen Lande finden wollen.“

Der erſte, wie es ſcheint, der mit einer beſtimmt ausgeſprochenen Hypotheſe der hergebrachten Meinung vom Urſprung des Namens Amerika entgegentrat, war der Engländer John Luccock, der die in zehnjährigem Aufenthalte (1808—1818) in Braſilien geſammelten Eindrücke 1820 in London veröffentlichte [2]. Er iſt der Meinung, daß die Benennung der Neuen Welt mit dem Namen Amerika keinerlei Beziehung habe zu dem Vornamen Veſpucci's, ſondern ihren Urſprung herleite von dem amerikaniſchen Worte maricá.

Dieſes Wort iſt eine Corruption von maracá, das ein muſikaliſches Inſtrument (zugleich Cultgegenſtand) bezeichnet, deſſen ſich die Eingeborenen Amerika's, beſonders die Pagés oder Prieſter bedienten, und das ſie beſtändig bei ſich trugen. Dieſes Inſtrument mußte daher leicht die Aufmerkſamkeit der Europäer auf ſich ziehen. Es konnte nicht fehlen, daß ſie bald dieſes Wort nennen und häufig wiederholen hörten und es dann entſprechend ihrem Gehör in der ihnen eigenen Inflexion nachſprachen.

---

[1] J. Élisé Reclus, Nouvelle Géographie Universelle. Paris 1890. XV, 3.

[2] Notes on Rio de Janeiro and the southern parts of Brazil taken during a residence of ten years in that country; vgl. Neue Bibliothek der wichtigſten Reiſebeſchreibungen, in Verbindung mit einem andern Gelehrten herausgegeben von F. J. Bertuch (Weimar 1815—1832), XXIX. Bd.; J. Luccock, Bemerkungen über Rio de Janeiro und Braſilien . . ., überſetzt von C. Fl. Leidenfroſt, 1821.

Digitized by Google

„America", schreibt Luccock[1], „war in früheren Zeiten der Hauptort dieser Gegenden und wahrscheinlich die Residenz einiger eingeborener Häuptlinge. Der Name wird von maricá abgeleitet, was in der Tupisprache einen concaven oder hohlen Gegenstand bezeichnet. Obgleich ein Wort von allgemeiner Bedeutung, wird es doch vorzüglich zur Benennung der hohlen Schale des Flaschenkürbis oder auch der Frucht der Passionsblume maracujá angewendet, in denen die Samenkörner sich rasselnd vernehmen lassen. Diese Gegenstände bewahrte das Volk auf und verehrte sie als seine Penaten oder als ein heiliges Depositum der Götter. Sobald sie anfingen, mit den Europäern, die an ihren Küsten gelandet waren, in Verkehr zu treten, zogen die neuen Gegenstände, mit denen sie jetzt bekannt wurden, die Aufmerksamkeit der Eingeborenen auf sich, und sie sahen sich gezwungen, für dieselben Namen zu finden. So mochten sie auf ein Faß oder ein Schiff mit Deck oder auch andere hohle Gegenstände den Namen maricá oder mericá übertragen. Die Europäer ihrerseits sahen sich auch in der Lage, dem neu entdeckten Lande einen Namen zu geben. Sollten sie zu diesem Zwecke nicht ein Wort gewählt haben, das sie so oft wiederholen hörten? Und ist es nicht wahrscheinlich, daß die verschiedenen Namen, mit welchen die Neue Welt bezeichnet wurde, durch den mehr natürlichen Namen, gleichsam infolge eines allgemeinen Consenses, allmählich absorbirt wurden?"

Wiewohl man für diesen Erklärungsversuch die Parallele mit dem Namen Paria geltend machen könnte, so liegt es doch auf der Hand, daß er als jedes historischen Hintergrundes entbehrend in der Luft schwebt und als verunglückt betrachtet werden muß. Entschieden unglücklicher noch ist eine andere Muthmaßung, welche Constancio[2] in seiner Geschichte Brasiliens dieser Erklärung entgegenstellt. Er erinnert daran, daß gerade in der Zeit, welche als das „Zeitalter der Entdeckungen" gekennzeichnet wird, bei den Gelehrten und über die Gelehrtenkreise hinaus die Manie herrschte, die Eigennamen ins Griechische zu übersetzen. „Es ist also nicht zu verwundern," fährt er fort, „daß man dem neuen Continent einen Namen gegeben, der sich aus griechischen Wurzeln zusammensetzte. Ich glaube, daß der Name von μερίζω (ich theile, dividire) und γαῖα (Erde) und α augmentativum gebildet wurde: ἀμερογαῖα, d. h. sehr entlegenes Land oder terra ultramar, oder von μυρίος (sehr groß, sehr ausgedehnt oder sehr entfernt)."

---

[1] A. a. O. Kap. 10. [2] Historia do Brazil. Paris 1839. 2 tom.

Digitized by Google

Eine dritte Ansicht, die des Franzosen Jules Marcou[1], die gleich der Luccocks an dem überseeischen Ursprung des Namens Amerika festzuhalten sucht, zeichnet sich vor diesen beiden vortheilhaft aus. Sie ist nicht nur von ihrem Urheber, einem in New York lebenden Franzosen, mit Eifer verfochten, sondern mehrfach auch mit Beifall aufgenommen worden. E. Reclus nannte noch neuerdings Marcou's Darlegung das „premier mémoire important sur cette question“[2].

„America oder Amerrica oder Americ“, führt er aus, „ist ein Ortsname in Nicaragua, welcher das Hochland oder die Gebirgskette zwischen Juigalpa und Libertad in der Provinz von Chontales bezeichnet, die sich auf der einen Seite im Gebiete der Carcas-Indianer und auf der andern in dem der Ramas-Indianer ausbreitet. Die Flüsse Mico, Artigua, Carca, welche den Fluß Blewfields bilden, der große Fluß Matagalpa und die kleineren Rama und Indio, die sich direct in den Atlantischen Ocean ergießen, ebenso wie die Flüsse Comoapa, Mayales, Acoyapa, Ajocupa, Oyale und Terpenaguatapa, welche in den Nicaragua-See münden, haben alle ihre Quellen auf den Bergen der America[3].

„Die Endung ique oder ic findet sich häufig in Ortsnamen der indianischen Sprachen Centralamerika's. Diese Endung scheint soviel sagen zu wollen wie: groß, hoch, hervorragend, und wird immer von hohen Gebirgszügen oder von gebirgigen Ländern gebraucht, die hoch, aber nicht

---

[1] Bulletin de la Société de Géographie. VI sér. t. IX. 1875 (Jules Marcou, Sur l'origine du nom d'Amérique); J. Marcou, Origin of the name America, reprinted from the Atlantic Monthly for March 1875; Bulletin de la Société de Géographie. 1888. p. 480 et 630. Die persönlichen Verhältnisse des Verfassers brachten es mit sich, daß er auf die Darlegungen Marcou's in der Revista trimensal do Instituto historico, geographico e ethnographico do Brazil (tom. XXXIX) sich angewiesen sah. Der Göttinger Professor Dr. J. E. Wappäus urtheilt im allgemeinen von dieser seit 1839 zu Rio de Janeiro erscheinenden Zeitschrift, daß ihre „Abhandlungen und Mittheilungen nicht allein sehr wichtige Quellen für das Studium der Geographie und Geschichte von Brasilien darbieten, sondern auch ein so reges und erfolgreiches wissenschaftliches Streben bezeugen, daß diesem Institute nicht allein die erste Stelle unter allen gelehrten Gesellschaften in ganz Südamerika zuerkannt, sondern auch eine würdige Stelle neben den gleichartigen Instituten Europa's eingeräumt werden muß, wenngleich unter den gediegenen Arbeiten sich auch noch manche finden, die sich von der dem Brasilianer nur zu geläufigen Phrase noch nicht freizuhalten verstanden haben“. Stein-Hörschelmann, Handbuch der Geographie und Statistik. I, 4. S. 1528 (7. Aufl. 1871).

[2] Nouvelle Géographie Universelle. Paris 1890. vol. XV, 3.

[3] Vgl. die verschiedenen officiellen Documente der Regierung von Nicaragua und The naturalist in Nicaragua, by Thomas Belt. 8 vol. London 1873.

Digitized by Google

vulkanisch sind; z. B. Nique und Aglasinique in Darien (Columbia); Tucorique und Amerique in Nicaragua, Amatique, Manabique, Chaparistique, Lepaterique, Llotique und Ajuterique in Honduras, Atenquique in Mexico. . . . Man könnte leicht die Liste der Ortsnamen oder auch anderer indianischer Namen, die auf ique oder ic endigen (wie Cacique oder ‚großer Häuptling‘), noch vermehren.

„Gegenwärtig weiß man dank zahlreichen gelehrten Studien, die in den letzten 25 Jahren über den Ursprung der Ortsnamen gemacht wurden, daß nichts so fest begründet ist als die Benennungen von Oertlichkeiten. Selbst die absolutesten Eroberungen, wenn sie die eingeborene Rasse nicht gänzlich ausrotteten, können die Ortsbezeichnungen nicht vollständig verwischen.“ [1]

Ueberdies könnte zu Gunsten der Ansicht Marcou's der Canon angerufen werden, den man nicht ohne Berechtigung ganz allgemein aufgestellt hat [2]: „Liegt uns ein Sprachdenkmal, insbesondere ein Ortsname vor, dessen Herkunft wir nicht kennen, dessen Form aber zusammentrifft mit der anderer von bekannter Herkunft, so können wir aus der bekannten Form den Volksstamm und die Zeit entnehmen, welcher das Sprachdenkmal, der Ortsname, angehört. Oder umgekehrt, kennen wir Stamm und Zeit, so können wir auch auf die Sprachform schließen. So weist, ganz allgemein gefaßt, die Form, in welcher uns die Ortsnamen gegeben sind, zunächst auf Volksstamm, Zeit und Sprachcharakter hin.“

Hier drängt sich von selbst die Frage auf, ob der Name America oder Amerique, der einen Theil des von Columbus auf seiner vierten Reise entdeckten Festlandes bezeichnet, von dem großen Seefahrer gekannt war und so von ihm und seinen Reisegefährten wiederholt werden konnte. Gewißheit darüber gibt es nicht, solange das Wort in seinem allerdings sehr knappen Reisebericht sich nicht findet.

Columbus erzählt in seiner „Lettera rarissima“, in der er kurz seine vierte Reise von 1502—1503 beschreibt, daß er nach Umschiffung des Vorgebirges Gracias a Dios an der Mosquitoküste an den Fluß Desastre gelangte, welcher kein anderer als der Fluß Matagalpa ist, und daß er einige Tage später in einem Dorfe oder Districte, genannt Cariaï, Halt machte und behufs Ausbesserung seiner Schiffe einige Tage verweilte. Dort sprachen die Eingeborenen viel von Goldminen, deren

[1] Instit. Hist. XXXIX, 199.

[2] K. Bohnenberger, Die Ortsnamen im Dienste der Geschichte. (Beilage zur Allg. Ztg. 1888. S. 4177.)

Digitized by Google

Entdeckung ja einer der Zwecke seiner Forschungen war. Sie führten ihn in ein Nachbardorf Carambarú, wo die Bewohner goldene Spiegel am Halse trugen. Diese wiederum gaben ihm einen Ort Veragua an und andere Orte, wo es viele Goldminen gäbe. Der letztgenannte Ort befand sich 25 Meilen weiter und ist genau bestimmt; er befindet sich in der großen Bucht von Chiriqui an der Küste von Costa Rica, wo in den letzten Jahren Gräber von Eingeborenen gefunden wurden, die Gold enthielten. Dies stimmt mit der Erzählung Columbus' überein, daß die Großen des Landes die Gewohnheit hätten, sich mit allem Gold, das sie besäßen, begraben zu lassen. Da also Carambarú 25 Meilen von Veragua entfernt ist, so kann auch jenes bestimmt werden, und wir kommen etwas nördlich vom Flusse Greytown. Etwas weiter nach Norden mußte Cariaï liegen, d. h. in der Nähe der Mündung des Blewfields, wo sich viele kleine Inseln befinden, ein Umstand, den Columbus ebenfalls in seinem Berichte anmerkt. Heute ist dieses Land von Carcas-Indianern bewohnt, und einer der Zuflüsse des Blewfields hat den Namen Carca. Diese Indianer sollen jetzt noch in den Goldminen von S. Domingos und Libertad am Flusse Mico, einem Nebenflusse des Blewfields, arbeiten. Carambarú mußte sehr nahe am Flusse Rama und im Lande der Ramas-Indianer liegen. Die letzteren besonders sollen aller Civilisation unzugänglich sein und in demselben Zustand der Wildheit sich befinden, in dem sie Columbus im Jahre 1502 antraf.

„Hier nun," fährt Marcou fort[1], „zwischen diesen Carcas- und Ramas-Indianern, liegt die Oertlichkeit, genannt ‚Americ' oder ‚Amerique' (America), die eine Gebirgskette, und zwar die höchste des Landes ist (beiläufig 3000') und die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Nicaragua-See bildet." Diese Berge mit ihren nackten, einzelstehenden Felsspitzen, mit den senkrecht abfallenden weißen Felswänden ziehen sich von N.N.W. nach S.S.O. und stoßen an den Atlantischen Ocean.

Wenn man sich also erinnert, daß die Ortsnamen mit außerordentlicher Zähigkeit sich erhalten, daß die Benennung der Cordillere von „Amerique" oder „Americ"[2] allem Anscheine nach eine indianische ist, deren Endung ic oder ique unter den Ortsnamen dieser Gegend und

[1] Instit. Hist. XXXIX, 202.

[2] Allerdings wurde von dem Amerikanisten-Congreß zu Paris 1890 eine Erklärung des Präsidenten von Nicaragua mitgetheilt, wonach das in Frage stehende Gebirge den Namen „Amerrisque" führe.

Digitized by Google

von Centralamerika überhaupt häufig vorkommt; wenn man bedenkt, daß wegen der fortwährenden Isolirung der dortigen Indianer der Name sich erhalten mußte und daß heute noch diese Berge den Namen Americ tragen, so gewinnt Marcou's Erklärung wirklich etwas Bestechendes. Dazu kommt, daß diese Berge Goldminen enthalten; gerade dieses macht es wahrscheinlich, daß der Name Amerique oder Americ auf die wiederholten Fragen der Europäer, die so eifrig nach Gold suchten, oft von den Indianern genannt wurde. Daraus, daß Columbus in seiner „Lettera rarissima“ diesen Namen nicht erwähnt, folgt nicht nothwendig, daß er ihn nicht gekannt habe. Er selbst sagt darin, daß ihm viele Namen von goldreichen Orten angegeben wurden, die er aber nicht nenne, was klar zeigt, daß er nicht alles sagte, was er wußte. Wenn Columbus sich nicht veranlaßt sah, dem neuentdeckten Land einen Namen zu geben, davon muß der Grund in seiner Meinung gefunden werden, daß dieses Land nur der östliche Theil des asiatischen Indien sei, daß er also gar keine eigentliche Veranlassung habe, demjenigen einen Namen zu geben, was schon einen solchen besaß. Außerdem darf man nicht vergessen, daß dieser Brief von dem ohnehin wortkargen Manne in einer sehr niedergebeugten, von bitteren Erfahrungen getrübten Stimmung geschrieben wurde.

„Es sprechen viele Gründe dafür,“ so fährt Marcou in seinen Vermuthungen fort, „daß dieser Name Amerique in Gegenwart Columbus' und seiner Reisegefährten von den Indianern öfter genannt wurde, und daß dieser Name wie ein unerforschtes Eldorado ihrem Geiste sich einprägte. . . . Nach Europa zurückgekehrt, mochten Columbus und besonders seine Matrosen erzählen und sich rühmen, daß sie sehr reiche Goldminen entdeckt, indem sie sagten, daß diese an (in) America gelegen seien, woraus dann für ‚America‘, wo die reichen Goldminen existiren sollten, eine Art von Popularität sich ergab. . . . Es war ganz natürlich, daß dieser Name America, als Synonymon für das Hauptgoldland, sich in den Häfen von Westindien und darauf auch von Europa verbreitete und allmählich auch in das Innere des europäischen Continentes drang.“

Auf diese Weise hätte dann auch Waldseemüller den Namen kennen gelernt und, da er nur die Reiseberichte des Vespucci kannte, mit der Findigkeit des weisen Philologen den Namen des Landes mit dem Vornamen des vermeintlichen Entdeckers in Verbindung gebracht, fast jenem vergleichbar, der den Piräus für einen Menschen hielt. Freilich mußten dafür die für Vespucci gebräuchlichen Vornamen Amerigo, Albericus, Morigo eine etwas eigenthümliche Wandlung durchmachen.

Digitized by Google

Wäre in Spanien, Portugal oder Indien ein solcher Irrthum aufgekommen, so wäre er leicht bemerkt und verbessert worden; allein in Lothringen und Deutschland konnte er sich unbeachtet festsetzen. Als dann in jenen Ländern die durch Waldseemüller eingeführte Benennung endlich bekannt wurde, war es zu spät. „Man hörte das Wort Amerika aussprechen, nicht als den Namen eines Mannes, sondern eines Landes, eines unbestimmten Theiles der Neuen Welt. Man nahm ihn ohne Schwierigkeit an, und ohne auf den Fehler des Buchhändlers von St. Dié zu merken, dessen Werkchen man wahrscheinlich gar nicht kannte.“

Marcou weist darauf hin, daß sonst nur gekrönte Häupter das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, mit ihren Vornamen neue Länder zu beehren. Er betont namentlich auch, daß bei richtiger Ableitung von Vespucci's Vornamen das neue Land Alberigia oder Albericia hätte heißen müssen. „Gerade dieser so peinlich zusammengeschmiedete Name“, fährt er fort, „ist unerklärlich, wenn man nicht annimmt, daß Hylacomylus schon vorher den Namen Americ oder Amerique gehört hatte.“ — Ohne etwas zu ahnen „von dem gefährlichen Ruhme, den man ihm in St. Dié bereitete“, nach dem Ausdruck Humboldts, glaubte Vespucci selbst bis zu seinem letzten Augenblick, daß die Neue Welt die Küste von Asien sei, und er starb, wie er gelebt hatte, als „piloto mayor de las Indias“.

Aber wenn das Bergland der Provinz Chontales am Nicaragua (Americ) wirklich unter diesem Namen schon seit Columbus bekannt gewesen wäre, wie kam es, daß man nicht schon viel früher den Namen Amerika auf diesen Ursprung zurückführte, was doch so nahe lag? Marcou scheint diesem Einwurf vorbeugen zu wollen, wenn er hervorhebt: „Obgleich Nicaragua schon 1522 von Gil Conzales d'Avila erobert worden, so blieb es doch theilweise unbekannt, besonders die Gegend, die sich zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Nicaragua-See ausbreitet, wo die Berge von America liegen. Diese Unkenntniß ging so weit, daß selbst die Californische Auswanderung über den Isthmus von Nicaragua an der auf dieser Seite liegenden Gebirgskette vorbeigezogen zu sein scheint, ohne sie zu kennen oder auch nur zu berühren. Man kann sogar sagen, daß die Gegend des Festlandes zwischen dem Caraibischen Meere und der Wasserscheide der Flüsse, die in den Nicaragua-See münden, noch in gegenwärtiger Stunde gänzlich unbekannt ist. Die Carcas- und die Ramas-Indianer, besonders die letzteren, geben nicht zu, daß jemand sich ihnen nähere und das Land erforsche; sie schlagen selbst jene Indianer zurück,

Digitized by Google

welche zur Gewinnung von Kautschuk eindringen. Doch seit zehn Jahren fahren diese in der Erforschung jener Theile des Landes, die bis heute gänzlich verschlossen waren, unerschrocken fort.

„Die Erklärung des Namens, welche ich soeben vorgelegt habe,“ so schließt Marcou seine Darlegung, „erfreut sich sehr großer Vortheile. Erstens entzieht sie nichts dem Ruhme Christoph Columbus'. Der Name des von ihm entdeckten Continentes war ein einheimischer Name, der von einer kleinen Oertlichkeit auf die ganze Neue Welt ausgedehnt wurde, dank dem Fehler eines Buchhändlers einer kleinen in den Vogesen verlorenen Stadt. Die Beschuldigungen des Plagiats, die gegen Albericus Vespucci erhoben wurden, werden hinfällig, und es gibt keinen Grund mehr, ihn zu tadeln, daß er seinen Taufnamen einem ganzen Welttheil beigelegt habe, oder wenigstens es ruhig habe geschehen lassen, als sein Vorname diesem beigelegt wurde; dies gilt um so mehr, als sein Name nie Americo, sondern Alberigo oder Amerigo war[1].

„Der Name Amerika, obgleich einheimisch, verursacht keine Verwechslung zwischen dem Theil und dem Ganzen, weil der Ort, welcher unter diesem Namen existirt, sehr klein ist, sehr unbedeutend und zu verborgen, um Veranlassung zu falschen oder doppelsinnigen Interpretationen zu geben.

„Endlich ist dieser Name sehr gut gewählt, weil er sich vom Centrum nach den Endpunkten des Continentes ausdehnt, indem er dem Norden und Süden die Hand reicht, die Antillen und den Stillen Ocean beherrscht und in der Mitte jenes ungeheuern Gebirgskammes, des ausgedehntesten, den es auf unserem Planeten gibt, sich vom Feuerland bis an die Ufer des Mackenzie-Flusses erstreckt und den Rückgrat der westlichen Hemisphäre bildet. Auch ist er sehr gut gewählt, weil es sehr wahrscheinlich ist, daß der große Admiral diesen Namen auf seiner vierten Reise aussprechen hörte, ja daß der berühmte Entdecker der Neuen Welt der erste Europäer war, welcher den Namen Amerique oder Americ hörte und aussprach.

[1] Wie in manchen anderen Stücken, so dürfte auch hier Marcou sich im Irrthum befinden. Schon die viel gebräuchliche Abkürzung des Namens in Morigo widerlegt ihn theilweise. Govi hat längst nachgewiesen, daß nach florentinischem Sprachgebrauche Alberigo und Amerigo sich decken (Emmerich, Aimerich). Man besitzt Originalschriftstücke von ihm, welche ihn schon 1490 und 1500 als Amerigo abwechselnd mit Alberigo bezeichnen. Daß die latinisirte Form, welche schon die Uebersetzung seiner Briefe ins Lateinische mit sich brachte, dann naturgemäß Americus hieß, bedarf keiner Erklärung. Vgl. Jahrbuch der Naturwissenschaft. 1890/91. S. 414.

Digitized by Google

Freilich haben wir dafür weder Gewißheit noch irgend einen materiellen Beweis. Wenn dieſer Name einem einzelnen Landestheil im Norden oder Süden des Continentes angehörte, wäre es wenig wahrſcheinlich, daß man ihn ſo leicht adoptirt hätte; aber er faßte ſozuſagen die Neue Welt in der Mitte des Leibes, allgemein, ohne andere Bezeichnung als die einer an Goldminen reichen Gegend; und man gebrauchte ihn und nahm ihn an, ohne an etwas zu denken, was mit dem Piloten Alberico Veſpucci in Beziehung geſtanden hätte. Es war erſt lange Zeit nachher, als die Erörterungen gelehrter Geographen ſich erhoben hatten, daß der grobe Fehler des Hylacomylus ſich als eine Wahrheit aufdrang. Mit einem Wort: der Name ‚Amerika‘ iſt amerikaniſch.“

In dieſem letzten Satze ſtimmt mit Marcou auch ein Gelehrter überein, der den dargelegten Erklärungsverſuch bereits wieder durch einen neuen überboten hat. Es iſt der Präſident des wiſſenſchaftlichen Vereins in São Paulo, Dr. João Almeida. In einem eigenen Schriftchen führt er aus, daß der Name Amerika zum urſprünglichen Namen Veſpucci's in keiner Beziehung ſtehe. Er vermuthet vielmehr, daß dieſer erſt von der neu entdeckten Gegend ſich den Namen Americo beigelegt habe, ähnlich wie etwa Scipio Africanus von Afrika. Vermuthlich ſei er von Hojeda, in deſſen Begleitung er ſich befand, als Kosmograph für dieſe Gegend verwendet worden. Im übrigen bemüht ſich Almeida, ihn als Betrüger und Fälſcher erſcheinen zu laſſen, und beruft ſich namentlich auf das völlige Schweigen, das die portugieſiſchen Geſchichtſchreiber[1] hinſichtlich Veſpucci's Fahrten von 1501 und 1503 beobachten.

Almeida's Erklärungsverſuch knüpft dann daran an, daß auf den älteſten Karten der neu entdeckten Länder faſt nur der ſüdliche Theil des Continentes als Amerika bezeichnet, Braſilien mit Amerika nahezu identificirt werde. Das Beſtreben, hierfür einen befriedigenden Grund zu finden, nachdem die Ableitung der fraglichen Benennung vom Vornamen Veſpucci's abgelehnt iſt, führt den Forſcher zu folgenden Erörterungen.

Unter dem Namen Ibiapaba beginnt im Norden Braſiliens eine große Cordillere, genannt „Serra geral“. Dieſe zieht ſich durch das ganze Land ununterbrochen nach Süden bis zum linken Ufer des La Plata, wo ſie das Kap Santa Maria bildet, nachdem ſie verſchiedene Verzweigungen

[1] Genannt werden insbeſondere: João de Barros, Ant. Galvam, Damião de Goes, Jeronymo Osorio, Pedro de Magalliaes, Gandavo, Gabr. Soarez.

Digitized by Google

ausgesandt, darunter die Wasserscheide für die Flußgebiete der zwei größten Flüsse, des Amazonas und des La Plata. „Dieses ist, sage ich, die große Cordillere, welche den amerikanischen (Tupi) Namen A'-eym-yé-roqua, oder contrahirt: A'-ym-yé-ro-qua trägt.“ Wörtlich übersetzt, bedeutet dieses Wort: „Das, was vorangeht, indem es andere hinter sich läßt, nach und nach und ohne Unterbrechung.“ „Ohne Zweifel“, meint Almeida, „hörten Hojeda und Vespucci diesen Namen von den Eingeborenen und glaubten, er gelte von dem ganzen Continent. Daher findet sich der Name America in den genannten Karten als der des brasilischen Territoriums, sicher weil er schon bekannt war und feststand aus den genannten Reiseberichten.“ Der berühmte Antonio Vieira S. J. († 1697) gibt eine Beschreibung der Cordillere, die er jedoch nur theilweise kannte, in seiner „Relação da missão da serra de Ibiapaba“. Es findet sich in derselben besonders eine Stelle, die diese neue Ableitung des Wortes Amerika zu begünstigen scheint. „Ibiapaba, was in der Sprache der Eingeborenen ‚senkrecht geschnittene Erde‘ sagen will, ist nicht nur eine Cordillere, sondern ein System von Cordilleren, die sich an den Gestaden des Camuci erheben und mehr Wogen des hochgehenden stürmischen Meeres als Bergen gleichen und, gleichsam wie aufgethürmt die einen über die anderen, sich einander folgen.“

Brasilien wäre also ursprünglich „America“ oder das Land, wo die „Aymiéroqua“ sich ausdehnt. Erst später wäre dann (zuerst durch Abraham Ortel) der Name Amerika auch dem nördlichen Continent beigelegt worden, und in letzterer Zeit mit solchem Erfolg, daß, „wenn man heute Amerika sagt, man, wenn nicht ausschließlich, so doch zuerst an die Vereinigten Staaten denkt“ [1]. Es scheint fast, als hätte man der Prophezeiung oder Drohung de Maistre's zuvorkommen wollen, der den Vereinigten Staaten den baldigen Untergang voraussagte, da sie keinen Eigennamen hätten und ihr Name nur eine politische Bezeichnung sei.

Almeida kennt wohl die Meinung, deren Verfechter Marcou ist, und glaubt sogar in derselben eine Bestätigung der seinigen zu finden, daß Amerika sich von der Cordillere Aymiéroqua ableite; denn diese treffe in ihrer westlichen Verzweigung mit der Andeskette zusammen und setze sich bis zum Nicaragua-See fort. Auch fänden viele Ortsnamen von Nicaragua in der Tupi-Sprache ihre Erklärung, z. B. Nicaragua, „sehr gefährlicher See“, und selbst der von Panama, der im Tupi = Pän-na-ma,

[1] Brownson, Die Amerikanische Republik.

Digitized by Google

„Hinderniß zwischen zweien“, ist, was allerdings sehr gut den Isthmus bezeichnet, anspielend auf das Hinderniß der Vereinigung beider Oceane.

Schon dieser Versuch Almeida's, eine Vereinigung beider Meinungen herbeizuführen, ist kühn. Ueberdies bringt er keinen einzigen Beweis dafür, daß die große Cordillere von Brasilien, wenigstens einstens, so geheißen habe, wie er annimmt. Es gilt als Grundsatz bei den Geographen, daß Ortsbezeichnungen, und besonders eine solche wie die von ihm vorausgesetzte, mit traditioneller Zähigkeit sich erhalten. Wenn man früher dieses Skelett von Brasilien so geheißen, seit wann kam diese Benennung eines das ganze Land beherrschenden Gebirgssystems außer Brauch? Warum findet sich bei den Schriftstellern wenigstens des 16. Jahrhunderts, die über Brasilien geschrieben haben, keine Spur von diesem Worte?

Unter all den aufgestellten Hypothesen ist es somit nur die von Marcou verfochtene, die einer Beachtung werth erscheint. Allein auch bei dieser muß alles, was an Scharfsinn und Beredsamkeit zur Vertheidigung aufgeboten wird, wirkungslos abprallen an der undurchdringlichen Kette von Zeugnissen und Documenten, welche den Namen des neuen Continentes an das Städtchen St. Dié in Lothringen und durch die Vermittlung unseres Landsmannes M. Waldseemüller an die Person des spanischen Reichspiloten Amerigo Vespucci festschmiedet. In ähnlichem Sinne urtheilt auch der gelehrte Franzose L. Gallois in seinem mehrerwähnten neuesten Werke[1]: „Ich habe in diesem Kapitel (über die elsässisch-lothringische Geographenschule der Renaissancezeit) der neuerdings durch H. J. Marcou aufgestellten Theorie über den Ursprung des Namens Amerika keine Erwähnung gethan. Im Widerspruch stehend mit den eracten Thatsachen, die in den vorhergehenden Blättern dargelegt wurden, kann sie nicht bestehen vor einer ernsten Kritik.“

[1] Les Géographes Allemands 69, 2.

P. T.

Digitized by Google

Der elektrische Strom im Bunde mit Dampf und Gas auf der Ausstellung zu Frankfurt.

Wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir annehmen, daß auf jeden Besucher der elektrischen Ausstellung in Frankfurt das schöne und einträchtige Zusammenwirken der Dampf- und Gaskraftmaschinen mit den stromerzeugenden Dynamomaschinen einen ebenso befriedigenden Eindruck gemacht habe wie auf uns. Ueberaus zahlreich und mannigfaltig waren zunächst die Einrichtungen, welche die den Steinkohlen entlockte Betriebskraft in der Form des mechanischen Antriebes zu liefern hatten, sodann noch wechselvoller an Gestalt und größer an Zahl waren die Maschinen, welche die mechanische Energie in elektrische Ströme verwandelten, damit sie, hundert- und tausendfach verzweigt, nicht bloß auf dem weit ausgespannten Plane des Ausstellungsgrundes, sondern auch noch weit darüber hinaus die verschiedenartigsten Wirkungen vollbrächten. Jeden Tag war da von morgens 10 bis 11 Uhr nachts in der großen Maschinenhalle ein reges Hin- und Hergehen, Drehen und Kreisen in mancherlei Tact und Tempo, und dennoch verlief alles in größter Harmonie, mit auffallend wenig Geräusch, ohne jede Störung, alles sicher und genau abgemessen wie das Räderwerk und die Zeiger einer Uhr.

Es bekundete dieses einen bedeutenden Fortschritt ebenso bezüglich der Dampf- und Gasmotoren, wie betreffs der Dynamomaschinen. Denn eine so hohe Uebereinstimmung, solche Gleichmäßigkeit, solche Genauigkeit und Sicherheit im Betriebe von so vielgliedrigen, aus gar fremdartigen Bestandtheilen zusammengefügten Maschinenanlagen war noch vor wenig Jahren unausführbar. Die Elektrotechnik ist es, welche nicht bloß ihre elektrischen Apparate mit staunenswerther Raschheit vervollkommnete, sondern auch, auf die gesammte Maschinentechnik zurückwirkend, diese zur Erzielung viel vollkommenerer Leistungen anspornte. Diesen zweifachen Fortschritt nach den verschiedensten Seiten hin klar und deutlich hervortreten zu lassen und allen zum Bewußtsein zu bringen, war eines der Hauptverdienste der elektrischen Ausstellung. Die große Zahl der im Betriebe befindlichen Maschinen, ihre meisterhafte Vertheilung und Anordnung in der Maschinenhalle und in dem parallel dazu laufenden, aber ganz abgetrennten Kesselhause, die leichte Möglichkeit, jedes Einzelne zu besehen, wie den Zu-

Digitized by Google

sammenhang des Ganzen zu überschauen, trug hierzu ganz wesentlich bei und verdient alles Lob und volle Anerkennung.

Wir wollen versuchen, eine kurze Uebersicht über die Dampf- und Gasmotoren und dann über die Dynamomaschinen zu geben. Hieran soll sich eine Erörterung der Beziehungen der elektrischen Stromerzeugung zu den Dampf- und Gaskraftmaschinen schließen.

Wohl nie und nirgendwo konnte man bisher eine so mannigfache und reichhaltige Sammlung von Dampfmaschinen-Anlagen auf einem Orte beisammen antreffen, wie die Frankfurter Ausstellung sie vorführte. Sie enthielt das Neueste und Beste ihrer Art. Einschließlich der großen Locomobilen belief sich die Zahl der wirklich arbeitenden Maschinen auf 47, ihre gesammte Leistungsfähigkeit auf 3757 P. S. (Pferdestärken). 26 der bestrenommirten Firmen hatten sie zum Wettstreit geliefert. Den Dampf bezogen die Maschinen aus 26 verschieden gebauten Kesseln, welche eine gesammte Heizfläche von 2595 qm darboten und von 19 Firmen ausgestellt waren. Wir begegnen nur solchen Typen, welche für den Betrieb elektrischer Centralstationen, die im elektrischen Strome gleichzeitig Licht und mechanische Kraft zu liefern haben, am besten sich eignen. Gerade dieser Betrieb stellt aber an die Dampfmaschinen die höchsten Anforderungen.

Die Dynamomaschinen verlangen, um gut und fehlerfrei zu wirken, einen so gleichmäßigen und sichern Antrieb, wie ihn keiner der früher gebräuchlichen Motoren zu liefern im Stande war. Zumal bei der elektrischen Beleuchtung, wofür ja die Dynamos anfangs fast ausschließlich verwendet wurden, machte sich dieser Uebelstand recht unangenehm bemerkbar. Der ungleichmäßige Gang der antreibenden Maschinen veranlaßte Schwankungen im elektrischen Strom und diese fortwährende Helligkeitsunterschiede im Lichte der elektrischen Lampen. Nun ist aber das menschliche Auge sehr empfindlich gegen kleine Helligkeitsänderungen, und der Sehnerv wird durch dieselben, wenn sie häufig und rasch hintereinander folgen, in unangenehmer Weise erregt. So kam es denn, daß, wie in einer frühern Periode der Technik die Vervollkommnung der mechanischen Baumwollenspinnerei auf eine Verbesserung der Motoren hinsichtlich ihres gleichmäßigen Ganges und ihrer Leistungsfähigkeit hindrängte, so in unserer Zeit — neben den erhöhten Anforderungen von seiten des Schiffbaues — die rastlos und schnell voranstrebende Elektrotechnik wieder ein Gleiches bewirkte. Dieser Einfluß beschränkte sich übrigens nicht auf die Dampfmaschinen und ihre Kessel, er erfaßte mehr oder minder die gesammte Maschinentechnik, vorab alle Arten von Kraftmaschinen, die Gas-

Digitized by Google

motoren, die Turbinen, die Druckluftmotoren. Aeltere bewährte Systeme haben sich den neuen Bedürfnissen angepaßt, ganz neue sind entstanden, so die großen, langsam laufenden Verticalmaschinen, welche für die elektrischen Centralen innerhalb der Großstädte wegen der Ersparniß des theuren Raumes besonders wichtig sind. Ueberall, im Kesselhause wie in der Maschinenhalle, tritt der Erfolg dieses Strebens nach größter Oekonomie bei massenhafterer Dampferzeugung, nach erhöhter Betriebssicherheit bei gesteigerter Dampfspannung, nach ruhigerem, möglichst unverändertem Gang und Vermeidung jedweder Störung durch unvorhergesehene Zufälligkeiten vermittelst leichter, meist automatischer Regulirung, unter verschiedenster Gestalt, aber allerwärts deutlich zu Tage.

Was zunächst die Heizanlagen betrifft, so erregen die raffinirten Methoden, die bezwecken, den Heizwerth der Brennmaterialien so gut als möglich auszunützen, sowie die Belästigung durch Rauch und Ruß vollkommen zu heben, unsere Bewunderung, so z. B. Carlo's und Tenbrinks rauchfreie Feuerung, die rauchverzehrende Feuerung im Kuhn'schen Flammenrohrkessel, ferner die automatische Regulirung der Feuerung, wie z. B. bei den Pauckſch'schen und Gaggenau'schen Kesseln, welche einer Ueberhitzung des Dampfkessels oder der schädlichen Wirkung des Luftzuges beim Oeffnen der Feuerthüre vorbeugen.

Weit mannigfaltiger und durchgreifender zeigen sich Verbesserungen am Dampfkessel. Sie beweisen, welch einen wichtigen Theil der Kessel in einer Dampfmaschinen-Anlage bildet. Einfache Kesselformen, wie die einfachen Walzenkessel, welche den Forderungen eines angestrengten, sichern und ökonomischen elektrischen Betriebes nicht gewachsen waren, finden wir keine. Alle die 21 ausgestellten festen Kessel lassen sich, wenn wir den kleinen Weinbrenner'schen Kessel ausnehmen, den beiden Hauptgruppen der Rauchröhrenkessel oder Wasserröhrenkessel unterordnen. Die ersteren vertreten den Typus der Großwasserraumkessel, bei welchen $^1/_4$ bis $^1/_6$ cbm Wasserinhalt auf jeden Quadratmeter Heizfläche kommt, die letzteren denjenigen der Kleinwasserraumkessel, bei welchen in den neueren Modellen nur $^1/_{20}$ bis $^1/_{30}$ cbm Wasser für je 1 qm gerechnet wird. Beide Typen suchen schon seit Jahren in edlem Wettstreit sich gegenseitig aus dem Felde zu schlagen. Hier auf der Ausstellung stehen und liegen sie friedlich beisammen, hübsch und sauber nebeneinander in Reih und Glied eingemauert, zu gemeinsamer, gewaltiger Arbeit verbunden. Die Rauchröhren- oder Flammenröhrenkessel verdanken ihren Namen dem Umstande, daß längs ihrer Achse eine oder zwei ziemlich weite Röhren für den Durchgang der Flammen-

Digitized by Google

gase sich hinziehen, in deren vordersten Theilen die Feuerroste angebracht sind. Sie besitzen also Innenfeuerung. Die Wasser- oder Siederohrkessel dagegen haben alle Außenfeuerung. Denn bei ihnen liegt das Wesentliche darin, daß die Erhitzung und Verdampfung des Wassers der Hauptsache nach in zahlreichen, geraden, feuerumspülten, engen Röhren vor sich geht. Diese stehen meist mit einem größern Dampfsammler, dem Oberkessel, entweder unmittelbar oder mittels Wasserkammern in Verbindung.

Nur fünf Kessel gehören zu den Rauchröhrenkesseln. Wegen ihrer größern Länge — die drei combinirten Kolossalkessel von Pauckſch hatten eine solche von 10 m — sind sie zusammen im Mittelraum des Kesselhauses untergebracht. Alle übrigen, also weitaus die Mehrzahl, waren Wasserröhrenkessel, und so konnte leicht der Besucher der Ausstellung zum Glauben verleitet werden, es verdienten letztere, wenigstens für den elektrischen Betrieb im großen, den Vorzug. In Wirklichkeit wurde jedoch der Streit zwischen Klein- und Großwasserraumkessel bei dieser Gelegenheit nicht zum Nachtheil der letzteren der Entscheidung näher gebracht. Denn beide verrichteten in der vervollkommneten Ausgestaltung, wie sie vorlagen, ihre Aufgabe ausgezeichnet. Beide Kesselsysteme haben ihre besonderen Vortheile. Während die Rauchröhrenkessel von einfacherer und dauerhafterer Bauart sind und die Brennmaterialien sehr leicht auszunützen gestatten, liefern die Wasserröhrenkessel bei geringer Raumeinnahme eine sehr vergrößerte Heiz- und Dampfbildungsfläche. Nur ihrem Ueberwiegen vor den ersteren ist es zu danken, wenn auf einer verhältnißmäßig kleinen Grundfläche von 1400 qm 2595 qm wasserbedeckter Kesselheizfläche zusammengedrängt werden konnten. Indes die drei oben erwähnten Riesenkessel von Pauckſch zusammen eine Heizfläche von 240 qm hatten, betrug diejenige der beiden viel kürzeren Wasserröhrenkessel von Simonis und Lanz 500 qm. Dank den besonderen Einrichtungen, welche die Aussteller der einen wie der anderen Systeme an ihren meist patentirten Modellen anbrachten, gelang es, allen den Bedingungen zu genügen, welche der Elektrotechniker an einen Dampfkessel stellt. Diese sind aber ausreichend rasche Dampfbildung, Lieferung trockenen Dampfes, d. h. Befreiung des Dampfes von mitgerissenen flüssigen Wasserpartikeln, fortwährende lebhafte Circulation des Heizwassers, kräftige Bekämpfung des Kesselsteins, Schonung der Heizflächen, Vorbeugung gegen Kesselexplosionsgefahr, Verminderung der Verbrauchsmaterialien. Gerade die verschiedenen sinnreichen Wege, welche eingeschlagen wurden zur Erzielung dieser Forderungen, verliehen den einzelnen Kesseln ihre so abweichende Ausgestaltung und ge-

Digitized by Google

reichten der ganzen Kesselsammlung zur besondern Zierde und Auszeichnung. Leider gestattet uns der Raum nicht, auf nähere Einzelheiten einzugehen. Nur ein Curiosum in dieser Beziehung möge Erwähnung finden. Um dem Publikum die volle Gefahrlosigkeit ihrer „Sectionalsicherheitskessel“ in augenfälliger Weise darzuthun, ließ die Firma Simonis und Lanz ihr Auskunftsbureau unmittelbar über den zwei im Betriebe befindlichen Dampfkesseln einrichten.

Kommen wir nun zu den eigentlichen Dampfmaschinen. Um dieselben für den elektrischen Betrieb geeignet zu machen, arbeitete man zuerst darauf hin, die Umdrehungsgeschwindigkeit ihrer Achse mit derjenigen des Ankers der Dynamomaschinen mehr in Uebereinstimmung zu bringen. Es waren nämlich die ersten Dynamomaschinen meist schnelllaufende. Da mit der Schnelligkeit der Drehung des Ankers im magnetischen Felde vor den Elektromagneten die wirksame elektromotorische Kraft und damit die Stärke des erzeugten elektrischen Stromes sich steigert, so suchte man durch große Drehgeschwindigkeit eine hohe Leistungsfähigkeit der Dynamomaschinen zu erzielen. Für derartigen Schnelllauf waren die Dampfmaschinen nicht eingerichtet, und so kam es zu einem Compromiß zwischen beiden. Während die Maschinentechniker auf der einen Seite anfingen, die Dampfmaschinen an schnelleren Lauf zu gewöhnen, ersannen auf der andern die Elektrotechniker Mittel und Wege, die Umdrehungsgeschwindigkeit in den Dynamos so weit als möglich herabzudrücken, ohne deren elektricitätserzeugende Wirkung zu beeinträchtigen. Hierzu sahen sich die letzteren auch aus dem Grunde veranlaßt, weil eine große Umdrehungsgeschwindigkeit der maschinellen Entwicklung der Dynamomaschinen sehr hinderlich im Wege stand. Sie gingen deshalb dazu über, die Zahl der Magnetpole und damit die einzelnen magnetischen Felder zu vervielfältigen; sie ließen die Größe und den Umfang der elektrischen Maschinen wachsen, dafür aber die Rotationsgeschwindigkeit abnehmen. Da der vielspulige Anker jetzt bei einer Umdrehung 10—60 magnetische Felder durcheilte statt 1—4, so konnte er auch 10- oder 15mal langsamer sich drehen, ohne an Stromstärke zu verlieren.

Da auf diese Weise Dampf- und Dynamomaschinenbauer sich entgegenarbeiteten, war die vollkommenste Anpassung beider Maschinen aneinander wenigstens von dieser Seite her nicht mehr gehemmt. Wie weit dieses Einverständniß heute schon erreicht worden ist, das bezeugte die Frankfurter Ausstellung durch den Umstand, daß mit wenigen Ausnahmen alle Dynamos unmittelbar mit den Dampfmaschinen verkuppelt, d. h. daß die drehenden Anker oder die drehenden sternartig angeordneten Feldmagnete

Digitized by Google

der Dynamos auf die Achse des Schwungrades der Dampfmaschinen aufgesetzt waren. Damit werden aber noch eine Reihe anderer Vortheile gewonnen. Es werden die Kraftverluste vermieden, welche bei einer Bewegungsübertragung durch Treibriemen immer auftreten, es wird ganz bedeutend an Raum gewonnen und der Bau vereinfacht. Welch ein unruhiges, Herz beklemmendes Durcheinander würde entstanden sein, welch eine Raumbeengung, welche Hemmung der Aus- und Uebersicht, sowie des Verkehrs, wenn die 40 thätigen Dampfmaschinen ihre Bewegung mittels schlotternder, schwirrender breiter Bänder auf die Dynamos hätten übertragen müssen! Nur wegen des Fortfalls der letzteren wurde es möglich, alles auf kleinem Raume zusammenzudrängen, ohne die freie Bewegung der Besucher zu hindern und ohne ihnen den Ein- und Ueberblick zu verkümmern; nur so war es möglich, dieses stattliche Heer arbeitender Maschinen zu einem gefälligen Ganzen zusammenzuordnen, das auf den Beschauer einen einheitlichen und behaglichen Eindruck machte. Nachdem heute außer langsam laufenden Dampfmaschinen auch schnell laufende in großer Auswahl geliefert (die Firmen Pokorny und Wittekind, Swiderski, Möller u. a. hatten solche ausgestellt) und andererseits neben schnell laufenden Dynamos ebenfalls langsam drehende gebaut werden (die großen Siemens'schen Dynamos machten bloß 100, zwei Helios-Maschinen nur 85 Touren in 1 Minute), dürften in Zukunft kaum noch Dynamos von mehr als 50 P. S. eingerichtet werden, welche des Vortheils einer solchen unmittelbaren Verkuppelung entbehrten.

Viel wichtiger als die gegenseitige Anpassung in der Tourenzahl war die Erzielung eines völlig gleichmäßigen und gesicherten Antriebes zur Drehung der Dynamos. Auch dieses ist mit überraschendem Erfolge erreicht worden. Die Maschinen der Ausstellung lassen eine Reihe der verschiedenartigsten Verbesserungen erkennen, welche den Dampf zwingen, seinen wirksamen Ueberdruck nicht allein gleichmäßig, sondern auch so vollständig als möglich in übertragene Bewegung umzusetzen. Alle lassen deshalb den Dampf mit Expansion arbeiten; statt eines Cylinders kommen mehrere Cylinder zur Verwendung, welche meist durch das Compound-receiver-System miteinander verbunden sind; Präcisionssteuerungen regeln das Zutreten und die Vertheilung des Dampfes im richtigen Moment und im richtigen Maß. Solide und exacte Ausführung der einzelnen Theile, Ausgleichung der bewegten Massen zur Verhütung unäquilibrirter Drucke auf Achse und Fundament, gedrängter Bau des ganzen Mechanismus schließen Erschütterung und Schwanken soviel als möglich aus.

Digitized by Google

Endlich gestatten mannigfaltige, zum Theil selbstthätige, zum Theil mit der Hand zu stellende Regulirvorrichtungen, den Gang der Maschine den jedesmaligen Umständen fein anzuschmiegen oder auch ganz zu hemmen.

Die größten Maschinen waren die 600pferdige, liegende Compoundmaschine von Pauckſch, welche 125 Umdrehungen in der Minute machte und mit der großen Wechselstrommaschine der Firma Helios verkuppelt war, die stehende, dreicylindrige, 500pferdige Compoundmaschine von Kuhn, die mit 100 Touren in der Minute die Gleichstrommaschine von Siemens und Halske bewegte, und die stehende, zweicylindrige, 450pferdige Compoundmaschine der Maschinenfabrik Buckau, welche der Siemens'schen Wechselstromdynamo den Antrieb gab. Die nächstgrößten waren Compoundmaschinen mit 250 und 200 P. S., dann folgen mehrere 100pferdige. Die übrigen waren Modelle, deren Leistung zwischen 60 und 3 P. S. schwankte.

Gasmotoren waren 24 im Betrieb. Sie stammten zwar aus den Werkstätten 11 verschiedener Firmen, waren abweichend construirt und wurden zum Theil (12) mit Leuchtgas, zum Theil (4) mit Generatorgas (ein überall leicht zu erzeugendes Gemisch von Kohlenoxyd, Wasserstoff mit etwas Kohlensäure und Stickstoff), zum Theil (6) mit Petroleum, zum Theil (2) mit Benzin gespeist; sie entsprachen aber alle in so befriedigender Weise den ihnen zugemutheten Anforderungen, daß es uns scheinen will, sie haben während der Ausstellung den Beweis ihrer Ueberlegenheit über die Dampfmaschinen für alle jene Fälle erbracht, wo es sich um den Antrieb von Dynamos unter 50 P. S. handelt. Keiner der im Betriebe befindlichen Gasmotoren zeigte eine höhere Leistung als 30 P. S., obgleich man sie auch für Leistungen bis zu 100 P. S. baut. Welch hohen Ansprüchen der Gasmotor zu genügen vermag, davon zeugte in verblüffender Weise der 30pferdige Gasmotor der „Maschinengesellschaft München", welcher die Thomson-Houston'sche Gleichstromdynamo antrieb. Denn wohl wenige Maschinen werden sich, so wie es hier geschah, dazu verstehen, einer Dynamo das Vorgespann zu geben, die bei einer Leistung von 22 000 Voltampère 1100 Touren in der Minute zu machen hatte.

Die Ueberlegenheit der Gasmotoren über die Dampfmotoren in Fällen, wo es sich um mäßige Leistungen handelt, hat ihren Grund weniger darin, weil sie etwa einen regelmäßigern und sicherern Antrieb bewirken. Dieselbe ist vielmehr in der durchaus verschiedenen Art ihrer Kraftentfaltung begründet. Während in den Dampfmaschinen nur die langsam durch Wärmezufuhr zu weckende Spannkraft des Wassers verwerthet wird, ist in den Gasmotoren der Explosionsdruck eines rasch hintereinander ent-

Digitized by Google

zündeten Gemisches brennbarer Gase mit Luft das Treibende. Letztere bedürfen daher keiner langen Vorbereitung zum Betriebe, sie stehen jeden Augenblick dazu fertig da; sie verlangen keine Dampfkessel, keine wohl besorgten Heizanlagen. Ein kleines brennendes Flämmchen oder ein sehr einfacher elektrischer Zünder genügt, um die Verpuffung einzuleiten und dabei in einem Moment eine verhältnißmäßig große Druckkraft frei zu machen. Ein Gasmotor beansprucht sehr wenig Raum und braucht keine sehr feste Fundamentirung; er kann daher fast überall aufgestellt werden. Kesselexplosionen sind natürlich ausgeschlossen; die kleinen absichtlich hervorgerufenen Explosionen aber bieten keinerlei Gefahr. Es unterliegt daher auch der Gasmotor nicht wie die Dampfmaschine einer polizeilichen Aufsicht. Der Gasmotor arbeitet zudem sehr ökonomisch. Die im Gase, sei dieses Leuchtgas oder ein anderes gas- oder dampfförmiges Brennmaterial, disponible Spannkraft wird besser ausgenützt als in den besten Dampfmaschinen die Spannkraft der zur Dampferzeugung verbrauchten Kohlen. Das brennbare Gas eignet sich überhaupt seiner Natur nach viel besser zum Kraftantrieb als zur Beleuchtung. Denn seine hohe, beim Verbrennen freiwerdende Spannkraft wird dabei nur zum geringen Theil in Licht verwandelt. Dieser Umstand erklärt auch die paradoxe Erscheinung, daß eine geringe Menge von Leuchtgas, welches beim Betrieb eines Gasmotors verbraucht wird, um eine Dynamo zu treiben, durch die auf letztere übertragene Energie ein elektrisches Licht erzeugt, das 100- und 1000mal größere Lichtstärke besitzt, als die Flamme, welche dasselbe Gas durch unmittelbare Verbrennung geliefert hätte. Die Gasmenge endlich, welche ein Gasmotor verzehrt, verursacht nur geringe Kosten. Nach den genauen Ermittelungen in der Körting'schen Gasmotorenfabrik verlangte bei einer verhältnißmäßig kleinen Motorenanlage je 1 P. S. einen Gasaufwand für 1,6—2 Pfg. Das verbrauchte Gas war Generatorgas.

Die stoßweise Entfesselung der Druckkraft verursachte anfangs auch einen stoßweisen Antrieb und eine unangenehme Erschütterung der Maschine. Diese Unart wurde dem Gasmotor jedoch in kurzer Zeit abgewöhnt. Erst 1860 wurde er vom Franzosen Lenoir erfunden, 1864 erhielt er von Otto und Langen der Hauptsache nach seine heutige Einrichtung, die ihn praktisch verwendbar machte. Seither hat er in einer Frist von 25 Jahren sich zu einer Vervollkommnung emporgeschwungen, welche ihn, maschinell betrachtet, den besten Dampfmaschinen wenigstens ebenbürtig erscheinen läßt. Dank der geistreichen Combination der Maschinenbestandtheile und unter Zuhilfenahme der an der Dampfmaschine

Digitized by Google

gemachten Erfahrungen hat er eine Gleichmäßigkeit und Sicherheit des Ganges angenommen, wie man sie bei Dampfmaschinen nicht besser findet. Dabei gestattet er leichter als diese hohe Tourenzahlen und einfache Bauart. Hille's Gas- und Benzinmotoren gehören zu den einfachsten Motoren der Gegenwart.

Die elektrischen Stromerzeuger, die Dynamos, bildeten in der Maschinenhalle selbstverständlich den Hauptgegenstand und Hauptanziehungspunkt der elektrischen Ausstellung. Wenn sie in Bezug auf räumliche Ausdehnung auffällig gegen die Motorenanlagen zurücktraten, so konnte dieses nur dem Uneingeweihten unpassend erscheinen; in den Augen des Technikers diente dieser Umstand sofort zu ihrer Empfehlung. Durch verhältnißmäßig geringe Raumbeanspruchung übertreffen in der That die elektrischen Maschinen alle anderen, im Verhältniß zu ihrem Gewichte haben sie — mechanisch gemessen — eine größere Leistungsfähigkeit, als alle übrigen, wiewohl sie fast nur aus Eisen und Kupfer bestehen. Der Raum, den die Dynamos einnahmen, war allerdings geringer, als derjenige, den die Dampf- und Gasmotoren verlangten; doch stand auf jenem eine größere Zahl von Dynamomaschinen, als auf diesem Dampf- und Gasmotoren. Nur ein Theil der in der Halle ausgestellten Dynamos befand sich im Betrieb; allein schon dieser Bruchtheil ergab eine Leistung von etwa 3940 P. S., also nur wenig geringer als 3980 P. S., was die Leistung der sie antreibenden Motoren ausmachte.

Wenn wir uns anschicken, diese stromerzeugenden Dynamos Revue passiren zu lassen, so kommt es uns für dieses Mal nur darauf an, einen allgemeinen Gesammtüberblick über dieselben zu verschaffen und sie nur insoweit zu besprechen, als dieses zur Feststellung ihrer Beziehung zu den Dampf- und Gasmotoren erforderlich ist.

Keine der früheren elektrischen Ausstellungen konnte auch nur annähernd eine solche Fülle und Mannigfaltigkeit von Dynamos vor Augen führen, wie es die zu Frankfurt gethan. Zählen wir nur allein die Stromerzeugungsdynamos und sehen wir ganz ab von den ebenfalls zahlreich vorhandenen Elektromotoren, die sich nicht wesentlich von den stromgebenden oder Primär-Dynamos unterscheiden, so kommen wir auf die stattliche Zahl von 150, von denen gegen 120 in der großen Maschinenhalle ihre Aufstellung gefunden. Man sollte es kaum für möglich halten, daß nur zwei Jahre seit der letzten elektrischen Ausstellung zu Paris verflossen sind, wenn man auf den Reichthum der Formen und das Wechselvolle der Constructionen blickt. Jede Firma hat ihren eigenen Baustil

Digitized by Google

gewählt und denselben nach den verschiedensten Richtungen hin durchgebildet und ausgegliedert. Diese hohe Verschiedenheit in der Bauart, Dimensionirung und Zusammenordnung der Bestandtheile verräth eine bisher ungeahnte Geschmeidigkeit in der Anpassung des Dynamoprincips an die verschiedensten Verhältnisse. Während auf den vorausgegangenen Ausstellungen, auch noch auf der Pariser, die Gleichstrommaschinen das ganze Feld beherrschten, halten sich hier zum erstenmal Gleich- und Wechselstrommaschinen das Gleichgewicht. Damit wird klar die endliche friedliche Beilegung des langen Streites zwischen beiden Maschinenarten zum Ausdruck gebracht. Die meisten Firmen bauen heute beide Arten, und in den einzelnen in der Halle eingerichteten elektrischen Centralen standen beide nebeneinander im Betrieb, weil man in der letzten Zeit zur Erkenntniß kam, daß jedes System seine besonderen Vorzüge habe und für die eine Art von Verwendungen des elektrischen Stromes entschieden die Wechselstrommaschinen sich besser eignen, für andere Arten die Gleichstrombynamos. Bei mehreren Maschinen saßen Gleich- und Wechselstromdynamos auf einer und derselben Achse. Dieser Auf- und Umschwung ist wesentlich dem Umstande zu danken, daß es in der letzten Zeit gelang, auf Grund experimenteller und mathematischer Studien von den Gebrüdern Hopkinson, Kapp, Fröhlich, Clausius u. a. eine zuverlässige brauchbare Theorie der Dynamomaschine aufzustellen. Sie machte dem planlosen Probiren ein Ende und bot als sicherer Führer dem Erbauer der Maschine die Hand zur Vorausberechnung der nöthigen Materialien und Dimensionen, sowie zur Vorausbestimmung der vortheilhaftesten Anordnung der Theile. Damit wurde mit einem Schlage der Bau der Dynamos in neue Bahnen gelenkt, er begann — und mit ihm die ganze Elektrotechnik — eine wahre Blütezeit seiner Entwicklung und förderte, wie die zu Frankfurt ausgestellten Maschinen bekunden, Früchte in großer Menge und von guter Beschaffenheit.

Die Dynamos sind viel ökonomischer geworden, ihr Materialverbrauch, und damit ihr Preis, ist auf ein Drittheil gesunken, ihre Größe hat man verzehnfachen gelernt, ihre Leistung von 100 auf 1000 und mehr Pferdestärken zu heben vermocht, ihren Wirkungsgrad bis 96 %, also wohl bis zur Grenze des Möglichen, hinaufgetrieben. Infolge von alledem hat sich aber auch die Elektricitätslieferung außerordentlich billiger gestellt. Die Zeit liegt gar nicht weit ab, in der man Edisons Tausendlichter-Dynamo mit 100 P. S. wie ein Wunder anstaunte, heute erregen 500-pferdige Maschinen nicht das geringste Befremden mehr. Man weiß solche Kolosse ebenso sicher in regelrechten Gang zu bringen, wie die Zwerge

Digitized by Google

von Handdynamos. Zu Frankfurt waren die größten die 600pferdige Wechselstrommaschine der Actiengesellschaft Helios und die beiden 500-pferdigen Dynamos von Siemens und Halske, die eine für Gleichstrom, die andere für Wechselstrom. Die nächstgrößten sind 200pferdig. Die übrigen steigen durch alle Zwischenstufen der Leistungsfähigkeit hinab bis zu solchen von Bruchtheilen einer Pferdestärke. Wenn nicht noch größere Maschinen zur Ausstellung kamen, so haben wir die Schuld davon wohl nur den Schwierigkeiten beizumessen, welche mit dem Transport und der provisorischen Einrichtung so riesiger Stromerzeuger nothwendig verknüpft sind. Erforderte doch schon der ringförmige Anker der Siemens'schen Wechselstrommaschine, der 4,6 m im Durchmesser hatte, ganz besondere Vorkehrungen zur Ueberführung von Berlin nach Frankfurt, so daß dadurch deren Aufstellung sehr verzögert wurde. In Wirklichkeit sind mehrere Dynamos im Betrieb, welche größer und leistungsfähiger sind als die Helios-Maschine. Die Wilson Aluminium Company hat sich eine Dynamo für eine Leistung von 770 000 Voltampère, also über 1000 P. S., herstellen lassen. Dieselbe wiegt nur 272 Centner. Ferranti hat für London eine Wechselstrommaschine gebaut, die eine Energie von 4500 P. S. liefern soll. Ihr Spulenring hat einen Durchmesser von 13,7 m.

Des nähern den bunten Wechsel in der Ausgestaltung und Gliederung der Gleich- und Wechselstrommaschinen, all der zwei- und mehrpoligen, der Innen- und Außenpoldynamos, der Haupt-, Nebenschluß- und Compound-Maschinen zu schildern, würde uns viel zu weit führen. Wir bemerken nur: die Mannigfaltigkeit würde noch um vieles gewonnen haben, wäre die Ausstellung im wahren Sinne des Wortes eine internationale gewesen. Nur die deutschen und österreichischen Producte waren vollzählig vertreten, die ausländischen dagegen äußerst spärlich und sehr lückenhaft. Die paar fremdländischen Dynamos der beiden Firmen Woodhouse und Rawson, Thomson und Houston bewiesen durch ihren ganz auffällig abweichenden Charakter von der deutschen Waare, welch wechselvolleres Ausstellungsbild erzielt worden wäre, wenn Engländer, Amerikaner und Franzosen regern Antheil an derselben genommen hätten. Welch eine Abwechslung wäre nicht schon durch die eine neue Wechselstromdynamo des Amerikaners Tesla mit 384 Polen, mit 3000 Umdrehungen in der Minute und 20 000 Stromwechseln in der Sekunde unter die aufgestellten Wechselstrommaschinen gekommen, die es nicht über 60 Pole und nicht über 200 Stromwechsel brachten!

Der Schwerpunkt des zu Frankfurt zur Wahrnehmung gebrachten Fortschrittes im Dynamobau liegt jedoch nicht in der glücklichen Weiter-

Digitized by Google

bildung und erfolgreichen Vervollkommnung dieser beiden längst bekannten Systeme der Gleich- und Wechselstrommaschinen. Es tauchte dort zum erstenmal ein ganz neues System öffentlich auf, das der Drehstrommaschinen. Sie bildeten den hellsten Glanzpunkt in der großen Parade der Dynamos. Während im Gleichstrom die Elektricität immer im gleichen Sinne und mit unmerklichem Auf- und Niederschwanken der Stromstärke aus der Drahtwicklung des Dynamoankers herausfließt, lösen sich im Wechselstrom fortwährend Strom und Gegenstrom ab, ändert der Strom nicht allein in gleichen Intervallen seine Richtung, sondern seine Intensität hebt sich dabei erst von Null zu einem positiven Maximum, sinkt dann durch den Nullpunkt zu einem negativen Minimum hinab, um wieder auf Null zu steigen und dieselbe Aenderung von neuem zu durchlaufen. Es folgen sich also im Wechselstrom volle Stromwellen. Gleich- und Wechselstrom verlangen nur ein Strombett. Im Drehstrom stürzt auch die Elektricität in Wellen aus der Maschine; es vollzieht sich aber das Hinauswogen in drei verschiedenen Strombetten von drei verschiedenen, um 120° voneinander abstehenden Stellen des Ankerringes aus. Diese drei Wellenzüge sind, und das ist wesentlich, asynchron, d. h. wenn der Wellenzug in der ersten Bahn mit dem positiven Maximum anhebt, so beginnt der zweite mit einer Wellenphase, die um $^1/_3$ Wellenlänge von der Phase des ersten Zuges abliegt, der Wellenzug in der dritten Bahn mit einer Wellenphase, die um $^2/_3$ Wellenlängen hinter derjenigen des ersten Wellenzuges sich befindet. Es ist also der Drehstrom eine ganz eigenthümliche Verbindung von drei gleichzeitig erzeugten Wechselströmen; man hat ihn deshalb auch mehrphasigen Wechselstrom genannt. Der Name Drehstrom wurde ihm gegeben, weil seine drei Zweigströme, in eine andere ähnliche Maschine geleitet, in dieser das magnetische Feld fortwährend um eine Axe drehen. Der Drehstrom hat nicht bloß die werthvolle Eigenschaft, mit größter Leichtigkeit zum Gleichstrom sich machen zu lassen, sondern bietet auch ganz besondere Vortheile für Verwendung des elektrischen Stromes zur Kraftübertragung. Außerdem sind die Drehstrommaschinen einfacher in ihrem Bau als die Gleich- und Wechselstromdynamos. Fünf Firmen hatten verschiedene Modelle von Drehstromdynamos ausgestellt, die sofort wieder eine Vorstellung gaben von der hohen Plasticität der Drehstrommaschine für Annahme wechselnder Gestalten. Da wir gedenken, später die Wirkungsweise der Dynamos überhaupt und der Drehstrommaschinen im besondern eingehender zu behandeln, so mögen diese kurzen Andeutungen für diesmal genügen.

Digitized by Google

Wenden wir uns jetzt zur Besprechung der Beziehungen der elektrischen Stromerzeuger zu den Dampf- und Gasmotoren.

Die bisherigen Mittheilungen haben schon gezeigt, daß die Dynamos als Maschinen den Dampf- und Gasmotoren weit überlegen sind. Denn bei geringerem Materialverbrauch, bei beschränkterer Raumeinnahme, bei einfacherer Bauart zeigen sie eine nahezu ideale Leistungsfähigkeit, indem sie 96 % von der auf sie übertragenen mechanischen Energie in Form von elektrischer zur Verfügung stellen. Aehnlich der Biegsamkeit des weichen Kupferdrahtes, welcher ihr Lebenselement bildet, bekunden die Dynamos eine Ausgestaltungs- und Entwicklungsfähigkeit, die wir bei Dampf- und Gasmotoren vergebens suchen. In ihrem Haupt- und Kernpunkte haben diese eine Starrheit bewiesen, gleich dem Stahl, dessen sie sich zur Bewegungsübertragung bedienen. Dieser Punkt, der ihr Wesen ausmacht, hat sich noch nicht weiter entwickelt. Auch heute noch läßt man gerade so wie damals den Ueberdruck des Dampfes dadurch bewegend wirken, daß man den Dampf abwechselnd auf die eine oder die andere Seite des Kolbens im Dampfcylinder treten läßt. Alle späteren Verbesserungen betreffen Nebensächliches und zielen nur darauf ab, daß dieses einförmige Hin- und Hergehen des Kolbens genauer regulirt und ökonomischer ausgeführt werde. Wohl hat man sich viele Mühe gegeben und auch wirklich schon Maschinen gebaut, um durch den Dampfdruck unmittelbar Drehbewegung hervorzubringen, bis heute jedoch ohne sichern Erfolg. Wie ganz anders nimmt sich dagegen die Formenfülle aus, unter der die Verwirklichung des einfachen Dynamoprincipes, die Drehung von Kupferdrahtspiralen im magnetischen Felde der Elektromagneten, uns heute entgegentritt! Und doch sind kaum 20 Jahre verflossen, seitdem Werner von Siemens dieses Princip in die Elektrotechnik eingeführt hat. — Dampf- und Gasmotoren besitzen nur die *eine* Wirkungsweise des mechanischen Antriebes, und dieses wieder nur in Bezug auf nahe Gegenstände. Die Dynamomaschinen aber liefern Energie, die je nach Belieben als Elektricität, als mechanische Triebkraft, Wärme, Licht, chemische Umwandlungskraft gebraucht werden kann, und zwar nicht allein in unmittelbarer Nähe, sondern in jeder beliebigen Entfernung. — Während die Dampfmaschine, in kleinem Maßstabe ausgeführt, nicht sonderlich leistungsfähig ist, versagt der Gasmotor, wenn er groß angelegt wird. Die Dynamos fügen sich in jede Größe.

Der Leser lasse sich durch das Gesagte nicht verleiten, den Werth der Dampf- und Gasmotoren zu unterschätzen. Denn die Dynamos bieten uns nur deshalb so vielen Nutzen, weil wir sie mit Dampf oder Gas

Digitized by Google

in Bewegung setzen können. Die Elektricität sprudelt nicht wie Wasser aus der Erde, sie wird uns auch nicht wie die Wasserkraft durch von selbst erfolgende Naturprocesse umsonst in den Schoß geworfen. Denn den Blitz können wir wohl einfangen, aber ihn noch nicht vor unsere Maschinen spannen, und selbst, wenn wir dieses vermöchten, so würde dieses unzuverlässige Vorgespann der Technik wenig nützen. Elektrische Ströme können wir uns allein durch anhaltende Verwandlung irgend einer Energieform in Elektricität verschaffen. Es gibt nun allerdings mehrere solcher constanten Elektricitätsquellen, keine derselben hat sich aber für den elektrischen Betrieb im großen als vortheilhaft bewährt, außer der Umformung mechanischer Energie in elektrische vermittelst des dynamoelektrischen Processes. Zur Entnahme der hierzu erforderlichen mechanischen Energie sehen wir uns nun, so wie die Dinge heute noch liegen, in den meisten Fällen auf die Dampf- und Gasmotoren angewiesen. Einen klaren Beweis hierfür gab die Frankfurter Ausstellung selbst. Mit der einen Ausnahme der Lauffener Kraftübertragung wurden alle übrigen elektrischen Leistungen durch Dampf und Gas eingeleitet. Von den zu Anfang 1891 gezählten 48 440 feststehenden Dampfmaschinen mit 1 718 281 P. S. und von den 13 424 Locomobilen mit 128 130 P. S. im Königreich Preußen dienten 983 Maschinen mit 49 489 P. S. der Darstellung des elektrischen Stromes. In Amerika betrug allein schon im Staate Massachusetts die Zahl der für elektrischen Betrieb thätigen Dampfmaschinen im Jahre 1890 248 mit 30 199 P. S. gegen 199 Maschinen mit 19 307 P. S. im Jahre vorher. Wiewohl bei der Verwandlung der mechanischen Energie in elektrische immer mehrere Procent verloren gehen, so ist diese Verwandlung doch wegen der allgemeineren, leichteren und bequemeren Verwendbarkeit, wegen der Möglichkeit ihrer Fortleitung in die Ferne auch an Stellen, wohin Dampf- und Gasmotoren nicht gebracht werden können, noch immer eine sehr vortheilhafte. Insofern freilich, als der Dampfmotor und der Gasmotor selbst ihrer Natur nach nur mit großer Energievergeudung arbeiten, ist der Betrieb der Dynamos mit Dampf und Gas natürlich auch unökonomisch. Wenn es hoch kommt, liefern die besten Dampfmaschinen nur 8 % des Heizwerthes der Kohlen und die Gasmotoren 11 % des Verbrennungswerthes des Leuchtgases als mechanische Arbeit wieder.

Sehr groß war ohne Zweifel die Betriebskraft von 3700 P. S., welche in jeder Sekunde von den Dampfmaschinen zu Frankfurt an die Dynamos abgeliefert wurden, 10mal größer aber auch diejenige, welche die Kohlen beim Verbrennen unter den Dampfkesseln zur Verfügung stellten; volle $^9/_{10}$,

Digitized by Google

also 33300 P. S. gingen jede Sekunde durch den Schornstein und die Auspufferröhren nutzlos verloren. Bedenkt man nun, welch kolossale Haufen von Kohlen Tag für Tag von den gefräßigen Rachen der Feuerherde verschlungen wurden, welch enormen Verlust an nutzbarer Energie veranlaßten dann allein schon die wenigen Dampfmaschinen in den fünf Monaten ihres Betriebes während der Ausstellung! Dieser Umstand macht es auch begreiflich, weshalb die Techniker so eifrig danach trachten, Mittel und Wege zu ersinnen, um die Wärme unmittelbar ohne Dazwischenkunft des Dampfes in Elektricität zu verwandeln. Edison hat bereits 1887 derartige „pyromagnetische" Motoren gebaut; schon vor ihm haben Berliner, Thomson und Houston, auf dasselbe Princip elektrische Stromerreger und Motoren zu gründen versucht. Doch leider blieben diese Versuche bis heute ohne praktischen Erfolg. Auch die längst bekannten Thermosäulen, welche Anwendungen des gleichen Principes sind, liefern noch nicht das gewünschte Ergebniß und passen nicht für die elektrische Großtechnik. Trotz alledem dürfte es nicht allzu lange dauern, bis die Bemühungen nach dieser Richtung ans Ziel gelangen. Damit wäre man dann auch dem Hauptideal der Elektrotechnik, die Sonnenstrahlen unmittelbar in Elektricität zu verwandeln, sehr nahe gerückt. Sobald man aber diese Verwandlung zu bewirken vermag, braucht man sich um das bedenkliche Zusammenschmelzen der Kohlenvorräthe der Erde und um ein Versiegen der Petroleumquellen Asiens und Amerika's nicht weiter zu bekümmern. In dem aufspeicherbaren Energievorrath der Sonnenstrahlen ist dann auf unabsehbare Zeiten für Wärme, Licht und Bewegung in ausreichendem Maße gesorgt. Dieses ist jedoch nichts als eine schöne Hoffnung. Schaden kann es daher nicht, wenn man darauf Bedacht nimmt, unsere Kohlenvorräthe dadurch zu sparen, daß man die Wasserkräfte mehr als bisher vermittelst der Elektricität zur Deckung unseres Kraft-, Licht- und Wärmebedarfs heranzieht. Daß der Bund der Elektricität mit Wasser heute sich viel ökonomischer gestaltet als derjenige mit Dampf und Gas, ist eines der Hauptergebnisse der Ausstellung zu Frankfurt. Wir werden über diesen Bund demnächst handeln.

L. Dressel S. J.

Digitized by Google

Lady Georgiana Fullerton.

Die ausgezeichnete Frau, deren Andenken die folgenden Zeilen gewidmet sein sollen, zählt einerseits zu jenen begabten Schriftstellerinnen, welchen es gelang, selbst neben Dickens, Bulwer und Thackeray sich die vollste Aufmerksamkeit und Anerkennung der britischen Lesewelt zu erwerben, andererseits zu jenen hochbegnadigten Persönlichkeiten, welche eine auffallende Führung der Vorsehung dazu berief, nach dreihundertjähriger Trennung und Verfolgung eine neue Blüte des katholischen Lebens in England zu erwecken. Der literaturgeschichtliche wie der kirchengeschichtliche Gesichtspunkt würde deshalb Stoff zu einer ausführlichen Darstellung bieten. Wir müssen uns indes begnügen, nach beiden Seiten hin einige Hauptmomente hervorzuheben und unsere Leser dadurch anzuregen, in den Schriften[1], wie in der Lebensbeschreibung[2] Lady Fullertons sich selbst eine eingehendere Kenntniß ihrer Leistungen und Verdienste zu verschaffen.

1.

Als Enkelin des Marquis von Stafford von väterlicher Seite, des Herzogs von Devonshire von mütterlicher Seite war Georgiana Charlotte Leveson Gower mit den höchsten Adelsgeschlechtern Großbritanniens, den Herzogen von Norfolk, Beaufort, Sutherland, Westminster, Argyle und Leinster, den

[1] Alle ihre bedeutenderen Werke (21 Bände) sind in die Collection of British Authors, Tauchnitz Edition (Leipzig), aufgenommen; ebenso sind sie ins Deutsche übersetzt, und mehrere sind zu 3 bis 4 Auflagen gelangt:

Ellen Middleton (übersetzt von Schuster), Frankf. a. M., Oehler, 1849. Dasf., Köln, Bachem, 1869; 2. Aufl. 1877. — Grantley Manor (H. Brinckmann), Köln u. Neuß, Schwann, 4 Aufl. 1849. 1857. 1866. 1882. — Lady Bird (H. Brinckmann), daf. 4 Aufl. 1854. 1859. 1872. 1883. — Franziska Romana (G. Schündelen), Köln, Bachem, 1853; 3. Aufl. 1870. — Laurentia (F. X. Hahn), Regensb., Manz, 1862; 3. Aufl. 1873. Dasf., Wien, Mechitaristen, 1862. — Rosa Leblanc, Freiburg, Herder, 1861. Dasf. (G. Braun), Regensb., Manz, 1865. — Ein stürmisches Leben, Münster, Russel, 1868; 2. Aufl. 1876. — Marienrose oder der Brand von London, Kinderschauspiel, Mainz, Kirchheim, 1868. — Unglaublich und doch wahr (Olga v. Leonrod), Köln, Bachem, 4 Aufl. 1865. 1867. 1872. 1886. — Die Helferinnen der armen Seelen, Münster, Aschendorff, 1870. — Luise de Carvajal, Köln, Bachem, 1874. — Mrs. Geralds Nichte, Münster, Russel, 1871; 2. Aufl 1880. — Constanze Sherwood, Mainz, Kirchheim, 1875. — Die Tochter des Notars (Paula Rieb), Köln, Bachem, 1878, 2. Aufl. 1887. — Ein Wille, ein Weg (Josephine Flach), Köln, Bachem, 1882;

[2] Lady Georgiana Fullerton, sa Vie et ses Oeuvres. Par Mme Augustus Craven, née La Ferronays, Paris 1887. — Life of L. G. F., from the French of Mrs. Augustus Craven. By Henry James Coleridge S. J., London, Bentley & Son, 1888.

Digitized by Google

Earls von Carlisle, Harrowby und Ellesmere, ganz nahe verwandt. Ihr Vater Lord Granville Leveſon Gower wurde 1815 Viscount Granville, 1833 Earl Granville und Baron Leveſon, ihre Mutter war Lady Harriet Cavendiſh. Als zweites Töchterchen wurde ſie am 23. September 1812 auf dem Landſitz Tixall Hall geboren, den die Familie vorübergehend gemiethet hatte, der aber einer alten katholiſchen Familie gehörte. Als kleines Kind ſchon kam ſie nach Paris, lebte mit ihrer ältern Schweſter (der ſpätern Lady Rivers) einige Zeit in Neuchatel, während die Eltern in Italien reiſten, und wurde dann nach Tixall Hall und London zurückgebracht. Zum Geſandten im Haag ernannt, nahm der Vater 1824 die ganze Familie mit in die niederländiſche Reſidenz. Im folgenden Jahre erhielt er den Geſandtſchaftspoſten in Paris und zog mit Frau und Kindern hinüber in dieſe Weltſtadt. Die Kinder erhielten eine fromme und ſehr ſorgfältige Erziehung im ſtillen, häuslichen Kreis, doch wurden ſie auch dann und wann in die große Geſellſchaft mitgenommen und thaten manchen Blick in den glänzenden Schimmer der hohen großſtädtiſchen Welt. Bei dem jährlichen Kinderball, der in Carlton Houſe Palace gegeben wurde, wiegte einmal König Georg IV. ſelbſt die Kleine auf den Knieen, als dieſe ihm rund erklärte, ſie könne jetzt nicht bei ihm bleiben, ſonſt verliere ſie einen Tanz. Das erſte Theaterſtück, dem ſie beiwohnte, war „Die Belagerung von Londonderry“. Ihr jüngerer Bruder, der ſpätere Miniſter Lord Granville, damals fünf Jahre alt, war auch dabei. Als für die Belagerten Brod herbeigebracht wurde und der Chor noch immer zu ſingen fortfuhr, rief der praktiſche Kleine laut ins Publikum hinein: „Warum ſingen ſie denn weiter und eſſen ihr Brod nicht?“ Die Erinnerung an eine holländiſche Kirmeß, an die große Orgel in Haarlem und an den „Freiſchütz“, die erſte Oper, welche ſie in Amſterdam hörte, war der Lady in ſpäten Lebensjahren noch geläufig. In Paris kam ſie mit ihren Geſchwiſterchen an den Hof, und die kleinen Engländerinnen gefielen der Herzogin von Angoulême ſo gut, daß ſie zur Mutter ſagte: „Vos filles sont si gentilles, on les prendrait pour de petites Françaises.“ Die Herzogin von Berry ließ ſie mit ihren Kindern ſpielen, mit Mademoiſelle, der ſpätern Herzogin von Parma, die damals fünf Jahre zählte, und mit dem vierjährigen Herzog von Bordeaux. Dieſer war recht artig und fühlte ſich ſehr geſchmeichelt, unter den Augen der kleinen Dämchen mit ſeinen Liliputkanonen eine Feſtung zu ſtürmen. Nicht ſo artig betrug ſich der Prinz von Joinville, der von ſeiner Mutter, der Herzogin von Orleans, den Auftrag erhielt, den Beſucherinnen einen Teller voll Pflaumen anzubieten. Er warf ihnen die Pflaumen vor die Füße und rannte zum Zimmer hinaus, während die Herzogin ihm nachrief: „Joinville! Joinville! Das werd' ich deinem Lehrer ſagen!“ Bei einem Kinderball im Palais Royal führte der Herzog von Orleans, bald danach König Louis Philipp, die kleine Georgine zum Buffet und fragte ſie, was ſie wünſche. Sie ſah auf einen Teller mit Compot hin und ſagte laut: „des pommes“; er verſtand ſie nicht, ließ ihr Kartoffeln kommen und ſagte zu der Mutter, die eben hinzutrat: „Je suis désolé, Madame, vos filles ne veulent manger que des pommes de terre.“ Bei einem ſpätern Ball, als ſie etwa 14 bis 15 Jahre alt war, wurde ſie von dem ungefähr gleich-

Digitized by Google

alterigen Grafen von Montalembert zu einem Tanze eingeladen, den man Grand Père nannte und der viel Anstrengung heischte. Sie war etwas erkältet und wollte ablehnen: „Nein, nein!“ erwiederte er, „sonst finde ich keine Tänzerin mehr!“ „Der erste Eindruck,“ erzählte sie, „den ich von meinem lieben, frommen Freund in späteren Jahren erhielt, war, daß ich ihn für einen recht selbstsüchtigen Knaben hielt.“

Solche Bälle, Feste und Besuche waren indes nicht gerade häufig. Gewöhnlich führten die beiden Mädchen ein ziemlich einförmiges Leben unter Aufsicht ihrer Gouvernante Eda, wie das ziemlich ernste und strenge Fräulein Eward genannt wurde. Georgiana war ein sehr lebhaftes, lernbegieriges Kind. Die liebsten Stunden waren ihr, wenn die Mutter selbst mit ihr Poesie las: Shakespeare's historische Stücke, Thomsons Jahreszeiten, ausgewählte Gedichte von Cowper und Walter Scott. Auch den Katechismus und die Kirchengebete lernte sie eifrig, welche ebenfalls die Mutter selbst jeweilen Sonntags abhörte. Englisch und Französisch wurden gleichzeitig gelernt; in Paris trat früh das Italienische hinzu, in welchem die Kinder von einer Gräfin Galvani unterrichtet wurden. Sie lasen mit ihr die melodischen Stücke Metastasio's, welche sie mit allerlei romantischen Ideen erfüllten, und mit 14 Jahren wußte Georgiana ganze Stücke des „Befreiten Jerusalem“ auswendig. Während in Bezug auf englische Literatur große Strenge herrschte, durfte Georgiana den ganzen Racine und Molière lesen. Nach französischen und italienischen Vorbildern richteten sich dann die ersten poetischen Versuche der künftigen Dichterin. Sie war 17 Jahre alt, als die Gouvernante, unter deren Obhut sie fast diese ganze Zeit hindurch gestanden, entlassen wurde. Die beiden Schwestern traten jetzt als junge Damen in die Welt ein. Kleinere und größere Reisen wechselten mit idyllischem Aufenthalt auf dem Lande, Besuche auf den Schlössern der hohen verwandten und befreundeten Adelsgeschlechter mit Gesellschaften und Vergnügungen in London. Chatsworth, das Landschloß ihres Onkels, des Herzogs von Devonshire, mit seiner herrlichen Landschaft, den prächtigen Wäldern, den ungeheuren Gärten, dem lieblichen Bach, der sich den Zweimeilenweg entlang wand, und dem Haus und der Galerie mit ihren Gemälden, Zeichnungen und Statuen — erschien ihr wie ein Paradies. Der Onkel, ein herzensguter und fröhlicher Mann, war es, der ihren ersten großen Kummer beseitigte.

Denn fast gleichzeitig mit ihrer ältern Schwester traf sie mit 20 Jahren schon ihre Wahl. Der Auserkorene, Mr. Fullerton, war der Erbe ansehnlicher Besitzthümer in Gloucestershire und in Antrim (Irland), hatte eine vorzügliche Erziehung genossen in Eton, wo er in seinem Curs nächst Gladstone als der beste Schüler galt, und war dann bei den Garde-Grenadieren eingetreten. Allein augenblicklich lebte sein Vater noch und konnte, da er für mehrere andere Kinder zu sorgen hatte, seinen Aeltesten vorläufig nicht so ausstatten, wie Lord Granville es für den Bräutigam seiner Tochter erwartete und verlangte. Es setzte schwere Tage bangen Harrens und Herzeleides ab, bis sich der wohlwollende Herzog von Devonshire ins Mittel legte und dem Brautpaar eine entsprechende Aussteuer sicherte. So konnte Lady Georgiana am 13. Juli

Digitized by Google

1833 in Paris ihre Hochzeit feiern. Im folgenden Sommer war sie, erst 21 Jahre alt, die Mutter eines hoffnungsvollen Knaben. Mr. Fullerton trat aus seinem Regiment und übernahm den Posten eines Attaché bei der französischen Gesandtschaft, welche abermals Lord Granville übertragen worden war. So lebte das junge Ehepaar die ersten Jahre bei den Eltern in Paris. Fullerton verband die Festigkeit und Arbeitsamkeit eines tüchtigen Mannes mit der harmlosen Fröhlichkeit eines Kindes. Die junge Frau fühlte sich ganz überglücklich.

2.

In freundlichem Stillleben strichen so die Jahre dahin. Als Lord Granville im Herbst 1841 unter dem neuen Ministerium Peel von seinem Gesandtschaftsposten abtrat, zog Mr. Fullerton mit seiner Frau zuerst nach Cannes, dann nach Nizza. Im Jahre 1842 folgte eine Reise durch Deutschland, dann ein längerer Aufenthalt in Italien, das beide schon einmal (1835) gemeinsam besucht hatten. Auf der ersten italienischen Wanderfahrt hatten die großartigen Erinnerungen dieses Landes, katholische Kunst, katholischer Gottesdienst und katholisches Volksleben Georgiana mächtig angezogen, auf der zweiten klangen diese Eindrücke nur noch gedämpft nach. Anders war es bei ihrem Gatten; was ihn bei der ersten Reise so anmuthend berührte, das studirte er bei der zweiten ernster und gründlicher, ohne seine fortschreitende innere Umwandlung nach außen kundzugeben. Selbst seine Gattin weihte er nicht in dieselbe ein. Während sie das weltliche Rom studirte und aus Rücksicht auf ihre Eltern kaum eine Kirche zu besuchen wagte, was sie in Paris oft und gern gethan, weilte er Stunden lang an Stätten der Andacht, verkehrte mit Katholiken, besonders mit dem Vicomte de Bussière, der Zeuge der merkwürdigen Bekehrung Alphons Ratisbonne's gewesen, und ließ sich von ihm in seinen religiösen Untersuchungen leiten. Am 23. April 1843 trat er in den Schoß der katholischen Kirche zurück, zwei Jahre bevor die Conversion Dr. Newmans eine so tiefe Bewegung in England hervorrief. Erst jetzt verständigte er seine Gattin von dem bereits gethanen Schritt und rief sie dadurch aus den schönen Träumen ihres Gefühlslebens in den tiefen Ernst der Wirklichkeit zurück, welche nunmehr auch an sie die Frage eines praktischen Entscheids richtete.

Sie war unterdessen Schriftstellerin geworden. Nicht Eitelkeit, nicht Ruhmbegierde, auch nicht die bloße Neigung des vorhandenen Talentes hatte sie dazu gemacht. Diese zeigte sich allerdings darin, daß sie, von der Poesie mächtig angezogen, früh in gebundener und ungebundener Rede zu schreiben begann. Sie war kaum 15 Jahre alt, als ihre Gouvernante sie an dem I. Gesang eines großen Gedichtes überraschte, das eine mittelalterliche Liebesgeschichte mit Rittern und Troubadouren zum Gegenstand hatte. Ganz entsetzt rief die Gouvernante aus: „Je n'aurais jamais cru qu'une de mes élèves écrirait un roman avant d'avoir quinze ans!“ Aber erst der Wunsch, mehr Mittel zu wohlthätigen Zwecken zu erlangen, als ihr Vermögen bot, trieb sie (1841) dazu an, einen ihrer poetischen Versuche in den Druck zu geben. Es war die Uebersetzung eines balladenartigen Gedichtes des Gascogners Jasmin,

Digitized by Google

das später auch an Longfellow einen nicht weniger gewandten Uebersetzer fand: „Das blinde Mädchen von Castell Cuillé". Das Gedicht, an sich schön und ergreifend, ein echtes Stück Volkspoesie, zugleich eine merkwürdige Probe neuer südfranzösischer Dialektdichtung, übersetzt von der Tochter eines französischen Gesandten, war eine anziehende Novität und fand sofort Aufnahme in der eben gegründeten Zeitschrift „Bentley's Miscellany". Der Verleger gab 12 Guineen (252 Mark) Honorar. Als aber die Verfasserin alsbald ein neues Gedicht einsandte, bedeutete er ihr, daß Prosa besser zöge als Verse und daß sie deshalb ihr offenbar vorhandenes Talent vortheilhafter nach jener Richtung entwickeln könnte. Mochte sie das auch verdrießen, so folgte sie doch dem buchhändlerischen Rathe. Auf jenem Briefe Bentley's in ihrem Nachlaß fanden sich, von ihrer Hand geschrieben, die Worte: „Heute begann ich Ellen Middleton." [1]

Zwei Jahre arbeitete Lady Fullerton an diesem ihrem Erstlingsroman; dann unterbreitete sie das Manuscript zwei der bedeutendsten Männer Englands, dem berühmten Parlamentsredner Lord Brougham und dem Secretär des Geheimen Rathes Mr. Charles Greville, einem Enkel des Herzogs von Portland. Beide waren Freunde ihres Vaters und nahmen an ihrer Arbeit das größte Interesse; der zweite war zudem Hausfreund der Familie und kannte sie von ihren Kinderjahren an. Beide studirten die Erzählung mit der größten Genauigkeit und schrieben ganze Briefe voll Bemerkungen darüber. Lord Brougham hätte die Verfasserin beinahe in Verwirrung gebracht; denn wenn er auch die vorhandenen Fehler für „Sonnenflecken" erklärte und im Verlauf des Romans derselben immer weniger vorfand, wußte er doch über die „Armseligkeiten des Ausdrucks" (miseries of diction) erschrecklich viel zu sagen. Er griff auch die Verwicklung selbst an, indem er nicht begreifen konnte, „wie ein Mann gleich Henry", so voll Ehrgefühl und Furcht vor Schande, daß er die Nichtbezahlung einer Ehrenschuld nicht ertragen konnte, fähig sein sollte, 3500 Pfd. St. zu stehlen, sicher, dafür entehrt und gehängt zu werden. Auch den Charakter Eduard Middletons stellte er in Frage und knüpfte daran die Lehre: „Seien Sie überzeugt, daß das Rührendste stets das Einfachste ist. Ich habe nie eine Wirkung auf ein Auditorium ausgeübt, außer durch die einfachsten Gedanken und die einfachste Ausdrucksweise." Besonders anstößig war es Lord Brougham, daß Lady Fullerton in ihrem Roman dem Priester die Macht der Sündenvergebung beilegte und die wirkliche Gegenwart Christi im heiligsten Altarssacrament annahm. Das erstere nannte er höchst unhöflich rank Popery — ranzige Päpstlerei; das andere bezeichnete er geradezu als Heidenthum.

Mr. Charles Greville waltete seines Censoramtes nicht weniger ernst, aber milder und rücksichtsvoller. Ihm schenkte die Verfasserin deshalb ihr volles Vertrauen und übergab ihm auch die Bemerkungen Lord Broughams zur Begutachtung. Er war mit diesem einverstanden, daß das Einfache durchweg am rührendsten sei, fügte aber bei, daß glühende Beschreibungen am rechten Ort ebenso tief ergreifen, und daß unter Umständen die erhabenste Sprache ohne jede Uebertreibung angewandt werden kann. Den Stil des Romans fand

[1] Ellen Middleton. A Tale. London 1844, 3 vols.

Digitized by Google

er durchaus einfach genug. Auf Verbesserung und Glättung des Ausdrucks verwandte er aber die gewissenhafteste Sorgfalt und las zu diesem Zwecke Dichter und Prosaiker nach. Er gab das Manuscript zur Einsicht an eine sehr fein gebildete und auf dem Gebiete des Romans äußerst belesene Dame Adelaide Sartoris (geb. Kemble), welche erklärte, seit Jahren nichts so Treffliches gelesen zu haben; nur tadelte sie einzelne Wendungen und Ausdrücke, fand da und dort einen Gedanken etwas gezwungen, die Sprache aufgedunsen und einzelne schöne Stellen dadurch verdorben, daß sie zu weit ausgesponnen wurden. Greville schloß sich diesem Urtheil an; gegen die theologischen Bedenken Lord Broughams aber nahm er den Roman aufs entschiedenste in Schutz: „Ich weiß nicht recht, was er unter Heidenthum versteht", so schrieb er an Lady Fullerton. „Was seine Sticheleien über die Lehre der priesterlichen Lossprechung und diejenige der wirklichen Gegenwart betrifft, so ist mir letztere immer als eine rein thatsächliche Frage erschienen — ob nämlich in Bezug auf einige Schriftstellen die katholische oder die protestantische Erklärung die richtige ist ... Diejenigen, welche an dieses Geheimniß glauben, glauben auf eine göttliche Autorität hin in Widerspruch und Gegensatz zum klaren Zeugniß ihrer Sinne. Das ist eine Probe des Glaubens; wären die Accidenzen sinnenfällig verändert, so wäre gar keine Prüfung des Glaubens vorhanden. Angenommen, Jesus Christus hätte diese Lehre in so klaren Ausdrücken vorgetragen, daß man gar nicht darüber zweifeln oder daran herumdeuteln könnte, er hätte sie in den ausdrücklichen Worten der (Römischen) Kirche auseinandergesetzt, gut, dann würde die ganze christliche Welt sie angenommen und als eine selbstverständliche Sache geglaubt haben, wie sie alle früheren Wunder und alle Geheimnisse (Dreifaltigkeit, Unbefleckte Empfängniß, Menschwerdung u. s. w.) glaubte, welche beide Kirchen anerkennen.

„Was dann die Absolution betrifft — wer setzt denn voraus, daß irgend ‚ein bloßer Mensch für sich die Gewalt hat, anderer Menschen Seelen zu retten'? Niemand kann Sünden nachlassen oder Seelen retten, außer der Allmächtige. Aber der Priester ist seinem Dienste geweiht und erhält unter gewissen Ceremonien eine göttliche Vollmacht, und Gott ‚hat ihm Macht und Auftrag gegeben, seinem wahrhaft reuigen Volke Nachlaß und Vergebung ihrer Sünden anzukünden und auszusprechen'. Das scheint mir das Amt des Priesters zu sein, seine Pflicht und seine Macht. Und das ist die Lehre der Kirche von England, deren Mitglied, meine ich, Brougham doch sein will."

So behielt der Roman seine tief religiöse, nahezu katholische Färbung. Bei der Correctur jedoch sah Greville Bogen für Bogen nach und leistete der Verfasserin durch seinen Rath die besten Dienste. Als das Buch im Frühjahr 1844 erschien, machte es nicht nur ein ungeheures Aufsehen, sondern gewann der Verfasserin in allen Kreisen Freunde und Verehrer.

„Ellen Middleton ist sicherlich sehr schön!" So schrieb die Positivistin Miß Harriet Martineau, selbst eine der gewandtesten Schriftstellerinnen Englands, an den Verleger Moxon. „Ich möchte etwas über die Verfasserin wissen, obwohl das Buch schon vieles offenbart. Wenn sie, wie ich aus einigen Zügen gegen den Schluß hin abnahm, im Stande ist, uns Charaktere und

Digitized by Google

Ereignisse von sittlicher Frische und Liebenswürdigkeit zu geben, so ist sie ein Genie hohen Ranges; denn über ihre Gewalt, die Leidenschaft zu schildern, kann nach diesem Buch nie mehr ein Zweifel walten. Es ist überdies reich. Man wird nicht nur von einem Strom der Leidenschaft dahingerissen, sondern praktische Leute (die selbst Schriftsteller sind) werden mitten im Drang der fortschreitenden Handlung durch die verschwenderische Menge von Schönheiten überrascht, welche neben dem Weg hingestreut sind. Das ist ein Grund, weshalb ich mich freue, das Buch zu haben. Ich kann einzelne Theile wieder lesen."

Ein noch viel höheres Lob spendete dem Roman der noch lebende Staatsmann W. E. Gladstone, damals Präsident des Handelsamtes und Mitglied des Cabinets. Er sagte in der „English Review":

„Ueber das eminent vorzügliche und eminent weibliche Werk, das uns vorliegt, können wir behaupten, daß es von allen religiösen Romanen, die wir je gesehen, mit dem schärfsten religiösen Zweck am wenigsten directen religiösen Unterricht verbindet; es macht am wenigsten Kraftanstrengung und hat die größte Kraft; es ist am wenigsten lehrhaft, am meisten lehrreich. Es führt in der That eine erschütternde Moral durch; und lebten wir in einem Zeitalter empfindlicher und zarter Gewissen, an Selbsterforschung gewöhnt und ernstlich darauf bedacht, die inneren Herzenskammern des Menschenherzens zu reinigen, welche zur Wohnstätte des Erlösers bestimmt sind, so wäre zu fürchten, es möchte hier und dort allzu tiefe und scharfe Wunden hervorbringen. Aber unsere Schriftstellerin hat es mit einem starren und abgehärteten Gemüthszustande des Publikums zu thun, und sie darf es wohl wagen, es etwas zu erregen und aufzurütteln. ... Sie hat das angegriffen, was nach unserer Ueberzeugung die Haupttäuschung unserer Zeit und unseres Landes ist, und sie hat uns in Form einer Parabel und durch ein schreckendes Beispiel gezeigt, daß alle, welche den Verfall des sittlichen Lebens in sich selbst vermeiden wollen, die Keime der Sünde durch die schmerzlichen Acte und Zugaben der Reue ertödten müssen, und daß, wenn wir dies versäumen, indem wir damit tändeln, wir sie zu Riesen aufziehen zu unserem eigenen Verderben und Untergang."

Nach einer trefflichen Analyse des Romans faßt Gladstone dann die Vorzüge desselben folgendermaßen zusammen:

„Kurz, es ist ein Buch, das man zu richtiger Würdigung in all seinen Einzelheiten kennen muß, in seiner Beredsamkeit und seinem Pathos, in der Zartheit und Fülle, mit der es die Leidenschaft schildert, in der stets gewaltigen und, wie wir glauben, im allgemeinen richtigen Behandlung menschlichen Thuns und Strebens, nicht auf Analyse gegründet, sondern auf jener unmittelbaren, richtigen Intuition, die in Bezug auf Charakter ganz vorzüglich und fast ausschließlich dem weiblichen Geiste zu eignen scheint; in der Gesundheit der moralischen Grundsätze, die es tragen, in der Originalität der Idee und des Zweckes, der es von Anfang bis zu Ende beherrscht. Es ist vielleicht unnöthig, noch ein Wort des Lobes hinzuzufügen über die Treue in der Schilderung des socialen Lebens und seiner verschiedenen, wir möchten fast sagen, bunten Bewegungen. Und doch war auch das ein natürliches Erforderniß zur

Digitized by Google

Erreichung der Gesammtwirkung. Ein seltenes Vergnügen aber ist es, die Meisterschaft aller schriftstellerischen Gaben so glücklich vereint zu finden mit einer klaren und vollen Erfassung jenes unsterblichen Glaubens in seiner katholischen Integrität, mit welchem das Menschengeschlecht schließlich steht oder fällt."

Lady Fullerton hat es später selbst gestanden, daß diese Zeit ihres ersten Erfolges die glänzendste ihres Lebens war. Ueberall erscholl ihr Lob, überall ward von ihr geredet. Man drängte sich herbei, um Näheres über sie zu erfahren und ihre Bekanntschaft zu machen. Ihre Eltern und Freunde waren stolz auf sie. Auf dem Landgute ihres Onkels, des Herzogs von Devonshire, war sie die Heldin des Tages. In prächtigen Equipagen strömte da der höchste Adel herbei, und die hohen Damen und Herren überhäuften die junge Schriftstellerin mit den feinsten und gewähltesten Schmeicheleien, während sie selbst ihrer geistigen Superiorität sich bewußt ward.

3.

Wie wenig sie sich von diesem Triumphe berauschen ließ, zeigt ihr Plan, um diese Zeit ein Leben der hl. Elisabeth von Thüringen zu schreiben. Schon als Kind von 10 Jahren hatte sie zufällig Chateaubriands „Geist des Christenthums" kennen gelernt und daraus eine gewisse Hochachtung für die katholische Kirche geschöpft. In Paris brachte die Gouvernante ihre beiden Pfleglinge öfter in den katholischen Gottesdienst, der sie mehr ansprach, als der eigene. Georgiana setzte großen Werth auf die Absolution, die im anglicanischen Gottesdienste gegeben wurde, weil sie glaubte, dadurch Verzeihung ihrer Fehler und Unarten zu erhalten. „Father Clement", eine im protestantischen Sinne verfaßte Tendenz-Erzählung, welche von allem Katholischen abschrecken sollte, erweckte nicht nur ihr Interesse für die alte Mutterkirche, sondern veranlaßte sie sogar, sich hinzuknieen und die allerseligste Jungfrau anzurufen. Tiefer wirkte auf sie nach ihrer Verheiratung die erste italienische Reise, welche der Zeit nach mit den Anfängen der sogen. Oxforder Bewegung zusammenfiel. In Turin erhielt sie von der ihr bekannten Gräfin Bombelles (deren Sohn später Erzieher des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich war) die „Anleitung zu einem frommen Leben" von Franz von Sales, deren Lesung sie von beängstigenden Zweifeln befreite. Durch die Heirat ihres ältesten Bruders Lord Leveson mit der verwittweten Lady Acton, einer geb. v. Dalberg, trat 1840 ein katholisches Mitglied in den nächsten Familienkreis und trug nicht wenig dazu bei, Lady Fullerton mit katholischen Anschauungen näher bekannt zu machen. In Paris besuchte sie fleißig den katholischen Gottesdienst und wohnte u. a. im August der Consecration des neuen Erzbischofs bei. Weit mehr als die äußere Pracht des Cultus zog sie aber der innere Geist des Katholicismus an, und nach der Conversion ihres Mannes mußten alle jene früheren Eindrücke in gesteigertem Maße auf sie wirken. Der gemüthliche Herzog von Devonshire meinte, es verstehe sich von selbst, daß Mann und Frau derselben Religion angehören müßten, und religiöse Bedenken standen einer Conversion eigentlich nicht mehr im Wege.

Digitized by Google

Allein die Eltern, besonders der Vater Lord Granville, hielten noch zähe am Protestantismus fest. In die Ehe seines Sohnes mit Lady Acton willigte der Lord erst, als bestimmt war, daß die Töchter der Religion der Mutter, die Söhne aber der Religion des Vaters folgen sollten. Lady Granville suchte durch protestantische Lectüre ihre Tochter von ihren Neigungen zum Katholicismus abzubringen. Diese hing mit Zärtlichkeit an ihren Eltern, und je mehr der Vater kränkelte, desto weniger wagte sie, einem Entscheid näher zu treten, der ihn voraussichtlich tief betrüben würde. Ein schwerer Kampf zwischen kindlicher Liebe und religiösem Pflichtgefühl war jetzt unvermeidlich. Um ihrer Mutter nicht wehe zu thun, gab sie den Plan auf, das Leben der hl. Elisabeth zu schreiben, und begann einen neuen Roman.

Inzwischen besuchte sie fleißig die Kapelle in Margaret Street, welche in der Geschichte des Puseyismus eine so wichtige Rolle spielte. Hier traf sie mit vielen jener hervorragenden Männer und Frauen zusammen, die sich, infolge der Oxforder Bewegung, schon damals auf dem Wege zur katholischen Kirche befanden. Zu ihnen zählten die späteren Cardinäle Newman und Manning, Robert Wilberforce, der ausgezeichnete Jurist James Hope-Scott, der spätere Oratorianer Friedr. W. Faber, die Herzoginnen von Norfolk und Buccleuch, die Marquisen von Lothian und Londonderry. Für die meisten vergingen noch mehrere Jahre innern Ringens, bis ihnen die volle Wahrheit leuchtete; aber die Bewegung selbst zog immer weitere und tiefere Kreise, besonders nachdem Dr. Newman im October 1845 muthig den großen Schritt wagte und in den Schoß der alten Kirche zurücktrat.

Lady Fullerton stand mit ihm nicht in näherer Beziehung; aber es ist unzweifelhaft, daß das Ereigniß, das in ganz England das größte Aufsehen machte, einen tiefen Eindruck auf sie nicht verfehlen konnte. Die Gründe des Uebertrittes wurden öffentlich besprochen, bekämpft, vertheidigt und riefen die lebhafteste Controverse wach. Im Januar 1846 starb Lord Granville, und damit fiel die drückendste und peinlichste jener Pietätsrücksichten hinweg, welche Lady Georgiana bis dahin zurückgehalten hatten. Sie begann nun, sich von P. Brownbill S. J. genau über die Glaubensverschiedenheiten unterrichten zu lassen, und sah Zweifel um Zweifel vor ihren Augen schwinden. Wohl erfolgten noch einige Kämpfe und Schwankungen. Einmal kam sie sogar zu P. Brownbill, um ihm geradeheraus aufzukündigen: „Ich komme, Ihnen zu sagen, Pater, daß ich meine Absicht geändert habe. Ich denke nicht mehr wie gestern, und ganz sicher ist es nicht die katholische Kirche, der ich mich anschließen will." — „Und welcher Kirche wollen Sie sich dann anschließen?" erwiederte der Angeredete in der größten Seelenruhe. Die Lady wußte keine Antwort. Das Dunkel, das ihre Seele umwölkt hatte, zerstreute sich augenblicklich. Kein Zweifel beunruhigte sie von da ab mehr. Zwei Tage später, am Passionssonntag (29. März) 1846, trat sie in den Schoß der katholischen Kirche zurück, die erste unter jenen ausgezeichneten Frauen, durch welche bald die höchsten Adelsgeschlechter in freundlichere Beziehung zum Katholicismus gelangen sollten. Ihrem Herzensjubel hat sie in dem folgenden Gedicht Ausdruck gegeben:

Digitized by Google

O Mutterkirche! Heimat meiner Seele!
In Dir fand ich das lang ersehnte Glück.
In Deinem sichern Mutterarm geborgen
Schau' ich auf meine Pilgerfahrt zurück.
In meinen Kindertagen ragtest bämmernd
Du schon vor mir wie eine Traumgestalt
Und gabst dem sorglos leichten, jungen Herzen
Im Sturm des Lebens Licht und festen Halt.
Wie Engelsgruß aus meinen Erdenträumen
Rief mild und lieblich mich dein lichter Schein,
Und Woge drang um Woge zum Gestade
Und schritt voran, und grub sich tiefer ein.
Kein Feind vermochte Deine Strahlenzüge
Durch Trugeskunst dem Blicke zu entzieh'n,
Und heller stets, ob auch entstellt, verleumdet,
Mir Deiner Schönheit Ruhmesglanz erschien.
Nach Deiner Liebe seufzte meine Seele,
Doch bebte sie vor Deines Glaubens Macht;
Ich sehnte mich, zu pflücken Deine Blüten,
Doch sie zu pflanzen war ich nicht bedacht.
‚Ach, wär' Dein Glaube wahr!' so rief ich sehnend,
Eh' ich noch seine Lebenskraft empfand,
Und betete beinah', ihn falsch zu finden,
Wenn bebend ich vor der Entscheidung stand.
Heiß war der Kampf, ein langes, banges Ringen,
Doch reich und herrlich war der Siegeslohn;
Nicht eine Prüfungsstunde war vergeblich,
Kein Herzeleid ging ungekrönt davon,
Und jeder Ring der langen, langen Kette,
Die meine Seele näher Dir gebracht,
Er ist ein Denkmal Deiner Huld und Gnade,
Die über mich so mütterlich gewacht.

Auf die Anzeige ihrer Conversion erwiederte ihr Dr. John H. Newman (15. April): „Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Nachricht, welche Sie mir anvertraut haben und welche mir die größte Freude verursacht hat. Sie hat mich auch mit Dank erfüllt; denn ich versichere Sie, daß ich Ihres Namens stetsfort in meinen Gebeten eingedenk gewesen bin und Nachrichten über Sie mit großem Interesse gelauscht habe. Ich will, nach Ihrem Wunsch, damit auch fortfahren; und indem ich das thue, kann und darf ich nicht zweifeln, daß der Friede und das Vertrauen, die andere bei diesem wichtigen Schritt empfunden haben, Ihnen ebenso wie jenen gewährt sein wird."

So war es auch. Zweifel, Unsicherheit, banges Schwanken — alles war nun überwunden. Für Mr. Fullerton war die Conversion eines der glücklichsten Ereignisse seines Lebens; die protestantischen Familienmitglieder fanden sich rasch in die vollendete Thatsache und kein Schatten umdüsterte infolge derselben die bisherigen freundlichen Beziehungen.

Digitized by Google

4.

Im Sommer 1847 wurde der Roman vollendet, den Lady Fullerton während ihres langen innern Kampfes entworfen und theilweise ausgearbeitet hatte. Stoff, Ausführung und Stimmung desselben spiegelten unwillkürlich, wenn auch in freier, poetischer und verklärter Weise, die inneren Leiden, welche jener Kampf mit sich brachte. Die Verwicklung erwächst theilweise aus der Unduldsamkeit, mit welcher das damalige protestantische England noch immer die Katholiken von sich stieß, dann aber aus einem tiefeinschneidenden Kampf zwischen Glaubenstreue und Familienliebe, irdischem Weltglück und uneigennütziger Gattentreue. Edmund Neville, der Erbe eines hohen Lords, rechtmäßig mit der Katholikin Ginevra Leslie vermählt, sieht sich genöthigt, seine Ehe geheim zu halten, weil das Testament seines Vaters ihn enterbt, wenn er einer Katholikin die Hand reicht. Das führt für die beiden Gatten unsägliche Verwirrung, das bitterste Herzeleid und den schmerzlichsten Kampf herbei; aber in diesem Leidensleben läutert sich der Charakter Ginevra's zu demjenigen einer christlichen Heldin und Dulderin.

Der Roman, nach seinem anfänglichen Schauplatz, einem Landsitz, „Grantley Manor“ [1] genannt, gehört zu dem Vollendetsten, was Lady Fullerton geschrieben. Alle Regungen und Schwankungen, Unruhen und Stürme jenes leidensvollen Gemüthslebens sind, ohne weinerliche Empfindsamkeit, so wahr und ernst, mit solcher Zartheit und Feinheit geschildert, daß der Leser, von tiefer Theilnahme und Rührung erfaßt, sie selbst mitzuleben glaubt. Landschaftsschilderung, Charakteristik, Dialog, alles ist mit bewundernswerther Kunst in das zarte Seelengemälde gezogen. Durch die düsteren Wolken des Kampfes und Leidens schimmern aber beständig, mildernd und verklärend, die Strahlen der tiefsten religiösen Anschauung durch und ziehen das Herz in jene Regionen des Glaubens, in welchen allein das Geheimniß des Kreuzes seine Lösung findet. Ginevra ist eine Gestalt, welche in ihrer moralischen Schönheit und Liebenswürdigkeit selbst den frivolen Weltling über die Theorien des Naturalismus stutzig machen dürfte. Was ihren Zauber ausmacht, das läßt sich ebensowenig in materialistische Formeln bringen, wie der Zauber, den ein Engelsantlitz von Fra Fiesole ausübt. Aber dieser Zauber ist da, und er ist eine seelische Wirklichkeit. Es ist die Schönheit des religiösen Ideals, das mit wunderbarer Macht aus den Wirrnissen der alltäglichen Gesellschaft und des gewöhnlichen Weltlebens hervorleuchtet. Ebensowenig wie in „Ellen Middleton“ ergeht sich Lady Fullerton hier in Predigten oder moralisirenden Betrachtungen; die religiösen Motive und Ideen sind der Handlung, den handelnden Personen und der Darstellung selbst eingehaucht und wirken darum mit der ganzen Gewalt des ungesucht Natürlichen und Schönen. Mancher Zug ihres eigenen Wesens dürfte in dem Charakterbild angedeutet sein, das sie von der Heldin dieses Romans, Ginevra Leslie, entwirft:

„Voll des unbezähmbaren Feuers, welches der Genius entzündet und die Leidenschaft nährt, hatte sie das Leben mit seinen Geheimnissen und Wirklich-

[1] Grantley Manor. A Tale. London 1847, 3 vols.

Digitized by Google

keiten gleichsam im Sturm erobert und schon mit 13 Jahren aufgehört, wie ein Kind zu denken, zu reden oder zu fühlen. Die kräftigen religiösen Grundsätze, welche mit ihr wuchsen und ihr ganzes Wesen formten, kämpften mit dieser Natur und beugten ihr Ungestüm. Ihre Phantasie, ihre Talente, ihre Begeisterung waren auf ein Ziel vereint, durch den Einfluß einer Religion, welche, ascetisch in ihrer Sittenordnung, unnachgiebig in ihren sittlichen Forderungen, doch jedes Menschenwesen nach seinem eigenen innersten Bedürfnisse behandelt und alle Strebungen der Seele zugleich erhebt und läutert. In den prachtvollen Tempeln ihres Heimatlandes (Italien) hatte sie allen Reichthum der Erde, kostbaren Marmor und funkelnde Edelsteine, das Gold der Berge und die Perlen der See in verschwenderischer Fülle hingestreut gesehen an die Altäre des Allmächtigen, und sie hatte gelernt, daß die Juwelen des Menschenherzens und des Menschengeistes, seine kostbaren Perlen, seine tiefen Gedankenschätze, seine unberechenbar werthvollen Edelsteine ebenso auf die Altäre Gottes niedergelegt werden sollen, nicht, um wie die Ganzopfer der Vorzeit zerstört, sondern um durch das Licht des Heiligthums geheiligt und veredelt zu werden. Jede Eingebung, welche ihre Seele über die Erde erhob, richtete sich auf den Himmel; jeder Ausbruch von Begeisterung ward durch ein Opfer geheiligt; das Bewußtsein höherer Fähigkeit war ihr ein Antrieb zu neuem Ringen, und die Offenbarungen ihres eigenen Genius ebenso viele ernste Weckrufe, denen sie mit himmelangerichtetem Blick und gebeugten Kniees zu entsprechen suchte. Als der Tag der Prüfung kam, rettete dieser selbe Einfluß sie vor Verzweiflung."

Dem jugendlich poetischen Idealismus, der sich in diesen glühenden Worten ausspricht, geht aber ein Realismus zur Seite, der theilnehmend in die tiefsten Abgründe menschlichen Elendes hinabsteigt und Armuth und Schmerz nicht weniger wahr und ernst erfaßt, als den wahren Werth und die Bedeutung des Genies und der höchsten geistigen Vorzüge.

„Die Tugenden der Armen!" ruft sie an einer schönen Stelle im Beginn des Romans aus, — „Ihre endlosen Prüfungen! — Ihre geduldige Arbeit! — Ihre erhabenen, weil ungekannten und unbelohnten Opfer! Die Geschichte erwähnt sie nicht. Die Menge klatscht ihnen keinen Beifall. Die Urheber solcher Thaten wandern einsam ihren mühevollen Weg durchs Leben und steigen hinab ins Grab, unbekannt, unbeachtet, wenn auch vielleicht nicht unbeweint von solchen, die wie sie im Verborgenen geduldet; aber eine Krone liegt für sie bereit, da, wo mancher erste der letzte und mancher letzte der erste sein wird. Arme Geschöpfe, die vielleicht unter quälendem Kopfweh oder von langsamem Fieber aufgezehrt, den ganzen Tag gearbeitet haben und nachts noch hinausschleichen, um einen Nebenmenschen zu pflegen, welcher noch elender als sie ist, und um ihm seinen Theil von dem eigenen kärglichen Mahl zu bringen. Mütter, die sich den ganzen lieben Tag abarbeiten und nachts noch kränkliche und launische Kinder pflegen. Männer, die von folterndem Schwindsuchtshusten geplagt, mit der Todesmüdigkeit der Krankheit in den Gliedern noch voranwirken und ringen und kämpfen und sich abquälen, bis das Leben zusammenbricht. Eltern, deren Kinder um Brod schreien und sie haben ihnen

Digitized by Google

keines zu geben. Wesen, die von jeder Seite versucht, durch den Hunger in die Schuld hineingetrieben, ins Verbrechen gelockt werden — und dennoch Widerstand leisten, nicht tödten, nicht stehlen, keinen Sündenlohn annehmen, nicht fluchen und lästern, und die, wenn sie der Begierlichkeit Widerstand leisten, fürwahr zu jenen gehören, ‚deren die Welt nicht würdig ist'. Und wir, die wir uns nichts versagen, wir, die Sklaven des Luxus und der Bequemlichkeit, wir, die wir kaum ein Zahnweh oder eine schlaflose Nacht geduldig ertragen, wir gehen unter diese Armen, und wenn sie das sind, was einen höhern Grad von Tugend erheischt, als wir je erwogen haben, dann nicken wir ihnen allenfalls etwas Beifall zu oder lassen ein frostiges Wort der Zustimmung fallen. Sie haben ihre Pflicht gethan, und hätten sie sie nicht gethan, hätten sie sich in einen jener tausend Fallstricke verwickelt, welche die Armuth bietet, hätte die bleiche Mutter für ihr hungerndes Kind einen Bissen Brod aufgerafft, hätte das grausam versuchte und hungernde Mädchen für einen Tag das ihr anvertraute Hemd verpfändet, dann hätte die unnachsichtliche Gerechtigkeit sie überrascht und die Gnade ihrem Wehschrei das Ohr verschlossen. Und hätten sie die Landesgesetze nicht übertreten, sondern nur aus Verzweiflung für eine Weile den Kampf aufgegeben und sich mit stieren Augen und gekreuzten Armen in ihre erbärmlichen Stübchen hingesetzt, und ihre Zuflucht zu einer zeitweiligen Sinnenbetäubung durch Branntwein oder einer tödtlichen Betäubung durch Opium genommen, dann würden wir (die wir oft in unser eigenes Haus Leute aufnehmen, deren ganzes Leben nur eine Kette von Trägheit und selbstsüchtiger Ausschweifung ist) in der ganzen Strenge unserer Selbstgerechtigkeit uns von ihnen abwenden; und auf die unglücklichen Wesen, die, vielleicht nach Jahren verborgenen Kampfes, nicht der Leidenschaft, nicht der Eitelkeit, sondern dem Hunger endlich erliegen, mit Verzweiflung in der Brust und jammervollem Wehe im Gehirn, — auf diese werfen wir einen Blick, den wir nie und nimmer auf wirkliche Schuld und Verkommenheit zu werfen wagen, wenn sie uns im Gedränge unserer Salons, in allem Pomp und Ceremoniell schuldbeladenen Reichthums begegnet."

Der Roman fand in katholischen wie protestantischen Kreisen begeisterte Aufnahme. Henry Greville, ein Bruder des früher erwähnten Charles Greville, schrieb der Verfasserin: „Vor allem ist der Roman so rein, so durch und durch christlich in all seinen Anschauungen, daß er seinen Lesern mehr Gutes thun wird, als viele Bücher, die zum Zwecke geistlicher Erbauung und nicht zu dem der Unterhaltung in die Hand genommen werden. Dann ist er vorzüglich geschrieben. Die Charaktere sind gut entwickelt. Die Geschichte ist anziehend und die Verwicklung bis in ihr letztes Stadium sehr geschickt. Kurz, das Werk ist fast ohne Fehler und wird Ihren Ruf ungemein steigern. Ich weiß allerdings, daß Sie sich um diesen nicht kümmern, außer insofern er beitragen kann, bei einer künftigen Gelegenheit noch mehr Gutes zu wirken."

Dieses Urtheil fand in öffentlichen Besprechungen, wie privaten Zuschriften seine Bestätigung, und an Ermuthigung jeder Art fehlte es der Verfasserin nicht. Die unruhigen Zeiten der nächsten Jahre indes, Reisen und mancherlei andere Störungen ließen sie nicht so bald wieder zu ruhigem Schaffen kommen.

Digitized by Google

Das nächste Werk „Lady Bird“ (Marienkäfer)[1], abermals ein Gesellschaftsroman, erschien erst 1852. Eine glückliche und edle Liebe wird hier durch den schnödesten Vertrauensbruch und Unterschlagung eines Briefes durchkreuzt; aber der Frevel rächt sich bitter an seinem Urheber. Mit der Braut, die ihn nicht liebt, einst seine Jugendgespielin, zieht Moritz Redwood nach Amerika und trifft auf demselben Schiff mit jenem Hadrien d'Arberg zusammen, dem er sie schnöde entfremdet. Dieser, mittlerweile Priester geworden, begleitet als Missionspriester eine Schaar armer, irischer Auswanderer in die Neue Welt. Moritz erkrankt unterwegs, und das unerwartete Zusammentreffen gibt dem schwer Getäuschten und Beleidigten d'Arberg die Gelegenheit, in der schönsten Weise an seinem Beleidiger Rache zu nehmen, d. h. ihm edelmüthig im Tode beizustehen und an der verlassenen Gertrud Barmherzigkeit zu üben. Das Auswandererschiff mit seinen leidensvollen irischen Insassen ist nicht minder treu und anschaulich gezeichnet, als das behagliche Vergnügungsleben auf englischen Landsitzen; den Glanzpunkt des Romans bilden aber auch hier unzweifelhaft wieder die verschiedenen Frauencharaktere, besonders die Titelheldin, welche aus einem verwöhnten und verhätschelten Kind unter schweren Prüfungen zur ernsten christlichen Frau heranreift. Auch der lockere Künstler Moritz und der ernste, geistvolle Gelehrte Hadrien sind trefflich charakterisirt, wenn auch nicht in jener derben Weise, wie sie der moderne Realismus liebt.

5.

Da Lady Fullerton die Familie Louis Philipps persönlich kannte und durch ihren langen Aufenthalt in Paris eine halbe Pariserin war, folgte sie mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Verlauf der Revolution von 1848, besuchte die nach England geflüchtete Königsfamilie und nahm an ihrem herben Loos, das besonders die Königin mit bewunderungswürdiger Ergebung trug, den innigsten Antheil. Im allgemeinen aber huldigte sie sonst den etwas liberalen Ueberlieferungen ihrer Familie. Als ihr Bruder Friedrich sie deshalb eines häufigen Wechsels ihrer politischen Ansichten anklagte, erwiederte sie ihm[2]:

„Vor allem will ich zugeben, daß ich auf dem Gebiete der Politik in gewissem Sinne keine festen Grundsätze hege — d. h. keine bestimmte Anhänglichkeit an besondere Regierungsformen, unabhängig von den tausend wechselnden Umständen der Zeit, des Ortes und des Charakters. Ich glaube, daß in einem Zeitalter oder bei einem bestimmten Volk dieselben Gesetze, welche unter gewissen socialen Bedingungen heilsam sein könnten, unter anderen gefährlich oder unheilbringend werden. Ich halte nichts für unabänderlich in der Welt als die Wahrheiten der Religion und die Gesetze Gottes.... Alle menschlichen Institutionen sind fehlbar, und ich sehe in keiner die Vollkommenheit. Ich nehme darum bereitwillig an, daß sie nach den verschiedenen Bedürfnissen und nach den Umwandlungen im Leben der Menschheit verändert und umgestaltet werden dürfen.

[1] Lady Bird. A Tale. London 1852, 3 vols.

[2] Brief aus Florenz, 17. Februar 1853.

Digitized by Google

„Ich halte die Freiheit für einen großen Segen, aber nicht für den ersten und wichtigsten. Freie Untersuchung und Selbstregierung sind treffliche Dinge, wenn die erste zur Wahrheit führt und die letztere Friede und Ordnung hervorbringt. Aber wenn sie unmittelbar entgegengesetzte Wirkungen haben, wenn sie zu Unordnung, Gottlosigkeit, leiblicher und geistiger Noth führen, hören sie in meinen Augen auf, gut zu sein. Ich betrachte sie nicht als absolute Segnungen in sich, sondern nur als Mittel zu einem Zwecke (und zwar im allgemeinen als die besten Mittel zu diesem Zwecke), zur sittlichen Vervollkommnung und zum Wohle der Menschheit. . . . Mit Rücksicht auf das königliche Recht von Gottes Gnaden erinnere ich mich nicht, daß ich seit meinen Mädchenjahren es je als etwas aufgestellt habe, woran ich glaubte; was ich immer sagte, ist, daß es das einzige Princip sei, auf das sich logisch die Gesinnung der Unterthanentreue stützen könne, unabhängig von irgendwelchen individuellen Verdiensten des Souveräns, oder von der Hochachtung, welche man den ersten Staatsbeamten des Landes schuldet. Ich habe gar keine Lust, dem König von Sardinien als einem legitimen Abkömmling der Stuarts zu huldigen, aber deshalb hege ich nicht weniger Loyalität gegen Königin Victoria, als ich, wenn ich amerikanische Bürgerin wäre, gegen den Präsidenten Filmore hegen würde.

„Was nun zunächst die Radikalen in England betrifft, so sympathisire ich mit ihnen, erstlich weil meine Sympathien überhaupt der Demokratie angehören, wenn sie sich nicht, wie im Ausland, mit dem Bösen verbindet und zu seinem Werkzeug wird. Ich liebe die Ausdehnung der politischen Rechte. Ich habe eine Abneigung gegen Monopole und Klassenvorrechte, und die Ansichten der Radikalen über religiöse Freiheit und Gleichheit würden nach meiner Meinung sehr die Interessen der Religion begünstigen, die ich für die wahre halte und die mir vor allem am meisten am Herzen liegt. Siehst Du, mein lieber Freddy, das ist der Fels, an dem unsere Wege sich theilen, das, was es uns unmöglich macht, die Dinge im selben Lichte zu sehen. Ich halte die Erkenntniß der religiösen Wahrheit, die religiöse Erziehung der Kinder, die geistliche Unterweisung der arbeitenden Klassen für die erste und wichtigste aller Fragen und aller Segnungen, bürgerliche Freiheit, zeitliches Wohlergehen und Wohlbehagen als sehr untergeordnete Punkte, sehr wünschenswerth in sich, aber nicht in Vergleich mit den Interessen zu stellen, welche die Seelen betreffen.

„Im Ausland hat sich die radikale Partei fast ausnahmslos mit der Sache des Unglaubens und der Gottlosigkeit identificirt."

So sehr sie deshalb auch den Franzosen und Italienern freiere politische Einrichtungen gönnen möchte, wendet sie sich doch mit Abscheu von dem Treiben der dortigen Revolutionsmänner ab, für welche der Aushängeschild der Freiheit nur Anarchie und Socialismus, Meuchelmord und jegliche Schurkerei bedeutet.

„Es ist sehr leicht, über Freiheit zu schwätzen," sagt sie in einem andern Briefe an ihren Bruder, „aber äußerst schwer, sie zu definiren. In England besitzen wir sie zweifellos, und wir können für diesen Segen nicht dankbar genug sein; aber wie oft existirt sie nur dem Namen nach, nicht in der That! Die Tyrannei einer Majorität über eine Minorität ist, alles in allem, ebenso

Digitized by Google

drückend, wenn nicht drückender als diejenige eines despotischen Selbstherrschers. Die radikalen Kantone der Schweiz haben ihre Gegenpartei viel grausamer unterdrückt und mißhandelt, als mancher absolute Herrscher seine Unterthanen, und wenn die vor den Drohungen des Socialismus zitternden Bewohner Frankreichs jetzt frei aufathmen können, müssen sie nicht Louis Napoleon für die ‚Freiheit' danken, die er ihnen zurückgegeben hat?"

Diese politischen Anschauungen eingehender zu erörtern, ist nicht unsere Absicht; sie enthalten unzweifelhaft manches Anfechtbare; aber zur Charakteristik der Schriftstellerin sind sie ein durchaus wesentlicher Zug und müssen um so mehr hervorgehoben werden, als Lady Fullerton in Deutschland schon als eine „Aristokratin vom Scheitel bis zur Zehe" hingestellt worden ist.

6.

Wie die meisten vornehmen Engländer, hatten die Fullertons außer einer Wohnung in London noch einen Sitz auf dem Lande, den sie oft wechselten. Wochenlang weilten sie als Gäste auf den Schlössern oder Landsitzen ihrer Verwandten und Freunde. Kaum ein Jahr verging ohne größere oder kleinere Reisen; oft wurde der Winter oder ein noch größerer Theil des Jahres in Südfrankreich oder Italien zugebracht. So verweilten sie im Herbst 1851 längere Zeit in Paris und Pau, besuchten Blois, Toulouse, Montpellier, Marseille und reisten dann nach Rom, wo sie bis in den nächsten Sommer blieben. Diesmal lebte sich Lady Fullerton ebenso in das katholische Rom hinein, wie sie vordem mit Begeisterung Altrom und das Rom der Renaissance studirt hatte. Sie nahm aber auch an dem gesellschaftlichen Leben der hohen Welt fröhlich theil und befreundete sich namentlich mit der Fürstin Borghese, einer geb. de la Rochefoucauld. Nach ihrer Rückkehr hielt sie sich einige Zeit in London auf, wo sie sich nicht mehr begnügte, für gute Werke Almosen zu geben, sondern selbst in die Armenschulen ging, Katechismusunterricht ertheilte und an den Spielen der armen Kinder sich betheiligte, um mit ihnen und ihrer Familie in persönlichen Verkehr zu kommen. Für den nächsten Winter ging sie mit ihrem Manne abermals nach Rom, wo sich diesmal eine große Zahl vornehmer Engländer zusammenfand. Schon um diese Zeit war ihr Sohn, Walter Granville, welcher Officier werden wollte, wiederholt ernstlich erkrankt; doch erholte er sich immer wieder unter dem mildern Himmel Italiens. Als der Krimkrieg ausbrach, dachte er ernstlich daran, seinem Regiment zu folgen; aber ehe es dazu kam, raffte ihn, auf einem Besuch bei seinem Onkel Lord Rivers in Rushmore, ein plötzlicher Tod dahin, gerade am Tage, bevor er sein 21. Lebensjahr begann. Die Mutter sollte ihn nicht mehr sehen. Lady Rivers telegraphirte die erschütternde Nachricht an Dr. Manning, welcher so schonend als möglich Lady Fullerton darauf vorbereitete. Es war der schwerste Schlag, der sie je getroffen. Alle Hoffnungen der Familie waren mit diesem einzigen Kinde geknickt. Alle Fäden, welche Lady Fullerton an die Welt fesselten, waren mit diesem gewaltigen Verluste zerrissen.

Bei ihrem nächsten Aufenthalt in Rom (Winter 1856 auf 1857) zog sie sich von den Salons zurück und ließ sich in den dritten Orden des hl. Fran-

Digitized by Google

ziskus aufnehmen. Sie nahm es damit sehr ernst. Geistliche Tagebücher von dieser Zeit an, theils in französischer und englischer, theils in spanischer Sprache geführt, entwickeln in rührendster Weise, ohne jede Ueberspanntheit oder Ueberschwänglichkeit, schlicht, einfach und kindlich, ihren festen Entschluß, sich ganz Gott, der Vervollkommnung ihrer Seele und dem Wohle des Nächsten zu widmen. Diesen schönen Entschluß setzte sie mit männlicher Standhaftigkeit und Folgerichtigkeit ins Werk. Ohne aus der Welt herauszutreten, übte sie das fromme und entsagende Leben einer Klosterfrau und verwandte den schönsten Theil ihrer Zeit im Dienste der Armen.

Nach London zurückgekehrt, setzte sie sich alsbald mit den Geistlichen der Nachbarschaft (an der Bayerischen Kapelle in Warwick Street) in Verbindung, ließ sich von ihnen Namen und Wohnung der bedürftigsten Katholiken geben und begann dieselben nun regelmäßig zu besuchen. In dürftiger, schwarzer Kleidung (so daß sie oft selbst für eine Wäscherin oder Bettelfrau angesehen wurde) erschien sie, mit einem Tragkorb am Arm, in den elendesten Wohnungen und theilte da selbst ihre Almosen aus. Nur dadurch, daß sie sich später genöthigt sah, mitunter andere Damen an ihrer Stelle zu schicken, erfuhr man, wie es dabei zuging. Als eine solche Stellvertreterin bei einer armen bettlägerigen Kranken sich damit begnügte, ihr Geld zu geben und ihr Essen aus dem Korbe ans Bett zu stellen, und dann nach ein paar freundlichen Worten wieder gehen wollte, seufzte die Kranke unwillkürlich: „Und Sie gehen sobald wieder fort, Madame?" — „Ist Ihnen das denn sonderbar?" fragte diese. — „Ach," erwiederte die Kranke, „die andere Dame hat mir wenigstens Feuer angemacht!" — Dieser Wunsch wurde erfüllt; als die Stellvertreterin aber nun weiter wissen wollte, was die andere Dame sonst noch gethan, da stellte sich heraus, daß sie jedesmal das Zimmer kehrte, alles abstäubte und in Ordnung stellte, der Kranken das Bett machte, sie wusch und anzog und sie nicht verließ, bis sie ihr alle Dienste einer treuen und aufmerksamen Magd in der liebevollsten Weise erwiesen hatte. Das that die „andere Dame", einst eine Zierde der höchsten Salons, als Kind von Königen und Prinzessinnen gehätschelt, die gefeierte Romanschriftstellerin, die Schwester des Ministers, der die auswärtigen Angelegenheiten des britischen Weltreiches zu verwalten hatte.

Lady Fullerton sah indes bald ein, daß solche Werke der Barmherzigkeit wie ein Tropfen Wasser in dem Meere von Elend versiegen müßten, das eine Weltstadt wie London beherbergt. Sie vereinigte sich deshalb mit Lady Fitzgerald und Miß Stanley, der Schwester des bekannten Dechanten von Westminster, um die Schwestern vom hl. Vincenz von Paul nach London zu ziehen, und brachte schon im Jahre 1859 die nöthigen Mittel zusammen, um eine erste vorläufige Niederlassung derselben, eine sogen. „Crèche", d. h. ein Heim für verwahrloste Kinder, zu gründen. Mit diesen Schwestern ging sie selbst in die elendesten Winkelreviere Londons, um solche armen, von allen verlassenen Kleinen aufzusuchen, half selbst sie reinigen und kleiden, sie unterrichten und für sie sorgen. Freundlich wie eine Mutter spielte sie mit ihnen und nahm sie wohl zu einer Spazierfahrt in ihren Wagen, um ihnen einmal frische Land-

Digitized by Google

luft zu verſchaffen. Die Zahl der Ordensfrauen mehrte ſich bald, und es konnten andere ähnliche Anſtalten gegründet werden.

Ein anderes Werk, dem Lady Fullerton ihre Sorge zuwandte, war um dieſe Zeit von einer armen Haubenſtickerin, Eliſabeth Twiddy, geſtiftet worden. Ihr proteſtantiſcher Vater hatte die katholiſche Mutter elend im Stiche gelaſſen, und nun war es die treue Tochter, welche dieſelbe in den letzten Lebensjahren mit ihrer Händearbeit ernährte. Als die Mutter ſtarb, verwandte Eliſabeth ihren Verdienſt darauf, arme Waiſenkinder zu erziehen, welche in Gefahr waren, ihrem Glauben entzogen zu werden, und gründete für ſolche ein kleines Heim, das ſpäter, unter Leitung einer eigenen Genoſſenſchaft, zu einer größern Anſtalt heranwuchs. Als ſie 1859 ſtarb, ſchrieb Lady Fullerton ihr Leben[1]. Es gab übrigens kaum ein charitatives Unternehmen, an dem ſie nicht betheiligt war. Für Arme und Kranke, Gefängniſſe und Hoſpitäler, Rettungshäuſer für gefallene Mädchen, Waiſenhäuſer, Zufluchtshäuſer für alte und gebrechliche Leute war ſie unermüdlich thätig, allerdings nicht allein, ſondern im Verein mit ihren Freundinnen: Lady Lothian, Lady Londonderry, den Herzoginnen von Buccleuch und Norfolk, Lady Newburgh, Lady Denbigh, Lady Herbert of Lea und vielen anderen nicht minder hochherzigen Frauen. Im Jahre 1867 brachte ſie auch ihren Lieblingsgedanken zur Verwirklichung, eine eigene neue Congregation: „Die armen Dienſtmägde der Mutter des menſchgewordenen Wortes“, zu ſtiften, beſtimmt für arme Mädchen, welche zwar den Beruf zum Ordensſtand, nicht aber die nöthige Ausſteuer hätten, um in einer andern Congregation einzutreten, und theils durch Handarbeit, theils durch Almoſen ſo viel zuſammenbringen ſollten, um das Inſtitut aufrecht zu erhalten und dann möglichſt viele Mitglieder für die verſchiedenſten Zwecke der Barmherzigkeit zu verwenden. Dieſe Congregation hatte den größten Erfolg, verbreitete ſich nach Irland, erhielt ein Mutterhaus in Rom und verwaltete bald zahlreiche Schulen, Waiſenhäuſer und Hoſpitäler.

7.

Mehr als einmal tauchte in der unermüdlichen Wohlthäterin der Armen der Gedanke auf, die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit aufzugeben, um ſich ganz ausſchließlich Werken der Barmherzigkeit zu widmen. Allein, wie gerade der Wunſch, ſich mehr Mittel zu ſolchen zu verſchaffen, ſie einſt zum Schreiben veranlaßt hatte, ſo hielt er ſie auch jetzt daran feſt. Sie rechnete auf etwa 200 bis 300 Pfd. St. (4000 bis 6000 Mark) Honorar jährlich, und damit ließ ſich ſchon manchen Armen helfen. Andererſeits betrachtete ſie aber auch ihr ſchriftſtelleriſches Talent als eine ihr von Gott verliehene Gabe, um im Sinne chriſtlicher Bildung und Liebe auf die verſchiedenſten Kreiſe einzuwirken und an Stelle ſchlechter und gleichgiltiger Unterhaltungslectüre eine ſolche zu bieten, welche die Seelen anderer auf ſanfte Weiſe Gott näher bringen könnte.

[1] Apostleship in humble Life: a Sketch of the life of Elisabeth Twiddy, London 1860.

Digitized by Google

Getragen von diesen schönsten Beweggründen, die einen Schriftsteller leiten können, irdische Noth zu mildern und geistige Bildung zu heben, hat Lady Fullerton in ihren übrigen Lebensjahren eine überaus lebhafte literarische Thätigkeit entwickelt, ohne dabei ihre Pflichten als Gattin und Hausfrau, oder ihre stete Sorge für die Armen Christi, ihre Lieblinge, zu vernachlässigen. Sie legte die Feder nur nieder, um Werke des Wohlthuns zu vollbringen, und ruhte von diesen nur aus, um in angestrengter Arbeit sich neues Almosen für ihre Armen zu verdienen.

Ein großer Theil ihrer Werke gehört dem eigentlichen Gebiete der Erbauungsliteratur an. So schrieb sie das Leben der hl. Franziska von Rom, der sel. Lucia von Narni, der Anna von Montmorency, der edlen spanischen Bekennerin Luise de Carvajal, der Mutter Maria von der Vorsehung, der Barmherzigen Schwester Katharina Labouré, der frommen Elisabeth Twiddy, der Lady Elisabeth Falkland[1]. Sie übersetzte das Leben des hl. Johannes Berchmans, der Schwester Natalie Narischkin, der Mutter Duchesne, der ehrw. Magdalena Barat, der Marchesa Falletti[2]. Manche dieser Leben sind von größerem Umfang, und schon die große Zahl setzt eine überaus langwierige, fleißige Arbeit voraus. Ein großes und nachahmenswerthes Beispiel lag darin, daß eine Schriftstellerin, deren feinen Stil und zarten Geschmack die ersten Staatsmänner und Schriftsteller Englands bewunderten, es nicht unter ihrer Würde hielt, ihr Talent der religiösen Erbauung zu widmen und ihre Zeitgenossen darauf hinzuweisen, daß sich aus dem Leben heiliger und frommer Menschen mehr Gewinn ziehen läßt, als aus dem bunten Flitter bloßer Unterhaltungsliteratur. Einzelne dieser Bücher, wie das Leben der Luise von Carvajal, sind von wunderbarer Schönheit und haben auch bei Nichtkatholiken die freundlichste Beachtung gefunden.

Weniger günstig wurden in England ihre Gedichte[3] aufgenommen, obwohl manche derselben, wie „Der Goldgräber", „Der alte Hochländer" und namentlich einzelne ihrer Gelegenheitsgedichte, einen tief poetischen Sinn bekunden. Doch mag auch der Ausländer fühlen, daß sie sich in der gebundenen Rede nicht mit jener Freiheit, Fülle und hinreißenden Anmuth bewegt, die ihren Prosastil auszeichnet. Ihre kleinen Dramen „Germaine Cousin, die Schäferin

[1] The Life of St. Francis of Rome etc., London 1855. — The Life of Louisa de Carvajal, London 1873. — The Life of Mère Marie de la Providence, London 1875. — The Miraculous Medal. Life and Virtues of Catherine Labouré, Sister of Charity, London 1880. — The Life of Elisabeth Lady Falkland 1585—1630, London 1883. — A Child of the Sacred Heart, London.

[2] The Life, Virtues and Miracles of Blessed J. Berchmans etc., London 1866. — Natalie Narischkin, Sister of Charity, London 1877. — The Life of Mère Duchesne by the Abbé J. Baunard, Roehampton 1879. — The Life of the Vener. Madelaine Barat by the Abbé J. Baunard, Roehampton 1880. — The Life of the Marchesa G. Falletti di Baroto, from the Italian of Silvio Pellico, London 1866.

[3] The Old Highlander etc., London 1849. — The Gold-Digger and other Verses, London 1872.

Digitized by Google

von Pibrac" und „Das Feuer von London"[1] sind allerliebst ausgeführt, das erste ein schönes Seitenstück zu Cardinal Wisemans „Verborgenem Edelstein", das zweite ein artiges Lustspiel; sie reichen indes nicht aus, ihr eine besondere Stelle in der dramatischen Literatur zu sichern. Dagegen bewährte sich ihre volle Meisterschaft auf dem Gebiete des Romans.

Die mehrjährige Pause, welche sie nach Vollendung ihrer ersten drei Gesellschaftsromane eintreten ließ (1852 bis 1858), könnte die Vermuthung erwecken, als hätte auch sie sich zeitweilig jener strengeren Ansicht genähert, welche um des vielen und argen Mißbrauchs willen am liebsten auf alle und jede Romane verzichten möchte. Nachdem indes Cardinal Wiseman in seiner „Fabiola" (1854), Dr. Newman in seinen Romanen „Callista" und „Verlust und Gewinn" die Form des modernen Epos so glücklich im schönsten christlichen Sinne verwerthet hatten, konnte wohl eine solche Abneigung in ihrem künstlerischen Geiste kaum Wurzel fassen. Eher ist anzunehmen, daß ihre äußeren Lebensschicksale ihr weniger Muße ließen, und daß sie durch ausgebreitete Studien und Lectüre sich zu neuem Schaffen erst vorbereiten wollte.

Im Jahre 1858 beginnt die Periode ihrer historischen Romane mit der französisch geschriebenen Erzählung „Die Gräfin von Bonneval, Geschichte aus der Zeit Ludwigs XIV." Auf Grund weniger und dürftiger Briefe hat sie darin nicht nur den Charakter der Titelheldin mit bewundernswerther Kunst weiter ausgesponnen, sondern daran auch ein lebensvolles Bild jener Zeit geknüpft, wie es nur wenigen französischen Schriftstellern gelungen ist. Im Jahre 1861 folgte nebst der ebenfalls französisch geschriebenen Erzählung „Rose Leblanc" der Missionsroman „Laurentia, eine Geschichte aus Japan", welcher, an der Hand der ältesten Berichte der Jesuiten über dieses Land, das erste Aufblühen der dortigen Mission und der sie durchkreuzenden Verfolgungen schildert. Das von ihr liebevoll ausgeführte Culturbild hat geschichtlichen Werth, während die schönsten Züge christlichen Heldenmuths mit jener vollendeten Feinheit (refinement) gezeichnet sind, welche Henry Morley als den hervorragenden Charakterzug in den Schriften der Lady hervorhebt.

Diesem Muster eines Missionsromans folgten im Laufe der sechziger Jahre noch drei historische Romane. Der erste derselben, „Unglaublich und doch wahr", knüpft an das seltsame Gerücht, daß Charlotte von Braunschweig, vermählt mit dem Sohne Peters des Großen, durch Flucht dem auch ihr drohenden Todesloose entgangen sei. Lady Fullerton läßt sie einen Franzosen, Herrn d'Auban, in zweiter Ehe heiraten, mit dem sie vor den Verfolgungen der russischen Regierung eine Zufluchtsstätte in Louisiana sucht und findet. Eine Empörung der Indianer treibt sie nach Frankreich zurück, wo neue Fährlichkeiten ihrer harren und die einstige Großfürstin noch einmal zwingen, nach Amerika zu fliehen. Die phantastische Verwicklung umfaßt deshalb zugleich das Frankreich Ludwigs XV., Rußland unter Peter I. und das Kolonistenleben in

[1] Germaine Cousin, the Shepherdess of Pibrac. A Drama. London 1872. — The Fire of London, or Which is Which? A play in three acts and in verses, London, Burns and Oates 1882.

Digitized by Google

Amerika, in ebenso fesselnder wie gelungener Schilderung[1]. „Constanze Sherwood" entwirft ein ergreifendes Zeitgemälde aus den Katholikenverfolgungen unter Elisabeth; „Ein stürmisches Leben" greift dagegen ins Mittelalter zurück und beschreibt auf Grundlage eingehender Studien und mit feinem Kunstgefühl die wirren Lebensschicksale der leidenschaftlichen Margaretha von Anjou[2].

In „Mrs. Gerald's Nichte" (1869) kehrte die scharfblickende Kennerin des englischen Gesellschaftslebens in die neuere Zeit zurück[3], während ihr letzter Roman „Wo ein Wille, da ist auch ein Weg" (1881)[4] an den Lebensschicksalen eines vornehmen französischen Mädchens ein durch und durch wahres, tieferschütterndes Gemälde der großen Revolution entwickelt. Niemand, der diese spannende Erzählung, so frisch, so lebensvoll, so reich an Handlung und Pathos, mit „Ellen Middleton" vergleicht, würde wohl von sich aus auf den Gedanken kommen, daß zwischen den beiden Werken ein Zeitraum von 37 Jahren liegt. Es athmet darin dieselbe Schaffenskraft, dieselbe reiche Phantasie, dieselbe Schönheit des Gedankens und der Sprache.

Die gesammte Novellistik Lady Fullertons umfaßt einen weiten Kreis der vielseitigsten Kenntnisse und Studien, bekundet ein tiefes Durchdringen des Menschenherzens und besonders des weiblichen Gefühlslebens und setzt die vertrauteste Bekanntschaft mit dem Leben der höhern englischen Gesellschaft voraus. Auch die anderen Lebenskreise ihrer Heimat bis hinab in die tiefsten Schichten der Armuth und des Elendes hat sie durch ihr charitatives Leben unzweifelhaft sehr genau kennen gelernt; aber sie besaß den Volkshumor und den packenden realistischen Blick nicht, mit welchem z. B. Dickens diese bunte Musterkarte der seltsamsten Figuren nachzugestalten wußte. Ein um so tieferes Verständniß legt sie dagegen für das geistige, seelische Leben in seinen feinsten Unterschieden und Regungen an den Tag. Worin sie aber unbedingt alle neueren Romanschriftsteller Englands überragt, das ist die jungfräuliche Reinheit, die tiefreligiöse Idealität, welche sowohl ihre Charakterbilder als die Ausführung der Handlung beherrscht, der Geist des Glaubens, der ihr ganzes Sinnen und Denken und deshalb auch ihre Werke mit einem Dufte himmlischer Schönheit durchhaucht.

Die irdische Minne in ihrem Keimen, Blühen und Vergehen, in ihren Träumen und wechselvollen Stimmungen, das Herzeleid, mit welchem sie meist so unzertrennlich verknüpft ist, die Kämpfe, Prüfungen und Stürme, welche

---

[1] La Comtesse de Bonneval, histoire du temps de Louis XIV, Paris 1857. — Rose Leblanc, Paris 1861. — Laurentia. A Tale of Japan. London 1861. — Too Strange not to be true. A Tale. London 1864.

[2] Constance Sherwood. An Autobiography of the 16th Century. London 1865. — A Stormy Life. A Novel. London 1867.

[3] Mrs. Gerald's Niece. A Novel. London 1869, 3 vols. — Daran reihten sich sieben kleinere Erzählungen: Seven Stories, London 1873, und die Uebersetzungen: The Notary's Daughter (M. J. d'Aulney), The House of Penarvan (J. Sandeau), London 1878, und Eliane. A Novel (Aug. Craven). London 1882.

[4] A Will and a Way. A Novel. London 1881, 3 vols.

Digitized by Google

sie so vielfältig durchkreuzen, das Gewirre von Leidenschaft und Schuld, zu dem sie sich so leicht entfaltet, das herbe Schicksal, das so oft sie schuldlos trifft, das alles ist ihr kein bloßes Phantasiespielzeug oder Unterhaltungsräthsel, um die Gefühle ihrer Leser aufzuregen, zu spannen und zu verwirren, sondern ein ernstes, bedeutsames Stück des Menschenlebens selbst, an dem man die Irrungen des Herzens, die Gefahren der Seele, die Führungen der Gnade, die Räthsel des Lebens und ihre Lösung mit großem eigenen Gewinn betrachten kann. Bei allem Ernst der Auffassung findet sich deshalb in ihren Romanen nie ein Hauch jenes übersättigten Pessimismus, der in schrillen Dissonanzen den größten Theil der heutigen Romanliteratur durchklingt. In den Pfuhl des Häßlichen steigt sie nicht hinab, sie begnügt sich, zart und unverfänglich die Keime der Leidenschaft zu zeichnen, die dorthin führen. Nicht grollend und zürnend blickt sie aber in dieses Gewirre der Leidenschaft und der menschlichen Verirrungen hinein, sondern mit sanfter Theilnahme und innigem Mitgefühl, voll Hoffen und Sehnen, die Verirrten aus ihrem Leid zu dem einzigen Quell allen wahren Glückes, zu Gott, zurückzuführen. Ueber eine Welt voll Schuld und Leid ragt in ihren Erzählungen stets der unerschütterliche Glaube an jene heilige, versöhnende Macht empor, die beides überwunden. Man kann darum ihre fesselnden Seelengemälde kaum lesen, ohne sich geläutert und gehoben zu fühlen.

Seit 1880 kränkelnd, lebte Lady Fullerton die letzten Jahre meist zurückgezogen zu Ayrfield (Bournemouth) in Südengland. Auch hier stiftete sie ein kleines Armen- und Krankenhaus. Im Kreise der armen Kinder, die hier um eine liebliche Krippe versammelt waren, feierte sie ihr letztes Weihnachtsfest. Am 19. Januar 1885 entschlummerte sie sanft und friedlich im Herrn. „Um was ich jetzt bete," schrieb sie in ihrem letzten Briefe, „ist, anzufangen, Gott mit einer Liebe zu lieben, die jegliche andere Liebe aufzehrt und das Herz mit Sehnsucht nach dem Tode erfüllt."

Bis in ihre letzte Lebenszeit hinein fuhr sie indes nicht nur unermüdlich fort, sich an den verschiedensten Werken der Nächstenliebe zu betheiligen, sondern bewahrte auch ihr freundliches Interesse für die Literatur. Mit den Dichtern Sir Henry Taylor und Aubrey de Vere stand sie persönlich in freundschaftlichem Verkehr, und wenn ihr auch die Dichter ihrer Jugendzeit besser zusagten als Tennyson, so fand sie doch auch in dessen Werken manches, was sie wahrhaft erfreute.

A. Baumgartner S. J.

Digitized by Google

Recenſionen.

Xenia Bernardina. Sancti Bernardi primi abbatis Claraevallensis octavos natales saeculares pia mente celebrantes ediderunt antistites et conventus provinciae Austriaco-Hungaricae. 8°. Vindobonae 1891. In commissis apud Alfredum Hölder.

Vol. I—II. Sancti Bernardi primi abbatis Claraevallensis Sermones de tempore, de sanctis, de diversis, ad tertiam editionem Mabillonianam cum codicibus Austriacis, Bohemicis, Styriacis collatam, excusi. XXXV et 1040 pp.

Vol. III—IV. Die Handschriften-Verzeichnisse der Cistercienserstifte Reun in Steiermark, Heiligenkreuz-Neukloster, Zwettl, Lilienfeld in Nieder-, Wilhering und Schlierbach in Ober-Oesterreich, Ossegg und Hohenfurt in Böhmen, Stams in Tyrol. 561 und 511 SS.

Vol. V. Beiträge zur Geschichte der Cisterzienserstifte Reun in Steiermark, Heiligenkreuz-Neukloster, Zwettl, Lilienfeld in Nieder-, Wilhering und Schlierbach in Ober-Oesterreich, Ossegg und Hohenfurt in Böhmen, Mogila bei Krakau, Szczyrzic in Galizien, Stams in Tyrol und der Cisterciense-rinnen-Abteien Marienthal und Marienstern in der königl. sächsischen Lausitz. VIII und 428 SS.

Das seinem Ende zuneigende Jahr 1891 hat der katholischen Welt das achthundertjährige irdische Natale eines der gefeiertsten ihrer Heiligen heraufgeführt, das des Doctor mellifluus, an dessen vom Honigseim der Salbung überfließenden Lippen mit den Völkern des zwölften Jahrhunderts die Kinder aller Zeiten und Zungen hingen und hangen. Konnte der Gedächtnißtag in der gesammten Kirche nicht unbeachtet vorübergehen, so war er doch vor allem ein Dank- und Freudenfest für die geistliche Familie, welche in dem Abte von Citeaux ihren Stifter erblickt, jenen großen Zweig, der in der Vollblüte der mittelalterlichen Zeit der alten Wurzel des abendländischen Mönchthums entsprang und nach dem Mutterhause des Ordens in Cisterz genannt zu werden pflegt. Während aber vielfach die Feier auf Chor und Kloster be-

Digitized by Google

schränkt blieb, beschlossen die Stifter der ehrwürdigsten der bestehenden Provinzen des Ordens, der österreichischen, die Festfeier durch ein bleibendes Denkmal zu verewigen; wir sagen der ehrwürdigsten, da keine andere sich rühmen kann, drei Klöster zu besitzen, die, zu Lebzeiten des Heiligen gegründet, ununterbrochen bis an die Wende dieses Jahrhunderts bestehen und blühen, wie solches bei den Stiftern Reun, Heiligenkreuz und Zwettl (Clara-vallis Austriae) der Fall ist. Denn während überall die Wogen religiöser und politischer Umwälzungen die Stätten geistiger und geistlicher Cultur verschlangen, während man das Clairvaux Bernhards selbst seinen Söhnen entriß, um es mit Sträflingen, als den Früchten einer neuen Cultur, zu bevölkern, war es einzig den österreichischen Stiftern vergönnt, unter dem gerechten und milden Scepter eines edeln Fürstenhauses die Stürme der entfesselten Revolution zu überdauern.

Das Denkmal, welches die Klöster Oesterreichs ihrem Stifter setzten, sollte ein literarisches sein, würdig der Feier, deren Andenken es zu verewigen bestimmt war. So wurde denn auf dem zu Anfang des Jahres 1880 in Wien abgehaltenen Provinzialkapitel beschlossen, dasselbe aus folgenden Theilen zusammenzusetzen, deren jeder ein Werk für sich bildet, die aber durch den gemeinsamen Titel Xenia Bernardina zu einem Ganzen verbunden wurden.

1. Aus den Werken Bernhards sollten seine Fest- und Heiligen-Predigten sowie die Predigten vermischten Inhaltes in einer neuen Ausgabe veröffentlicht werden, weil dieselben zu Zwecken der Erbauung sowohl als des Predigtamtes von höchstem Nutzen erschienen, in den Bibliotheken aber weder in häufigen, noch in handlichen Ausgaben vorhanden waren. Diesem Zwecke sind die beiden ersten Bände der Xenia Bernardina gerecht geworden. Sie enthalten unter dem Titel: S. Bernardi primi abbatis Claraevallensis Sermones de tempore, de sanctis, de diversis, die Reden der dritten Mabillon'schen Edition in schönem und correctem Abdrucke und unter Anfügung der Varianten, welche die Handschriften der österreichischen Stifter boten. Letzterer Umstand macht diese Neuauflage auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet werthvoll. Besorgt ist dieselbe von Dr. Benedikt Gsell, Archivar des Stiftes Heiligenkreuz, und Dr. Leopold Janauschek, dessen Name durch seine Origines Cistercienses in weiten Kreisen bekannt ist.

2. Die zwei folgenden Bände der Xenia enthalten die kurze Beschreibung der in den österreichischen Cistercienserstiftern vorhandenen Handschriften, und zwar der erste Band die von Reun, Heiligenkreuz-Neukloster, Zwettl, Lilienfeld, der zweite die von Wilhering, Schlierbach, Ossegg, Hohenfurt und Stams. Diese Festgabe wird jedenfalls in der Gelehrten-Republik als die werthvollste und nutzbringendste begrüßt werden. Die Beschreibung der einzelnen Handschriften ist knapp, doch zureichend, sowie mit guten Indices begleitet. Die Handschriftenbestände der österreichischen Cistercienserstifter sind auffallenderweise, wenn man Hohenfurt ausnimmt, weniger groß als die anderer hervorragender Stifter. Wir finden Reun mit 210, Heiligenkreuz mit 550, Neu-

Digitized by Google

kloster mit 17, Zwettl mit 420, Lilienfeld mit 229, Wilhering mit 224, Osseg mit 103, Stams mit 61, Schlierbach mit 117 vertreten, während Hohenfurt 204 Membran- und 1006 Papier-Codices aufzuweisen hat. Die verheerende Gewalt der Elemente, die Barbarei des Buchbinder- und des Kriegshandwerkes erklären zumeist die Decimirung der alten Büchereien. Wenn z. B. von den böhmischen Stiftern Osseg arm, Hohenfurt so reich an Handschriften ist, so liegt der Grund darin, daß letzteres das einzige Stift Böhmens war, das von den Räuberbanden der Hussiten nicht niedergebrannt ward. Der gesammte Bestand der Cistercienserstifter an handschriftlichem Material stellt dennoch ein nicht zu verachtendes Kapital dar, und die Männer, welche sich der trockenen Arbeit des Katalogisirens und Beschreibens der Codices unterzogen, haben der Gelehrtenwelt das schönste Festgeschenk geboten, das sie zu bieten vermochten.

3. Der fünfte Band der Xenia bringt „Beiträge zur Geschichte" der österreichischen Cistercienserstifter sowohl (außer den unter 2 aufgeführten noch des Stiftes Szczyrzic in Galizien und Mogila bei Krakau) als auch der beiden Cistercienserinnen-Abteien Marienthal und Marienstern in der sächsischen Lausitz. Das Stift Mehrerau bei Bregenz gehört, um dies nebenbei zu bemerken, obgleich auf österreichischem Boden gelegen, doch nicht der österreichischen Congregation oder Provinz an. Die Kapitel, in welche diese Beiträge sich gliedern, sind 1) Literaturverzeichniß zur Stiftsgeschichte, handschriftliche Quellen sowohl als gedruckte umfassend; 2) Reihenfolge der Aebte (beziehungsweise Aebtissinnen) mit kurzer, chronikartiger Angabe der wichtigsten Ereignisse ihrer Regierung; 3) Verzeichniß berühmter oder, sei es wissenschaftlich, sei es künstlerisch thätiger Stiftsmitglieder. Dieser Band ist, gleich den Handschriften-Verzeichnissen, das Werk verschiedener Mitarbeiter und bietet neben dem ordensgeschichtlichen vor allem lokalhistorisches Interesse.

4. Zu diesen drei auf dem erwähnten Provinzialkapitel von 1880 beschlossenen Theilen wurde noch ein vierter, Bibliographia Bernardina, hinzugefügt, der alles, was von und über Bernhard bis zum Jahre 1890 geschrieben, ersteres unter Aufführung aller Editionen, zusammenfassen sollte. Dies ebenso verdienstliche als mühevolle Unternehmen wurde in Dr. Janauscheks bewährte Hände gelegt; leider ist indes der unermüdliche Gelehrte durch seine seit längerem angegriffene Gesundheit verhindert worden, diesen Theil in der in Aussicht gestellten Frist zu vollenden; doch wird das Erscheinen dieses vierten Werkes und damit der Abschluß der Xenia Bernardina als demnächst bevorstehend gemeldet.

Allein schon aus dieser gedrängten Wiedergabe des reichen Inhalts der fünf bisher erschienenen Bände der Xenia dürfte dem Leser hinreichend klar geworden sein, daß das literarische Monument, welches das Jubeljahr Bernhards verewigen soll, in der That ein Monument ist, das manches Denkmal aus Stein und Erz zu überdauern bestimmt sein dürfte.

G. M. Dreves S. J.

Digitized by Google

Geschichte des canonischen Eherechts bis zum Verfall der Glossenliteratur. Von **Jos. Freisen**, Doctor der Rechte und der Theologie. XX u. 918 S. gr. 8°. Tübingen, Fues, 1888. Preis *M.* 20.

Das gelehrte, sehr fleißig gearbeitete Werk unternimmt es, in sechs Abschnitten das kirchliche Eherecht in seiner geschichtlichen Entwicklung zu zeichnen. Nach ein paar Seiten einleitender Bemerkungen kommen zunächst Begriff und Wesen der Ehe, dann die Form der Eheschließung, im dritten Abschnitt die Ehehindernisse, im vierten die Ehescheidung, im fünften die Wirkungen der Ehe, im sechsten endlich Ehegesetzgebung und Dispensationsrecht zur Sprache. Das Werk zeugt von großer Beherrschung des ausgedehnten Stoffes, dabei aber auch von Selbständigkeit in der Auffassung und von Verstandesschärfe in der Behandlung. Daneben ist freilich als Schattenseite eine gewisse Voreingenommenheit hie und da nicht zu verkennen.

Daß die Zeit der Scholastik manchmal die Geschichte zu sehr vernachlässigt hat, war gewiß ein Fehler; allein das sogen. „Denken mit einer Voraussetzung", wodurch der Verfasser die Zeit der Scholastik charakterisirt (19. 89) und sie zu unserer Zeit als einer wissenschaftlich höhern in Gegensatz stellt, ist doch nur dann ein Fehler, wenn man von *grundlosen* Voraussetzungen ausgeht und so weiter denkt. Das mag hie und da von Gelehrten der alten Zeit geschehen sein, wie es auch heute noch wohl geschieht. Im Wesen der Scholastik lag nur, daß sie die als Glaubenslehre feststehenden oder doch durch das kirchliche Lehramt hinlänglich verbürgten Sätze als von vorneherein unantastbar hinnahm und auf dieser Voraussetzung weiter baute. Das ist aber die katholisch nothwendige und vor Irrthum möglichst schützende Behandlungsweise der Wissenschaft. Die ohne *diese* „Voraussetzung" betriebene Forschung setzt sich immer großer Gefahr des Irrthums aus — auch die an die Geschichte herantretende Forschung: die oft spärlich fließenden geschichtlichen Quellen, welche meist nur ein Stück und darum nicht immer ungetrübte Wahrheit bringen können, werden nur zu leicht überschätzt gegenüber der Lehre der Kirche, welche als gottgefestigte Säule der Wahrheit sie ungetrübt zu lehren im Stande ist. Die vom Dogma losgelöste Behandlung der Geschichte, zumal der Kirchengeschichte, ist darum eine unrichtige Art der Behandlung, welche der üblen Folgen nicht entbehrt: sie führt nicht selten zu verkehrten Auffassungen, verwirrt den nicht allseitig theologisch durchgebildeten Leser und schwächt seinen kirchlichen Sinn. Die theologischen Fächer: Kirchengeschichte, Dogmatik, Exegese u. s. w. gehören alle zur Theologie; sie sollen nicht miteinander vermengt, aber auch nicht voneinander losgerissen werden. Wir fürchten, das vorliegende Werk hat in dieser Beziehung nicht allen Anstoß vermieden.

Diese Bemerkung soll jedoch keineswegs gegen die Persönlichkeit des Verfassers gerichtet sein. Nein, wer sich bedächtig und aufmerksam durch die Ausführungen desselben hindurcharbeitet und durch einige zu scharfe kritische Bemerkungen sein Urtheil nach keiner Seite hin trüben läßt, der wird bei allem sachlichen Beanstanden mehrerer Sätze des Verfassers dessen kirchliche Gesinnung nicht in Zweifel ziehen können. Wir wenigstens haben den Eindruck empfangen,

Digitized by Google

daß auch durch die gewagten und unannehmbaren Meinungen des Werkes und durch einige weniger kirchlich klingende Ausdrücke hindurch dennoch eine nichts weniger als unkirchliche Tendenz sich bekundet.

Wenn die §§ 75 und 76 zuweilen den Schein erwecken, als liege nicht schon von Anfang an in der Idee der päpstlichen Autorität, wie sie von Christus gewollt und dem Petrus übertragen ist, die Vollgewalt, allgemein bindende Gesetze in kirchlichen Ehesachen zu erlassen, sondern als sei diese das Ergebniß der geschichtlichen Rechtsentwicklung, so wird doch S. 883 u. 885 die Sache selbst und der Standpunkt des Verfassers richtiggestellt. „Das Princip, daß alles Recht (kirchliche Recht) von einem Centrum, nämlich der römischen Kirche, ausgehe," so heißt es dort ausdrücklich, „entsprach der alten, stets gehegten kirchlichen Anschauung", und: „Seit den ältesten Zeiten hat die Kirche sich die Competenz beigelegt, in Ehesachen Bestimmungen zu treffen; eine ausdrückliche Reception des weltlichen Rechtes findet sich kirchlicherseits nirgends, auch nicht in alter Zeit." Ueberhaupt sind die Erörterungen auch bei den einzelnen Ehehindernissen gerade nach der Seite hin interessant und lehrreich, daß geschichtlich nachgewiesen wird, wie diese Hinderniße kraft des eigenen Rechtes, nicht des staatlichen, von der Kirche aufgestellt und festgehalten wurden.

Auch die Ausführungen über den Concubinat (§ 5—9) sind, wenn auch nicht überall unanfechtbar, doch nach ihrem Gesammtinhalt geeignet, manche Schwierigkeiten kirchlicher Bestimmungen aus früherer Zeit zu beseitigen, weil sattsam dargethan ist, daß jene Bezeichnung vielfach eine nicht ebenbürtige und nicht mit allen bürgerlichen Rechtsfolgen ausgestattete, vor dem Gewissen aber durchaus giltige Ehe ausgedrückt hat.

Die mehrfach mitgetheilten Stellen von Autoren, welche den Satz aussprechen, der Papst sei an die Canones der Concilien und seiner eigenen Vorgänger gebunden, wirken jedenfalls verwirrend. Daß einige Autoren bezüglich der obersten Vollgewalt des Papstes unrichtig gedacht haben, ist bekannt. Allein jener Satz, der nicht so selten vorkommt, kann wenigstens in irgend einem richtigen Sinn erklärt werden. Dieser Sinn wird in der vom Verfasser selbst S. 902 angezogenen Stelle nahegelegt, nämlich: insoweit die früheren Canones Glaubenssachen, nicht bloß Disciplinärvorschriften betreffen; auch an letztere ist der Papst insofern gebunden, als er vor Gott unerlaubt handeln würde, wenn er grundlos von bestehenden, sich als nützlich erwiesenen Gesetzen abweichen wollte. Diese Grenzen hätten als die richtigen und maßgebenden hervorgehoben werden sollen.

S. 905 billigt der Verfasser den Satz, „daß man gewisse natürliche Rechtsprincipien nicht läugnen kann, daß aber gleichwohl diese Rechtsprincipien nicht ohne weiteres den Charakter von Rechtssätzen haben, und somit der Begriff des jus naturale ebenso haltlos als überflüssig erscheint". Nach unserer vollsten Ueberzeugung beruht diese Darlegung auf Verkennung des jus naturale. Wenn es nicht wahre Rechtssätze des jus naturale gibt, dann ist das ganze positive Recht ohne Grundlage und ohne Halt, und ein im Gewissen verpflichtender positiver Rechtssatz ist eine Unmöglichkeit geworden.

Digitized by Google

Auch die beliebte Scheidung von Recht und Moral als getrennter Gebiete beruht auf einer Verkennung des wahren Rechtsbegriffes.

Einschneidender jedoch als die soeben berührten Punkte ist ein anderer, der von mehreren Seiten beanstandet wurde. Durch das ganze Buch hindurch tritt uns die Ansicht entgegen, als ob von alters her die Kirche den eigentlichen Eheabschluß nie in die bloße beiderseitige Zustimmung der sich ehelichenden Personen gesetzt habe; trotz der heutzutage in der kirchlichen Wissenschaft herrschenden entgegengesetzten Ansicht müsse das auch heute noch festgehalten werden. Wir halten den Satz für unrichtig und unverträglich nicht zwar mit einem erklärten Dogma der Kirche, aber doch mit anderen autoritativ erlassenen Aeußerungen der kirchlichen Organe. Wir vernehmen nun mit Sicherheit, daß der Verfasser selbst diese Meinung nicht mehr zu vertreten gewillt ist und zu einer Umarbeitung des Buches sich entschlossen hat. Damit würde dann freilich die diesbezügliche Polemik gegenstandslos. Allein da die Meinung einmal in dem Werke ausgesprochen wurde, so können wir nicht umhin, wenigstens einige Worte darüber zu sagen.

Der Verfasser vermeinte gerade durch die von ihm aufgestellte Ansicht kirchliche Lehre und kirchliche Praxis in vollste Harmonie zu bringen, nämlich einerseits die dogmatische Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe und andererseits die Trennung der noch nicht vollzogenen Ehe durch Ordensprofeß und die auch aus anderen Gründen vielfach gehandhabte päpstliche Dispens in einer solchen noch nicht vollzogenen Ehe. Er glaubte diese scheinbare Disharmonie am gründlichsten dadurch beseitigen zu können, daß in allen jenen Fällen noch nicht eine eigentliche Ehe, sondern nur erst eine Verlobung angenommen werde, eine Verlobung zwar, deren Lösung der Willkür der Verlobten entzogen, der kirchlichen Gewalt aber unterstellt sei. Damit gibt dann der Verfasser dem Papste der Sache nach eine weit ausgedehntere Vollmacht zur Lösung derartiger Verhältnisse, als die allgemeine Lehre der Theologen ihm zuschreibt. Nach dieser kann der Papst ein sogenanntes matrimonium ratum tantum nur aus wichtigen Gründen giltigerweise lösen; nach dem Verfasser könnte er dies nach Belieben. Die Erforschung der geschichtlichen Entwicklung des kirchlichen Eherechtes soll zu diesem Schluß berechtigen. Daß die Meinung etwas Bestechendes hat und nicht ohne alle Vertreter aus der Vorzeit ist, geben wir zu; Wahrheit können wir ihr trotzdem nicht zuerkennen. Manche Aussprüche der Vorzeit, welche der Verfasser als Beweismomente vorbringt, bilden keinen eigentlichen Beweis, weil eine andere Deutung der Aussprüche nicht ausgeschlossen ist; andere hingegen liegen vor, welche mit der betreffenden Deutung unvereinbar sind. Ohne auf die diesbezüglichen Aussprüche der Kirchenväter einzugehen, kann und muß jedenfalls gesagt werden, daß der Ausspruch Eugens IV. in der Instructio ad Armenos mit der vom Verfasser verfochtenen Ansicht sich nicht vereinigen läßt. Das regulariter Eugens im Sinne von „hauptsächlich" zu verstehen, so daß immer noch ein anderes Moment hinzutreten muß, ist unannehmbar; zudem stellt Eugen nur die Weisen, wie der consensus ausgedrückt werden könne oder müsse, einander entgegen, entweder durch Worte oder ausnahmsweise durch Zeichen; außer diesem consensus

Digitized by Google

kennt er gar kein anderes Moment, durch welches die Ehe als eigentliche Ehe zum Abschluß komme. — Auch in der vielumstrittenen Frage über die Ehe der seligsten Jungfrau mit dem hl. Joseph, welche in vorliegender Materie große Bedeutung hat, dürfte der Verfasser nicht überall den Sinn der heiligen Väter richtig erfaßt haben. Daß der hl. Augustin in diesem Punkte wegen vorgefaßter Meinung zu einer „künstlichen" Erklärung gekommen sei, will uns nicht einleuchten. Jedenfalls liegt bezüglich eines Textes ein Mißverständniß vor. Der Verfasser läßt den Heiligen sagen: „Maria und Joseph *glaubten* beide, sie seien wirklich die Eltern Christi, und dieser Glaube machte sie zu wirklichen Eltern." In der That aber sagt der Heilige: „Beide verdienten, Eltern Christi genannt zu werden, nicht bloß jene seine Mutter, sondern auch er (Joseph) sein Vater, wie er ja auch der Gemahl seiner (Christi) Mutter war, nämlich *beides* (d. h. Gemahl Mariä und Vater Christi) nicht dem Fleische, sondern dem Geiste nach (utrumque mente, non carne)." Putativvater Christi nennt ihn ja auch der hl. Lucas, oder, was dasselbe ist, Christus den Putativsohn Josephs, nicht weil Joseph glaubte, er sei Christi Vater, sondern weil die Menschen Jesus für den Sohn Josephs hielten. Daß aber auch nach jüdischen Begriffen ein Verhältniß, wie es in Wirklichkeit zwischen Joseph und Maria stattfatte, als Ehe galt, möchte trotz des Verfassers aus seinen Erörterungen (§ 92) hervorgehen. Daß nach der sogenannten *zweiten* Verlobung oder gar nach der Heimführung das Verhältniß noch als bloßes Verlöbniß, nicht als Ehe gegolten habe, wird doch durch den Umstand allein sehr fraglich, weil das Vergehen eines Dritten mit einer in solcher Weise angetrauten Person als Ehebruch bestraft wurde.

Wir wiederholen schließlich, daß wir über den Ausstellungen, die wir gemacht haben, das manche Gute, welches das Buch aufweist, durchaus nicht verkennen, und daß wir der Gesinnung des Verfassers, seinem ausgedehnten Wissen und seiner nicht gewöhnlichen Befähigung alle Anerkennung zollen.

Aug. Lehmkuhl S. J.

L'Oeuvre des Apôtres, par l'abbé **É. Le Camus,** vicaire général honoraire de Chambéry. Fondation de l'Église chrétienne. Période d'affranchissement. XLVIII et 368 p. 8°. Paris, Letouzey et Ané, 1891. Preis *Fr.* 6.

Vorliegendes Buch ist der erste Band eines Werkes über die Anfänge des Christenthums (Les Origines du Christianisme). Zwei andere sollen noch folgen, die uns die période de la conquête und die période d'affermissement darstellen werden, wie der erste Band die période d'affranchissement behandelt. Die Ereignisse dieses ersten Zeitraumes sind in den 12 ersten Kapiteln der Apostelgeschichte niedergelegt. Die Befreiung der Kirche vom Judaismus vollzieht sich in Antiochien, und das äußere Kennzeichen des völligen Bruches mit dem Judenthum erscheint in dem Namen Christen, Christiani, der den Gläubigen in Antiochien beigelegt wird. Mit der Erwägung dieser Thatsache schließt dieser Band, und damit auch die période d'affranchissement. Es drängt sich hier gleich die Frage auf, ob diese Befreiung nicht klarer und

Digitized by Google

vollgiltiger und ganz principiell im Apostelconcil ausgesprochen und festgesetzt wurde. Man könnte daher sehr geneigt sein, die période d'affranchissement mit diesem so wichtigen Ereignisse zu schließen, um so mehr, da der hochw. Herr Verfasser diesen Zeitraum selbst so beschreibt: L'Église s'est fait jour en secouant cette dure terre du judaïsme mal cultivée par les pharisiens. Nun hat aber die engherzige judaistische Richtung ihre endgiltige und durchschlagende Verurtheilung im sogenannten Apostelconcil (Apg. 15).

Die in den 12 ersten Kapiteln der Apostelgeschichte erzählten und angedeuteten Ereignisse und Gegenstände führt der Herr Verfasser seinen Lesern in einer recht ansprechenden, abgerundeten und sorgfältig gefeilten Darstellung vor. Mit hingebender Liebe hat er sich in den Stoff vertieft und weiß ihm durch aufmerksame Erwägung und Ausbeutung des heiligen Textes eine gestalten- und farbenreiche Ausführung zu geben und mannigfache Gesichtspunkte abzugewinnen. Der zeitgeschichtliche Hintergrund, welchen er den Berichten des hl. Lucas beigefügt hat, dient in vortrefflicher Weise dazu, die christlichen Thatsachen und Bestrebungen um so schärfer in ihrer Eigenthümlichkeit, Schönheit und Erhabenheit hervortreten zu lassen. Gegebenen Ortes sind auch geographische und archäologische Angaben und Bemerkungen reichlich eingestreut, und der Herr Verfasser gibt den Lesern von den bei seinem Aufenthalt in Syrien und Palästina gemachten Beobachtungen und Erfahrungen und manchmal auch von seinen Gefühlen und Stimmungen in liebenswürdiger und geistreicher Weise Mittheilung. Nicht minder legt er es darauf an, die handelnden Personen anschaulich vorzuführen, ihre Ansichten, Bestrebungen, Gemüthsbewegungen zu errathen, auch durch Schilderung der Naturumgebung die Scenen zu beleben. Freilich wird da nicht alles nach jedermanns Geschmack ausgefallen sein. Einige Erzählungen sind doch zu langathmig ausgesponnen; auch der Erfindungsgabe wird manchmal zu viel Raum gestattet. So wird die erste Ankunft des hl. Paulus in Jerusalem nach seiner Bekehrung so geschildert: En passant près du champ où Etienne avait été lapidé (ist das sicher?), il donna sans doute un pieux souvenir à celui dont il avait voulu la mort. On se le représente regardant tour à tour la place d'où, assis, il avait encouragé le fanatisme des meurtriers, et celle où était tombé le noble martyr. Il entendit, plus émouvante que jamais, l'héroïque prière de la victime en faveur de ses bourreaux. C'est à elle peut-être qu'il devait sa transformation religieuse. Avec effusion, il baisa la terre où criait encore le sang du juste. Une parole de paix et de pardon en sortit. Quand il se releva, brisé de regrets et de saintes émotions, il dut, en mettant la main sur son coeur, dire à Dieu: „Je l'ai tué, mais je sens là de quoi le faire revivre!" Da läuft doch viel Phantasie mit unter; ähnliche Ausstellungen aber wären noch ein paarmal zu machen, z. B. S. 263, 264, 270 u. a.

In der Einleitung wird die Echtheit der Apostelgeschichte und deren Abfassung durch den hl. Lucas behandelt; die gegentheiligen Ansichten werden durch äußere und innere Gründe widerlegt. Daß Lucas einen bestimmten Plan bei der Abfassung verfolgte, findet der Verfasser nicht; nach ihm hat es

Digitized by Google

den Anschein, daß Lucas die Nachrichten, die ihm mündlich oder schriftlich zukamen, und die Begebenheiten, deren Zeuge er selbst war, einfach zusammenstellte. Da geben wir doch der Darstellung bei Kaulen, Cornely entschieden den Vorzug. Gut wird hervorgehoben, daß nach Ausweis der Apostelgeschichte und des ersten Briefes an die Korinther die Sprachengabe nicht so aufgefaßt werden könne, als wäre sie zum Predigen verliehen worden. Wenn aber S. 21 die Stelle 1 Kor. 14, 22 so erklärt wird, als sollte das Zungenreden, die Glossolalie, den Ungläubigen die Macht des Heiligen Geistes bezeugen und beweisen, so ist ganz übersehen, daß gerade an der betreffenden Stelle der Apostel diese Erklärung entschieden abweist: Si ergo conveniat universa Ecclesia in unum et omnes linguis loquantur, intrent autem idiotae aut infideles: nonne dicent quod insanitis? Was das heiße: in signum sunt infidelibus, ist zudem klar aus der Stelle Is. 28, 11, die der hl. Paulus ebenda anführt. Daß das Aramäische allen Juden, auch den Hellenisten, verständlich war, ist doch zu viel behauptet (S. 18). Im Leben Jesu nahm der Herr Verfasser als Todesjahr Christi das Jahr 30 (783 der Stadt Rom) an; jetzt aber entscheidet er sich (S. 49) für 33. Eine genaue Erwägung der Art und Weise, wie Christus über seine zweite Ankunft zu den Aposteln spricht, dürfte wohl die auf S. 57 erhobenen Bedenken lösen; die Apostel predigen, was und wie sie es vom Herrn gehört haben. Ist es so gewiß, daß Onkelos ein Schüler Gamaliels war? (S. 90.) Wenn Stephanus Apg. 7, 30. 38 von einem Engel spricht, so kann das kaum einfachhin auf die rabbinische Schule von Alexandrien zurückgeführt, noch auch der Engel geradezu als der Logos gefaßt werden (S. 121); sonst kommt man in einen unlöslichen Zwiespalt mit den deutlichen Stellen des hl. Paulus Gal. 3, 19 und Hebr. 2, 2. Ferner ist zu beanstanden, daß Simon Magus, von dem die Apostelgeschichte spricht, derselbe sein soll, wie der von Josephus genannte Jude Simon von Cypern (S. 152). Gut wird S. 158 in der Anmerkung erwähnt, daß die Recognitionen und clementinischen Homilien mit phantastischen Einzelheiten angefüllt sind; aber warum werden dann doch solche Züge in das von Simon Magus entworfene Bild, das dem Wortlaute nach als geschichtlich treu dem Leser geboten wird, ohne weiteres aufgenommen? Die erste Reise des hl. Paulus nach Jerusalem seit seiner Bekehrung ist Apg. 9, 26 (nicht Apg. 11, 31; S. 174) verzeichnet. Warum aber die Apg. 11, 30 angegebene Reise im Galaterbrief nicht erwähnt sei, dafür ist der durchschlagende Grund, weil Paulus mit dem am Schlusse des ersten Kapitels erreichten Zeitpunkt seinen Satz, die Lehre Christi nicht von den Aposteln empfangen zu haben, vollständig bewiesen hat. Daher war gar keine Veranlassung mehr da, im Galaterbriefe von jener Reise zu sprechen. Das als Ergänzung oder Berichtigung zu S. 345. Ob wohl die Darstellung S. 176 sich ganz deckt mit der in Christi Worten liegenden Andeutung: Durum est tibi contra stimulum calcitrare? Und S. 180 heißt es im Gegensatz zu S. 176: Que lui servirait de résister plus longtemps à la grâce et de s'épuiser douloureusement dans une lutte inégale et sacrilège? Da der hl. Paulus so entschieden betont, er habe seine Lehre nicht von Menschen, sondern von

Digitized by Google

Jesus Christus selbst erhalten, ist es sehr wenig wahrscheinlich, daß er die Aufzeichnungen, die sich die Christen von Damascus aus der Predigt des Evangeliums gemacht hätten, mit sich nach Arabien genommen habe. Am wenigsten kann dafür die Stelle über die Einsetzung der heiligen Eucharistie angeführt werden, da er hier ausdrücklich erklärt: Ego enim accepi a Domino quod et tradidi vobis etc. (1 Kor. 11, 23.) Es wäre doch sonderbar, wenn die Apostel nach der Herabkunft des Heiligen Geistes noch der Meinung gewesen wären: Le salut n'était que pour les fils d'Abraham et les circoncis (S. 202). Ebenso scheint es wenig angemessen, von Jacobus dem Apostel zu sagen: Son esprit rigoriste et son attachement au judaïsme le disposaient peu à l'evangélisation extérieure (S. 298). Petrus läßt Apg. 10, 47. 48 diejenigen taufen, über die bereits der Heilige Geist gekommen war; in diesem Falle, meint der Herr Verfasser, le baptême n'avait d'ailleurs à produire ni l'ablution du péché ni la grâce; il pouvait être tout au plus le symbole de la transformation qu'allait subir au dehors la vie de Corneille et de tous les siens. Aber die Sacramente des Neuen Bundes theilen die heiligmachende Gnade mit; ist der Täufling schon durch vollkommene Reue im Stande der Gnade, so bewirkt die Taufe eben einen neuen und höhern Grad der Gnade; ein bloßes Symbol ist sie niemals.

Die Ausstattung ist gut. Beigegeben ist ein farbiger Plan vom heutigen Jerusalem und von Damascus.

Joseph Knabenbauer S. J.

Tobias. Oratorium in sieben Abtheilungen nach den Worten der Heiligen Schrift für Soli und gemischten Chor mit Begleitung des Orchesters. Text und Musik von **St. Aenstoots.** Op. 12. Kevelaer (Rheinpreußen). Selbstverlag des Componisten. Preis: Klavierauszug *M.* 8; Gesangstimmen à 60 *Pf.*

Die Geschichte des Tobias ist eine der lieblichsten Erzählungen der Heiligen Schrift und, von einem echt poetischen Duft umwoben, bietet sie Stoff und Charakter für musikalische Bearbeitung, wie wenige andere. Das hier angezeigte Oratorium, welches im Klavierauszuge uns vorliegt, hat sich diese Aufgabe gestellt und sie auch mit Geschick und Erfolg gelöst.

Den Inhalt der biblischen Erzählung zerlegte der Dichter in sieben Abtheilungen, die nicht gerade dramatische Scenen genannt werden können, aber doch mehr oder minder an solche streifen. Der Text selbst schließt sich genau und oft wörtlich an den biblischen an, was dem Ganzen allerdings ein eigenthümliches religiöses Gepräge gibt, aber vom ästhetischen Standpunkte aus uns nicht gerade überall recht gefallen will, da der heilige Ursprung mit rhythmischem Fluß und Schönheit der Sprache nicht dasselbe ist, die beiden letzteren Momente jedoch für gute, allseitig ansprechende musikalische Einkleidung nicht fehlen dürfen, wenn das Wort sich dem Tone gegenüber geschmeidig und homogen erweisen soll. Der Componist hat in seinem Werke alle dem Oratorium eigenen Kunstformen angebracht; nur wäre dabei zu wünschen, daß die eine und andere derselben in breiterer und weiterer Aus-

Digitized by Google

führung zur Anwendung hätte kommen mögen. Dies gilt besonders von der Arie und dem Chore.

Um ins einzelne zu gehen, müssen wir zuerst der gut und durchsichtig gearbeiteten Ouverture gedenken. Die erste Abtheilung bringt die Erblindung des Tobias. Es möchte vielleicht angemessener sein, wenn der erste Chor nicht vor die beiden Recitative, sondern zwischen dieselben gesetzt würde (Nr. 1—3). Recht stimmungsvoll wirken Arie und Chor (4 u. 5): „Gott unserer Väter, du Herr der Heere, blick auf dein Volk, das du erwählt" — ein rührender Klageruf des auserwählten Volkes, das seine Zionsharfen an dem Weidengebüsch der Flüsse Babylons aufgehängt. Es folgt nun die biblische Erzählung von Tobias' Erblindung in passender musikalischer Recitation, woran sich ein Ergebung in sein Geschick aussprechendes Gebet reiht, dessen zweite Strophe ein Unisono-Chor aufnimmt.

Die zweite Abtheilung, „Abreise des jungen Tobias", beginnt mit einem „marschmäßig" bewegten Chor über die Worte des 91. Psalmes: „König ist der Herr!" Der Chor (8) geht in einen andern, im dreitheiligen Rhythmus sich bewegenden Chor über, dessen Text dem gleichen Psalme entnommen ist. In beiden Chören will uns die wiederholt sich findende Octavenführung der Tenor- und Baßstimme nicht recht gefallen. Ein Baßrecitativ mit folgender Arie (9 u. 10), wie der kurze, im Gesange wie in der Begleitung wohl gelungene Solosatz überschrieben ist, nehmen ihren Text aus dem 4. Kapitel des Buches Tobias. Der blinde Vater sendet seinen Sohn in die Fremde und tröstet ihn: „Fürchte dich nicht, mein Sohn; wir führen zwar ein armes Leben, doch werden wir viel Gutes erhalten, wenn wir Gott fürchten." Diesen Gedanken nimmt (11) ein im schlichten Tone des Kirchenliedes gehaltener Chor auf, dem die erste Erscheinung des Engels folgt, welche den Gegenstand der zweiten Hälfte dieser Abtheilung bildet (12—16). Das Zwiegespräch zwischen dem Engel (Tenor) und dem greisen Tobias (Baß) ist musikalisch sehr gut gegeben, insbesondere die Rede des Engels: „Ich will ihn dahin führen." Referent ist gewiß nicht für die Reminiscenzenjägerei, wie sie bisweilen musikalischen Kritikern eigen ist, aber die Stelle (S. 21 des Klavierauszuges): „Ich bin Azarias ..." mahnt doch fast gar zu getreulich an den Schwanenritter und sein Motiv. Ein Terzett für Männerstimmen (15): „Vom Himmel sende mir hernieder, Herr, einen deiner Engelschaar", dessen Melodie sodann mit gleicher Bitte der ganze Chor aufnimmt (16), bringt die zweite Abtheilung zum Abschluß.

„Rettung vom Fische" ist der dritte Theil überschrieben, der mit einer breit gehaltenen instrumentalen Einleitung und einem im Stile eines Kirchenliedes gehaltenen Chore: „Auf dich, Herr, will ich ewig hoffen", beginnt. Mit dieser Form thut der Componist fast des Guten zu viel; doch ist nicht zu verkennen, daß dadurch das ganze Werk eine gewisse Weihe erhält. Ein Baßrecitativ (18) berichtet die Thatsache nach Tobias Kap. 6. Bei dem Rufe: „Herr, er fällt mich an!" greift in charakteristischer Wendung der Tenor ein, worauf ein kurzer, aber sehr schöner Chor den Eindruck des Geschehenen in den Worten: „In Nöthen schrei' ich auf zu dir, Allmächtiger! Du starker

Digitized by Google

Gott, umgürte dich und helfe mir, Jehova! Du Gott Zebaoth", zum tiefern Erfassen zu bringen sucht. Ein Tenorrecitativ gibt in melodiöser Stimmführung den Rath des Engels, wie es mit dem Fische zu halten sei, worauf ein ebenfalls sehr anmuthiger Chor (21) die Bekräftigung ertheilt. „Wer Gott und seinen Engeln trauet, gehorsam thut, was er befiehlt, der hat auf festen Grund gebauet und nicht umsonst dem Herrn gedient." Die eher derb klingende zweite Strophe möchte sich aber dem zarten musikalischen Gewebe minder gut anschmiegen.

Der vierte Theil, etwas prosaisch mit „Heirat" betitelt, bot dem Componisten mehr und mehr Gelegenheit, sein Erfinden und Gestalten geltend zu machen, was er auch nicht versäumte. Ein rasch bewegtes Vorspiel, aus dem das erste Motiv der Ouverture herausklingt, leitet zu einem Chore (22) ein, dessen Text dem 127. Psalme entlehnt ist. „Dein Weib wird blühen in des Hauses Räumen, dem Weinstock ähnlich, reich an edler Frucht." Das folgende Recitativ (23) enthält die Aufforderung des Engels an Tobias, um Sara zu freien, und dessen Antwort, worauf die neue Belehrung des Engels folgt; alles nach den Worten der Schrift. Die Musik ist stimmungsvoll gehalten und besonders bei den Worten des jungen Tobias: „und so würde ich, da ich das einzige Kind meiner Eltern bin, sie in ihrem Alter vor Traurigkeit unter die Erde bringen", in ihrer Einfachheit rührend. Ein Gebet des Tobias, welches der Chor begleitet, reiht sich (24) an das Recitativ. Auch dieses ist musikalisch gut erfunden und ganz an seiner Stelle. Wiederum folgt ein Recitativ (25). Tobias freit bei Raguel um Sara. Eine prächtige Baßarie gibt des Vaters Antwort. Er segnet den Bund: „Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs sei mit euch und gebe euch zusammen und erfülle an euch seinen Segen." Der Chor nimmt den Segensspruch auf und führt ihn weiter, während ein zweistimmiger Solosatz (Raguel und Tobias) sich über ihn hinzieht. Das Ganze ist wohl gelungen und, im guten Sinne des Wortes, effectvoll.

Der fünfte Theil bringt die im 8. Kapitel des Buches Tobias erzählte „Teufelsbeschwörung". Der ganze Stoff ist in 6 Nummern textlich und musikalisch mit gutem Griff gruppirt. Ein sich rasch steigerndes Vorspiel eröffnet die Scene. Nun folgt ein Chor mit Soli über Worte des 90. Psalmes. Der Chor recitirt die ihm zufallenden Verse auf dem siebenten Psalmton in einfachem harmonischen Satze. Zwischen seinen Versen sind kleine Soloquartettsätze eingefügt. Alles macht Stimmung. Ein wiederum recht zutreffend aufgebautes großes Tenorrecitativ mit einer vollen orchestralen Begleitung, die ohne Uebertreibung die einzelnen Phrasen lebhaft charakterisirt, führt die Beschwörung und ihren Erfolg selbst ein. Ganz vorzüglich musikalisch wiedergegeben sind die Worte Tobias' an Sara: „Denn wir sind Kinder der Heiligen" u. s. w. — Ein Duett für Sopran und Tenor (Sara und Tobias) enthält das Dankgebet der Geretteten (28). Das nächste Recitativ (29), zuerst für Baß und dann für Tenor, zählt zu den besten Nummern des ganzen Werkes, so wenig umfangreich es ist. Denn der Componist hat seinen Text (Tob. 9, 13 ff.) zu einem kleinen musikalischen Stimmungsbilde gestaltet,

Digitized by Google

das sich durch Verständlichkeit auszeichnet. Daß nun ein Chor folgen muß, verlangt die Situation selbst. Der Componist wählte dazu die Worte des 112. Psalmes. Der Aufbau des Chores geschieht ebenso beim Einleitungschore zur Scene der Teufelsbeschwörung. Es treten zwischen drei kurze Chorsätze je ein Duo für Männerstimmen und ein vierstimmiger Solosatz. Für die Melodie des Chores ist aber jetzt der fünfte Psalmenton gewählt. Die Wahl wäre gut, wenn sich der Componist begnügt hätte, den vorletzten Tonfall nicht, wie es allerdings streng genommen richtig ist, in die kleine, sondern in die große Terz zu führen. So hätte sich das ganze Tongebilde, ohne sein kirchliches Colorit einzubüßen, ohne Sträuben in das Ganze gefügt. Jetzt aber treten diese drei Sätze herbfremd ans Ohr heran, das, wie verdutzt, sich erst etliche Jahrhunderte zurückschrauben lassen muß, um diesen Tonfall in jener Umgebung schön zu finden. Die Verwendung des strengen Kirchentones in ganz moderner Musik ist ein Anachronismus, der wirklich störend eingreift. Uebrigens ist nach einer so aufregenden Scene der Chor an sich zu kurz gerathen, um ein richtiges Gleichgewicht herzustellen.

Die „Heimkehr" behandelt der sechste Theil. Ein pompöses Vorspiel, ein lebhaft gehaltener Chorsatz über Verse aus dem 67. Psalm und dann der Abschiedssegen des alten Raguel (Tob. 10, 11) bilden die erste Gruppe (31—32) dieses Theiles, in der gerade jener Segensspruch, in den auch der Chor begleitend eingreift, als besonders gelungen bezeichnet werden muß. Die Ankunft des Tobias ist auch recitativisch behandelt, und zwar eröffnet die Erzählung eine kurze, fließende Tenorpartie (33), die bei den Worten: „Und sie lief und sagte es ihrem Manne und sprach: Sieh! es kommt dein Sohn", einen recht plastischen Ausdruck annimmt, welcher das Moment der Ueberraschung mit einfachen Mitteln gut zeichnet. Zwischen das nächste Recitativ (34) schiebt sich ein Instrumentalsatz, „Pastorale" überschrieben, ein, welcher ziemlich einfach sich präsentirt, aber in geschickter Instrumentation immerhin ganz zur Stelle passen mag. Auf ihn führt der Tenor die Erzählung weiter. Ein folgender breiter Satz für Baß ist dem alten Tobias, der seinen Sohn wieder umfängt, wirklich, wie man zu sagen pflegt, auf den Leib geschrieben und ist, wenn nicht geradezu die beste Partie des Ganzen, doch jedenfalls weitaus eine der besten in Erfindung und Durchführung. Schon gleich die rasche Folge des F moll auf das G dur ist hier sehr gut gewählt. Das Cello eröffnet in breitem Striche die sich rasch entwickelnde musikalische Darstellung, welche bei den Worten: „Beide fingen vor Freude zu weinen an", durch einen überraschenden, aber nicht vergewaltigenden Wechsel der Tonart zu guter, charakteristischer Tonmalerei sich gestaltet. Nicht minder wohl gelungen ist das nun folgende Dankgebet des blinden Greises, wonach ein kleiner Chor (35) die an Schönheiten reiche Partie fast zu knapp abschließt. Es ist das ein Fehler in der Proportion, welcher wenigstens für feineres ästhetisches Fühlen störend wirkt, indem er den Eindruck zurückläßt, als habe sich hier ein anderes Maß geltend gemacht als das der kunstschönen Vollendung. Im vorliegenden und in ähnlichen Fällen unseres Oratoriums ist dieser Mangel an Ebenmaß wohl deshalb noch fühlbarer, weil diese Chorsätze sozusagen den höhern geistigen

Digitized by Google

Eindruck verkörpern sollen, welcher aus dem eben geschilderten Vorgange gleichsam resultirt, aus der Chormasse heraus zum Ausdruck kommt und darum schon in einer gewissen Breite zur Erscheinung treten muß.

„Engelsglorie" nennt sich der letzte Theil. Der Erzengel Raphael gibt sich seinen Schützlingen zu erkennen. Ein Chorlied, dessen Text sich an Verse des 33. Psalmes anlehnt und dessen Haltung wiederum an das Kirchenlied mahnt, eröffnet die Handlung und macht entsprechende Stimmung. Nachdem ein Recitativ (37) berichtet hat, wie Vater und Sohn den Engel zu entlohnen beschließen, wird die Scene vorgeführt, wie dieser sich zu erkennen gibt. Die rasche Aufeinanderfolge zweier entfernt liegender Tonarten — von D nach Es — kennzeichnet die Worte des Engels als die Rede aus einer andern Welt. Sie fließen dann in ruhiger und melodischer Führung dahin, erst wie getragen von breiten Accorden des Orchesters, dann umwoben von dessen sich reicher und belebter gestaltenden Gebilden, schließlich auch vom Chore, gleichsam meditirend, nachgesprochen, wobei auch der ganze Tonsatz nach und nach in die Tonart der Oberterz übergeführt wird, in welcher nun die eigentliche Enthüllung des Geheimnisses beginnt. Dabei windet sich das Orchester in langsam sich verschiebenden Accorden unter der einfachen, gut declamirenden Cantilene hin, um durch Cis dur ins Fis moll zu gerathen, wo dann, nach kurzer allgemeiner Pause, die Clarinetten das A aufgreifen, das der Sänger aufnimmt, um im festen Schritte in die kleine Oberterz, welcher das Orchester in lebhafter Erregung seinen F dur-Dreiklang entgegenbringt, sein „Denn ich bin der Engel Raphael" ertönen zu lassen. Seine Worte: „einer von den Sieben, die vor dem Herrn steh'n", nimmt das Orchester mit dem schon oben genannten, dem Lohengrin-Motive nachgebildeten Tongebilde jubelnd auf. Die gar zu große Aehnlichkeit der Nachbildung schwächt ohne Zweifel den Eindruck dieser dem Componisten besonders geglückten Partie. Der Zug der Originalität gibt eben jedem Kunstwerke erst den vollen künstlerischen Werth, weil sie es ist, welche ihm den Stempel des Ursprungs aus echt künstlerischem Genius aufdrückt. Daher darf dieser Zug ohne Beeinträchtigung der ästhetischen Wirkung des Kunstwerkes nicht verkümmert werden. Der Componist des „Tobias" hätte darum seinem Werke nicht geschadet, sondern nur genützt, wenn dieser charakterisirende Zug entfallen wäre. Es taucht dabei gar zu unwillkürlich das Bild des Gralritters auf mit seinem: „Mein Vater Parzival trägt seine Krone, sein Ritter ich — bin Lohengrin genannt". Uebrigens hat das Lohengrin-Motiv in seiner Form einen Vorzug, den Herr Aenstoots übersehen zu haben scheint. Dort ist die erste Note eine Viertelsnote, deren Dauer noch sogar in die ihr folgende, eigentlich charakterisirende Figur herübergezogen ist, wodurch die seelischen Eindrücke des Staunens und Verwunderns, welche zum Ausdrucke kommen sollen, meisterhaft gezeichnet sind, während an der besprochenen Stelle des „Tobias" das charakteristische Tonbild in vier gleichgemessenen Noten sich darstellt.

Jedoch wollen wir dem Werke des Herrn Aenstoots sein wiederholt sich bekundendes Anklingen an die Art und Weise R. Wagners und auch an jene Mendelssohns durchaus nicht zum Nachtheile auslegen. Umgekehrt sehen

Digitized by Google

wir darin den Grund der Erscheinung, daß es sich mehr als einmal über ähnliche Versuche und Erzeugnisse aus der Gegenwart erhebt und an Macht des Ausdruckes, an Formvollendung und Wirkungsfähigkeit bedeutend gewinnt.

Doch — wir dürfen über diesen Reflexionen den Abschluß des Werkes selbst nicht vergessen. Der Schlußchor, mit Solostellen zwischen den einzelnen Wiederholungen seines Hauptgedankens, baut sich feierlich auf und bildet einen würdigen, zum Ganzen passenden Ausgang. Die Textworte sind dem im 13. Kapitel des Buches Tobias angeführten Lobgesange des greisen, wunderbar geheilten, beglückten und belohnten Mannes entnommen.

Nachdem wir das Werk im einzelnen besprochen, möchten wir noch eine Eigenschaft desselben hervorheben, welche vielleicht dem Leser selbst schon aufgefallen ist, nämlich die stetige Steigerung in demselben. Man fühlt aus dem Ganzen heraus, daß der Componist an seiner Arbeit mehr und mehr warm geworden ist, mehr und mehr sich selbst erschlossen hat. Auf Rechnung dieses sich steigernden Schaffensdranges mag auch der hin und wieder schroffe Uebergang von einer Nummer zur andern zu schreiben sein. Derselbe hat zwar, wie wir oben bemerkt haben, an richtiger Stelle seine eigenthümliche, künstlerische Wirkungsfähigkeit und also auch seine Berechtigung. Allein zu oft darf eine solche Schroffheit schon an und für sich nicht auftreten, und noch viel weniger da, wo der Ideengang eher eine Verbindung und Verschmelzung als Lösung und Sonderung fordert, wie z. B. wenn S. 58 auf den Preisgesang des greisen Tobias: „Ich lobe dich, o Herr, Gott Israels", der in Es schließt, der Chor unvermittelt in F einsetzt: „Gottes Loblied laßt erschallen." Hier decken sich die Ideen des Textes, während das musikalische Ausdrucksmittel der Tonart sie unerbittlich und hart auseinanderzerrt. Dasselbe gilt von dem Uebergange von Nr. 24 zu 25 auf Seite 36, wo sogar das Wort: „Also kehrten sie bei Raguel ein", die frühere Erzählung einfach fortsetzt, somit anbindet und nicht scheidet.

In der Form des musikalischen Satzes mißfielen uns die zu oft wiederkehrenden Octavenparallelen der beiden Unterstimmen. Es liegt darin gewissermaßen eine Art künstlerischer Nonchalance, welche mit der nöthigen technischen Vollendung des Kunstwerkes schwer sich reimen läßt. An der einen oder andern Stelle, wo der Chor zu Solostimmen tritt, wird diese Stimmführung übrigens noch störender wirken, wie z. B. S. 39 Tact 23, wo der Baß der Solostimmen mit dem Sopran des Chores in Octaven aufsteigt. Auch einige Unebenheiten in der sonst trefflichen Textdeclamation wären besser vermieden.

Was die Instrumentation des Werkes betrifft, so erlaubt der Klavierauszug kein hinreichend motivirtes Urtheil. Die einzelnen Notizen desselben lassen jedoch für die so bezeichneten, im ganzen wichtigeren Stellen errathen, daß sie angemessen, reich an Wechsel und wirkungsfähig sein muß.

So stellt sich das Oratorium des hochwürdigen Herrn Aenstoots in seinem Gesammtwerthe und seinem Totaleindrucke als gelungen und einer warmen Empfehlung zur Aufführung werth und würdig dar. Es ist eine gute und, wie der Stoff es erheischt, echt religiöse Musik, die ihren Eindruck bei entsprechender Aufführung nicht verfehlen wird. Wir denken dabei besonders an

Digitized by Google

kleinere Städte, in denen gesundes, reges musikalisches Leben herrscht, die aber schon quantitativ die Kräfte zur Aufführung der Werke unserer Großmeister im Genre des Oratoriums nicht haben können, ein Werk aber, wie den „Tobias", recht gut zu bezwingen vermögen. Die Chöre sind nicht schwer und durchweg dankbare Musik; sie können auch von kleineren, nur etwas geschulten Kirchenchören und Gesangvereinen gut gegeben werden. Die Solopartien sind außerordentlich sanglich und können auch ohne höhere Schulung bei gutem Stimmmaterial, reiner Intonation, natürlicher Declamation und verständlicher Aussprache sehr gut zum Vortrag kommen. Ein Sänger, der nur ein bischen Verständniß und Sachkunde hat, wird z. B. die besonders gelungenen Partien des Raguel bald richtig geben können.

Ob das Orchester größere Schwierigkeiten bieten wird, wissen wir nicht. Nach dem Klavierauszuge werden dieselben nicht gar zu groß sein, und die Mühe dafür wird sich ohne Zweifel lohnen. Herr Chordirector Aenstoots würde der Verbreitung seines Werkes gewiß Vorschub leisten, wenn er dazu eine reiche, volle vierhändige Pianoforte-Begleitung aus seiner Orchesterpartitur herstellen wollte. Für die choralartigen Chorpartien könnte zur Abwechslung eine Harmoniumbegleitung eintreten, und schließlich würde die Vereinigung beider die Wirkungsfähigkeit noch bedeutend steigern, ohne die Ausführung zu erschweren.

Um einer nicht ganz zu verschmähenden Liebhaberei, die eben gerade besonders in der Mode ist, Rechnung zu tragen, sei noch bemerkt, daß sich zwischen die einzelnen Abtheilungen und bezw. Nummern des Oratoriums passend sehr schöne Darstellungen in lebenden Bildern einschalten lassen. Wie wir vernehmen, ist dieses auch bereits bei den Aufführungen in Kevelaer unter der kunstgeübten Leitung des Herrn Malers Stummel thatsächlich geschehen.

Theodor Schmid S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Melchioris Cani, episcopi Canariensium ex ordine Praedicatorum, Opera. Volumina tria. LI, 320, 272, 485 p. 8°. Romae, Forzani et Soc., 1890. (Freiburg, Herder.) Preis *Fr.* 6.

Melchior Canus (gest. 1560), der berühmte Theologe aus dem Predigerorden, von Natalis Alexander das bedeutendste Genie seines Ordens nach dem hl. Thomas genannt, hat bekanntlich durch das classische Werk De locis theologicis seinen schriftstellerischen Ruf begründet. Auch heute noch kann die Schrift mit großem Nutzen gelesen werden. Darum begrüßen wir die neue, vorzüglich ausgestattete Aus-

Digitized by Google

gabe in drei handlichen Octavbänden mit Freuden. Wenn freilich der neue Herausgeber, der hochw. Herr Titus M. Cucchi, Theologieprofessor in Sinigaglia, die Hoffnung hegt, die Schrift werde jetzt auch als Schulbuch für Theologiestudirende ihre Verwerthung finden, so ist doch zu bedenken, daß die Anlage des Werkes von vorneherein nicht auf den Schulgebrauch berechnet war, ganz abgesehen von manchen Anforderungen der Gegenwart, denen in dem Buche nicht Rechnung getragen wird. Der neue Herausgeber hat sich nämlich darauf beschränkt, die vom Dominikaner Hyacinth Serry besorgte Ausgabe abdrucken zu lassen. Auf das Hauptwerk folgen daher auch im dritten Bande die zwei kleineren Schriften Relectio de Sacramentis in genere und Relectio de Poenitentia. Daß Canus einige nicht zu billigende Sonderansichten vertritt, weiß jeder Theologe.

1. **Kurzgefaßtes Handbuch der katholischen Religion** von W. Wilmers S. J. Dritte, durchgesehene Auflage. IV u. 588 S. gr. 8°. Regensburg, Pustet, 1891. Preis *M.* 3.20.

2. **Geschichte der Religion** als Nachweis der göttlichen Offenbarung und ihrer Erhaltung durch die Kirche, im Anschluß an das „Lehrbuch der Religion", von W. Wilmers, Priester der Gesellschaft Jesu. Erster Band. Sechste, neu bearbeitete, vermehrte Auflage. XVI u. 452 S. gr. 8°. Münster, Aschendorff, 1891. Preis *M.* 4.50.

1. Dem Laien, dessen Beruf eine etwas umfassendere Kenntniß der katholischen Lehre erfordert, ein Handbuch zu bieten, in welchem dieselbe kurz und gründlich, doch, wie der Verfasser sich ausdrückt, „ohne theologische Gelehrsamkeit" behandelt wird, ist das Ziel, welches von Anfang an diesem Werke vorgesteckt war. Es geschieht dies mit der dem Verfasser eigenen Klarheit, Faßlichkeit und allseitigen Gediegenheit. Während sein um das Sechsfache umfangreicheres „Lehrbuch der Religion" in einer Reihe von Auflagen und in vielen Tausenden weit über Deutschland hinaus verbreitet ist, hat auch dieses kürzere, mehr für den Gebrauch des Laien bestimmte „Handbuch" bereits die dritte Auflage aufzuweisen und ist nun auch in New-York in englischer Uebersetzung erschienen. Man darf dem vorzüglichen Werke auch fernerhin eine stets weitere Verbreitung wünschen. Wie viele Vorurtheile, Zweifel und Versündigungen wider den Glauben würden von selbst schwinden, wenn die Laienwelt sich dazu verstände, die Kenntniß des katholischen Glaubens aus einem solchen Werke zu schöpfen!

2. Eine seltene Geistesfrische in ehrwürdigem Alter verräth es, daß zwei bedeutende Werke desselben Verfassers, beide reich vermehrt und zum Theil stark umgearbeitet, fast zur gleichen Zeit die Presse verlassen konnten. Noch mehr verräth sich diese erstaunlich rüstige Schaffenskraft in dem Studium und der Sorgfalt, welche auf die vorliegende geschichtliche Darstellung der Offenbarung verwendet sind. Als sechste Auflage eines bewährten Hilfsbuches für den Religions- und Geschichtsunterricht und als Ergänzung zu einem größern Werke von allseitig anerkanntem Verdienst, bedarf dieselbe keiner neuen Empfehlung. Nur soll hingewiesen werden auf die außerordentliche Vervollkommnung und Bereicherung, welche diese neue Auflage erfahren hat, die jetzt auch äußerlich in gefälligerem Gewande auftritt. Das Werk empfiehlt sich ebenso wohl zur Selbstbelehrung gebildeter Laien, wie als Hilfsmittel für den Unterricht. Dogmatische Streitfragen, welche in der Geschichte der Kirche eine so wichtige Stelle einnehmen, wird man kaum irgendwo so klar, kurz und zuverlässig erörtert finden. Auch an apologetischem Material findet sich ein

Digitized by Google

großer Reichthum aufgespeichert, und es dürfte dieser geradezu überraschende Reichthum einen Hauptwerth des Werkes ausmachen. Wie der Verfasser ankündigt, wird der weitere Theil der Kirchengeschichte unverhältnißmäßig kürzer zusammengefaßt werden, so daß, wie es scheint, für die noch zu behandelnden 1400 Jahre ein einziger weiterer Band ausreichen wird. Möge er bald dem ersten folgen!

Die Versuchungen und ihre Gegenmittel nach den Grundsätzen der Heiligen und der großen Geisteslehrer. Von Dr. Friedrich Hense, Pfarrer. Zweite, vielfach verbesserte Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. XIV u. 658 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 4.50.

Geheiligtes Jahr. Lehren und Beispiele der Heiligen in kurzen Lesungen für alle Tage des Jahres. Nach dem Italienischen frei bearbeitet von Dr. Friedrich Hense, Pfarrer. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. IX u. 516 S. 12°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 2.40.

Zwei neue Auflagen von Erbauungsbüchern, welche beide die weiteste Verbreitung verdienen. Das Buch über die Versuchungen haben wir gleich beim Erscheinen der ersten Auflage mit Freuden begrüßt, indem wir auf die hohen Vorzüge desselben aufmerksam machten (Bd. XXVIII. S. 441 f.). Wenn der hochw. Herr Verfasser die neue Auflage eine „vielfach verbesserte" nennt, so ist diese Bezeichnung durchaus berechtigt, insbesondere mit Rücksicht auf die mannigfachen Aenderungen, welche behufs noch größerer Klarheit der Darstellung, Uebersichtlichkeit der Anordnung und Bestimmtheit des Ausdrucks vorgenommen wurden. Durch die Ueberarbeitung ist auch eine solche Kürzung des Ganzen erzielt worden, daß der Preis um 50 *Pf.* herabgesetzt werden konnte. — Das „Geheiligte Jahr", von einem unbekannten Verfasser, ist ursprünglich italienisch geschrieben, hat aber zahlreiche Ausgaben auch in anderen Sprachen erlebt. Die kurzen, auf alle Tage des Jahres vertheilten Abschnitte bieten trefflich ausgewählte Aussprüche und Beispiele von Heiligen über die wichtigsten Tugenden des christlichen Lebens. Die Bearbeitung Dr. Hense's lehnt sich zwar vorzüglich an eine Ausgabe des italienischen Originals an, hat aber auch mehrere Uebersetzungen zu Rathe gezogen. S. 3 sollte es heißen: der hl. Johannes Berchmans; S. 4: der selige Petrus Faber.

Exercitienbuch für monatliche und jährliche Geisteserneuerung. Allen Christen zum Gebrauch. Von P. Philibert Seeböck O. S. Fr. Mit fürsterzbischöflicher Approbation und Erlaubniß der Ordensoberen. XVI u. 765 S. 8°. Salzburg, A. Pustet, 1890. Preis *M.* 3.60.

Es darf als ein großer Vorzug des Buches rühmend hervorgehoben werden, daß es sich, wenigstens in seinem wichtigsten Theile, genau an die Methode und Reihenfolge des Ignatianischen Exercitienbüchleins anschließt. Daß der Gesammtstoff auf die einzelnen Monate des Jahres als monatliche Geisteserneuerung sich vertheilt, ist hierbei unwesentlich; der Verfasser hat dabei dem doppelten Zwecke dienen wollen, sowohl für ausgedehntere Exercitien, als auch für kleinere Geistessammlungen oder auch tägliche Betrachtungen den Stoff zurechtzulegen. — Nicht so eingehend als die auf die Reinigung der Seele hinzielenden Betrachtungen sind jene ausgeführt, welche das Leben Christi und die weitere Erleuchtung der Seele zum Gegen-

Digitized by Google

stand haben; auch wird hier mit der Gebetsweise zuweilen gewechselt. Allein auch da, wo der jeweilige Stoff einfachhin als Zwiegespräch zwischen Gott und der Seele vorgelegt wird (wie für den Monat Juni S. 411—444), ist die Ausführung ganz zweckentsprechend, und findet der fromme Beter gediegene Nahrung zur Erneuerung des innern Seelenlebens und zum Wachsthum wahren Tugendeifers.

Der kleine Hausprediger. Kurze Anleitung zu einem gottgefälligen Leben nach Vernunft und Glauben. Von einem Priester der Gesellschaft Jesu. Nebst einem Anhang von Gebeten. Mit Gutheißung der geistlichen Obrigkeit. 622 S. 24°. M.-Gladbach, Riffarth, 1891. Preis 90 *Pf.*

Ein höchst beachtenswerthes Buch für alle, denen es um eine gründliche und dabei bündige Unterweisung im geistlichen Leben zu thun ist. Wie das Vorwort uns belehrt, ist es eine Bearbeitung der im Jahre 1756 erschienenen Schrift: „Christliche Lebensregel oder Nützlicher Unterricht, Seine gewöhnliche Werck wohl und tugendsam zu verrichten. Samt einem Anhang sittlicher Anmerkungen zusammen getragen von einem Priester der Gesellschaft Jesu." Es behandelt in ungefähr hundert kurzen Abschnitten die wichtigsten Heilswahrheiten unserer heiligen Religion und die aus ihnen für das christliche Leben sich ergebenden Folgerungen. Bei den einzelnen Anforderungen an das Leben des Christen ist dem Nachweise ihrer Vernunftgemäßheit stets eine besondere Sorgfalt gewidmet. Und doch kann man auch wiederum sagen: Ueberall steht das Wort Gottes so sehr im Vordergrunde, daß die ausgiebige, sehr geschickte Verwerthung der Heiligen Schrift diesen Unterweisungen ein eigenes, höheres Gepräge verleiht. Das so bescheiden auftretende Büchlein ragt hoch über die ascetische Alltagsliteratur empor. Das beigegebene Titelbild gereicht dem sonst sehr gefällig ausgestatteten Büchlein nicht zur Zierde. Der ungemein niedrige Preis ermöglicht die weiteste Verbreitung.

Die christliche Ascetik. Von M. J. Ribet, Ehrendomherr. Aus dem Französischen. VIII u. 472 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1891. Preis *M.* 4.50.

Ueberall gibt es heilsbeflissene Seelen, welche durch eine geeignete Leitung auf dem Wege der Vollkommenheit weiter gefördert werden könnten. Hierzu bedarf es aber von seiten des geistlichen Führers der Einsicht in die christliche Vollkommenheit. Vorliegende Schrift gibt auf kurzbemessenem Raum genügende Auskunft, sofern von außergewöhnlichen Seelenzuständen und Gebetsweisen abgesehen wird. Das Buch ist für jeden zur Selbstheiligung lehrreich; es wendet sich aber vorzugsweise an diejenigen, welche andere zu leiten haben. Es zeichnet durchgehends ganz verständlich das Wesen der christlichen Vollkommenheit, deren Hindernisse und deren Mittel, und ist insoweit recht zweckentsprechend. Ein paar Punkte machen wir namhaft, welche uns verbesserungsbedürftig erscheinen. Zunächst könnte die Uebersetzung an manchen Stellen gefälliger sein. Was den Inhalt angeht, so möchten wir glauben, es sei S. 42 dem sogen. „Erleuchtungswege" zu viel „egoistische" Hoffnung und zu wenig eigentliche Vollkommenheit zugeschrieben. Daß an der Stelle Röm. 7, 14—25 der hl. Paulus gerade sich selber zeichne, ist jedenfalls eine unerwiesene Interpretation. Besonders aber scheint uns die Behauptung S. 95 zu gewagt, daß nämlich die Begierlichkeit in den noch nicht Getauften „eine wahre und eigentliche Sünde sei". — Zu den Ausstellungen möchten wir noch einen Wunsch hinzufügen. Selbstverständlich steht die heilige Eucharistie unter den Mitteln zur Vollkommenheit obenan. Da wäre nun die Beifügung eines Ergänzungskapitels wohl am Platze, welches praktische

Digitized by Google

Winke gäbe, um besonders für Priester die heilige Eucharistie zum wirksamern Mittel der Selbstheiligung zu machen. Sehr segensreich wirkt nach dieser Richtung ein noch junger Priesterverein, der sich gerade jene Sorge zum Ziele setzt. Es ist der „Verein der Priester der Anbetung", welcher vor kurzem auch in Deutschland Eingang gefunden hat. In den letzten vier Jahren ist er bereits von 3000 bis auf mehr als 20 000 Mitglieder gestiegen und zählt unter diesen eine stattliche Reihe von Kirchenfürsten. Als Vereinsorgan dient eine kleine Monatsschrift, die nur Priestern oder doch Clerikern der höheren Weihen zugänglich ist. Sie heißt: „SS. Eucharistia, Organ der Priester der Anbetung deutscher Zunge", unter Redaction von M. Wettenschwyler, Pfarrer in Berg, St. Gallen, Expedition von M. Sproll-Mettler, Rorschach, St. Gallen.

Geist des hl. Franz Xaver aus der Gesellschaft Jesu. Ausgewählte Stellen aus den Briefen des Heiligen. Zusammengestellt von Paul von Hoensbroech, Priester der nämlichen Gesellschaft. 60 S. 12°. Paderborn, Schöningh, 1891. Preis 50 *Pf.*

Das Büchlein birgt einen Schatz von erhebenden Gedanken, so daß die Lesung desselben nur höchst segensreich wirken kann. Es ist eben das weite, apostolische Herz des großen Apostels von Indien und Japan, welches hier unmittelbar zum Leser redet. Die Auswahl der Briefstellen und die verschiedenen Gesichtspunkte, nach denen sie in alphabetischer Ordnung zusammengestellt sind, vermitteln in leichter Weise einen Einblick in den Geist, von welchem dieser große Heilige beseelt war. Ein kurzer Lebensabriß dient als Einleitung. — S. 9, Z. 7 v. u. sollte es heißen Travankor statt Jravankor.

Die Marianischen Congregationen in Ungarn und die Rettung Ungarns 1686—1699. Kritisch-historisches Culturbild von 1581—1699. Im Jahre der dritten Säcularfeier des Todestages St. Aloysius' von Gonzaga S. J. Allen marianischen Sodalen von P. Friedrich Weiser S. J. VIII u. 160 S. 8°. Regensburg, Pustet, 1891. Preis *M.* 1.20.

Den Festschriften, zu welchen die Säcularfeier des Todes des hl. Aloysius den Anstoß gegeben, reiht sich recht passend die gegenwärtige an, hinweisend auf das mächtige Gnadenmittel, durch welches so viele edle Jünglinge auch aus dem ritterlichen Volke der Ungarn auf die Wege eines hl. Aloysius geführt worden sind. Läßt der schwungvolle, von steter Begeisterung getragene Ton nicht vergessen, daß man es mit einer Festschrift zu thun habe, so kommt doch auch das auf dem Titel angekündigte „kritisch-historische" Element in großem Umfang zur Geltung. Freilich ist in Bezug auf die Sodalitäten selbst einer durch die Eigenart der lateinischen Quellenberichte nahegelegten Gefahr starker Farbenmischung oder der Verallgemeinerung von Außerordentlichem vielleicht nicht immer ganz wirksam vorgebeugt worden. Im übrigen weiß der mit der Geschichte Ungarns gründlich vertraute Verfasser an vielen Orten die interessantesten Fingerzeige einzustreuen, die nicht nur für die Geschichte der gelehrten Schulen, sondern auch für die politische Geschichte seines Vaterlandes von Werth sind. Kaum weniger als zur Ehre der Himmelskönigin gereicht die Schrift zur Ehre des Regnum Marianum, wie Ungarn sich mit Stolz genannt hat. Sie thut kund, wie viel Edles und Großes auch in einer Zeit der Verwilderung und des Verrathes im ungarischen Charakter sich noch erhalten hatte, und was aus diesem großartig angelegten Volke noch werden könnte unter dem bezähmenden, sittigenden Einfluß der Verehrung Maria's.

Digitized by Google

Die Familie von Salis. Gedenkblätter aus der Geschichte des ehemaligen Freistaates der drei Bünde in Hohenrhätien (Graubünden). Von P. Nicolaus Salis-Soglio, Benediktiner aus der Beuroner Congregation (Abtei Emaus). XIII u. 366 S. 8°. Lindau, Stettner, 1891. Preis *M.* 7.50.

„Wer einen Blick in die Geschichte des ehemaligen Freistaates der drei Bünde geworfen, weiß, daß das Haus Salis mit derselben auf das engste verknüpft, ja daß seine Geschichte mit der des Landes vielfach identisch ist. Es war uns nicht etwa um eine vollständige Haus- und Familienchronik zu thun, vielmehr stellten wir uns zur Aufgabe, aus dem reichen Quellenmaterial dasjenige herauszuheben, was zur Beleuchtung der Beziehungen der Familie Salis zu den Geschicken ihres Vaterlandes beitragen konnte." Mit diesen Worten bestimmt der hochw. Verfasser den Inhalt und die Umgrenzung seiner „Gedenkblätter", wie er in seiner Bescheidenheit die sehr tüchtige, von eingehender, sorgfältiger Forschung zeugende Studie nennt. Dieselbe bietet namentlich auch einen werthvollen Beitrag zur Reformationsgeschichte, indem aus den reichlich fließenden Salis'schen Familienarchiven, sowie aus zahlreichen seltenen kleinen Flugschriften und Monographien eine Fülle neuen Materials beigebracht und theils im Text, theils in den Anmerkungen verwerthet ist. Sehr anzuerkennen ist die historische Treue des Verfassers, mit welcher er die vielfach recht traurige Rolle, die sein erlauchtes Geschlecht bei der religiös-politischen Umwälzung spielt, scharf und ohne Beschönigung aufdeckt und verurtheilt. Am Schluß — die „Gedenkblätter" schließen mit dem Jahre 1815 ab — wäre eine kurze Uebersicht über den gegenwärtigen Stand des erlauchten Geschlechtes recht erwünscht gewesen. Denselben wird uns vielleicht die Broschüre bringen, welche der Verfasser im Vorwort angekündigt und welche „Convertitenbilder aus der Familie von Salis (1594—1873)" bringen wird. Wir sehen derselben mit großer Erwartung entgegen.

Hymnodia. Katholisches Gesang- und Gebetbuch. Von Johannes Baute. 437 S. 12°. Osnabrück, F. Schöningh, 1891. Preis *M.* 1.

Ein vollständiges und reichhaltiges Gebetbuch und zugleich eine Auswahl von 170 Liedern, die man im allgemeinen als eine gelungene bezeichnen kann. Melodien enthält das Buch nicht. Die „Hymnodia" entbehrt gewiß nicht großer Vorzüge. Der Theologe, der Philosoph, der Ascet, der Pädagoge, der Seelenführer werden nacheinander das Buch zur Hand nehmen und sich wohl befriedigt finden; Ausstellungen werden, wenn sie solche überhaupt machen werden, minimal sein. Ein einziger, soweit wir sehen können, würde mit dem Liedertheile weniger einverstanden sein — der Poet. Er würde schon das Motto des gesanglichen Theiles:

Wir, deine Kinder, lallen
Ins Lied der Engel ein;
O möcht' es dir gefallen
Und deiner würdig sein,

nicht unbeanstandet lassen, vielleicht auch den Philosophen überzeugen, daß man eigentlich nicht recht wisse, was unter dem „es" der dritten Zeile zu verstehen sei, und schließlich selbst dem ernsten Theologen ein Lächeln abgewinnen, wenn er denselben auf die Außergewöhnlichkeit dieses Gebetes aufmerksam machte, welches anscheinend Gott bittet, an dem Liede der Engel Wohlgefallen zu haben. Im ganzen indessen wird man über die Ausstellungen des Poeten wohl zur Tagesordnung übergehen müssen. Derselbe kam nicht bloß bei der Vertheilung der Welt zu spät, er ist auch gewohnt, bei dem Zustandekommen von Gesangbüchern zu kurz zu kommen. Und dabei wird es ja wohl sein Bewenden haben müssen, solange die Mehrzahl der Bewohner dieses Planeten gottlob prosaisch ausfällt.

Digitized by Google

Aloys Meßmer. Leben und Gedichte, herausgegeben von Joh. Georg Bonbank. 138 S. 8°. Natal, Trappistenverlag, 1890.

Zu den wahrhaft unerhörten Geschehnissen dürfte es wohl gehören, daß uns Südafrika jüngst die erste Volksausgabe eines deutschen Dichters geliefert hat. Daß es gerade der liebenswürdige, sonst noch ziemlich unbekannte Tiroler Aloys Meßmer ist, dem diese Ehre zu theil wird, erhöht noch das Interessante des Vorganges. Wir begrüßen aber das Büchlein, dem man schon am wenigsten den Vorwurf machen kann, „es sei nicht weit her", doch natürlich an erster Stelle wegen seiner literarischen Vortrefflichkeit. Der Dichter war über die Grenzen seines engern Vaterlandes hinaus noch immer nur sehr wenig bekannt. Zum Theil trug daran die Art und Weise Schuld, wie die Schöpfungen des frommen Tiroler Priesters und Sängers bisher veröffentlicht waren. Statt dieselben in einem Bändchen vereinigt zu finden, mußte man sie in der großen Biographie Meßmers als literarisch-biographische Documente zerstreut aufsuchen. Diesem Uebelstande ist jetzt abgeholfen. Alles was sich an dichterischen Hervorbringungen Meßmers bis heute hat entdecken lassen, ist hier, chronologisch geordnet, zum Abdruck gebracht. Um jedoch diejenigen, welche Meßmer nicht kennen, mit den Lebensverhältnissen desselben vertraut zu machen, soweit dies für das Verständniß der Dichtungen nothwendig ist, bringt der Herausgeber zuerst eine biographisch-literarische Studie Alf. Muths über den Dichter zum Abdruck und läßt dieser dann aus eigener Feder ein überaus willkommenes, nach Jahren geordnetes Entstehungsverzeichniß der einzelnen Gedichte folgen. Gerade diese orientirende Arbeit des Herausgebers scheint uns für den vollen Genuß der Gedichte das unumgänglichste Hilfsmittel, da sie außerordentlich zu der richtigen Auffassung, ja oft zum nöthigen Verständniß derselben beiträgt. Ob freilich diese Dichtungen der Art sind, daß sie jetzt ein großes Publikum sich ersingen werden? Daß sie im einzelnen große Schönheiten enthalten, durchgehends von wahrhaft poetischem Geist durchweht sind, vor allem ein tiefgläubiges, weiches, edles Gemüth bekunden, wollen wir gerne bekennen, müssen dabei aber auch gestehen, daß die eigentlichen Schönheiten derselben nicht jener Art sind, wie der Durchschnittsleser sie erfassen und genießen kann. Der literarische Feinschmecker dagegen wird sie gern wieder einmal zur Hand nehmen und neben Minderwerthigem manche schöne Perle finden. Die Ausstattung macht der afrikanischen Druckerei alle Ehre. Nur das Titelportrait ist wohl zu primitiv.

Die Kirche und die sociale Frage. Kurzer Commentar der päpstlichen Encyklika über die Arbeiterfrage von dem ehrw. P. G. de Pascal, apostol. Missionär. Aus dem Französischen von J. Chr. Joder, Ehrendomherr, Generalsecretär des Bisthums Straßburg, Mitglied des katholischen Juristenvereins. 80 S. 12°. Straßburg, F. X. Le Roux. Preis 60 *Pf.*

L'Église et la Question sociale. Étude sur l'Encyclique de la condition des ouvriers, par le R. P. G. de Pascal, miss. apostol., Docteur en théologie. Ouvrage suivi de la traduction officielle de l'Encyclique. 128 p. 12°. Paris, P. Lethielleux. Preis *Fr.* 1.

Wir verzeichnen hier beide Ausgaben desselben Werkes, heben aber bei der kurzen Besprechung die deutsche hervor, welche die authentische Uebersetzung der Encyklika weggelassen hat: wir glauben, mit gutem Grund, weil dieselbe anderweitig schon genugsam verbreitet und wohl längst im Besitz aller jener ist, welche sich irgendwie für die sociale Frage und für literarische Erscheinungen über dieselbe in-

Digitized by Google

tereſſiren. Im deutſchen Büchlein haben wir eine wirklich deutſche Wiedergabe des franzöſiſchen Originals, nicht eine ſolche, der man faſt bei jedem Satz die Ueberſetzung anmerkt; im Gegentheil, der Leſer möchte ſie für die Originalarbeit halten. Inhaltlich wird die Lehre der Encyklika recht klar und verſtändlich dargelegt, beſonders in den Kap. 4—6, welche die Aufgabe der Kirche, des Staates, der Vereine und Corporationen nach der Lehre des päpſtlichen Sendſchreibens zeichnen. Die deutſche Ausgabe hat das kurze Kapitel der franzöſiſchen: „Verbindlichkeit des Rundſchreibens“ nicht gebracht. Wir mißbilligen dies keineswegs. Der Heilige Vater ſelbſt hat nicht jeden Satz in gleicher Weiſe betont und als ausgemachte Wahrheit hingeſtellt; darum kann auch nicht für alles und jedes in der Encyklika die gleiche Art der Verbindlichkeit angenommen werden: eine Unterſcheidung aber und ein näheres Eingehen in Einzelheiten könnte nur zu leicht in Schwierigkeiten verwickeln; dem katholiſchen Leſer genügt es, daß das Rundſchreiben ſeinem Geſammtinhalte nach eine Anſprache des höchſten kirchlichen Lehrers iſt, in welcher er theils Irrthümer kennzeichnet, theils unantaſtbare Wahrheiten klarlegt, theils Mahnungen ertheilt, theils praktiſche Winke und Rathſchläge gibt. — Die Ausführungen des Büchleins ſind zum Theil gegen die etwas freiſinnigere Auffaſſung derjenigen katholiſchen Partei, beſonders in Frankreich, gerichtet, welche ein ſtaatliches Eingreifen in die ſociale Frage über Gebühr abweiſen wollte. Ein wenig ſcharf iſt die Bekämpfung der Gegner in der Frage über den gerechten Lohn. Durchgängig aber verdienen die Erörterungen unſern Beifall.

Proteſtantiſche Lehre vom Antichriſt. Von J. B. Röhm, Domkapitular zu Paſſau. 224 S. 8°. Hildesheim, Borgmeyer, 1891. Preis *M.* 2.40.

In dem „Dogma“, daß der Papſt der wahre und wirkliche Antichriſt ſei, ſtimmen Luther, Zwingli und Calvin überein. Lutheriſche und reformirte Bekenntnißſchriften haben den Satz verewigt, und die Prediger, nicht nur die orthodoxen, ſondern auch mittelparteiliche und liberale, bemühen ſich, denſelben auch für moderne Proteſtanten mundgerecht zu machen. Es iſt gut, daß man ſich dies gegenwärtig halte, wenn dieſelben Herren ſich darüber beſchweren, daß der Papſt die Proteſtanten als „Häretiker“ bezeichne und deren Kirche nicht als „Schweſterkirche“ anerkennen wolle. Aber Röhms Arbeit beſchränkt ſich nicht auf dieſen Nachweis. Im Texte ſchon und mehr noch in den zahlreichen Anmerkungen, welche eine ſehr ausgebreitete Kenntniß der neueſten proteſtantiſchen Literatur verrathen, wird die unaufhaltſame Selbſtzerſetzung der ſogen. „Kirche der Reformation“ durch eine Menge proteſtantiſcher Zeugniſſe grell beleuchtet. Die Anordnung iſt zwar nicht ſehr überſichtlich; aber ein genaues alphabetiſches Regiſter wiegt dieſen Mangel reichlich auf.

Aus fernen Landen. Eine Reihe illuſtrirter Erzählungen für die Jugend. Aus den Beilagen der „Katholiſchen Miſſionen“ geſammelt von Joſeph Spillmann S. J. Erſtes Bändchen: Liebet eure Feinde! 79 S. kl. 8° und vier Vollbilder. Freiburg, Herder, 1891. Preis 80 *Pf.*; fein cartonirt *M.* 1.

Jeder Jugendfreund wird dem Herausgeber und dem Verleger dankbar ſein, daß ſie auf die vielfachen Bitten aus dem Publikum eingegangen ſind und die in den Jugendbeilagen der „Katholiſchen Miſſionen“ enthaltenen ſeit lange her ſo beliebten Erzählungen nun auch in Einzelbändchen herausgeben. Auf dieſe Weiſe können die Erzählungen noch beſſer und leichter unter der Kinderwelt verbreitet und handlicher benutzt werden. Ueber den Werth und den pädagogiſchen Gehalt gerade dieſer Er-

Digitized by Google

zählungen sagt der Herausgeber in seinem Vorwort: „Die Erzählungen, welche unsere Sammlung enthalten wird, haben zum Schauplatz fremde Länder und zum Gegenstand meist Episoden aus der Thätigkeit der katholischen Glaubensboten oder aus den Schicksalen ihrer Neubekehrten. Ganz besondere Sorgfalt wurde auf die richtige Zeichnung der Heimat, sowie der Sitten und Sagen jener Völker verwendet, in deren Mitte die Erzählungen sich abspielen. Schon dadurch scheinen sie geeignet, den jugendlichen Lesern manche Kenntnisse aus der Länder- und Völkerkunde zu vermitteln. Einen noch höhern Nutzen möchten sie aber dadurch hervorbringen, daß sie eine bestimmte Sittenlehre in einem Tugendbeispiele, das zur Nachahmung anspornt, in anschaulicher Weise vorführen . . . Der Umstand endlich, daß die Helden dieser Erzählungen Altersgenossen derjenigen sind, für die sie zunächst niedergeschrieben wurden, dürfte denselben für die Jugend einen besondern Reiz verleihen." Diesem Programm entspricht in vorzüglicher Weise diese erste Erzählung aus der Feder des Herausgebers. In einer spannenden Episode aus den Kämpfen mit den Maori auf Neuseeland in den sechziger Jahren bringt diese Erzählung dem Herzen der jungen Leser die christliche Lehre von der Feindesliebe ebenso anziehend als nachhaltig nahe. Das ist eine andere Geistesnahrung als so manche Jugend-Reisegeschichte und Robinsonade, die nur dazu dient, die kindliche Phantasie zu erhitzen und mit Abenteuergrillen zu erfüllen. Andererseits bietet der landschaftliche und ethnographische Hintergrund der Darstellung des religiös-sittlichen Tugendbeispiels jenen Reiz der Neuheit und jene Fülle, welche wir an vielen moralisirenden Jugendschriften nur zu schmerzlich vermissen. P. Spillmanns Stil ist einfach und edel, ohne gesuchte Kindlichkeit und Popularität, und das halten wir für einen großen Vorzug. Das Büchlein ist fein ausgestattet und mit vier neuen Vollbildern in zwei Tönen geziert.

Sceptra mortis. Ein biblischer Todtentanz. Fünfzehn Kunstblätter nach den Originalcartons zu den Gemälden in der St. Michaelskapelle zu Mergentheim von Prof. Tob. Weiß. Mit erklärendem Texte von P. W. Kreiten S. J. M.-Gladbach, Kühlen, 1891. In Prachtmappe *M.* 18.

Die bekannte Kunstanstalt, welche uns bisher nur Devotionsbilder im engern Sinne des Wortes geliefert hatte, bringt jetzt ein größeres Werk ganz eigenartigen Charakters. In einer Prachtmappe, die durch ihre Farbe und Goldpressung anscheinend mit dem ernsten Titel im Widerspruch steht, sind fünfzehn phototypische Kunstblätter in Großquerfolio enthalten, denen ein die leitende Idee des Ganzen zum bildlichen Ausdruck bringendes Titelblatt und ein 26 Seiten umfassendes Heft in Lexikonoctav mit dem erklärenden Texte beiliegen. Die Blätter enthalten 15 verschiedene Darstellungen aus der Heiligen Schrift und bilden in ihrer Gesammtheit eine monumentale Geschichte der Entstehung, Herrschaft und Besiegung des Todes. Der Inhalt und die Reihenfolge der Bilder sind folgende: Sündenfall, Kain und Abel, Sintflut, Sodom und Gomorrha, Tod der ägyptischen Erstgeburt, Die eherne Schlange, Tod des Erstgeborenen der Bethsabee, Tod Achabs, Jezabel, Die erste Zerstörung Jerusalems, Die unschuldigen Kinder, Tod des hl. Joseph, Die Kreuzigung, Die Auferstehung, Die thörichten und die klugen Jungfrauen. Die Darstellung dieser Scenen zeichnet sich dadurch aus, daß auf jedem einzelnen Blatt die Person des Todes in der bekannten Form eines mit dem Laken mehr oder minder bekleideten Gerippes in die Handlung thätig eingreift. Schon aus dieser Andeutung geht hervor, daß sich dieser moderne Todtentanz wesentlich von seinen Vorgängern in Basel u. s. w. unterscheidet. Einen weitern Unterschied findet P. Kreiten in der leitenden

Digitized by Google

Idee des Ganzen, die bei all ihrem Ernste doch wieder großartig versöhnend wirke. „Die Trauerklage endigt in einem Siegeshymnus, dessen letzte Klänge sich mit den Chören der seligen Geister vermengen und jauchzend über dem Abgrund schweben, in den der Tod auf ewig versenkt wird. Auch die Behandlung der einzelnen Stoffe steht unserm modernen Fühlen viel näher. Gewiß kommt auch bei Professor Weiß ein großartiger Humor zu seinem vollen Recht, sobald dieser Humor dem Gegenstand angepaßt ist; im allgemeinen aber herrscht ein großer Ernst, eine tiefe Trauer oder reine Freude vor, die den gläubigen Zuschauer gefangen nehmen und erschüttern . . . Dazu kommt, daß die Person des Erlösers so recht im Mittelpunkt des Ganzen steht und die Schrecken mildert, die sein grimmer Gegner verbreitet. Durch diese innige Verbindung der Todesscenen mit Christus erhält dieser Todtentanz erst seine volle religiöse Weihe und erbauliche Wirkung" (S. 6). In Erfindung, Wahl und Ausführung der fünfzehn Einzelscenen scheint uns überall ein hoher Künstlergeist bemerkbar zu sein. Die Ausstattung ist eine vornehme, wie sie dem Gegenstand angepaßt ist. Der beigegebene „Erklärende Text" wird seiner Aufgabe, in den Sinn der Bilderreihe einzuführen und den vollen Genuß derselben auch dem mit dem Stoff minder Vertrauten zu ermöglichen, in edler und unaufdringlicher Weise gerecht. Das Ganze ist wieder eines jener Werke, die, einmal im Familienbesitz, eine Quelle gemeinsamen Genusses auf lange Zeit hinaus werden. Das Album ist „Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII., dem hohen Beförderer der Kunst und Wissenschaft, gewidmet".

Miscellen.

Statistisches aus Großbritannien. Die Volkszählung vom 5. April 1891 hat manche interessante Resultate geboten, um so beachtenswerther, da in jenem Lande bisher nur alle 10 Jahre solche Zählungen vorgenommen wurden. Die Bevölkerungszunahme in den großen Städten Englands ist zwar nicht mehr eine so auffallende wie in früheren Jahrzehnten. Gegen einen Zuwachs um 16½ % in der vorigen Dekade haben die 28 größten Städte zusammen diesmal nur eine Vermehrung um 12 % (von einer Million) aufzuweisen. Mit der Rapidität des Anwachsens der Bevölkerung in den amerikanischen Staaten können die englischen Städte ohnehin gar nicht in Vergleich kommen. Zwar ist Cardiff in den letzten 10 Jahren von 82 761 auf 128 849 Einwohner angewachsen, hat also eine Zunahme von 55,7 % aufzuweisen; der sogenannte „äußere Ring" von London hat einen Zuwachs von fast einer halben Million, eine Vermehrung um nahezu 50 %, während übrigens London als Ganzes nur um 890 248 Köpfe, also 15,7 %, zugenommen hat; Portsmouth ist von 127 989 auf 159 255 angewachsen, also um 24,4 %. Aber was ist dies z. B. gegenüber Chicago, das von 1880 bis 1890 um 118,6 %, d. h. von 503 185 auf 1 099 850 Einwohner gestiegen ist, oder

Digitized by Google

Minneapolis, das sich von 46 887 in der gleichen Zeit auf 164 003 (um 251,4 %), oder Omaha, das sich von 30 518 auf 140 452 (um 360,2 %) vermehrt hat? St. Paul hat im selben Zeitraum um 221,1, Kansas City um 137,9, Denver um 199,5 % zugenommen.

Aber abgesehen hiervon, ist es doch eine bezeichnende Thatsache, daß die Bevölkerung der 28 größten Städte Englands auf einem Areal von 258 869 Acres fast ein Drittel der Gesammtbevölkerung umfaßt. London allein birgt ungefähr ein Fünftel der gesammten Einwohnerzahl; man berechnet, daß dort auf einer Quadratmeile (engl.) 8080 Menschen existiren. Indessen wird diese enorme Dichtigkeit der Bevölkerung durch Liverpool noch übertroffen. Während man in London auf den Acre (160 Qu.-R. = ⅔ Morgen) 56,4 Personen rechnet, treffen in Liverpool auf denselben Raum 99,4.

Ungleich bemerkenswerther ist bei den Resultaten dieser Zählung die reißende Abnahme der Bevölkerung Irlands. In allen Provinzen und mit nur zwei Ausnahmen in allen Grafschaften hat sie stattgefunden. 1841 zählte die grüne Insel noch 8 175 124 Einwohner. Infolge der Hungersnoth und Auswanderung war die Einwohnerzahl 1851 auf 6 552 385 herabgesunken; jedes Jahrzehnt hat seitdem einen neuen Niedergang aufzuweisen. Am 5. April 1891 zählte man nur noch 4 706 162 (2 317 076 männlichen und 2 389 086 weiblichen Geschlechtes), seit 1881 ein Rückgang um 9,1 %.

Auch der Census nach Confessionen bietet hier seine Merkwürdigkeit. Als römisch-katholisch bekannten sich 3 549 745 Personen (75,4 %); die übrigen 1 156 417 vertheilen sich in 600 830 englische Hochkirchler (Episcopalians), 446 687 Presbyterianer, 55 235 Methodisten (Zunahme um 13,1 % seit 10 Jahren), 50 165 auf andere Secten; 1702 verweigerten die Auskunft.

Am auffallendsten ist aber in diesem ganz armen Lande die Zunahme der Juden, die sich in einem Zeitraume von 10 Jahren um 280 % vermehrt haben und am 5. April d. J. 1798 Köpfe zählten.

Gregor VII. ein Hexenverfolger? Eine Sisyphusarbeit wäre es, allen Geschichtslügen, die täglich durch die Presse gegen die Kirche verbreitet werden, im einzelnen nachzugehen. In stets neu anschwellenden Massen kommen sie daher, einem nie versiechenden Lavastrom vergleichbar, der rings die Luft verfinstert und sich über die Geister lagert. Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit für alle Personen und Institutionen in der Geschichte — nur die katholische Kirche allein ist vogelfrei. Wer sie schmäht, hat keine Kritik zu fürchten; wer sie vertheidigt, hört eben dadurch auf, „wissenschaftlich" zu sein. Das Octoberheft 1891 der vielgelesenen Revue des deux mondes brachte u. a. einen Aufsatz aus der Feder eines gefeierten französischen Literarhistorikers, früher Professor der Literatur in Nancy, jetzt in Paris. Herr Emil Gebhart hat eine Reihe gelehrter Werke veröffentlicht, sie sind mit dem Preis gekrönt worden von der Akademie wie von dem Institut de France. In diesem Aufsatze nun verbreitet er sich in gehässigster Weise über das Geistesleben der Kirche im Mittelalter, für das ihm freilich jedes Verständniß fehlt. Er sucht den Teufelsglauben lächerlich zu machen und schließt (S. 628) mit einer Tirade

Digitized by Google

über die Hexenverfolgungen in der Kirche (natürlich nur in der katholischen; denn Luthers krankhafter Teufelswahn und die massenhaften Hexenprocesse protestantischer Länder scheinen ihm unbekannt zu sein): „Die größten Päpste, Gregor VII. und Innocenz III., die avignonesischen Päpste und selbst Innocenz VIII. in den letzten Tagen des 15. Jahrhunderts schleudern Bullen und Excommunicationssentenzen gegen die Jünger des Teufels, die Bischöfe verfolgen die Hexen, die Schwarzkünstler und die Alchymisten; die Inquisition fahndet nach den Clerikern, die sich heimlich anschließen an die Religion der Hölle." — Wie viele Lügen in einem einzigen Satze!

Weder Gregor VII. noch Innocenz III. haben Bullen gegen die Hexen erlassen; der Inquisition war jahrhundertelang das Verbrechen der Magie, wo nicht auch Häresie nachgewiesen wurde, völlig entzogen; von den sieben Avignoneser Päpsten hat nur ein einziger, Johann XXII., gegen den furchtbar grassirenden Aberglauben Warnungsschreiben erlassen. Infolge der Kreuzzüge und des regen Verkehrs mit den Orientalen, durch den Einfluß der Araber in Spanien, durch die manichäischen Secten und vielleicht auch manche heidnische Ueberbleibsel war das Uebel so mächtig geworden. Ein Blick allein auf die Trierer Synode von 1310 genügt, um den Mahnruf des Papstes zu erklären und zu rechtfertigen. Und doch stand es damals in der Provence noch schlimmer. So hat allerdings auch Innocenz VIII. auf die aus Deutschland an ihn gelangten ausführlichen Berichte 1484 gesucht, die Processe wegen Hexenwesens aus den Händen der weltlichen Gerichte in die einer eigenen geistlichen Behörde zu bringen. Es ist ihm nur auf ganz kurze Zeit gelungen. Was Gregor VII. angeht, so hat er seine Anschauungen über diese Frage mit aller wünschenswerthen Klarheit in einem Briefe an König Harald von Dänemark niedergelegt (Reg. VII, 21): „Auch das darf nicht mit Stillschweigen übergangen, sondern muß durch apostolische Machtvollkommenheit mit allem Nachdruck untersagt werden, was über Euer Volk uns zu Ohren gekommen ist: daß Ihr nämlich Unwetter und Seuchen und alle mögliche Leibesplage den Priestern zur Last leget . . . Ueberdies glaubet ja nicht, daß es Euch erlaubt sei, Weibern, die Ihr aus derselben Ursache und mit derselben Unmenschlichkeit eines barbarischen (altheidnischen) Herkommens verurtheilt habt, ein Leid anzuthun. Lernet vielmehr durch würdige Buße die göttlichen Strafgerichte von Euch abzuwenden, statt daß Ihr durch nutzloses und grausames Wüthen gegen diese unschuldigen Frauen den Zorn Gottes noch mehr herausfordert." So schrieb am 6. November 1077 der große „Hexenverfolger" Gregor VII.

Digitized by Google

Ankündigung.

In der **Herder'schen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** erscheinen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen, die

Ergänzungshefte

zu den

„Stimmen aus Maria-Laach".

Jährlich erscheinen etwa 4—6 Hefte gr. 8° von durchschnittlich 8 Bogen in unbestimmten Zwischenräumen.

Vier Hefte bilden einen Band; jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich.

Die „Ergänzungshefte", welche im Jahre 1876 ins Leben traten, haben jüngst **die Zahl 50 überschritten.** Das Unternehmen hat sich auf diese Weise als ein durchaus lebenskräftiges erwiesen. Wesentlich unterstützt wurde es in seinem Wachsthum durch die zahlreichen, höchst anerkennenden Beurtheilungen in der katholischen wie akatholischen Presse. Einige derselben mögen hier eine Stelle finden.

„In den ‚Ergänzungsheften' finden wir die brennendsten Fragen unseres geistigen Lebens behandelt; alles, was die Geister in unseren Tagen bewegt, ist hier von ebenso gelehrten als weitschauenden Männern besprochen und im katholischen Sinne beurtheilt. Und nicht nur Theologie, Philosophie, Naturwissenschaft, auch Poesie und Kunst ist in den Bereich der Besprechung gezogen."

(Die katholische Bewegung. Würzburg.)

„In den ‚Stimmen aus Maria-Laach' sowie in den an diese sich anschließenden ‚Ergänzungsheften' haben die Jesuiten, von Deutschlands Boden verbannt, sich die Arena geschaffen, wo sie den Kampf mit der deutschen Wissenschaft fortsetzen. Und man muß gestehen, nicht ohne Geschick und gründliche Gelehrsamkeit. Die Hypothesen der Philosophie und Naturwissenschaften, die Methoden der Nationalökonomie und Geschichte, die Entwicklung der katholischen und protestantischen Theologie werden hier einer scharfen Kritik unterzogen, und überall da, wo Schwächen und Lücken in den Systemen sich zeigen, sie mögen noch so versteckt liegen, weiß sie das Auge des modernen Scholastikers ausfindig zu machen."

(Magazin für die Literatur des In- und Auslandes. Leipzig.)

„Die ‚Ergänzungshefte' zu den ‚Stimmen aus Maria-Laach' bieten, wie die Zeitschrift selbst, einen glänzenden Beweis für das rege Leben und Streben, das sich in allen Wissenszweigen und auf allen Richtungen in einer kleinen Gelehrtenrepublik entfaltet."

(Österreich. literar. Centralblatt. Wien.)

Uebersicht nach Fächern.

Theologie und Religionswissenschaft S. 2. — **Philosophie und Naturwissenschaft** S. 3. — **Geschichte** S. 4. — **Literaturgeschichte** S. 6. — **Volkswirthschaft und Rechtslehre** S. 8.

Digitized by Google

Baumgartner, A., Lessings religiöser Entwicklungsgang. Ein Beitrag zur Geschichte des „modernen Gedankens". (Nr. 2.) (IV u. 168 S.) *M.* 2.

„Baumgartners Endresultat ist ein hartes, aber keineswegs ungerechtes.... Es ist daher Pflicht des aufrichtigen Gelehrten, dem die Wahrheit über der Parteisucht steht, nach Kräften zu streben, daß die Baumgartner'sche Studie mit ihrem scharf logischen, quellenmäßig begründeten Urtheil nach und nach die größtmögliche Verbreitung gewinne." (Germania. Berlin.)

„Das Buch ist mit Sachkenntniß, mit Geist und Schlagfertigkeit geschrieben." (Blätter für literar. Unterhaltung. Leipzig.)

Hummelauer, F. v., Der biblische Schöpfungsbericht. Ein exegetischer Versuch. (Nr. 4.) (IV u. 151 S.) *M.* 1.90.

„Die meisten neueren Schriften über das mosaische Sechstagewerk stellen sich auf den Standpunkt der Defensive gegenüber den Einwendungen der Naturwissenschaften. Bekanntlich ändern aber die letzteren allzu häufig und zu rasch ihre Frontstellung, und dies hatte zur Folge, daß der biblische Apologet seine Stellung auch immer wieder ändern mußte. Man findet daher in den meisten neueren Schriften mehr Astronomie und Geologie als wirkliche Exegese des heiligen Textes. Herr v. Hummelauer will uns eine volle exegetische Durcharbeitung des ersten Kapitels der Genesis geben, und die gestellte Aufgabe hat er vollständig gelöst. Er hat uns die Heilige Schrift aus ihr selbst und nicht aus der Geologie erklärt." (Literar. Handweiser. Münster.)

Knabenbauer, J., Das Zeugniß des Menschengeschlechtes für d. Unsterblichkeit d. Seele. (Nr. 6.) (IV u. 164 S.) *M.* 2. (Fehlt.)

„Daß dem hochw. Verfasser der Nachweis, den er sich vorsetzte, wirklich gelungen ist, wird kein Kundiger läugnen. Wer sein Buch gelesen hat, wird ohne Zweifel von der lebendigen Ueberzeugung durchdrungen sein, daß das ganze Menschengeschlecht das Bewußtsein von der Unsterblichkeit der Seele und von der Vergeltung nach dem Tode hatte. Und so sagen wir wohl nicht zu viel, wenn wir die treffliche Knabenbauer'sche Monographie der weltberühmten Schrift Tertullians De testimonio animae an die Seite stellen." (Pastoral-Blatt. St. Louis, Mo.)

Pesch, Chr., Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen des Alterthums. Eine Studie zur vergleichenden Religionswissenschaft. (Nr. 32.) (X u. 144 S.) *M.* 1.90.

„Eine in mehrfacher Hinsicht merkwürdige und bedeutsame Schrift; sie fesselt sowohl durch den leitenden Grundgedanken, wie durch das reiche und übersichtlich geordnete Material, auch durch die klare und anziehende Darstellung. Der Verfasser behandelt den Kernpunkt der ganzen Religionswissenschaft, das Gottesbewußtsein der heidnischen Völker." (Der Kulturkämpfer. Berlin.)

— **Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen der Neuzeit.** Eine Studie zur vergleichenden Religionswissenschaft. (Nr. 41 und 42.) (XII u. 252 S.) *M.* 3.30.

„Das Buch ist mit Freude zu begrüßen, weil es einmal eine für weitere Kreise sehr brauchbare Zusammenstellung gibt (und an solchen haben wir wahrlich keinen Ueberfluß); und weil es andererseits eine Frage im Zusammenhang behandelt, welche in den gangbaren Handbüchern der Religionsgeschichte über Gebühr vernachlässigt zu werden pflegt, obwohl es die wichtigste ist unter allen Fragen, deren Beantwortung Aufgabe der Religionswissenschaft ist." (Literar. Centralblatt. Leipzig.)

— **Gott und Götter.** Eine Studie zur vergleichenden Religionswissenschaft. (Nr. 49.) (VIII u. 128 S.) *M.* 1.70.

„Diese Schrift enthält in drei Theilen eine gründliche Darlegung 1. der Wahrheit, 2. der Entstehung, 3. der Entwicklung des Gottesbegriffes. Mit der Belehrung über die wichtigsten religions-philosophischen Fragen bietet sie zugleich gründliche und treffende Abfertigung und Widerlegung der rationalistischen und atheistischen Behauptungen." (Anzeiger f. d. kath. Geistl. Deutschlands. Frankfurt a. M.)

Digitized by Google

Schneemann, G., Die Entstehung der thomistisch-molinistischen Controverse. Dogmengeschichtliche Studie. (Nr. 9.) (IV u. 160 S.) *M.* 2. (Fehlt.)

— **Weitere Entwickelung der thomistisch-molinistischen Controverse.** Dogmengeschichtliche Studie. (Nr. 13 und 14.) (IV u. 230 S.) *M.* 3.20.

„Beide Broschüren des P. Schneemann verbinden Gründlichkeit der Behandlung mit Klarheit und Wärme der Darstellung; sie fesseln den Leser von der ersten bis zur letzten Seite. Was aber besondere Anerkennung verdient, das ist die große Mäßigung, mit welcher er diese heikle Frage bespricht, und die Aufrichtigkeit, mit welcher er auch das mittheilt, was für einzelne seiner Ordensgenossen minder ehrenhaft scheint." (Katholik. Mainz.)

Philosophie und Naturwissenschaft.

Cathrein, V., Die Sittenlehre des Darwinismus. Eine Kritik der Ethik Herbert Spencers. (Nr. 29.) (XII u. 146 S.) *M.* 2.

„Der Jesuit V. Cathrein gibt in der vorliegenden, verdienstlichen, Wesentliches und Unwesentliches geschickt scheidenden Schrift zuerst eine kurze Uebersicht über die Hauptpunkte der Spencer'schen (angeblichen) Sittenlehre; sodann prüft und widerlegt er die Grundlagen derselben; endlich weist er die verhängnißvollen Consequenzen dieser modernsten Laienmoral nach. . . . Leicht und dankbar war für den Verfasser der Nachweis, daß Spencer die christliche Sittenlehre vielfach mißverstanden und entstellt hat." (Theologisches Literaturblatt. Leipzig.)

Dressel, L., Der belebte und der unbelebte Stoff nach den neuesten Forschungsergebnissen. (Nr. 22.) (VIII u. 204 S.) *M.* 2.60.

„Die Charakteristik des Stoffes im unbelebten und belebten Zustande ist durchaus klar und scharf, der Verfasser ist völlig mit den diesbezüglichen neueren Untersuchungen, namentlich der Chemiker, vertraut. Ebenso ist die Polemik gegen die mechanische Naturauffassung von durchschlagender Beweiskraft." (Literar. Centralblatt. Leipzig.)

Epping, J., Der Kreislauf im Kosmos. (Nr. 18.) (IV u. 103 S.) *M.* 1.40.

„Als Mathematiker und Astronom faßt der Autor den kosmischen Kreislauf nur vom astronomischen Standpunkte auf. Trotz gediegener Gründlichkeit in Behandlung der einschlägigen Gegenstände hat er es doch wohl verstanden, sie in populärer und auch jedem Nicht-Astronomen leicht verständlicher Weise auseinanderzusetzen. Die Hauptstärke der Schrift scheint uns jedenfalls im abwehrenden und bekämpfenden Theile zu liegen, und einzelne Partien in diesem sind in der That meisterhaft. Indessen bietet auch der instructive Theil vielen Nutzen. . . . Stil und Sprache zeichnen sich durch originelle Frische, Lebendigkeit und Kraft aus." (Germania. Berlin.)

Astronomisches aus Babylon, oder das Wissen der Chaldäer über den gestirnten Himmel. Unter Mitwirkung von J. N. Straßmaier S. J. (Nr. 44.) (VIII u. 190 S., mit 1 Tabelle und 7 lithographirten Keilschrifttafeln.) *M.* 4.

„Die Jesuitenpatres Epping und Straßmaier, beide gleich tüchtige Assyriologen, haben die überaus verdienstliche Arbeit unternommen, drei der kleinen Thontäfelchen, die aus der Seleucidenzeit und dem Orte nach aus Abu Habba (wahrscheinlich der alten chaldäischen Sternwarte zu Sippara) stammen, zu entziffern und die sämmtlichen auf diesen Täfelchen vorkommenden zahlreichen astronomischen Angaben durch eine zugleich rechnerische wie sprachliche Untersuchung aufzuklären." (Himmel und Erde. Berlin.)

Gruber, H., August Comte, der Begründer des Positivismus. Sein Leben und seine Lehre. (Nr. 45.) (VII u. 144 S.) *M.* 2.

„Das interessante Buch zeichnet sich ebenso sehr durch Gründlichkeit und wissenschaftliche Genauigkeit, wie durch spannende und gemeinverständliche Darstellung

Digitized by Google

aus. Die nur 144 Seiten umfassende Arbeit gibt uns über Comte's Leben und Lehre viel vollständigern Aufschluß, als die umfangreichen Werke Littré's und Robinets, so daß wir dieses formvollendete Buch allen unseren Lesern, die sich für Philosophie interessiren, empfehlen können." (Die Gesellschaft. Leipzig.)

Gruber, H., Der Positivismus vom Tode August Comte's bis auf unsere Tage. (Nr. 52.) (VII u. 194 S.) *M.* 2.60.

„Ueber alles, was zum Positivismus gehört, wird man in dieser Schrift mit eingehender und gründlicher Sachkenntniß unterrichtet." (Blätter f. Litter. Unterhaltung. Leipzig.)

Pesch, T., Die moderne Wissenschaft betrachtet in ihrer Grundfeste. Philosophische Darlegung für weitere Kreise. (Nr. 1.) (IV u. 108 S.) *M.* 1.40. (Fehlt.)

„Das Schriftchen ist für die weitesten Kreise berechnet, und in der That hat es der Verfasser verstanden, seine höchst interessanten Ausführungen in eine allgemein verständliche Sprache zu kleiden, ohne daß dabei die Gründlichkeit beeinträchtigt worden wäre." (Germania. Berlin.)

— **Die Haltlosigkeit der „modernen Wissenschaft".** Eine Kritik der Kant'schen Vernunftkritik für weitere Kreise. (Nr. 3.) (IV u. 131 S.) *M.* 1.70.

„Vorliegende Schrift schließt sich an die vorjährige desselben Herrn Verfassers an: ‚Die moderne Wissenschaft betrachtet in ihrer Grundfeste'. In letzterer hatte P. Pesch den Nachweis geliefert, wie die moderne Wissenschaft ihren Halt in Kant habe; nunmehr untersucht er diesen Halt selbst und unterzieht die Kant'schen Principien einer scharfsinnigen und vernichtenden Kritik. Das Buch ist, weil der Ruf: ‚Zurück zu Kant' wieder laut ertönt, sehr zeitgemäß und instructiv, überdies auch für den Nicht-Fachmann durchaus verständlich und die Darstellung so interessant wie anschaulich." (Schlesische Volkszeitung. Breslau.)

— **Das Weltphänomen.** Eine erkenntniß-theoretische Studie zur Säcularfeier von Kants Kritik der reinen Vernunft. (Nr. 16.) (VIII u. 137 S.) *M.* 1.80.

„P. Pesch hat in den Ergänzungsheften zu den ‚Stimmen aus Maria-Laach' seinen beiden früheren philosophischen Broschüren eine dritte folgen lassen, worin er den durch Kant angebahnten und eben jetzt besonders in Mode stehenden subjectiven Idealismus, sowie die ganze in ihm sich aussprechende Richtung der modernen Philosophie positiv und negativ bekämpft. Bei dem eigenthümlichen Geschick des Verfassers, die abstractesten Fragen in ihrer praktischen Tragweite zu erfassen und bei strengster Wissenschaftlichkeit sie in einer stets frischen und anschaulichen, oft packenden Darstellung zu behandeln, sind seine Schriften besonders geeignet, einem weitern Leserkreis Interesse für die Philosophie abzugewinnen und in dieselbe einzuführen." (Pastoralblatt. Köln.)

Geschichte.

Beissel, St., Die Baugeschichte der Kirche des heiligen Victor zu Xanten. Nach den Originalrechnungen und anderen handschriftlichen Quellen dargestellt. Mit vielen Abbildungen. (Nr. 23 und 24.) (XII u. 232 S.) *M.* 3.

„Es sei das interessante Werk allen denen empfohlen, welche das mittelalterliche Bauwesen nicht nur in Bausch und Bogen, sondern auch in seinen intimsten Usancen kennen lernen wollen." (Zeitung f. Literatur, Kunst u. Wissenschaft d. Hamb. Corresp.)

„Wir können nur wünschen, daß Werke, wie das besprochene, zum Gemeingut aller werden." (Archiv für christl. Kunst. Stuttgart.)

— **Geschichte der Ausstattung der Kirche des heiligen Victor zu Xanten.** Nach den Originalbaurechnungen und anderen handschriftlichen Quellen dargestellt. Mit sechs Illustrationen. (Nr. 37.) (VIII u. 148 S. und 1 Grundriß der Victorskirche.) *M.* 2.

Digitized by Google

„Den älteren Studien über die Xantener Victorskirche hat Herr Beissel eine neue, über die innere Ausstattung derselben, zugefügt, welche deren plastische Schätze und Malereien in eingehendster und sehr sorgfältiger Weise erörtert und werthvolle Beiträge zur Geschichte der ‚Kalkarer Malerschule' bietet."
(Repertorium für Kunstwissenschaft. Stuttgart.)

„Ein wichtiger Beitrag zur Kunstgeschichte und Cultur des Mittelalters."
(Archiv für kirchl. Kunst. Berlin.)

Beissel, St., Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland bis zum Beginne des 13. Jahrhunderts. (Nr. 47.) (VIII u. 148 S.) *M.* 2.

„Der reiche Inhalt des Heftes läßt sich nicht in einigen Zeilen skizziren; wir können nur sagen, daß die allmähliche Entwicklung der Heiligenverehrung und des Reliquiencultus in den deutschen Kernlanden in knapper, aber lichtvoller Darstellung vorgeführt wird, und zwar so, daß keine einschlägige Frage von Bedeutung unerörtert bleibt, keiner Schwierigkeit aus dem Wege gegangen wird; Mißbräuche, sie seien wirkliche oder angebliche, finden ihre Erklärung und theilweise Entschuldigung. . . . Die Schrift wird insbesondere als eine wahre Fundgrube denjenigen Herren Confratres willkommen sein, welche sich in der Lage befinden, über die behandelte Materie Vorträge in Bürgervereinen u. dgl. halten zu müssen." (Pastoralblatt. Köln.)

Duhr, B., Pombal. Sein Charakter und seine Politik nach den Berichten der kaiserlichen Gesandten im geheimen Staatsarchiv zu Wien. Ein Beitrag zur Geschichte des Absolutismus. (Nr. 53.) (IV u. 182 S.) *M.* 2.30.

„P. Duhr zeichnet nach den berufensten Quellen, nämlich nach den im geheimen Staatsarchiv zu Wien aufbewahrten Berichten der dem herrschgewaltigen Minister sogar meist sehr befreundeten kaiserlichen Gesandten das Walten und Wirken dieses Erzfeindes der Jesuiten. Da P. Duhr einfach die Quellen reden läßt, so ist von vornherein der Vorwurf der Parteilichkeit unmöglich gemacht, der den meisten Gegnern der Jesuiten ja freilich am allerwenigsten erspart bleiben kann." (Schlesische Volkszeitung. Breslau.)

Plenkers, W., Der Däne Niels Stensen. Ein Lebensbild, nach den Zeugnissen der Mit- und Nachwelt entworfen. (Nr. 25 und 26.) (VIII u. 206 S.) *M.* 2.75.

„Die Schrift beruht auf umfassenden Quellenstudien, und auch die protestantischen Schriften über Stensen haben in derselben eine sorgfältige und verhältnißmäßig unparteiische Benutzung gefunden." (Histor. Zeitschrift. München.)

Rieß, Fl., Das Geburtsjahr Christi. Ein chronologischer Versuch, mit einem Synchronismus über die Fülle der Zeiten und zwölf mathematischen Beilagen. (Nr. 11 und 12.) (IV u. 267 S.) *M.* 3.

„Der Verfasser ist zur Ueberzeugung gekommen, daß Dionysius Exiguus, der Begründer unserer Zeitrechnung, die Menschwerdung Christi auf das Jahr 752 der Stadt Rom angesetzt und daß derselbe mit den altkirchlichen Traditionen in Einklang gewesen sei. Um dies zu beweisen, wird das ganze Rüstzeug der historischen Literatur, die dem Verfasser trotz seiner ‚Verbannung' (S. 5) beinahe vollständig zur Verfügung stand, herbeigezogen und ausgenutzt." (Literar. Centralblatt. Leipzig.)

Spillmann, J., Die englischen Martyrer unter Heinrich VIII. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts. (Nr. 38.) (VIII u. 171 S.) *M.* 2.25.

„Wie sehr auch die Darlegungen allen Anforderungen gelehrter Geschichtschreibung entsprechen, so wendet sich die Schrift doch zugleich an ein weiteres Publikum, und da der Herr Verfasser über eine sehr klare und anschauliche Sprache verfügt, so werden sich ‚die englischen Martyrer unter Heinrich VIII.' gewiß zahlreiche Freunde erwerben." (Pastoralblatt. St. Louis, Mo.)

— **Die englischen Martyrer unter Elisabeth bis 1583.** Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts. (Nr. 39 und 40.) (XIV u. 319 S.) *M.* 4.20.

Digitized by Google

„Der Autor bietet uns mehr als bloß eine Geschichte der katholischen Martyrer unter der Regierung der Königin Elisabeth bis zum Jahre 1583; er schildert uns die Gründung der anglikanischen Kirche, wie dieselbe verbreitet und wie sie aufrecht erhalten wurde. . . . P. Spillmann hat sich mit seinem Buche ein großes Verdienst um die Kirchengeschichte und Apologetik erworben."

(Augustinus [Correspondenzblatt f. d. kath. Clerus]. Wien.)

Zimmermann, A., Die Universitäten Englands im 16. Jahrhundert. (Nr. 46.) (VIII u. 138 S.) *M.* 1.80.

„Der Verfasser hat sich seiner Aufgabe in sachkundiger Weise entledigt und uns ein Bild von der Lage der ehrwürdigen Stätten der Wissenschaften in England gezeichnet, das zu tiefer Wehmuth stimmt und die in den weitesten Kreisen stets mehr sich ausbreitende Anschauung befestigen hilft, daß die Reformation nicht bloß die religiösen und volkswirthschaftlichen Interessen geschädigt, sondern auch namentlich auf den Betrieb der Wissenschaft und die Entwicklung der Cultur lähmend eingewirkt hat."

(Histor.-polit. Blätter. München.)

— **Maria die Katholische.** Eine Skizze ihres Lebens und ihrer Regierung. (Nr. 48.) (VIII u. 162 S.) *M.* 2.20.

„Die Schrift kann eher eine Monographie genannt werden, als eine bloße ‚Skizze' des Lebens und der Regierung der Maria Tudor. Wir empfangen auf den 162 Seiten nicht allein eine Fülle von geschichtlichen Mittheilungen über das frühere Leben Maria's vor der Thronbesteigung, über ihre Stellung zur Kirche und ihr Bemühen um eine katholische Gegenreformation — Beziehungen, welche in der bisherigen Literatur nicht eingehend behandelt wurden —, wir werden auch im Herzen mit warmer Sympathie erfüllt für die von gehässiger Parteilichkeit vielverleumdete Königin."

(Histor. Jahrbuch. München.)

Literaturgeschichte.

Baumgartner, A., Longfellow's Dichtungen. Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerika's. (Nr. 5.) (IV u. 176 S.) *M.* 2.25.

„Abgesehen von dem religiös-philosophischen Kern bietet die Broschüre nach der literarischen Seite hin eine vollständige Uebersicht über die dichterischen Leistungen dieses größten amerikanischen Dichters und eine gediegene Analyse seiner bedeutenderen Werke, sowie treffliche Uebersetzungsproben schöner Stellen und Gedichte. Wir können deshalb die anziehende Schrift nicht nur als einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der modernen Ideenrichtungen, sondern auch als eine sehr angenehme und belehrende Unterhaltungslectüre anempfehlen."

(Kölnische Volkszeitung.)

„Soweit Biographie und Analysen in Betracht kommen, können wir das Buch Baumgartners allen Freunden der englischen Literatur, dem gebildeten Publikum überhaupt, ohne jede Einschränkung empfehlen."

(Allgemeine Zeitung. München.)

— **Göthe's Jugend.** Eine Culturstudie. (Nr. 10.) (IV u. 154 S.) *M.* 2.

„Der weitschichtige Stoff aus den Werken und Briefen des Dichters und aus den zahlreichen Correspondenzen seines Kreises ist genau und sorgfältig geprüft, in prägnante Kürze zusammengedrängt und in so lebhafter Darstellung vorgeführt, daß man die Schrift von Anfang bis zu Ende mit Spannung liest."

(Literar. Handweiser. Münster.)

— **Göthe's Lehr- und Wanderjahre** in Weimar und in Italien. (Nr. 19 und 20.) (VIII u. 376 S.) *M.* 4.80.

„Die stilistische Formgebung bekundet die feinste, fast möchten wir sagen, weltmännischste Durchbildung; es übt die mit echt attischem Salz gewürzte Sprechweise einen derartigen Reiz aus, daß selbst mit Jesuitenscheu in höherem Grade Behaftete, wenn sie einmal in dem Buche zu lesen angefangen hätten, schwerlich dem Reize, immer weiter und weiter zu lesen, widerstehen würden, wie unsympathisch sie auch die Anschauungsweise des Verfassers und die Ergebnisse seiner Göthe-Studien anmuthen möchten."

(Literar. Rundschau. Freiburg.)

Digitized by Google

Baumgartner, A., Göthe und Schiller. Weimars Glanzperiode. (Nr. 33 und 34.) (VIII u. 393 S.) *M.* 5.

„Das Werk behandelt nicht bloß den Dichter, sondern auch seine ganze Zeit in allen Beziehungen, seine Freunde wie seine Gegner, seine Werke wie sein Leben, alles mit ausgiebiger Benutzung der Quellen, zahllosen Citaten und sorgfältig ausgearbeiteten Registern. Der Referent ist in der Lage, ihm in allen Hauptpunkten beizustimmen; wenn der gelehrte Verfasser hin und wieder zu scharf urtheilt, so war das kaum zu vermeiden; auf Wirkung folgt Gegenwirkung."

(Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens. Berlin.)

— **Der Alte von Weimar.** Göthe's Leben und Werke von 1808 bis 1832. (Nr. 35 und 36.) (VIII u. 296 S.) *M.* 3.80.

„Baumgartner hat unserer Jugend und uns allen den größten Dienst erwiesen, indem er den Menschen Göthe zwar ernst, aber gerecht als das hinstellte, was er war."

(Das Vaterland. Wien.)

Dahlmann, J., Die Sprachkunde und die Missionen. Ein Beitrag zur Charakteristik der ältern katholischen Missionsthätigkeit (1500—1800). (Nr. 50.) (XII u. 128 S.) *M.* 1.70.

„Klar hat Dahlmann seine Aufgabe gelöst und mit geschickter Benutzung der Beurtheilungen fremder Fachmänner an einigen Stellen eingehend, an andern nur andeutend die katholischen Missionare der ältern Zeit uns vorgeführt. . . . Die Schrift bildet einen wichtigen Beitrag zur wissenschaftlichen Missionskunde."

(Allgem. Missions-Zeitschrift. Gütersloh.)

Dreves, G. M., Ein Wort zur Gesangbuchfrage. Zugleich Prolegomena zu einem Büchlein geistlicher Volkslieder. (Nr. 28.) (IV u. 136 S.) *M.* 1.70.

„Der Verfasser gibt hier eine sehr gründliche Studie über den deutschen Volkskirchengesang und legt die Art und Weise dar, wie ein deutsches Kirchengesangbuch beschaffen sein soll. Zu diesem Zwecke untersucht er zuerst das Wesen des Liedes überhaupt, dann des Volksliedes und zuletzt des Kirchenliedes, woran er treffliche Bemerkungen über die Musik, speciell über die Melodie des Kirchenliedes reiht. Die beiden letzten Abschnitte des Buches, welche den Titel führen: ‚Wie man ein altes Lied handhaben mag' und ‚Wie ein Liederbuch geartet sein soll', geben bedeutsame Rathschläge über die Herstellung eines möglichst vollkommenen kirchlichen Volksgesangbuches. Ein vortreffliches Werk!" (Cäcilien-Vereinskatal. kirchenmusikal. Werke. Regensburg.)

Gietmann, G., Die Göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri. (Nr. 30 und 31.) (VIII u. 306 S.) *M.* 4.

„Der Verfasser verfügt über große Belesenheit und formelle Gewandtheit; er besitzt die Gabe poetischen Nachempfindens und eindringenden Denkens, ja er hat den guten Willen zu Weitherzigkeit und friedlicher Gesinnung gegen Andersdenkende. Wer wollte verlangen, daß er alle wichtigeren Fragen unter einem andern Gesichtswinkel betrachten sollte als unter demjenigen seines Systems? Uebrigens kann ich dem Grundgedanken, von welchem sich Gietmann in formaler Beziehung leiten läßt, meine vollste Sympathie nicht versagen." (Blätter für literar. Unterhaltung. Leipzig.)

Kreiten, W., Voltaire. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Liberalismus. (Nr. 7 und 8.) (VIII u. 384 S.) *M.* 4.95.

„Kreitens fleißige, kritisch genaue Schrift über eine in sich abgeschlossene revolutionäre Individualität ist verdienstvoll in literar-historischer Hinsicht und schätzenswerth zum Anregen des Nachdenkens über einen berühmtest gewordenen Menschen, dessen ‚Erdenrest nicht reinlich war' — wie die Freunde trotz der ausgesprochenen Verehrung einräumen." (Deutscher Reichsanzeiger und Kgl.-Preuß. Staatsanzeiger. Berlin.)

„Die Arbeit zeugt von eingehenden Studien nicht allein der Schriften Voltaire's selbst, sowie der vollständigen Literatur über Voltaire, sondern auch der betreffenden religiös-philosophischen wie geschichtlichen Werke." (Neue preuß. [Kreuz-] Zeitung. Berlin.)

Digitized by Google

Volkswirthschaft und Rechtslehre.

Beissel, St., Geldwerth und Arbeitslohn im Mittelalter. Eine culturgeschichtliche Studie im Anschluß an die Baurechnungen der Kirche des heiligen Victor zu Xanten. Mit einer Illustration und vielen statistischen Tabellen. (Nr. 27.) (VIII u. 190 S.) *M.* 2.50.

„Das vorliegende Buch bildet gewissermaßen eine Fortsetzung der von dem Verfasser im Jahre 1883 veröffentlichten ‚Baugeschichte der Kirche des hl. Victor zu Xanten' und dasirt gleich dieser auf dem reichen Materiale, welches das den größten Theil der Urkunden des vormaligen Victor-Stifts in sich schließende Pfarrarchiv dieser Kirche, insbesondere die von der Mitte des 14. Jahrhunderts ab in seltener Vollständigkeit erhaltenen Kirchenfabrikrechnungen, dem Bearbeiter darboten."

(Histor. Zeitschrift. München.)

Cathrein, V., Die englische Verfassung. Eine rechtsgeschichtliche Skizze. (Nr. 15.) (IV u. 123 S.) *M.* 1.60.

„Eine für das größere gebildete Publikum bestimmte Schrift, welche ersichtlich auf gründlichen Studien über die englische Verfassung beruht und eine große Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur beweist. ... Die Schrift wird allen Freunden der Rechtsgeschichte eine willkommene Gabe sein." (Archiv für Kirchenrecht. Mainz.)

— **Die Aufgaben der Staatsgewalt und ihre Grenzen.** Eine staatsrechtliche Abhandlung. (Nr. 21.) (IV u. 147 S.) *M.* 1.90.

„Wenn wir auf diese Schrift eingehender aufmerksam machen, so geschieht dies, weil sie auf eine der wichtigsten Fragen der Gegenwart eine ebenso correcte und gemeinverständliche, wie vom christlichen Geiste durchdrungene Antwort gibt ... wir bedurften dringend ... einer principiellen, trotz ihrer Kürze doch allseitig orientirenden Darstellung, und freuen uns, den Lesern die vorliegende unbedingt empfehlen zu können." (Literar. Handweiser. Münster.)

Ehrle, F., Beiträge zur Geschichte und Reform der Armenpflege. (Nr. 17.) (VIII u. 133 S.) *M.* 1.80.

„Die Broschüre enthält ein äußerst werthvolles Material, und jeder, der sich mit der Armenpflege und mit den charitativen Fragen überhaupt beschäftigt, sollte sich an ihre Lectüre machen." (Philanthrop. Berlin.)

„Dieß ist eine werthvolle, auch vom evangelischen Standpunkte aus wohl beachtenswerthe Arbeit." (Theolog. Literaturbericht. Gütersloh.)

Nostitz-Rieneck, R. v., Das Problem der Cultur. (Nr. 43.) (IV u. 166 S.) *M.* 2.

„P. v. Nostitz hat mit seiner Arbeit einen werthvollen Beitrag geliefert zur Förderung wahrer Cultur." (Das Vaterland. Wien.)

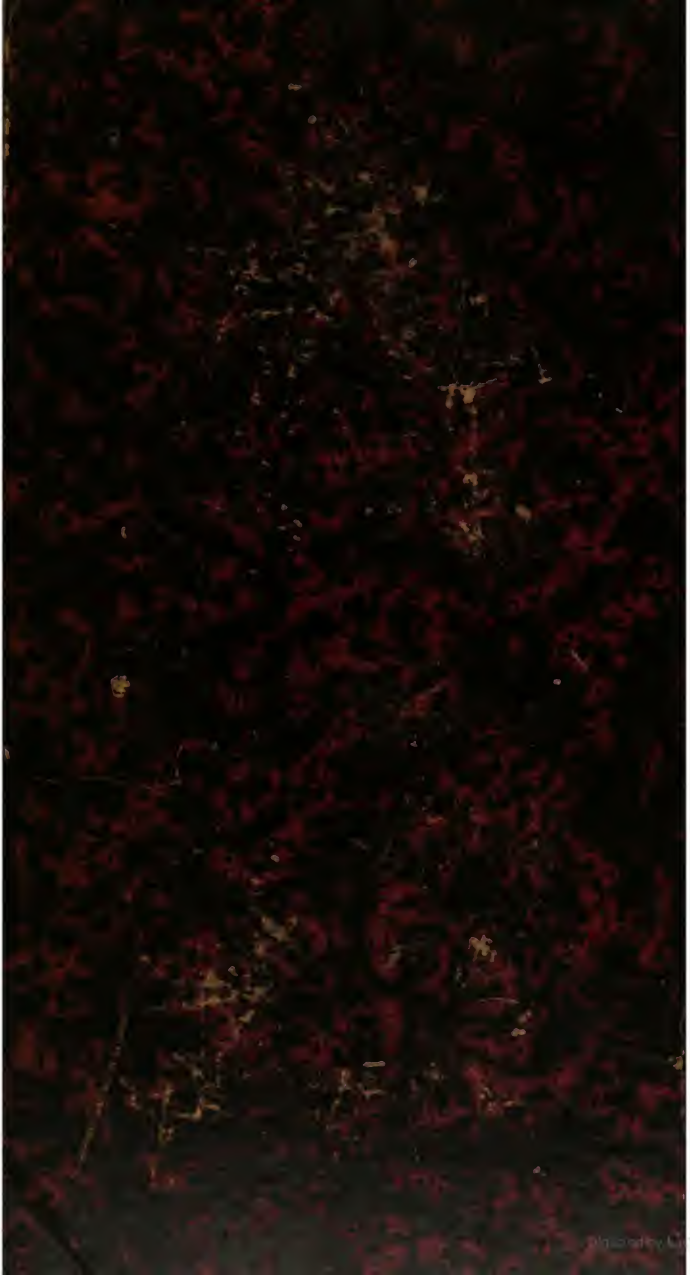
„Nur für die christliche Weltanschauung ist das Problem der Cultur klar und verständlich. Und diese vertritt das vorliegende Werk. Allen gebildeten Lesern, welche das christliche Princip auch in politischen Fragen nicht für überflüssig halten, sei seine Lectüre dringend empfohlen." (Westfäl. Merkur. Münster.)

Pesch, H., Die Wohlthätigkeitsanstalten der christlichen Barmherzigkeit in Wien. Mit Titelbild. (Nr. 51.) (VIII u. 142 S.) *M.* 1.90.

„Der Verfasser begleitet seine Ausführungen nicht nur mit den nöthigen geschichtlichen Notizen und genauen statistischen Angaben, sondern entwirft uns auch ein Bild von dem Leben und Wirken, von den Einrichtungen und Mitteln dieser Anstalten und Vereine, manchmal bis zu den kleinsten Zügen des täglichen Lebens, so daß sich die Lectüre seines Buches zu einem geistigen Rundgang durch die christlichen Wohlthätigkeitsanstalten Wiens gestaltet. ... Wir empfehlen die interessante und lehrreiche Schrift allen, welche sich für die Werke der christlichen Charitas und christliche Wohlfahrtseinrichtungen interessiren." (Arbeiterwohl. Köln.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064173709

Digitized by Google